Rostocker Dokumentenserver
Dieses Werk wurde Ihnen durch die Universitätsbibliothek Rostock zum Download bereitgestellt.
Für Fragen und Hinweise wenden Sie sich bitte an: digibib.ub@uni-rostock.de

Berliner Beiträge zur Landwirthschaftswissenschaft

4.1780

Berlin: bey Joachim Pauli, 1780

https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1759087653

Band (Zeitschrift) Freier Zugang



Landesbibliothek
Mecklenburg-Vorpommern
Günther Uecker
https://purl.uni-rostock.de
/rosdok/ppn1759087653/phys_0001
DFG

16.

3191.

Uh IV a
55.

Landesbibliothek Mecklenburg-Vorpommern Günther Uecker
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1759087653/phys_0002
DFG

872 d

Landesbibliothek Mecklenburg-Vorpommern Günther Uecker
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1759087653/phys_0003
DFG



Landesbibliothek Mecklenburg-Vorpommern Günther Uecker
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1759087653/phys_0006
DFG

Berliner

Beyträge

zur

Landwirthschaftswissenschaft.



F.

Vierter Band.

Berlin, 1780.
bey Joachim Pauli, Buchhändler.

Landesbibliothek Mecklenburg-Vorpommern Günther Uecker
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1759087653/phys_0007
DFG



Landesbibliothek Mecklenburg-Vorpommern Günther Uecker
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1759087653/phys_0008
DFG

Berliner Beiträge

zur

Landwirthschaftswissenschaft.

Vierten Bandes

Erstes Stück.

Landesbibliothek Mecklenburg-Vorpommern Günther Uecker
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1759087653/phys_0009
DFG

Zwei und Dreißigste Abhandlung.

Erörterung einiger wichtigen und nützlichen Anmerkungen zu dem ersten Bande der Berliner Beiträge zur Landwirthschaftswissenschaft, so dem Verfasser von einem hohen Freunde und Gönner mitgetheilet worden.

§. 1.

Ursachen und Gegenstand dieser Abhandlung.

In der Vorrede des dritten Bandes der gegenwärtigen Beiträge habe ich mich zwar, einige Nachrichten von den dem Rindvieh so gewöhnlichen Seuchen und Krankheiten und den dawider bewährt befundenen Mitteln mitzutheilen, und damit den Vierten Band anzufangen anheischig gemacht. Ich werde auch dieses meines Versprechens ohnvergessen seyn, und solches in der nächstfolgenden Abhandlung gehörig zu erfüllen suchen.

Vorjetzt aber wird diese von mir festgesetzte Ordnung durch die Mittheilung einiger wichtigen und nützlichen Anmerkungen zu dem ersten Bande gegenwärtiger periodischen Schrift, so der Verfasser aus den Händen eines hohen Freundes und Gönners empfangen, unterbrochen.

Bereits in der Vorrede des Ersten Bandes habe ich bemerket, wie nützlich es seyn würde, wenn es denkenden Wirthen, sich ihre Erfahrungen einander mitzutheilen, gefällig wäre. Aus eben diesem Grunde habe ich denn auch schon damahls alle geneigte Leser dieser Blätter, denen die Unwissenheit in der Landwirthschaftswissenschaft nicht gleichgültig ist, mich einer solchen gütigen Mittheilung ihrer von den meinigen abgehenden Erfahrungen zu würdigen, auf das inständigste ersuchet.

Auf die Erfüllung dieser meiner öffentlichen gethanen Bitte, habe ich bisher vergeblich gewartet. Nunmehr aber bin ich wegen dieses langen Wartens durch die eben so wichtigen als nützlichen Anmerkungen, die ein geneigter Freund und Gönner zu dem ersten Bande dieser Beiträge aufzusetzen, und mir gütigst zuzuschicken die Ehre gethan hat, vollkommen entschädiget worden.

Ich würde mich an das geehrte Publikum, welches bisher meine wenige Arbeit mit einem so gütigen Beifall aufgenommen hat, offenbar versündigen, wenn ich ihm von dem vielen Guten und Nützlichen, so in den vorerwehnten Anmerkungen befindlich ist, nicht so bald als möglich Nachricht ertheilen, und dabei die Gelegenheit, diejenigen Wahrheiten, die in denselben berühret worden, noch weiter zu erörtern und brauchbarer zu machen, ergreiffen wollte.

§. 2.

In welcher Ordnung die dahin einschlagende Materien vorgetragen werden sollen.

Der geneigte Leser wird in diesen Anmerkungen keine bittere Widerlegungen der von mir in meinen Schriften geäusserten Meinungen antreffen.

Der

Der hauptsächlichste Endzweck gehet bloß dahin, die von mir aufgesetzte Gedanken näher zu erläutern, und durch neue, des gedachten hohen Freundes und Gönners eigene Erfahrungen zu bereichern.

Auch selbst in denjenigen Fällen, wo Derselbe von meinen Meinungen abzugehen scheinet, sind dessen Zweifel mit einer Mäßigung und Zurückhaltung, so nur allein seinem Stande und Erziehung eigen ist, vorgetragen worden.

Mit Recht sehe ich daher diese gütige Mittheilung der erwehnten Anmerkungen als ein kostbares Geschenke an, welches ich, auch zum Besten meiner geneigten Leser, auf alle nur mögliche Art zu Nutze zu machen, bemühet seyn werde.

Die Verschiedenheit der Materien aber, über welche sich diese Anmerkungen verbreiten, erfodern in deren Vortrage eine gewisse Ordnung. Hiezu habe ich folgende erwählet.

Zuförderst soll dasjenige, so eine jede Anmerkung zum Gegenstande hat, und wodurch sie veranlasset worden, aus dem Text der Berliner Beiträge kürzlich angezeiget werden.

Demnächst werde ich eine jede Anmerkung selber so, wie ich sie empfangen habe, mittheilen.

Endlich soll meine Bemühung dahin gehen, daß ich das Nützliche dieser Anmerkungen durch einige eingerückte Nebenanmerkungen vor Jedermann recht brauchbar zu machen, und zugleich eine geschickte Anwendung desselben zu zeigen, suchen werde.

Landesbibliothek Mecklenburg-Vorpommern Günther Uecker
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1759087653/phys_0013
DFG

§. 3.

Erste Anmerkung von dem großen Nutzen, den ein Guts-Besitzer von der vermehrten Anzahl fleißiger Einwohner zu erwarten hat, und in wie weit die Eingebohrnen hierunter vor den Fremden einen Vorzug verdienen.

Erste Anmerkung.

Erster Band *ad Pag.* 26. *lin.* 18. Fremde ꝛc.

In der angezogenen Stelle ist die große Wahrheit, daß der Wohlstand eines jeden Landgutes von einem richtigen Verhältniß der dazu erforderlichen dienstbaren Menschen abhange, vorgetragen, und besonders, was vor ein Schatz es sey, lauter eingebohrne Leute und zwar in gehöriger Menge zu haben, mit einem gewissen Nachdruck gezeiget worden; wobei denn der Ausdruck, daß ihr Vorzug vor Fremde unendlich sey, mit eingeflossen ist.

Dieses hat nun vorgedachtem geneigten Gönner und Freunde, zu folgender Anmerkung Gelegenheit gegeben.

Es ist gewiß, wie der Verfasser saget, daß der Wohlstand eines Orts auf die Menge fleißiger Einwohner beruhet; denn Faule und Müßiggänger sind den Raubbienen gleich zu achten. Der Besitzer des Guts und die Einwohner desselben, finden ihren Vortheil dabei a). Jener vermehret dadurch seine Dienste, Hausmiethen, Bier- und Brandweinschank b), Metzkorn, die Anzahl der Arbeiter in der Ernte, u. d. m., und diese gewinnen die Gemächlichkeit, ihre Produkten, zum Theil ohne sie verfahren zu dürfen, loß zu werden. Sind unter ihnen erlaubte Handwerker c), so ersparen die Einwohner viele Reisen nach

der

der Stadt, und diejenige unter ihnen, die Anspannung haben, können statt dessen manchen Groschen mit ihrem Fuhrwerk verdienen.

Es ist auch an dem, daß überhaupt Einländer einen Vorzug vor Fremde verdienen. Nur an denen Orten, wo eine natürliche von dem Vater auf den Sohn fortgepflanzte Trägheit herrschet, findet diese Regel eine Ausnahme.

Die Erfahrung lehret, daß die Ausländer, dem grössesten Theil nach, ihr Vaterland aus Liederlichkeit und Faulheit verlassen. Einige aber werden auch dazu durch andere Bewegungsgründe gezwungen. Die in den Jahren 1772 und 1773. in Sachsen herrschende Theurung, oder vielmehr Hungersnoth, trieb viele brave und tüchtige Leute, wegen Mangel an Arbeit und Nahrung, aus dem Lande d). Ich habe verschiedene davon als Colonisten auf meinen in Hinter-Pommern belegenen Gütern angesetzet. Statt ihnen aber baaren Vorschuß zu thun, den sie vielleicht in Müßiggang verzehret hätten, und hiernächst davon gelaufen seyn würden, wie solches an verschiedenen Orten geschehen ist, ließ ich ihnen das nöthigste Hausgeräthe und Arbeitszeug anschaffen, und Arbeit anweisen e). Ich lernte hiebei die Arbeitsamen von den Faulen gar bald unterscheiden. Diese, deren Anzahl zum Glück nicht groß war, gingen davon, und ich war um so vergnügter, sie loß zu werden, als sie mir keine sonderliche Kosten verursacht hatten, das Dorf aber von Müßiggängern gereiniget wurde. Jene

nähren sich nicht allein beständig sehr gut, sondern ihre Industrie hat auch den alten Einwohnen zur Nachahmung gedienet. Die Meliorationes, so ich übernommen, und die damit verknüpfte Bauten, verschafften diesen Leuten anfangs hinlängliche Arbeit; und nunmehr finden sie einen zureichenden Verdienst bei der Einerntung des vermehrten Heuschlages und Getreides, wie auch bei dem Ausdrusch desselben.

Vorzüglich habe ich ihnen auch dadurch ein gutes Nahrungsmittel verschaffet, daß ich ihnen erlaubet habe, in meinen Brach-Aeckern so viele Ertoffeln, Mohrüben, Lein, Kohl, Kohlrüben und dergleichen, so viel ihnen gefällig ist, um die Hälfte anzubauen f), wozu ich das Land düngen, und zweimal pflügen lasse, so, daß sie es nur zu behacken und zu wieten haben, welches ihre Frauen und Kinder bei müßigen Stunden verrichten. Da sie das mehreste, was zu ihrem Unterhalt nöthig ist, in ihrem Garten gewinnen, so können sie den grössesten Theil dieser in den Herrschaftlichen Brach-Aeckern gewonnenen Früchte verkaufen und zu Gelde machen Ich erhalte meiner Seits durch dieses Mittel nicht allein das nöthige Gartengewächse zur Speisung des Gesindes, sondern es bleibt auch noch genung übrig, so zum Unterhalt und Mastung des Viehes angewandt werden kann. Der große mir dadurch zuwachsende Vortheil bestehet aber darin, daß der Acker durch das Behacken und Ausgraben dieser Früchte, besonders rein und locker wird; und ich vorzüglich schön Getreide darauf baue g).

a) Man ersiehet hieraus sowohl, als auch überhaupt, aus dem ganzen Inhalt dieser Anmerkung, daß solche nicht, den Verfasser der Berliner Beiträge zur Landwirthschafts-Wissenschaft in seinen bei dieser Materie geäusserten Meinungen zu widerlegen, die Absicht habe. Vielmehr wird dadurch dasjenige, was er davon vorgetragen hat, durch mehrere Erfahrungen erläutert und bestätiget.

b) In dieser Wirthschafts-Rubrik verspüret ein Land-Wirth sonder Zweifel den Nutzen, den er sich durch die mehrere Bevölkerung seines Gutes gestiftet hat, am meisten.

Es haben daher die Güterbesitzer in denjenigen Ländern, wo ihnen die Gerechtigkeit des Bier- und Brand-Weinschancks zuständig ist, einen doppelten Bewegungs-Grund, auf die Vermehrung ihrer Dorfseinwohner bedacht zu seyn, und deshalb alle nur mögliche Mittel anzuwenden. In den Königl. Preußischen Staaten zeichnet sich hierunter Schlesien und Pommern besonders aus. Daselbst schwächt der Verlust eines jeden Unterthanen auch zugleich das Einkommen des Gutsherrn, gleichwie durch eine jede neue Ansetzung desselben solches vermehret wird.

In diesen beiden Ländern ist daher die Vielheit der Menschen auf den Landgütern ein wahrer Schatz vor die Besitzer, weil sie an ihrer Consumtion mit einen Antheil haben; und es mag nicht geleugnet werden, daß denen Schlesiern und Pommern die vielfältige Meliorationen, so durch die Landesväterliche Vorsorge unsers großen und gütigen Königes seit einigen Jahren veranstaltet worden sind, weit wichtigere Vortheile, als in andern Gegenden, wo ein gleiches geschehen, verschaffen.

Der Anbau einer gleichen Anzahl von Menschen gewähret, aus diesem Grunde, den Güterbesitzern in Schle-

sien und Pommern, wenigstens ein von hundert an Einkünften mehr, als denen in der Neumark.

c) Die allenthalben in den Königlichen Preußischen Landen so häufig angelegte Colonien würden annoch einen weit bessern Fortgang gewinnen, wenn man wegen des Unterscheides unter den auf dem Lande erlaubten und unerlaubten Handwerckern etwas mehrere Nachsicht gebrauchen wollte. Bei der ersten Besetzung solcher Colonien hat man in Ansehung der sich dazu angebenden Familien nicht allemahl die freie Wahl, sondern man muß öfters zufrieden seyn, wenn es nur gesunde und brauchbare Menschen sind.

Ackersleute schicken sich zwar vor dergleichen Land-Colonien am besten. Allein, da bei kleinen Nahrungen auch Handwerker hiezu nicht gänzlich unfähig sind, und, wenn sie ihr gelerntes Handwerk bey müßigen Stunden mitzutreiben Gelegenheit haben, öfters am besten dabey zu rechte kommen, so ist es eine große Hinderniß, wenn in solchen Fällen die sich anmeldende fremde Handwerker von dergleichen neuen Colonien ausgeschlossen werden. Es ist nicht ohne Beyspiel, daß aus dieser Ursache manche neue Anlage entweder ganz und gar leer bleibet, oder doch, wenn die Städtische Handwerker aufwachen, und dergleichen aus Nothwendigkeit angesetzte Handwerker vertreiben wollen, wieder zu Grunde gehen.

d) Auch ohne Rücksicht auf den Bewegungsgrund, warum diese Leute ihr Vaterland verlassen haben, ist nicht zu leugnen, daß die Sachsen überhaupt gute und geschickte Ackersleute sind, und daher durchgehends als tüchtige Colonisten angesehen werden müssen.

Der Sächsische Landmann hat weit mehrern natürlichen Witz und Einsichten, als der hiesige, und er ist zu allen Geschäften weit fähiger. Ich werde auch vielleicht nicht irren, wenn ich dem Betriebe des Sächsischen Acker-

Ackerbaues und der dortigen Viehzucht einen Vorzug vor den unsrigen beilege. Die aus Sachsen herstammende Colonisten werden daher in diesen beiden Stücken Lehrmeistere der hiesigen alten Einwohner abgeben können.

Ihr Hauptfehler ist, daß sie zu allerhand Ausschweifungen, und auch gewissermaßen zur Widersetzlichkeit gegen die Herrschaft einige Neigung haben, und man daher im Anfange mancherlei Verdruß, um sie in Ordnung zu halten, ihrentwegen erdulden muß.

Einer vernünftigen Herrschaft wird es aber niemahls an Mitteln, um sie durch einen gerechten und billigen Zwang zur Ordnung zu gewöhnen, fehlen.

Nicht allein die Sachsen, sondern auch die Mecklenburger und Pohlen, gehören zu denjenigen Fremden, die sich vor unsre Gegenden, wo die Hauptsache der Landwirthschaften in dem Ackerbau und der Viehzucht bestehet, am besten schicken, und daher auch, wenn man darunter eine freie Wahl statt hat, vorzüglich gewählet werden müssen.

Die schlechtesten Colonisten in unsern Gegenden sind sonder Zweifel die Pfältzer. Sie sind nicht allein zur Trägheit und Müßiggang geneigt, sondern es ist auch die Art des Landes, so sie verlassen haben, der unsrigen nicht anpassend. Nur eigentlich der Wein- und Garten-Bau ist es, wovon sie einige Kenntniß haben, und in dem Stück sind sie in den hiesigen Landen weit weniger brauchbar, als die vorhin benannte Auswärtige.

In einem großen Staat kann inzwischen alles, was nur Mensch ist, nützlich werden, wenn nur ein jeder recht angestellet, und in das Fach, worinn er Uebung und Erfahrung hat, gesetzet wird.

e) Eine ganz vortrefliche und nachahmungswürdige Methode ist es, die der Herr Verfasser dieser Anmerkungen bey Ansetzung seiner Colonisten beobachtet hat. Es ist dieses

dieses das wahre Mittel, die Müßiggänger von den Fleißigen zu unterscheiden. Es ist aber auch zugleich ein sehr vernünftiges Mittel, wodurch man sich gegen die Betrügereien dieser Unbekannten, wo Gute und Böse gemeiniglich einerley Sprache zu führen pflegen, und daher nur durch wirkliche Bezeigung ihres Fleisses, ob sie sich zu nähren Lust haben oder nicht, unterschieden werden müssen, sicher stellen kann.

Das Arbeits- und Hausgeräthe, so dergleichen Leute gebrauchen, kann, besonders wenn kein Vieh mit darunter begriffen ist, wohl niemahls von solchem Werth seyn, daß der Eigenthümer des Gutes von dessen Verlust einen merklichen Schaden zu befürchten hätte. Auch können diese Leute bey ihrer heimlichen Entweichung dergleichen Werkzeuge nicht so schlechterdings mit fortbringen, und den Verkauf desselben dürfen sie, wenn sie nicht ihr Vorhaben zur Unzeit verrathen wollen, nicht so leicht wagen.

Die Etablirung der Colonisten durch einen baaren Vorschuß fällt theils weit kostbarer, und ist auch theils höchst unsicher. Die Summen die hiedurch verlohren worden, möchten wohl, wenn man sie zusammen rechnen könnte, ein ganz Ansehnliches betragen.

Auch wissen diese Leute, wenn ihnen zu ihrem ersten Etablissement baar Geld gegeben wird, davon nur selten eine richtige Anwendung zu machen. Versauffen und verschwenden sie es gleich nicht, so verleppern sie es doch gemeiniglich zu allerhand unnützen und überflüßigen Dingen, deren sie gar wohl entbehren könnten. Das Nothwendige bleibt darüber zurück, und sie können, weil es ihnen daran fehlet, die angetretene Wirthschaft nicht gehörig fortsetzen. Der Gutsherr muß also, wenn er sie erhalten will, entweder einen neuen Vorschuß thun, oder ihrer ohnfehlbaren heimlichen Entweichung gewärtigen.

f) Auch

f) Auch dieses ist ein nachahmungswürdiges Mittel, theils dergleichen Leute in guter Nahrung zu erhalten, und theils auch zu einem ansehnlichen Vorrath von allerhand nöthigen und besonders vor das Vieh nützlichen Garten-Gewächsen zu gelangen.

Ein Landwirth, dem die Aufnahme und reichliche Versorgung seines Viehstandes nicht gleichgültig ist, kann an Ertoffeln, Kohl und Wurzelwerk niemahls zu viel haben, wie solches schon bey andern Gelegenheiten mit mehrern gezeiget worden.

Die Erzeugung dieser Gewächse aber erfodert in Ansehung des vielen Jätens und Behackens, eine Menge von Arbeitern, die nur selten, ohne Versäumniß der wichtigern Wirthschaftsgeschäfte, entübriget werden können. Solches alles vor baares Tagelohn verrichten zu lassen, verursachet Kosten und Ausgaben, so den davon zu erwartenden Nutzen gemeiniglich vereiteln. Auf dem von dem Herrn Verfasser dieser Anmerkung erwählten Wege wird solches offenbar vermieden, und er kann seinen Viehstand mit allerhand Garten- und Wurzelgewächse reichlich versorgen, ohne seine wichtigere Wirthschafts-Geschäfte zu versäumen, oder baares Geld davor auszugeben.

So viele Nachahmung auch diese Methode verdienet, so kann selbige doch nur an den Orten, wo die Bracke nicht zur Weide vor das Vieh nothwendig ist, Statt finden. Ist sie hiezu unentbehrlich, so würde man bey einem so häufigen Anbau der Gartengewächse in derselben dasjenige, was man auf der einen Seite zu gewinnen glaubet, auf der andern wiederum verlieren. Mit Einem Worte, es würde das Vieh, um im Winter reichlich ausgefuttert werden zu können, im Sommer hungern und Noth leiden müssen.

Diese

Diese Art der Bracknutzung setzet entweder anderweitige genungsame Hütungsplätze oder die Stallfutterung voraus, und sie ist bei der letztern allemahl möglich, nützlich und gewissermaßen nothwendig. Denn auch schon im Sommer kann das Gartengewächse bei der Stallfutterung zur Unterhaltung des Viehes, wie ich solches bei andern Gelegenheiten umständlich gezeiget habe, mit vielem Vortheil gebrauchet werden.

g) In Ansehung der Ertoffeln, des Kohls und der Kohl-Rüben lasse ich dieses gelten. Denn bei allen diesen Gewächsen ist das öftere Behacken nöthig, und solches bringet dem Acker allerdings eine besondere Mürbigkeit, wodurch er zum Getreide bringen vorzüglich tüchtig gemacht wird, zuwege. Auch möchte solches bei den Mohrrüben, weil der Acker bei dem Ausgraben derselben sehr genau durchwühlet wird, Statt finden. So viel aber den Lein anbetrift, kommt es mir zweifelhaft vor, ob die Erzeugung des Flachses den Acker fruchtbarer machen sollte. Daß dem Lande durch dieses Gewächse viele Kräfte entzogen werden, ist ohnstreitig; und da dasselbe, ausser einem einmahlige Jäten, sonst weiter nicht bearbeitet wird, so kann wohl nicht gesaget werden, daß die dem Acker entgangene Kräfte hiedurch wieder ersetzet würden.

Man trift zwar in den gewöhnlichen Leinstellen jederzeit das beste und schönste Getreide an. Allein dieses rühret daher, weil dergleichen auf beständig zum Flachs-Bau gewidmete Stellen alle 3 Jahre, und zwar mit dem besten Mist, von frischem gedünget werden.

Von dergleichen beständigen Leinstellen aber ist hier nicht die Rede, sondern die Frage kommt gegenwärtig nur blos darauf an, ob ein gemeiner gemisteter Brach-Acker, worinn Lein gesäet worden, in der darauf folgenden Tracht besseres Getreide bringe, als er, wenn

der

der Lein nicht darinn gesäet worden wäre, in frischen Mist gethan haben würde.

§. 4.

In wie ferne bey den Wirthschaftsgebäuden eine Sparsamkeit Statt finde, besonders ob es, aus dieser Ursache das Getreide in Mieten zu setzen, rathsam sey.

Zweite Anmerkung.

Ad Pag. 27. lin. 18.

In dem Ersten Bande der Berliner Beiträge zur Landwirthschaftswissenschaft habe ich in der ersten Abhandlung, wo ich den Gegenstand, die Absichten und Grundsätze der Landwirthschaft überhaupt in nähern Betracht genommen, §. 5. unter andern behauptet, daß kein Landgut, ohne die zur Bestreitung der Wirthschaftsgeschäfte erforderliche Menschen, Vieh und Gebäude, bestehen könne.

Diesen allgemeinen Satz habe ich durch Beifügung verschiedener Anmerkungen zu erläutern gesuchet, und besonders in der Nota sub Litt. c. pag. 27. gesaget, daß vollkommene Gebäude diejenigen wären, welche den Absichten des Bauherrn gemäß eingerichtet, und deren Einrichtung mit dem Endzweck desjenigen Wirthschaftsgeschäftes, zu dessen Beförderung sie erbauet worden, übereinstimmten.

Dieses nun, und besonders die Worte: vollkommene Gebäude, haben dem geneigten Gönner und Verfasser der gegenwärtigen Anmerkungen, zur nachstehenden Erinnerung Gelegenheit gegeben.

Wirthschaftsgebäude sind wegen der Kosten ihres Unterhalts jederzeit eine Last fürs Gut, folglich überflüßige a) ein Fehler.

Ich

Ich habe dieserhalb, wo es nur möglich gewesen, in meinen Ställen, so wohl für Rind- als Schafvieh, Scheunenflure anlegen, und in die Ställe den ersten Saat-Roggen fahren, auch über selbige, wo Raum genug war, Getreide tassen lassen. Da die Decken meiner Ställe gekleimet sind, damit das darüber liegende Futter durch die Ausdünstungen des Viehes keinen Schaden nehme, so bin ich dadurch zugleich gegen Dieberei gesichert b).

Bei besonders reichen Ernten lasse ich lieber einige Mieten setzen; und wenn sie nur tüchtig und gut gesetzet werden, so verderben weder Körner noch Stroh. In Engeland und Rußland wird das mehreste Getreide in Mieten aufbewahret, und man behauptet, daß es sich besser wie in Täffen hält, weil die Luft dasjenige, was durch einen Zufall, der nicht jederzeit zu vermeiden, feucht eingeerntet worden, völlig austrocknet c).

a) Zuförderst muß ich erinnern, daß ich in der angezogenen Stelle der Berliner Beiträge *pag* 27. *Nota c* keinesweges die Absicht, von dem Ueberfluß oder Mangel der Wirthschaftsgebäude zu handeln, gehabt, sondern mich nur blos auf den Begriff, den man sich von der Vollkommenheit eines Wirthschaftsgebäudes zu machen hat, eingeschränket habe. Dieses giebet die daselbst angeführte allgemeine Definition eines jeden vollkommenen Gebäudes, welche wohl Niemand in Zweifel ziehen wird, von selbst.

Da es inzwischen dem Herrn Verfasser der mir gütigst communicirten und jetzt dem geehrten Publikum mitgetheilten Erinnerungen, bei dieser Gelegenheit etwas von den

den überflüßigen Wirthschaftsgebäuden anzumerken, gefallen hat, so kann ich nicht ohnangezeiget lassen, wie ich bereits in dem Ersten Hauptstück des Ersten Bandes der *Oeconomia Forensis* den Ueberfluß der Gebäude auf einem Landgut, §. 203. ebenfalls als höchst lästig verworfen habe. Dagegen aber habe ich auch c. l §. 186. behauptet, daß der Mangel an den benöthigten Wirthschaftsgebäuden ein grosser Fehler eines Landgutes sey. Beide Sätze, besonders aber der letzte, haben so viele in der Vernunft und Erfahrung beruhende Gründe vor sich, daß ich davon nicht abweichen kann, sondern es allemahl vor einen merklichen Fehler eines Landgutes ansehen werde, wenn es demselben an den verhältnißmäßigen Stall- und Scheunenraum fehlet.

Ich bin versichert, daß der höchst zu verehrende Herr Verfasser dieser Anmerkung selbst davon überzeuget seyn wird, und daher auch seine Absicht nicht auf die gänzliche Vernichtung dieses öconomischen Grundsatzes abgezielet haben kann.

Inzwischen gebe ich gar gerne zu, daß solche Einrichtung bei den Wirthschaftsgebäuden, wo der benöthigte Platz ohne Nachtheil der Wirthschaftsgeschäfte auf eine vernünftige Art versparet werden kann, nicht allein zuläßig, sondern auch rathsam sey.

b) Daß die gegenwärtige Anmerkung nur blos auf das, was ich in der vorstehenden Nota a bemerket habe, gehe, bestärket das Beispiel der Einrichtung, so der Herr Verfasser wegen Eintassung seines Saatgetreides über die Viehställe angeführet hat, ganz offenbar.

Es wird dabey voraus gesetzet, daß derjenige Land-Wirth, der eine solche Einrichtung machet, von dem Bodenraum über seine Ställe übrig habe. Es wird ferner voraus gesetzet, daß die Boden über die Ställe dergestalt fest gekleimet, oder mit einem sogenannten Win-

delboden versehen sind, daß die von unten aufsteigende Dünste des Viehes nicht in das Getreide dringen, und solches verderben können.

Es wird endlich voraus gesetzet, daß bey einem solchen Stall zugleich eine Tenne oder Scheunflur angebracht sey, auf welchen das über dem Stall getaßte Getreide auf eine bequeme Art, und ohne es über den Hof schleppen zu dürfen, ausgedroschen werden kann.

Unter diesen Bedingungen ist die in der vorstehenden Anmerkung zur Ersparung der vielen Scheunen getroffene Einrichtung höchst vernünftig, und billig als ein Meisterstück der vernünftigen wirthschaftlichen Sparsamkeit anzusehen.

Bei allen dergleichen Einrichtungen kommt es auf die Absichten, die bei einem jeden Wirthschaftsgebäude zum Grunde liegen, an. Kann diese, ohne daß dadurch ein anderes Wirthschaftsgeschäfte gestöhret, und in Unordnung gebracht wird, erreichet werden, so ist eine jede darauf abzielende Erfindung, indem dadurch, nach dem gemeinen Sprichwort, zwei Fliegen mit einer Klappe geschlagen werden können, löblich, vernünftig und rathsam. Und hievor muß billig diejenige, deren in der vorstehenden Anmerkung gedacht worden, erkannt werden. Sie ist ein ohnstreitiges Muster und Beispiel einer vernünftigen Sparsamkeit, weshalb niemand getadelt zu werden verdienet.

In meiner, gegen die großen Güter des Herrn Verfassers dieser Anmerkungen, kleinen Wirthschaft, habe ich seit einigen Jahren eine fast ähnliche Einrichtung eingeführet. Als ich bei der auf meinem Gute vorgenommenen Verbesserung, durch den neu-acquirirten Wiesewachs meinen Viehstand mehr als vierfach erhöhete, und besonders eine nach dem Verhältniß des Gutes ansehnliche Kuhmelkerei anlegte, wäre ich nach dem gemeinen Schlendrian,

drian, einen proportionirten neuen Viehstall zu erbauen, und mir dadurch neue Kosten über den Hals zu laden, genöthiget gewesen.

Da ich aber auf meinem Hofraum unter andern eine mit drei Bansen und zwei Tennen versehene Scheune hatte, mein melkes Kuhvieh aber den ganzen Sommer hindurch auf einer entfernten Holländerei geweidet wurde, und nur erst gegen Martini auf dem Gute zur Winterfutterung wieder aufgestallet werden durfte, so habe ich die vorhin erwähnte Scheune zu Kuhställen einrichten lassen, dergestalt, daß in den Bansen das Vieh den Winter über stehet, die Tennen aber zum Hexelmachen und Zubereitung des Brühfutters bestimmet sind.

Um aber durch diese Einrichtung an dem benöthigten Scheunraum nicht zu verlieren, lasse ich in die ehemahlige Bansen und nunmehrige resp. Kuhställe, den nöthigen Saatroggen, nachdem diese Behältnisse vorher wohl gereiniget, ausgeduftet, und tüchtig eingestreuet worden, einbringen.

Da dieses Saamengetreide schon vor Martini ausgedroschen ist, so ergiebet sich von selbst, daß solche Bansen den Winter über wiederum ganz füglich zur Viehein-stallung gebrauchet werden können.

Durch diese bequeme Verfassung habe ich wenigstens 1500 Thaler Kosten, so ich sonst auf die Erbauung eines neuen Kuhstalles verwenden müssen, ersparet.

Diese Verbindung des Kuhstalles mit der Scheune, und dieser mit jenem, habe ich, ich gestehe es gar gerne, nicht meinem eigenen Witz, sondern dem Rath eines alten ehrwürdigen Nachbarn, der sonst eben zu den neuen Wirthschaftsverfassungen keine Neigung hatte, zu danken, und ich schätze diesen Rath eben so hoch, als wenn er mir ein baares Geschencke von mehr als 1000 Thaler,

die ich sonst zur Erhaltung meines Endzwecks verwenden müssen, gemacht hätte.

Im Vorbeigehen kann ich hiebei nicht unangemerket lassen, wie man sehr wohl thue, wenn man bei neuen Wirthschaftsunternehmungen, die uns noch aus den vorigen Zeiten übrig gebliebene alte und erfahrne Wirthe mit zu Rathe ziehet. Sie werden zwar zu dem Ganzen der jetzigen neuen Wirthschafts-Verbesserungen nur selten ihren Beyfall geben. Ein vernünftiger und von blinder Eigenliebe nicht verblendeter aber, wird sich wenigstens Stückweise ihres altväterischen Raths mit vielem Nutzen bedienen können, und bei dessen Befolgung gewiß besser, als bei seinem eignen Eigendünkel, fahren.

c) Daß das Getreide in den Mieten oder Dümmen, wie sie in dem Magdeburgischen und den dort herum liegenden Gegenden genannt werden, eben so gut, und noch wohl besser, als in den Scheunen, aufbehalten seyn sollte, davon kann ich mich, ich gestehe es gar gerne, nicht überzeugen.

Nur sehr selten kann eine dergleichen Miete oder Dümmen in einem Tage zu Stande gebracht werden, sondern es gehen wohl 3 bis 4 Tage vorbei, ehe man ihn zu schliessen und zuzulegen im Stande ist. Denn die kleinen Mieten taugen gar nichts, weil der Schnee und Regen gar zu leicht durchdringet, und das Getreide verdirbet.

Wenn nun eine dergleichen Miete, ehe sie zu Stande gebracht werden können, ein unvermutheter Regen, der zur Erntezeit nichts seltenes ist, überfällt, so leuchtet der Schaden, den das Getreide dadurch nehmen muß, von selbst in die Augen.

Nur noch im vorigen Jahre habe ich in meiner Nachbarschaft ein Beispiel erlebet, daß ein dergleichen Miet-Haufen von 8 Winspel unter dem Setzen von einem Regen überfallen wurde, und das darinn befindliche Getreide

treide gänzlich zu Schanden ging. Dieser Miethaufen sahe wegen des ausgewachsenen Getreides, einem mit Gras überzogenen Berge ähnlich, und es konnten weder Stroh noch Körner gebrauchet werden. Einer solchen Gefahr ist man, wenn man sein Getreide aus Mangel des erforderlichen Scheunraums, in Mieten zu bringen genöthiget ist, allemahl ausgesetzet.

Demnächst giebet es sowohl die Vernunft, als auch Erfahrung, daß, wenn das in den Mieten gestandene Getreide zum Ausdrusch in die Scheune gebracht werden muß, solches ebenfalls nicht ohne mannigfaltigen Verlust an Halmen und Körnern abgehen könne.

Endlich setzen, bei einer entstandenen Feuersbrunst, dergleichen im Freien stehende Miethaufen, das ganze Dorf in die äusserste Gefahr, und es ist, wenn das Feuer einmahl einen dergleichen Miethaufen ergriffen hat, fast kein Löschen und Retten mehr übrig. Auch hievon habe ich im vorigen Jahre ein Beispiel mit angesehen, wo das Feuer in den Miethaufen selber ausgekommen war.

Schon allein aus dieser Ursache sollte das Setzen der Mieten durch die Land- und Dorfpolicey untersaget werden, und ich weiß nicht, ob nicht selbst die Feuer-Societäts-Direction, darauf Rücksicht zu nehmen, gegründete Ursache hätte.

Die angeführten Beispiele von Engelland und Rußland können wohl, wenn ich meine Gedanken mit gütigster Erlaubniß frei eröffnen darf, hierunter nichts zur Sache thun.

Engelland hat sich zwar seit einigen Jahren in seinen Wirthschaftsarten dergestalt hervorgethan, daß es in vielen europäischen Staaten, wobei jedoch der Neuerungsgeist wohl vielen Antheil haben mag, zum Muster angenommen worden ist. Allein auch die besten Oekono-

nomien haben ihre Fehler, und hiezu rechne ich auch billig das daselbst gewöhnliche häufige Mietensetzen. Nur in dem Guten und Nützlichen, nicht aber in dem Fehlerhaften, muß eine fremde Wirthschaftsart nachgeahmet werden.

In Rußland ist bekanntermaßen die Landwirthschaft noch nicht zu der Vollkommenheit gediehen, daß Fremde ein Muster daran nehmen könnten. Und wenn sie auch wirklich vollkommen wäre, so könnte sie doch ebenfalls wegen der häufigen Mieten, als einen ohnstreitigen Wirthschaftsfehler, nicht zum Muster dienen.

Das häufige Mietensetzen wird aus vorhin angeführten Ursachen in allen Welttheilen schädlich und gefährlich bleiben, und ich getraue mich daher mit Zuverläßigkeit zu behaupten, daß ein jeder Wirth auf so viel Scheunen-Raum bedacht seyn müsse, als auch bei den möglichst reichen Ernten zur Fassung des gewonnenen Getreides erfoderlich ist. Jedoch verstehet sich von selbst, daß hiebei die in der nächst vorstehenden Nota b. erwähnte vernünftige Sparsamkeit unter den daselbst bemerkten Bedingungen nicht auszuschließen sey.

§. 5.

Von den warmen Ställen, und was vor Mittel zur Mäßigung der übermäßigen besonders feuchten Wärme in denselben, zu gebrauchen sind.

Dritte Anmerkung.

Ad Pag. 27. lin. 25. Warme Ställe ꝛc.

Bei der in dem Ersten Bande der Berliner Beiträge zur Landwirthschaftswissenschaft, §. 5. beigefügten Nota c), habe ich dasjenige, was ich von den vollkommenen Gebäuden gesaget, auch zugleich auf die Lage derselben gedeutet. Um

Um aber diesen Satz, daß die Lage mit zur Vollkommenheit der Wirthschaftsgebäude gehöre, deutlich und erweißlich zu machen, so ist dabei ein zweiter Satz, daß nehmlich warme Ställe des Winters zur Erhaltung aller Arten von Vieh, ein sehr vieles beytrage, folglich sämmtliche Ställe gegen die Mittagsseite anzulegen rathsam sey, berühret worden.

Der hier gebrauchte Ausdruck warme Ställe, hat denn nachstehende Anmerkung veranlasset.

Es ist ohnstreitig, daß in zu kalten Ställen das Vieh leidet. Die Natur selbst lehret uns, daß es einer gewissen Wärme bedarf, da das Haar desselben gegen den Winter stärker und länger wächset. Diese Vorsorge der Natur sollte uns aber zugleich lehren, die unsrige nicht zu übertreiben, und insonderheit der Luft nicht die Zugänge zu versperren, sondern den Umlauf derselben in den Ställen so viel möglich zu vermehren a). Ich habe zu dem Ende in den meinigen verschiedene Dunströhren, nach Verhältniß ihrer Gröfe, anbringen lassen. Sie bestehen in einer Oefnung von etwa einen Quadratfuß in der Decke, über welche 4 Dielen zusammen geschlagen, durch die Forste des Dachs geführet, und gegen Regen und Schnee mit einem kleinen Obdach versehen werden. Von dem Nutzen derselben, kann man sich am besten bei starken Frost überzeugen, da der Qualm des Viehes daraus, beinahe so stark, wie der Rauch aus einem Schornstein, hervorsteiget b).

Ausserdem habe ich in den Rindvieh-Ställen wechselsweise Fenster und Luken angebracht, damit diese,

so wie es die Noth erfodert, auf- und zugemachet werden können c).

Ich bin versichert, daß dem Rindvieh durch gar zu warme Ställe mehr Krankheiten, als durch zu kalte, zugezogen werden. Ich habe davon ein merkwürdiges Beispiel gesehen. Einer meiner Pächter hatte 150 Kühe in einem Stalle stehen, den er bei einem ziemlich rauhen Winter aufs beste gegen die Kälte verwahren, die Dunströhren verstopfen und Lucken und Thüre zumachen ließ. Der Mist war seit 4 Wochen nicht weggeschaffet worden. Die Kühe schienen indessen dem Anschein nach noch gesund, als plötzlich einige davon eine Art von Räude an den Hinterfüßen bekommen, welche mit großer Geschwindigkeit in die Höhe trat, und ihnen starkes Brennen und Schmerzen verursachen muste, weil sie beständig mit den Füßen gegen die Erde stampfeten. Kühlende und abführende Mittel, Aderlaß und Haarseile wurden vergebens versuchet. Keine einzige wurde gerettet, sondern sie starben in Zeit von 24 oder höchstens 48 Stunden. Er verlohr durch diese Krankheit über 30 Stück der jüngsten und besten derselben. Auf den Rath eines geschickten Medici, ließ er den Stall lüften, den Mist bis auf den Grund austragen, die noch nicht inficirte Kühe einige Stunden auf dem Hofe herum, und 2 bis 3 mahl durch ein fließend Wasser treiben. Sie blieben insgesammt gesund, und befanden sich in der Folge wohl. In demselben Stall aber, an einem andern Ende stunden 80 Pflug-Ochsen, die alle Tage eingespannet, und zur Tränke getrieben wurden, von diesen

wurde

wurde auch kein einziger von dieser Krankheit angegriffen d).

Für das Schafvieh halte ich die zu genau gegen die Luft verwahrte Ställe noch gefährlicher, da der Mist, welcher gemeiniglich nicht vor das Frühjahr aus den Ställen verfahren wird, die üblen Dünste vermehret e).

Man findet auch, daß in denen Wintern, da vieler Schnee fällt, und die Schafe weniger ausgetrieben werden können, die Krankheiten unter denselben häufiger sind f).

Vor einigen Jahren hatte ich das Unglück, daß meine Schäferei im Herbste abbrannte. Ich brachte die Schafe und Jährlinge, so gut wie ich konnte, in den Tässen unter. Für die Hammel aber war kein Platz, und sie musten den Winter unter freien Himmel zubringen. Ich wieß ihnen eine Stelle hinter Gebäuden an, die sie etwas gegen die Nordwinde deckten. Zur großen Verwunderung meines Schäfers, welcher schon die Hälfte als verlohren ansahe, hatten wir einen geringern Abgang, wie andere.

a) Diese sehr gründliche Anmerkung verdienet alle mögliche Aufmerksamkeit, und ist ein offenbarer Beweiß von der großen sowohl theoretischen Kenntniß, als auch Erfahrung, so der Herr Verfasser derselben besitzet. Wenn man dasjenige, so dem Vieh bey der Stallwärme nützlich oder schädlich seyn kann, recht genau einsehen will, so muß man einen Unterscheid zwischen der trocknen und feuchten Wärme machen.

Die trockne Wärme, die durch die Zurückhaltung der von aussen eindringenden Kälte entstehet, wird dem Vieh

niemahls schädlich seyn, sondern bei kalten Wintern dessen Wohlstand gar sehr vermehren. Da aber bei den fest vermachten Ställen es nicht fehlen kann, daß theils von dem Vieh selber, und theils auch von dessen Mist, ein feuchter Dunst aufsteiget, und sich mit dieser Wärme verbindet, so nenne ich solches billig eine feuchte Wärme.

Diese nun ist allerdings dem Vieh schädlich, und muß daher auf alle mögliche Weise vermieden werden, wozu denn in der gegenwärtigen Anmerkung die besten und diensamsten Mittel an die Hand gegeben worden.

b) Daß diese so geschickt angebrachte Dunströhren ein sicheres Mittel, den schädlichen Duft und Dünste aus den Ställen abzuführen sind, fällt von selbst in die Augen.

Es sind solche schon vorlängst in Schlesien bekannt gewesen, und es haben sich die dortigen Wirthe derselben besonders alsdenn bedienet, wenn sie den Rindviehmist eben so, wie bei dem Schaafmist gewöhnlich ist, den ganzen Winter hindurch im Stalle liegen lassen wollen.

Ich habe bereits in dem Ersten Bande der Berliner Beiträge zur Landwirthschaftswissenschaft *pag.* 509. von diesen Dunströhren gehandelt, und sowohl ihre Ursache, als auch Bildung näher gezeiget, und ein jeder wird finden, daß sie denjenigen, die in der gegenwärtigen Anmerkung beschrieben worden, vollkommen ähnlich sind.

In Schlesien findet man dergleichen Dunströhren nicht allein in den Ställen, sondern auch in den Scheunen, und der Herr Generalmajor, Graf von Borck, hat auch in Pommern in seiner dortigen Klee-Heuscheune dergleichen Dunströhren mit vielem Vortheil angebracht, wovon dessen Beschreibung der Stargardischen Wirthschaft mit mehrern nachzulesen ist.

c) Wenn

c) Wenn dergleichen Fenster und Lucken in einem Rind-Viehstalle angebracht werden sollen, so ist nöthig, daß der Stall in den Stielen nicht zu niedrig sey, damit die durch die Lucken und Fenster eindringende kalte Luft das Vieh nicht unmittelbar berühre, als welches demselben allemahl schädlich seyn würde, sondern über dasselbe wegstreiche, so auch zur Abführung der Dünste, welche ihrer Natur nach in die Höhe steigen, hinreichend ist.

d) Der hier erzählte Vorfall erweiset in seinen Umständen ganz deutlich, daß hauptsächlich der zu lange gelegene Mist, und dessen Ausdünstungen, die Ursachen von der Kranckheit gewesen.

Sollten die Dünste des Viehes selber daran Schuld gewesen seyn, so würde, da nur in den wenigsten Ställen Dunströhren befindlich sind, das meiste Vieh den Winter hindurch kranck werden, und crepiren müssen.

Was der zu lange liegende Mist in der Gesundheit des Viehes vor Schaden anrichte, davon bin ich durch meine eigene Erfahrungen belehret worden. Ich habe solche in dem Ersten Bande der Berliner Beiträge *pag.* 511. und 512. öffentlich bekannt gemacht, und ein jeder wird finden, daß selbige durch dasjenige, was in der gegenwärtigen Anmerkung enthalten ist, gar sehr bestärket wird.

Im übrigen wiederhole ich es nochmahls, daß nicht die Wärme selber, sondern die damit vergesellschafteten Dünste dergleichen schädliche Wirkungen von sich spüren lassen.

Wer seinem Vieh in den kalten Wintern eine trockene Stallwärme verschaffen kann, der wird jederzeit wohl dabei fahren, und es daher eine ohnstreitige Wahrheit bleiben, daß die Vollkommenheit der Ställe zugleich mit auf ihre im Winter bei sich führende Wärme beruhe.

e) Den Schaafmist halte ich dem Vieh nicht so schädlich, als den Rindviehmist, wenn er auch gleich den ganzen

Winter

Winter hindurch im Stalle unausgefahren liegen bleibet.

Der Rindviehmist führet lauter alcalische und zur Fäulniß geneigte Theile bei sich. Dieses ist die Ursache, warum die Ausdünstungen desselben dem Vieh so schädlich werden. Der Schaafmist hingegen bestehet dem größesten Theil nach aus einem volatilischen Salze, welches der Corruption eher widerstehet, als daß es solche befördern sollte.

Die Erfahrung lehret auch, daß, wenn man andere Arten von Thieren, welche mit Krankheiten behaftet sind, auf den Schaafmist bringet, solche dadurch ihre Genesung erhalten. Ich beziehe mich darunter auf die Pferde, welche mit Bauchweh behaftet sind, bei denen er, wenn sie darauf zu rechter Zeit gebracht werden, eine augenscheinliche Wirkung thut.

f) Das Uebel, so aus dem langen Stehen der Schaafe zu Winterszeiten, wenn vieler Schnee lieget, entstehet, ist nicht sowohl den schädlichen Wirkungen des Mistes, als vielmehr der besondern Begierde und Neigung dieser Thiere nach grünen Futter zuzuschreiben.

Besonders äussert sich solches, wenn es gegen das Frühjahr kommt, und sich die Lammzeit nähert. Alsdenn kann sie auch das reichste und beste Winterfutter nicht von ihrem Verderben retten, weil zu dieser Zeit schon der natürliche zum grünen Futter in ihnen gepflanzte Trieb zu wirken anfängt.

g) Ein ähnliches Beispiel habe ich im vorigen Jahre in meiner Nachbarschaft erlebet.

Der Herr Geheime Finanzrath von Brenkenhoff, hatte in seiner im Landsbergischen Kreise belegenen *Entreprise* Roßwiese 900 Stück Hammel, um sie auf der dortigen Fettweide gehen zu lassen, erkaufet. Seine dasigen

Ställe

Ställe waren aber nicht hinreichend, um denselben den Winter über das nöthige Obdach zu geben. Sie mußten daher den ganzen Winter hindurch auf dem Hofe unter freien Himmel liegen, wo ich sie noch selber gesehen und angetroffen habe.

Bei dem Beschluß des Winters bestand der ganze Abgang von dieser Heerde in 7 Stück, worüber alle diejenigen, die solches mit angesehen haben, in die äusserste Verwunderung gerathen sind.

Dieser Vorfall bestärket also eben dasjenige, was in der vorstehenden Anmerkung erzählet und angeführet worden.

Inzwischen glaube ich, daß es gefährlich seyn würde, mit den mittlern Schaafen und Jährlingen einen gleichen Versuch zu machen. Denn bei den Hammeln bestehet die Absicht nur blos in ihrer Erhaltung und Anmästung. Sie sind durch die erlangten Jahre und durch ihren Woll-Pelz, die Kälte und rauhe Witterung auszustehen, schon mehr im Stande, als die zur Lammzucht bestimmten Mutterschaafe, nebst den zarten und vielen Zufällen ausgesetzten Jährlingen.

Inzwischen kann diese doppelte Erfahrung denjenigen, die sich in einer gleichen Verlegenheit, einen Theil ihrer Schäferei unter Obdach bringen zu können, befinden, zum Trost und Unterricht dienen.

Es aber aus Vorsatz und ohne Nothwendigkeit zu thun, rathe ich dennoch keinem. Es mögte nicht allemahl gerathen.

§. 6.

§. 6.

Klagen über die heutige schlechte Baukunst, in Ansehung der Wirthschaftsgebäude, wobei verschiedene nützliche Anstalten, so der Herr Verfasser der gegenwärtigen Anmerkungen auf seinen Gütern getroffen hat, angeführet werden.

Vierte Anmerkung.

Ad Pag. 35. *lin.* 17. Civil-Baukunst.

Daß zu einer vollständigen Wirthschafts-Theorie verschiedene Hülfswissenschaften erfodert werden, welche darinn einen sehr wesentlichen Einfluß haben, habe ich in dem Ersten Bande der Berliner Beiträge zur Landwirthschaftswissenschaft Abhandlung 1. umständlich gezeiget, und dabei unter andern der Civil-Baukunst pag. 25. Erwehnung gethan. Denn ein Landwirth muß allerhand Gebäude, an Häusern, Ställen und Scheunen aufführen lassen. Daß aber solche nicht allein dauerhaft, sondern auch bequem und dem Endzweck der Wirthschaft gemäß erbauet werden, kann einem Landwirthe viele Vortheile, so wie das Gegentheil vielen Schaden stiften. Hieraus habe ich den natürlichen Schluß gemacht, daß ein tüchtiger und vollkommener Landwirth mit einer zureichenden Einsicht in die Civil-Baukunst versehen seyn müsse, weil er sonst von den dazu nöthigen Baumeistern und Handwerksleuten auf mancherlei Art hintergangen werden kann.

Dieses nun hat den Verfasser der gegenwärtigen Anmerkungen veranlasset, nicht allein über den schlechten Zustand der heutigen Civil-Baukunst eine gerechte Klage zu führen, sondern auch verschiedenes nützliche, so er auf seinen

Landesbibliothek Mecklenburg-Vorpommern Günther Uecker
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1759087653/phys_0038
DFG

nen wichtigen Gütern, dem bisherigen gemeinen Schlendrian zuwider, abgeändert hat, anzuzeigen.

Es enthält diese Anmerkung eine Menge nützlicher und nachahmungswürdiger Dinge. Sie ist daher aller möglichen Aufmerksamkeit werth, und bestehet in folgenden:

Ist jemahls eine Wissenschaft vernachläßiget worden, so ist es die Baukunst bei den Wirthschaftsgebäuden. Ohne die Bequemlichkeit derselben gehörig zu überlegen, ohne den zu den besondern Wirthschafts-Bedürfnissen erforderlichen Raum genau zu übermessen, begnüget man sich die ohngefehre Größe der Gebäude zu bestimmen, und überlässet die Anlage davon einem der Wirthschaft ganz unerfahrnen Zimmermann oder Maurer a).

Ich habe auf einem gewissen Amte einen ziemlich großen Kuhstall gesehen, der für drei Reihen Kühe unnütz breit, für vier Reihen aber zu schmal war. Eben derselbe Baumeister, der doch für einen geschickten Mann gehalten wurde, hat ohnweit davon Kuhställe für Hausleute an ihren Häusern angeleget, die so schmal sind, daß die Kühe über quer stehen müssen.

Es würde ermüdend seyn, die Mannigfaltigkeit der Fehler, die bei den mehresten Wirthschaftsgebäuden angetroffen werden, zu erzählen.

Da ich durch einen unglücklichen Brand in die Nothwendigkeit gesetzet worden, die ganze Hoflage meines vornehmsten Gutes neu erbauen zu lassen, so will ich lieber durch Beschreibung derselben nachweisen, wie ich diese Fehler zu vermeiden mich bestrebet habe b).

Ich

Ich muß dabei anzeigen, daß ich verschiedene Bequemlichkeiten der Beybehaltung der alten noch sehr guten Fundamente und Keller aufgeopfert habe c).

Da ich selbst eine Ziegelei besitze, so habe ich nicht allein die äussern Mauern sämmtlicher Gebäude, sondern auch die innern von dem Hause, so wohl wegen Abwendung der Feuersgefahr, als Ersparung des Holzes in den Ofen, maßiv aufführen lassen d).

Die Eintheilung der Zimmer des Hauses sind nach der Bedürfniß der Wirthschaft eingerichtet e).

Der Raum, welchen man durch den Gang, der durch einen Theil desselben führt, verlieret, wird reichlich durch die Bequemlichkeit, von jedem Zimmer nach selbigen kommen zu können, ersetzet f).

Ueber dem Hause ist ein dreifacher Kornboden, und ich habe geglaubet, da es gegen Feuersgefahr ziemlich gesichert, daß ich auch gegen die Diebe keinen bessern Platz dazu habe ausmitteln können, indem die Treppe, die zu denselben führet, nahe an des Wirthschafts-Inspectors Stube belegen, und er das geringste Gepolter auf dem Boden hören kann g).

Die durch den Boden gehende Schornsteine sind, wie alle in meinen übrigen Gebäuden, glatt abgeputzet und geweißet, damit man die geringste Ritze durch die Schwärze, welche der durchdringende Rauch zurück lässet, wahrnehmen könne h).

Bei der Brauerei ist eine kupferne Darre unter einem Gewölbe, und neben derselben ein geraumiger Malzplatz. Aus dem Bierbottig wird das Bier, vermittelst eines Hahns, durch verdeckte Röhren, nach dem

dem unter dem Brauhause befindlichen Keller, in ein großes Rufen geleitet. Ueber das Brauhaus ist der Malz- und Gerstboden, und letztere wird, durch eine Oefnung und auf derselben befestigten großen Trichter, in den unter derselben stehenden Begießbottig geschüttet. Die Brandweinbrennerei ist gewölbet, und mit zwei Dunströhren versehen, damit die Gefäße durch den beständigen Qualm nicht so geschwinde verderben. Vermittelst eines bei der Lutterblase angebrachten meßingenen Hahns, wird die Brandweins-Schlempe durch Röhren, so mit Bohlen beleget, nach dem Behältniß geführet, woraus sie verfuttert wird i).

Meine Scheunen habe ich mit Abseiten erbauen lassen. Man gewinnet nicht allein dadurch einen grossen Platz, sondern ersparet auch viele Arbeit und Materialien, indem an denen Orten, wo die Abseiten nicht zu Ställen dienen, die Rahmstücken nur auf gemauerten Pfeilern ruhen. Es scheinet mir überdem, daß dergleichen Gebäude gegen die Sturmwinde weit mehr gesichert sind, als andre, davon sie die ganze Höhe der Mauern fassen können k).

Die Scheunenfluhre sind 20 Fuß breit. Es hat solches meiner Einsicht nach, viele Bequemlichkeiten.

1.) Können 4 Wagens zugleich abladen, und bei den einfallenden Platzregen unter dem Einfahren, finden viele ein Obdach.

2.) Kann weit dünner angeleget, auch das Korn ungleich besser, wie auf einen schmalen Flur geworfen, und rein gemachet werden.

3.) Sind die Thorwege, welche in der Mitte gegen einen Pfosten zusammen schlagen, der doch beim Einfahren ausgehoben werden kann, weit besser, wie die gemeinen, gegen die Gewalt der Winde gesichert.

4.) Verlieret man keinen Platz, weil im Nothfall die Hälfte des Scheunenflurs mit Getreide gefüllet werden kann, und das in der Wirthschaft so beliebte Mittelfach über den Flur, giebet einen desto größern Raum für das Getreide, welches bei regnichten Ernten nicht jederzeit vollkommen trocken eingebracht werden kann l).

Die Querscheune habe ich, gleich dem Hause, der Brauerei und Brandweinbrennerei, mit Ziegeln gedeckt, und diese mit Leimen, worunter Schöfe gemacht, wie bei allen meinen Ziegel-Dächern, verstreichen lassen. Ich habe die Ziegel bey diesen Gebäuden einer andern Deckung vorgezogen, damit, bei einer entstehenden Feuersbrunst, sich das Feuer nicht so leicht von der großen Scheune nach dem Viehstall, welche beide mit Rohr gedeckt sind, verbreiten könne m).

Den Viehstall habe ich auf vier Reihen Kühe anlegen, und mit gemauerten Krippen versehen lassen, zu welchen besonders Steine gebrannt worden, damit sie, zur Bequemlichkeit des Futters und Reinmachens, unten etwas schmaler, und in einer Rundung ausfallen. Auf diese gemauerte Krippen sind Rahmstücke befestiget, und in denselben von 3 zu 3 Fuß Löcher zum Anbinden des Viehes gebohrt, welchen Raum ich zu dem

Stande

Stande einer Kuh hinlänglich halte. Für eine jede derselben ist eine Stange auf den Rahmstücken, und zugleich an der Decke, fest gemacht, um zu verhindern, daß die Kühe beim Fressen sich nicht einander stoßen, noch das Futter, wenn sie mit dem Kopf nach den Fliegen schlagen wollen, so leicht heraus ziehen, und unter sich werfen können. Die Krippen sind mit reinen Kalk gemauert, damit sie Wasser halten. Wenn das Vieh warmes Futter darinn bekommt, so leckt es die Krippen so glatt, daß sie mit Firniß überzogen zu seyn scheinen. Sie haben zugleich die gehörige Breite und Tiefe, um dem Vieh Heu und Stroh in selbigen vorlegen zu können, welches mir vortheilhafter, wie die Raufen, scheinet, weil sie aus diesen das Futter leicht vor die Füße ziehen. Es haben diese Krippen, wenn sie gut gemacht werden, in Ansehung der Dauer und des dadurch ersparten Holzes und Arbeitslohns, vielen Vorzug vor die hölzernen. Zwischen zwei Krippen gehet ein gepflasterter Futtergang, der den Nutzen hat, daß das Futter, welches etwa abfällt, nicht verunreiniget wird, sondern dem Vieh wieder vorgeleget werden kann. Die breite Gänge, wo die Kühe mit dem Hinterleibe gegen einander stehen, geben auch die Bequemlichkeit, den Mist ausfahren zu können n).

Am Ende des Stalls ist eine Vertiefung aufgemauert, um das Futter zu brühen. An der einen Seite derselben, ist ein Verschlag zum Kaff, aufgetrockneten Gartengewächsen, Kohlblättern, Strünken, u. d. m., und eben ein solcher ist an der andern Seite, um das Heu zum Brühen darinn zu schneiden o).

Ueber den Stall ist ein Stockwerk, welches zum Heu, Kaff, Kreutzbunde, Abfledderung und Ahrhexelboden dienet. Letzteres wird auf dem Boden unter das Dach in gewisse Behältnisse, die so viel in sich fassen, als ein Knecht zu bereiten schuldig ist, geschnitten, und durch Oefnungen,

nach dem untersten Boden, in die Ahrhexel-Vorrathskammer gelassen p).

Die Decke in den Gängen, den Thorwegen gegen über, ist um 7 Fuß, als so hoch das Stockwerk, erhöhet, damit das Heu in selbige abgeladen werden, und man sich ihrer bei einer reichen Ernte, statt Scheunenflure, bedienen könne.

Die Abseiten dieses Stalles nach dem Hofe zu, dienen zu bequemen und geraumigen Pferdeställen, in welchen hin und wieder kleine Oefnungen nach dem Viehstalle angebracht sind, weil man behauptet, daß die Ausdünstungen der Pferde zum Präservativ gegen die Viehseuche dienen, wovon viele Wirthe Erfahrung zu haben versichern. In den Pferdeställen stehen die Raufen gerade, damit das feine Heu und der Heusaamen nicht unter die Füße der Pferde, sondern in die Krippe falle q).

Neben den Kuhstall ist das Molkenhaus, welches von selbigem durch eine Feuermauer, die 3 Fuß über das Dach hervorraget, abgesondert ist. Das Dach desselben, wie auch ein paar Gebinde des Stalles jenseits der Mauer, sind wegen Feuersgefahr mit Ziegeln gedeckt, und aus der Küche wird, vermittelst eines Hahns, das kochende Wasser in die Vertiefung zum Brühen gelassen.

Durch die verschiedene in dieser Hoflage angebrachte Bequemlichkeiten, erspare ich täglich die Arbeit von zwei Personen, auch nach der mildesten Berechnung, und mit mehrerer Industrie hätte vielleicht noch eine dritte können erspared werden r).

Die Gebäude auf meinen in Hinter-Pommern belegenen Gütern, sind mehrentheils von Fachwerk. Ich lasse sie insgesammt ohne Schwellen aufführen, weil ich überzeuget bin, daß solche einem Gebäude mehr Schaden als Nutzen bringen. Ich lasse statt derselben ein Fundament von 2

Fuß

Fuß hoch über die Erde aufführen, und unter jedem Stiel einen tüchtigen Feldstein einmauern, worauf er sicher ruhet. So wohl Maurer als Zimmermann, müssen hiebei mit grösserer Genauigkeit, wie sie es gemeiniglich zu thun pflegen, arbeiten, und dies ist eine der Hauptursachen, warum sie nicht gerne diese Arbeit übernehmen, sondern die Bauherren davon abrathen. Sie behaupten, daß ein in Schwellen verzapftes Gebäude ungleich fester stehe. Wem aber ist nicht bekannt, daß die Zapfen gleich in den ersten Jahren wegfaulen, und alsdenn zur Hältniß nichts mehr beitragen! Ich bin versichert, daß sie auch gleich anfangs wenig helfen. Die vollkommene senkrechte Richtung eines Gebäudes, und die von allen Seiten gleich druckende Schwere desselben, setzen es im Stande, den Sturmwinden zu widerstehen. Man verabsäume dieses, und lasse das Gebäude nach einer Seite etwas hängen, so werden schwerlich 2 bis 3 zöllige Zapfen es gegen die Gewalt der Winde aufrecht erhalten. Wie kommt es, daß Gebäude, die von neuen ohne Verzapfung der Stiele, unterschwellet werden, eben so dauerhaft wie jene sind? Wird unter einer Schwelle nicht ein hohes Fundament gemauert, so verfaulet sie in wenig Jahren, und auch bei dieser Vorsicht kommt öfters der Wurm in selbige. Es geschiehet nicht selten, daß die äussere Seiten gut scheinen, und der vorsichtigste Wirth kann dadurch betrogen werden. Inwendig ist sie aber verfaulet, die Stiele, die auf derselben ruhen, senken sich, und das Gebäude kommt aus der Richtung. Dieses ist nicht zu besorgen, wenn die Stiele auf Steinen stehen. Faulet auch einer oder der andere, welches man weit eher gewahr wird, so unterstützen die übrigen das Dach, und man lässet die schadhaften anschuhen, oder untermauern s).

Die Erfahrung bestätiget auch meinen Satz. Auf einem meiner Güter, hat mein Aelter-Vater vor mehr als

hundert Jahren zwei Gebäude, jedes von 140 Fuß lang, gegen einander aufführen, das eine auf Schwellen, von dem andern aber die Stiele auf Steinen setzen lassen. Das erstere hat bereits dreimahl mit neuen eichenen Schwellen müssen versehen werden, wozu freilich die zu niedrige Fundamente vieles beigetragen, und Sparren, Rahmstücke nebst Riegel, sind aus ihrer Richtung gekommen, dahingegen dieses noch so gerade stehet, als wenn es nur wäre gerichtet worden. Wie viel des besten Holzes, welches man gemeiniglich zu den Schwellen nimmt, wird nicht durch diese Bauart erspart!

Die mehresten meiner in Pommern aufgeführten Meliorations-Gebäude, habe ich mit Schindeln, aber in der Art eines doppelten Ziegeldachs, decken, sie hiernächst theeren, und mit Hammerschlag bestreuen lassen t).

In einem Landgut, wo nicht so viel Stroh gebauet wird, als zum Einstreuen von nöthen, ja wo es öfters fehlet, dem Vieh das nöthige Futter zu geben, und wo man zu Dächern mehr als einmahl seine Zuflucht hat nehmen müssen, um es nicht verhungern zu lassen, würde ich jederzeit die Schindeldächer den Strohdächern vergleichen, vorzüglich, da es den mehresten Oertern nicht an Holz fehlet, oder es wenigstens in der Nachbarschaft zu bekommen ist. Ich würde ihnen auch bey allen Umständen den Vorzug geben. Ausserdem daß es, falls auch das Holz gekauft werden muß, wohlfeiler wie ein strohern Dach zu stehen kommt, so hält es überdem, wenn es auf obbeschriebene Art eingedecket wird, ungleich länger, wie dieses, und leidet nicht so von den Sturmwinden. Ich weiß, daß ein Kirchen-Dach in einem Dorf ohnweit Neuen-Stettin von fichtenen Schindeln über 80 Jahr gelegen hat. Es ist auch der Feuersgefahr weniger, wie ein strohernes, ausgesetzt, von leichterer Reparatur, und hält Regen und Schnee wenigstens so gut, wie ein Ziegeldach, ab.

Ehe

Ehe ich die Materie der wirthschaftlichen Baukunst, wenn ich mich dieses Ausdrucks bedienen darf, verlasse, kann ich mich nicht entbrechen, der von Feldsteinen gewölbten Brücken zu gedenken. Sie verdienten, in Betracht ihres Nutzens, von so geringen Kosten, allenthalben eingeführet zu werden. Wie viele Arbeit wird nicht, ausser dem Holze, durch selbige ersparet, und welchem Wirth ist es nicht mehr als einmahl begegnet, daß er von der dringendsten Arbeit Leute zur Reparatur der Brücken hat wegschicken müssen. Ich habe an zwanzig dergleichen Brücken, auf meinen Gütern. Die erste davon, über welche eine starke Paßage von Frachtwagens und andern schweren Lasten gehet, ist schon vor 16 Jahren erbauet, und unwandelbar geblieben. Nur muß der Bau zu rechter Zeit, und nicht um Martini, wie ich ein Beispiel davon gesehen habe, vorgenommen werden. Der Erfolg davon war, daß die Brücke, so lange sie der Frost zusammen hielte, stehen blieb, im Frühjahr aber in einander fiel u).

Die sorgfältige Unterhaltung der Gebäude, ist in der Wirthschaft noch von größerer Nothwendigkeit, als die bequeme Anlage derselben. Sie wird aber noch mehr vernachläßiget, und dadurch der Aufwand für die Reparaturen verdoppelt.

Man fange an, seine Gebäude in guten Stande setzen zu lassen, man bestimme hiernächst jährlich zum Unterhalt derselben etwas gewisses an Gelde, man sorge, daß es mit gehöriger Sparsamkeit verwendet, aber auch das geringste Fehlerhafte ohnverzüglich ausgebessert werde, und man wird sich über die Mäßigkeit der Summe von den Kosten dieser Reparaturen verwundern w).

In den mehresten Pacht-Contracten pflegt man festzusetzen, daß wenn eine Reparatur nicht über 5 bis 10 Rthlr. kostet, der Pächter solche zu übernehmen gehalten sey.

Dieses scheinet mir ein Mittel zu seyn, die Gebäude bald in baufälligen Stande zu setzen, voraus wenn der Verpächter nicht selbst auf dem Gute wohnet, und ein wachsames Auge darauf haben kann. Ein Pächter verschiebet aus Nachläßigkeit, und vielleicht auch mit Vorsatz, die Reparaturen so lange, bis sie die bestimmte Kosten übersteigen, und alsdenn fallen sie ihnen nicht zur Last. Ich habe es mir bei Verpachtungen zur Regel gemacht, die Gebäude nicht eher dem Pächter zu übergeben, bis sie tüchtig und aus dem Grunde repariret worden, wobei ich aber zugleich in dem Pacht-Contract festsetze, daß er schuldig sie auf seine Kosten zu unterhalten, und dereinst in dem Stande, wie er sie erhalten, nach dem darüber anzufertigenden genauen und mit Grundrissen versehenen Inventarium abzuliefern, auch, falls sich während seiner Pachtzeit etwas schadhaftes findet, solches innerhalb 8 Tagen zu repariren x).

Ueberdem stipulire ich, daß er alle Jahre gewisse Bunde, nach Verhältniß der Gebäude und des Ertrages an Roggenstroh, neu decken muß. Auf die Art erhalten sämmtliche Gebäude alle 25 oder 30 Jahre ein neues Dach.

a) Dieser wichtige Fehler, den man bei den gemeinen Wirthschaftsgeschäften sehr oft antrifft, rühret wohl hauptsächlich daher, daß die Bauherren von dem Raum, den eine jede Sache nöthig hat, keine Kenntniß besitzen, oder wenigstens solches nicht vorher genau überlegen.

Wie viele berechnen wohl vorher, ehe sie einen Schaaf- oder Kuhstall bauen lassen, den Raum, den ein jedes Stück Vieh zu seinem bequemen Stande gebrauchet? Und aus dieser unterlassenen Berechnung entstehet es nachher, daß das neu-erbauete Wirthschaftsgebäude, nach dem Verhältniß des darinn zu stallenden Viehes, entweder zu groß oder zu klein fällt.

Diese

Diese Bestimmung den Maurern und Zimmerleuten zu überlassen, ist sehr unrecht gehandelt, indem solche, das richtige Verhältniß des Raums vor jede Viehart noch weniger zu treffen im Stande sind.

Um nun dieser Unwissenheit vieler Landwirthe hierunter zu Hülfe zu kommen, habe ich bereits in dem Ersten Hauptstück des Ersten Bandes der Oeconomia Forensis §. 206. bis 213. sowohl von der Lage, als auch Breite, Länge und Höhe eines jeden Wirthschaftsgebäudes eine kurze Anleitung gegeben, wobei zugleich in Ansehung der Ställe auf den Raum, den ein jedes Stück Vieh zu seinem bequemen Stande nöthig hat, Rücksicht genommen, und darnach die Länge und Breite des Stalles selber bestimmet worden ist.

Ich wünschte, daß der geneigte Herr Verfasser der gegenwärtigen Anmerkungen, bei der tiefen Einsicht, die er besonders in dieser Materie besitzet, mir auch hierüber seine Gedanken und Erinnerungen mitzutheilen die Gewogenheit haben möchte, indem es von der äussersten Nothwendigkeit ist, daß dasjenige, was vor das ganze Publikum geschrieben worden, von mehrern, um das Fehlerhafte verbessern zu können, erwogen werde.

b) Diese eben so deutliche als gründliche Beschreibung, ist nicht allein mir selber zu meiner eigenen Belehrung höchst angenehm gewesen, sondern ich zweifle auch nicht, daß solche dem geehrten Publikum, dem ich selbige hiedurch mitzutheilen keinen Anstand nehmen können, viel Vergnügen erwecken, und aufmerksamen Wirthen in den sich vor sie anpassenden Stücken zum Muster dienen wird.

Mancher wollte gern seine Wirthschaftsgebäude ordentlich einrichten, und dabey überall ein genaues Verhältniß beobachten. Es ermangelt ihm aber an eigner Erfahrung, und er lauft daher, bey jedem Schritt Feh-

ler zu begehen, Gefahr. Das nun, was ihm an eigner Erfahrung mangelt, kann er aus dem Unterricht, der aus der Feder eines unserer erfahrensten Landwirthe geflossen ist, ersetzen.

c) Ein so grosser und wichtiger Bau, als auf den Gütern des Herrn Verfassers wegen des unglücklichen Brandes vorgenommen werden müssen, erfodert zwar allerdings die Beobachtung aller möglichen Sparsamkeit. Und hiezu gehöret denn auch billig, daß man sich der alten Fundamente und Keller, in so weit sie unversehrt geblieben sind, bediene, und bey den neuen Gebäuden zu Nutze zu machen suche, indem dadurch ein grosser Theil der Bau-Kosten hinweg fällt. Ist es mir aber zu sagen erlaubet, so muß ich freymüthig bekennen, wie ich der Beybehaltung der alten Fundamente und Keller wohl die äussere Symmetrie und Ordnung der Wirthschaftsgebäude, niemahls aber die innere nützliche und bequeme Einrichtung derselben aufopfern würde.

Diese ist ein wesentliches Stück bei allen Wirthschafts-Gebäuden, und hat in der Abnutzung des Gutes selber einen eben so wesentlichen Einfluß, welches aber von jenen nicht gesaget werden kann.

Mancher wünschet öfters, daß seine Gebäude eine andere Einrichtung haben möchten, und er möchte sie gerne abbrechen und anders aufbauen lassen, wenn er nur nicht die vielen Kosten scheuete, und ihm auch solches von andern als eine übertriebene Wirthschaft ausgeleget werden möchte.

Wird er aber durch einen unglücklichen Brand in die Nothwendigkeit gesetzet, daß er einen neuen Bau vornehmen muß, so scheinen mir die wenigen Kosten, die durch Beibehaltung der alten Fundamente und Keller ersparet werden, nicht wichtig genung zu seyn, um deshalb dergleichen

gleichen wesentliche Vortheile, wodurch die ganze Wirthschaft verbessert, oder doch wenigstens erleichtert wird, fahren zu lassen.

Ueberdem können ja auch die Materialien von den alten Fundamenten zu dem neuen Bau wiederum gebrauchet werden, und es gehet daher bei dessen Einreissung und Abänderung weiter nichts, als das Arbeitslohn, verlohren. Die alten Keller können auch beibehalten, und, wenn sie gleich nicht unter dem Hause selber zu liegen kommen, mit einem Schuppen überbauet, und dadurch zur Aufbehaltung mancherley Wirthschaftsproducten gebrauchet werden.

d) Der große Vorzug, den die maßiven Gebäude vor die hölzernen aus so vielfältigen Ursachen, besonders aber wegen ihrer mehrern Dauerhaftigkeit und Sicherheit, haben, fällt von selbst in die Augen, und wird wohl von Niemand geleugnet werden können.

Mancher wird durch den Mangel der Steine davon abgehalten, wiewohl auch von blossen Feldsteinen, wo solche in Menge vorhanden sind, maßive Wirthschafts-Gebäude, besonders Ställe und Scheunen, ohne Bedenken aufgeführet werden können, wovon es auch an wirklichen Beispielen nicht fehlet.

Hat aber ein Gutsbesitzer eine eigene Ziegelscheune, oder doch wenigstens Gelegenheit, solche anzulegen, so thut er sehr unrecht, wenn er sich nicht dieses ansehnlichen Vortheils bedienet. Er wird nicht allein sich und seine Nachkommen dadurch auf lange Zeit von neuen beschwerlichen Bauten befreyen, sondern auch in den Baukosten selber ersparen, zumahl wenn er kein eigenes Holz hat, sondern solches von entfernten Orten herbei geholet werden muß.

e) Ich

e) Ich habe zwar in dem vorhin erwähnten Ersten Hauptstück des Ersten Bandes der *Oeconomia Forensis*, einen allgemeinen Abriß von einem bequemen Wohn- oder Wirthschaftshause gegeben, und dabei nach meiner Kenntniß die hauptsächlichsten Puncte, so bei dessen Anlage zu beobachten sind, angezeiget.

Inzwischen ist bei dieser meiner Anweisung theils, daß das herrschaftliche Wohnhaus mit dem Wirthschafts-Hause verknüpfet sey, vorausgesetzet worden, und theils ist es auch eine ohnstreitige Wahrheit, daß die Behältnisse solcher Wirthschaftshäuser nach dem Verhältniß der Wirthschaft selber eingerichtet werden müssen.

Auf einem Gute, z. B. wo 40 Knechte und Mägde auf dem Hofe sind, muß die Gesindestube weit grösser, und geraumiger seyn, als auf einem andern, wo nur 10 bis 12 Dienstboten gehalten werden dürfen. Auch ist eben dieser Unterscheid bei den Schlafstellen des Gesindes, nicht weniger in Ansehung der Küche, zu beobachten.

Wenn daher der Herr Verfasser dieser Anmerkungen saget, daß die Eintheilung der Zimmer des Hauses nach den Bedürfnissen der Wirthschaft eingerichtet sey, so giebet er mit diesen wenigen Worten eine vollständige Beschreibung von einem vollkommenen Wirthschafts-Hause.

f) Der hier angebrachte Gang ist dergestalt nützlich und nothwendig, daß es, wenn derselbe nicht vorhanden wäre, ein offenbarer Fehler des ganzen Wirthschafts-Hauses seyn würde.

Schon bei den herrschaftlichen Wohnhäusern, die nicht eigentlich zur Führung der Wirthschaft, sondern blos zur Bequemlichkeit des Eigenthümers, erbauet sind, ist es eine höchst mangelhafte Anlage, wenn nicht ein jedes Zimmer seinen eignen Ausgang hat, sondern man, um

in das letzte zu kommen, durch 3 bis 4 andre gehen muß. Ich kenne dergleichen Häuser, die an sich groß und zierlich gebauet sind, wo aber dennoch der Wirth, wenn er von 2 bis 3 verschiedenen Gästen mit einmahl einen Besuch bekommt, sie bequem und anständig zu logiren, in Verlegenheit geräth.

Noch weit mangelhafter ist eine dergleichen Anlage, ohne den benöthigten Gang in einem blossen Wirthschafts-Hause. In diesem können die Zimmer wegen der darinn aufzubehaltenden Wirthschaftssachen nicht allemahl unverschlossen bleiben, und es gereichet daher zur großen Unbequemlichkeit, wenn man in die hinterste Zimmer nicht anders kommen, noch aus denselben wieder heraus gehen kann, als daß die vorherliegenden immer auf- und zugeschlossen werden müssen.

Der Raum also, den der durch dieses Gebäude führende Gang wegnimmt, darf dem Herrn Eigenthümer nicht gereuen. Er ist vielmehr ein ohnstreitiges Merkmal von der vernünftigen und weisen Einrichtung dieses ganzen Wirthschaftshauses.

g) Bei diesem Punct habe ich verschiedene Bedenken, und ich wünschte wohl, durch eine nähere Erläuterung von den deshalb bei mir entstandenen Zweifeln entlediget zu werden.

Ich will selbige hier aufrichtig anführen, und vielleicht ist es dem geneigten Herrn Verfasser der gegenwärtigen Anmerkungen gefällig, mich auf eben die Art, als er mir seine Anmerkungen bei meinen Schriften mitgetheilet hat, davon zu befreyen.

Eine so wichtige Wirthschaft, als diejenige, wovon jetzt die Rede ist, scheinet mir wohl ein eigenes Korn-Haus, zur sichern und ohnbeschädigten Aufbehaltung des daselbst zuwachsenden reichen Getreidevorraths, zu ver-

verdienen, und weil selbiges billig maßiv aufgeführet werden muß, so kann auch solches bei der dort vorhandenen Ziegelscheune kein Bedenken haben.

Da ich überdem in dem mir gütigst zugeschickten Abriß der dortigen Hoflage nicht gefunden habe, daß, dem gewöhnlichen Gebrauch nach, über die Ställe einige Schütt-Boden angebracht wären, so gestehe ich gar gerne, nicht übersehen zu können, wie ein so ansehnlicher Getreide-Zuwachs auf dem Wirthschaftshause allein untergebracht werde, zumahl der vermögende Herr Besitzer dieser Güter, das gewonnene Getreide auf eine übereilte Art zu verkaufen, nicht nöthig hat, sondern dessen beste Absatz-Zeit abzuwarten im Stande ist.

Wenn aber auch dieses nicht wäre, so ist doch gewiß, daß ein Wohngebäude durch die über dasselbe geschüttete Last des Getreides sehr leidet, und deshalb vieler Gefahr ausgesetzet ist. Thut solches gleich den Mauern selber keinen Schaden, so kann doch von den Balken, so die Last tragen müssen, nicht ein gleiches gesaget werden.

Nur noch vor wenig Jahren hat man zu Collberg das Unglück erlebet, daß ein vornehmer und wohlhabender mit Getreide handelnder Kaufmann, von dem auf seinen Boden aufgeschütteten Getreide, durch ihr Einbrechen verschüttet wurde, und nebst seinem Buchhalter elendiglich ums Leben kam. Das Haus dieses Kaufmanns, welches ich selber gesehen habe, war ebenfalls maßiv, und mit starken Mauern versehen.

Wollte man auch gleich dieses Beispiel unter die seltenen und ungewöhnlichen Zufälle rechnen, so bleibet doch gewiß, daß alles Getreide ausduftet, und eine gewisse Feuchtigkeit bei sich führet, welches die Corruption der Balken und des übrigen Holtzwerkes gar sehr befördert.

Man ziehe dabei endlich in Erwägung, was ein solches Gebäude bei dem Auf- und Abtragen des Getreides

und

und dessen öftern Umschippen vor Erschütterungen ausstehen müsse, so wird man gar leicht überzeuget werden, daß solches nicht ohne Schaden bleiben könne.

So viele Vorsichten auch in einem Wirthschaftshause gegen die Feuersgefahr genommen werden mögen, so ist doch gewiß, daß das Getreide daselbst weit mehrern Unglücksfällen von dieser Art, als wenn es in einem besondern maßiven und mit Ziegeln gedeckten Kornhause aufbehalten wird, ausgesetzet ist. Wider einen Brand, der von aussen kommt, ist zwar das Wirthschaftshaus, wenn es maßiv erbauet und mit Ziegeln gedecket worden, eben so sicher als ein eigenes angelegtes Kornbehältniß. Von innen aber lauft man bei diesen, in Ansehung des Brandschadens, niemahls Gefahr, dahingegen in jenem, wegen der mannigfaltigen Wirthschaftsgeschäfte, wozu Feuerung erfodert wird, immer Gelegenheit dazu ist, und solches durch die geringste Unvorsichtigkeit veranlasset werden kann.

Auch ist bekannt, daß das aufgeschüttete Getreide keine von unten aufsteigende Wärme vertragen kann, und eben deshalb die über die Ställe angebrachte Schüttboden so verwerflich sind. Eine dergleichen von unten aufsteigende Wärme aber stehet in einem Wirthschaftshause, theils wegen der darinn befindlichen Küche, und theils auch in Ansehung der Ofenheitzung im Winter, nicht gänzlich zu vermeiden.

Wenn man im übrigen in Betracht nimmt, daß die Mäuse und Ratzen sich in den Wirthschaftshäusern, wegen der darinn befindlichen Eßwaaren häufig zu nisten und zu hecken pflegen, so mag dieses ebenfalls mit als eine Ursache angesehen werden, warum es aus denselben ein Kornbehältniß zu machen nicht rathsam sey.

Die angeführte Einrichtung, daß die Treppe, so zu dem Getreideboden führet, nahe an des Wirthschafts-

Inspe-

Inspectors Stube belegen sey, und er daher das geringste Gepolter auf dem Boden hören könne, scheinet zwar eine vorzügliche Sicherheit gegen die Dieberey zu geben. Allein die Korndiebe kommen nur selten durch die gewöhnliche Treppe auf den Boden, sondern es finden sich dazu mancherley andere Gelegenheiten und Zugänge, welche auch der treueste und wachsamste Wirthschafter nicht so leicht entdecken kann.

Bei einem besondern Kornhause, welches massiv erbauet ist, kann durch tüchtige Thüren und Schlösser das darauf vorhandene Getreide ebenfalls sicher gestellet werden. Denn vor gewaltsame Einbrüche hat man sich, zumahl, wenn ein tüchtiger Nachtwächter gehalten wird, in Ansehung des Getreides nicht zu fürchten.

Es sind gemeiniglich nur kleine Mausereien, die das treulose Gesinde begehet, und diese werden in einem dergleichen Kornhause eher, als in dem Wirthschaftshause, vermieden werden können. Denn wie leicht kann nicht in der Gesindestube, den Schlafkammern, oder sonst an einem verborgenen und abgelegenen Orte ein Loch in die Decke gebohret, und dadurch gleichsam das Getreide herunter gezapfet werden. Dieses gehet ohne Poltern und Geräusche zu, und ist daher durch keine Wachsamkeit des Wirthschafts-Inspectors zu vermeiden. Das Gesinde aber verräth sich untereinander nur selten, weil sie gemeiniglich in pari reatu stehen.

Ein ordentlich angelegtes Kornhaus hingegen, kann nicht leicht, ohne Gewalt auszuüben, bestohlen werden, und dieses verräth sich bald von selbst.

h) Die hier bemerkte Vorsicht, so durch Abputzung und Abweissung der durch den Boden gehenden Schornsteine genommen wird, ist gewiß nachahmungswürdig. Denn die Erfahrung lehret, daß auch in den massiven Schornsteinen durch die sich darinn unvermerkt findende Risse, die

die durchfliegende Funken sehr oft eine unvermuthete Feuersgefahr verursachen.

Es ist zwar eine Pflicht der Feuermauerkehrer, daß sie auf dergleichen Risse in den Schornsteinen, welche sie durch das von aussen hinein scheinende Licht gar bald gewahr werden können, Achtung geben, und solches ohnverzüglich melden müssen. Allein da das Feuermauerkehren gemeiniglich von Kindern und unvorsichtigen fladderhaften jungen Burschen verrichtet zu werden pfleget; so kann man sich hierauf nicht wohl verlassen.

Weit sicherer ist es daher, wenn man sich selber ein Merkmal machet, woran man dergleichen Risse von aussen wahrnehmen kann, und hierzu ist die vorgeschlagene Methode wegen des Abweissens der Schornsteine vollkommen geschickt.

i) Die hier bei der Brau- und Brandweinbrennerei bemerkte Anstalten, sind ebenfalls unvergleichlich, und verdienen billig von jedermann, der Gelegenheit dazu hat, nachgeahmet zu werden.

Ihre Absicht gehet hauptsächlich auf Ersparung der Arbeiter, die sonst bei diesen Geschäften, und besonders zum Tragen der Gerste auf den Malzplatz, des Biers in den Keller, und der Schlempe zun Mastung, erfoderlich werden. Daß dieser Endzweck durch erwehnte Anlagen vollkommen erreichet werde, davon kann man nicht unüberzeuget bleiben, wenn man diese Geschäfte kennet, und von demjenigen, was nach dem gemeinen Schlendrian dazu erfodert wird, gehörig unterrichtet ist.

k) Man hält sonst davor, daß die Abseiten den Hauptgebäuden schädlich sind, indem die Schwellen niemahls recht trocken werden können, und daher weit eher verfaulen.

Da aber der Herr Verfasser dieser Anmerkungen seine Gebäude, wie unten bemerket werden wird, theils maßiv, und theils die hölzernen ohne Schwellen erbauet hat, so

fällt diese Bedenklichkeit von selbst hinweg, und es leuchtet von selbst in die Augen, daß durch dergleichen Abseiten viel Platz und Hofraum ersparet wird, sie auch einem Wirth in vielen Dingen, besonders wegen Unterbringung des kleinen Viehes, mancherley Bequemlichkeiten verschaffen. Auch lehret es die Vernunft, daß die mit Abseiten versehene Gebäude gegen die Sturmwinde weit mehr gesichert sind, und die davon in der Anmerkung selber angeführten Gründe sind einleuchtend.

1) Ich habe zwar in dem Ersten Hauptstück des Ersten Bandes der *Oeconomia Forensis* §. 207, die Breite der Tenne oder Scheunflure auf 15 Fuß angegeben. Zu der Absicht, daß bei einem unvermuthet einfallenden Regen mehrere Wagen zugleich abladen können, welche ich dabei ebenfalls vor Augen gehabt habe, ist solches auch zureichend.

Da aber der Herr Verfasser der gegenwärtigen Anmerkungen zugleich sein Absehen mit dahin gerichtet hat, daß im Nothfall die Hälfte der Scheunflur mit Getreide belastet werden könne, so ist auch die Breite von 20 Fuß nicht schädlich, und wird der Scheunraum selbst in diesem Fall dadurch nicht verkleinert.

Es ginge überdem sehr wohl an, daß auf einer 20 Fuß breiten Tenne 2 Parten zugleich anlegen und dreschen könnten, welches denn bei verschiedenen Umständen, wo man in der Geschwindigkeit eine Menge von Körnern aus dem Stroh haben will, und besonders in der Saatzeit, nicht ohne Nutzen wäre.

Die Vergrößerung der Mittelfächer über die Tenne, ist ebenfalls ein Vortheil, so die breiten Scheunfluren gewähren, und wodurch ein Wirth wegen Absonderung der verschiedenen Feldfrüchte, aus mancher Verlegenheit gesetzet werden kann.

Erbsen,

Erbsen, Wicken, Saamenklee u. d. m. sind Dinge, die man nicht gerne mit den edlern Getreidearten vermischet, und welche einen trockenen und luftigen Ort, weil sie sonst leicht verdumpfen und schimlicht werden, verlangen. Hiezu nun sind dergleichen breite Mittelfächer sehr bequeme Behältnisse.

Der bei No. 3. in der Mitten angebrachte Pfosten, an welchen die beiden Thorflügel zusammen schlagen und befestiget werden können, ist ebenfalls eine sehr nützliche Erfindung, indem dergleichen breite Scheunthüren sonst der Gewalt der Sturmwinde nicht widerstehen, sondern gar bald zu Schanden gehen würden. Dieses kann aber nicht geschehen, weil sie an den in der Mitte angebrachten Pfosten eine Hältniß haben.

m) Diese hier bemerkte Vorsicht verdienet ebenfalls, daß sie von allen aufmerksamen Wirthen nachgeahmet werde. Ueberhaupt kann man die klugen Anstalten, die der Herr Verfasser zur Vermeidung der Feuersgefahr allenthalben getroffen hat, nicht genung bewundern, wozu wohl besonders das ihn, seiner Anzeige nach, vor einigen Jahren betroffene Unglück von dieser Art, Gelegenheit gegeben haben mag.

n) Die hier bemerkte Einrichtung des Viehstalles führet ebenfalls so viel Gutes bei sich, daß selbige nothwendig einen allgemeinen Beifall nach sich ziehen muß.

Ich habe schon viele gute Einrichtungen der Ställe gesehen, keine aber so vollkommen als die gegenwärtig beschriebene, gefunden, indem dabei auch nicht die geringsten Vortheile, die zur Bequemlichkeit dieses Wirthschafts-Geschäftes etwas beitragen können, ausser Acht gelassen worden. Besonders sind die gemauerten Krippen der Aufmerksamkeit werth, und ist vorzüglich denjenigen Wirthen eine Nachahmung davon anzurathen, welche das nützliche Brühfuttern der Kühe eingeführet haben.

Die Ursachen davon fallen von selbst in die Augen, und die hauptsächlichste bestehet darinn, daß das Wasser und die Feuchtigkeiten des Brühfutters, worinn die größte Kraft stecket, nicht einziehen noch durchlauffen können.

o) Diese Vertiefung stösset, wie sich aus der fortgesetzten Beschreibung dieser Hoflage mit mehrern ergeben wird, unmittelbar an das Molkenhaus, aus welchem das zum Brühfutter zubereitete Wasser in die in dieser Vertiefung stehende Brühgefässe vermittelst eines Hahnes gelassen wird.

Ich merke hiebei nur so viel an, daß dieses abermahls eine vortrefliche Erfindung zur Ersparung der sonst hiezu erforderlichen Arbeiten ist. Auch kann das Wasser, da selbiges unmittelbar in die Brühgefässe kommt, nicht so erkalten, als wenn es erst weit getragen werden muß, und es wird daher der bei der Brühfutterung zum Grunde liegende Endzweck weit vollkommener erreichet.

Nahe bei der Thür des Molkenhauses bemerke ich auf dem Riß zwar eine Plumpe. Schade aber ist es, daß dieselbe nicht in der Küche selber angebracht worden, damit auch das kalte Wasser, ohne daß Menschen Hände dazu gebraucht würden, unmittelbar in den Kessel fliessen könne. Und auch dieses könnte, durch bei der vor der Thüre stehenden Plumpe angebrachte Röhren, gar leicht bewirket werden, welches vielleicht in dem Risse anzumerken vergessen seyn mag.

p) Die grosse Aufmerksamkeit des Herrn Verfassers, um etwas an Arbeiten zu ersparen, offenbaret sich hier abermals.

Sonst befremdet es mich, daß der so einsichtsvolle Herr Verfasser, dessen Aufmerksamkeit nicht so leicht etwas entgehet, noch keine Hexelmühle angeleget hat, da selbige doch auf dessen wichtigen Gütern, und bei einem so starken Viehstande, welcher sich auf einige Hundert belauft, von grossen Nutzen seyn, und viele Arbeiter, die sonst zu diesem Geschäfte nöthig sind, ersparet werden würden.

Ich

Ich zweifle nicht, daß derselbe zureichende Gründe haben wird, welche Ihn von dieser jetzt so allgemein gewordenen Anlage abhalten, und ich wünschte wohl, zu meiner eigenen Belehrung, davon unterrichtet zu seyn.

Ich bin vor einem Jahre mit einem Modell zu einer Handhexelmühle von einem großen Mechanikus beschenket worden, auf welcher von 2 schwachen Personen, die sonst der gewöhnlichen Hexelladen nicht mächtig sind, in einer Stunde 30 Scheffel Hexel geschnitten werden können.

Ihre Verfertigung ist wenig kostbar, und der Nutzen in Ersparung der Arbeiter, in die Augen fallend. Sie kann auch, nach Erfoderung der Umstände, mit leichter Mühe von einem Ort zum andern gebracht werden. Es wird daher dazu so wenig ein eigenes Gebäude, als Vieh zum Umtreiben, erfodert. Zwei schwache Personen, wovon die eine drehet, die andere aber einleget, sind dazu hinreichend.

Wer diese in der That nützliche Maschine zu sehen begehret, dem stehet sie allemahl zu Befehl, und ich gedenke des allgemeinen Nutzens wegen eine eigene Fabrique davon anzulegen, zumahl sie besonders bei der Cavallerie viele Vortheile stiften würde.

q) Die in dieser Stelle bemerkte Einrichtung der Pferdeställe ist wiederum ein ohnstreitiger Beweis von der ausnehmenden Aufmerksamkeit, so der Herr Verfasser gegenwärtiger Anmerkungen den wirthschaftlichen Dingen gewidmet hat.

Die Erfahrung lehret, daß das Rindvieh eine besondere Begierde nach dem Pferdemist bezeiget, und man daher die Kühe, wenn sie des Tränkens halber aus dem Stalle gelassen werden, sehr wohl dagegen kehren lassen muß, woferne man nicht eine grosse Verminderung desselben haben will. Diese Begierde rühret sonder Zweifel von den vielen salzigen Theilen her, so der Pferdemist bey sich

führet. Da nun diese salzigen Theile sich auch durch den Geruch verbreiten, so ist es gar wohl möglich, daß die Mittheilung dieses Geruchs dem Rindvieh zur Gesundheit gereichet. Denn daß alle Salze der Corruption widerstehen, und die Fäulniß, wozu das Rindvieh besonders geneigt ist, verhüten, ist eine aus der Arzeneylehre bekannte Sache.

Die hier zugleich bemerkte Stellung der Rauffen ist ebenfalls nachahmungswürdig, und besonders der Heu-Saamen verdienet wohl, daß man dessen Verschüttung in den Mist zu verhindern suche, indem solcher den Pferden, wenn sie ihn zum Genuß bekommen, öfters mehr Kräfte, als das Heu selber, giebet.

r) Wenn man die verschiedenen Bequemlichkeiten und Arbeitsersparungen, so der Herr Verfasser durch seine weisen Einrichtungen zuwege gebracht hat, und deren ich schon oben in verschiedenen Stellen gedacht habe, zusammen rechnet, so sollte ich glauben, daß die hier angegebene tägliche Arbeit von 2 Personen, so hiedurch hinweg fällt, nicht zu wenig sey. Der Herr Verfasser wird vielleicht bei seiner Berechnung nur auf das, was sie hätten thun können, gesehen, dabei aber der Faulheit solcher Leute, die öfters nur das dritte Theil davon wirklich verrichten, vergessen haben.

s) Mit allem, was in dieser Anmerkung wegen der Schwellen gesaget wird, bin ich vollkommen einig, und zum Theil selber durch die Erfahrung dadurch überzeuget worden.

Wenn auch gleich bei starken Sturmwinden die Zapfen der Stiele nicht abbrechen, so wird doch öfters die ganze Schwelle dergestallt verdrehet, daß sie beinahe auf die Kante zu stehen kommt.

Hiedurch verlieret das ganze Gebäude seine senkrechte Richtung, welche nicht anders wieder hergestellet werden kann, als daß man die ganze Schwelle wegnimmt, und eine neue unterziehet. Denn die alte Schwelle selber, so lange die Stiele noch darinn eingezapfet sind, wieder in die gehörige Lage zu bringen, ist ohnmöglich, und es folglich auch eine vergebene Mühe, dem Gebäude selber wieder seine senkrechte Richtung geben zu wollen.

Ich habe nur noch in diesen Tagen auf meinem eigenen Gute ein Beispiel davon gehabt.

t) Diese

t) Diese Bedachungsart ist vortreflich, und verdiente bei dem von Jahr zu Jahr immer mehr einreissenden Stroh-Mangel allgemeiner gemacht zu werden. Wo aber würde man zuletzt, wenn dieses überall geschehen sollte, so vielen Hammerschlag bekommen können? Das bloße Betheeren der Schindel ohne Hammerschlag möchte wegen des Feuers zu gefährlich seyn.

u) Ich muß aufrichtig gestehen, daß mir die von Feldsteinen gewölbte Brücken unbekannt sind, und ich einige derselben zu sehen wohl wünschte.

Sonst ist das Mauern zu Herbst- und Winterszeiten, sowohl mit Ziegeln als Feldsteinen, eine vergebene Arbeit. Die allgemeine Erfahrung lehret, daß ein dergleichen Mauerwerk nicht länger als bis zum künftigen Frühjahre dauert, alsdenn aber wieder in den Klumpen fällt, oder auseinander weichet.

Bei den gewölbten Brücken von Feldsteinen habe ich nur noch dieses Bedenken, daß, wenn nur ein Stein aus derselben herunter fällt, die andern, weil sie wegen ihrer verschiedenen Figuren nicht zusammen gefuget, noch mit einander verbunden werden können, die andern in kurzen nachfolgen möchten. Man siehet solches an den mit Feld-Steinen ausgesetzten Brunnen. Fällt in denselben einmahl ein Stein herunter, so ist nichts gewisser, als daß in kurzer Zeit der ganze Brunnen einstürzet. Bei den Gewölben von Feldsteinen scheinet mir dieses noch gefährlicher zu seyn, indem hiebei gleichsam ein Stein den andern halten und tragen muß.

Jedoch bescheide ich mich gar gerne, daß ich mein Urtheil hievon so lange zurücke zu halten schuldig bin, bis ich dergleichen Brücken gesehen habe; da denn vielleicht meine theoretische Zweifel durch wirkliche Erfahrungen gehoben werden können.

w) Wer es nicht so macht, wie hier mit vieler Weisheit angerathen worden, der wird auch seine besten Gebäude in kurzer Zeit in Verfall gerathen sehen, und anstatt der Groschen, die er zu ersparen gemeinet hat, so viele Thaler ausgeben müssen.

x) Ich freue mich, daß meine schon vorhin über diesen Punkt geäusserte Meinung, mit den Gedanken des Einsichtsvollen Herrn Verfassers so vollkommen übereinstimmend ist.

Denn

Denn in dem Fünften Hauptstück des Dritten Bandes der *Oeconomia Forensis* habe ich, nachdem ich §. 338. die Schuldigkeit der Pächter, die in Besitz habende Gebäude, während der Pacht, in Dach und Fach zu erhalten, erwiesen, und demnächst §. 339 und 340. die Unzulänglichkeit der Clausul, wegen der sich auf 5 oder 10 Rthlr. belaufenden Reparatur gezeiget, endlich §. 341. folgenden Vorschlag gethan.

„Dieses vorausgesetzet, kann wegen der Reparaturen „an den Gebäuden keine natürlichere Einrichtung getroffen „werden, als daß bei der Uebergabe des verpachteten „Gutes an den Pächter, alle Gebäude auf das genaueste „von geschwornen und unpartheyischen Leuten revidiret, „und dasjenige, was daran schadhaft befunden werden „sollte, angemerket und taxiret werde. Dieses schadhaft „befundene, muß der Eigenthümer entweder selber sofort „in den Stand setzen lassen, oder dem Pächter das des„halb taxirte Quantum, damit er die Reparatur besorge, „vergütigen, und ihm solchergestalt die sämmtlichen Ge„bäude in guten und tüchtigen Stande überliefern.

„Wie nun der Pächter nach obigen Grundsatze die ihm „überlieferten Gebäude während seiner Pacht in Dach „und Fach zu erhalten, und in eben demjenigen Zustande, „als er sie aus den Händen des Verpächters empfangen „hat, wieder zurück zu liefern gehalten ist, so werden nach „geendigter Pacht die sämmtlichen Gebäude wiederum von „vereydigten und unpartheyischen Sachverständigen revi„diret, und nach der bei dem Antritt der Pacht davon „angefertigten Beschreibung untersuchet. Das alsdann „Schadhafte muß der Pächter ebenfalls entweder sofort „in gehörigen Stand setzen lassen, oder dem Gutsherren „baar vergütigen.

„Wird diese aus der Natur der Sache selber, folgende „Ordnung beobachtet, so sind in den Pacht-Contracten „wegen der großen und kleinen Reparaturen gar keine „Clausuln mehr nöthig, und es kann deshalb unter den „Contrahenten, der Vernunft nach, niemahl der geringste „Streit entstehen.

„Bei allen Pachten, wozu mein weniger Rath gefo„dert worden, habe ich diesen Punkt dahin eingeleitet, und „ich bin überzeuget, daß solches der einzige sichere Weg, „hierunter alle Verwirrungen zu vermeiden, sey.“

Landesbibliothek Mecklenburg-Vorpommern Günther Uecker
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1759087653/phys_0064
DFG

Berliner Beiträge

zur

Landwirthschaftswissenschaft.

Vierten Bandes

Zweites Stück.

Landesbibliothek Mecklenburg-Vorpommern Günther Uecker
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1759087653/phys_0065
DFG

Berliner Beiträge

zur

Landwirthschaftswissenschaft.

Zweiter Band.

Zweites Heft.

Landesbibliothek Mecklenburg-Vorpommern Günther Uecker
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1759087653/phys_0066
DFG

Fortsetzung
der
Zwei und Dreißigsten Abhandlung.

Erörterung einiger wichtigen und nützlichen Anmerkungen zu dem ersten Bande der Berliner Beiträge zur Landwirthschaftswissenschaft, so dem Verfasser von einem hohen Freunde und Gönner mitgetheilet worden.

§. 7.

Nähere Erörterung der Frage, in wie weit man auch das Kleine in der Wirthschaft nicht versäumen müsse.

Fünfte Anmerkung.

Ad Pag. 36. lin. 18. Kleinste ꝛc.

Da ich in der Ersten Abhandlung des Ersten Bandes der Berliner Beiträge zur Landwirthschaftswissenschaft von dem Gegenstande, Absicht und Grundsätzen der Landwirthschaft, bei dem Beschluß desselben, auch von einigen allgemeinen zur Führung der Landwirthschaft nöthigen Regeln, Erwehnung gethan, so ist dabei der Grundsatz festgesetzet worden: daß in einer vernünftig eingerichteten Landwirthschaft das Kleine so-

wohl, als das Große, gehörig in Acht genommen werden müsse.

Der Grund hievon bestehet darin, daß ein jedes Landgut ein aus verschiedenen Theilen zusammen gesetztes Ganze ist. Wie nun unter diesen Theilen, theils große, theils kleine sind, sie zusammen genommen aber das Ganze ausmachen; so habe ich daraus die ganz natürliche Folgerung gezogen, daß sie insgesammt gehörig bewirthschaftet, und auch der kleineste nicht verabsäumet werden müsse.

Dieser Satz hat dem Herrn Verfasser der gegenwärtigen Anmerkungen bedenklich geschienen, und es ist daher von demselben nachstehende Erinnerung dabei gemachet worden:

Es muß der Sinn des Herrn Verfassers hier wohl verstanden werden. Seine Meinung ist gewiß nicht, daß man bei großen und weitläuftigen Wirthschaften mit Kleinigkeiten sich abgebe, die zwar einen sichern, aber mäßigen Vortheil verschaffen, und viele Sorgfalt und Aufsicht erfodern. Wir sind und bleiben Menschen, und die Gegenstände unserer Aufmerksamkeit, können nicht auf einen gewissen Grad vervielfältiget werden, ohne daß das eine oder das andere darunter leide. Trift nun solches die Hauptzweige der Wirthschaft, so kann der Verlust niemahl durch die kleinen Gewinnste ersetzet werden.

Meines Erachtens fähret man bei derselben am besten, wenn man seine Aufmerksamkeit hauptsächlich auf Ackerbau, Viehzucht, Nutzung derselben, Brau- und Brandweinbrennerei richtet.

Bei

Bei einem Gute, wo viele Wiesen und Getreide-Felder sind, muß mit dem Heuwerben bereits 8 Tage vor Johannis der Anfang gemacht werden können. Ist diese Arbeit vollendet, so muß man zu der Getreide-Ernte eilen, während derselben einen großen Theil der Wintersaat bestellen, und sich glücklich schätzen, wenn man gegen Michaelis sie vollendet, und den Grummet ins Trockene gebracht hat. Alle Tagelöhner, die nur zu bekommen, müssen bei diesen so nöthigen Arbeiten zu Hülfe genommen werden. Sie beschäftigen einen Wirth gewiß vom Morgen bis zum Abend. Gesetzt aber, seine Aufmerksamkeit könnte sich noch auf mehrere und kleinere Gegenstände verbreiten, woher nähme er die dazu nöthigen Arbeitsleute, ohne den grössern Abbruch zu thun? Die mehresten derselben erfodern eben so trockenes Wetter, wie die Heu- und Kornernde. Könnten aber auch einige davon bei regnigten Wetter abgewartet werden, so hat man alsdenn nicht weniger die Leute nöthig, um das Saatgetreide aus dem Stroh zu bringen, wenn man sonst mit der Wintersaat zu rechter Zeit fertig werden will.

Es können dergleichen kleine Vortheile nur in Gütern in Acht genommen werden, bei welchen die Dienste in Ueberfluß sind. Finden sich aber dergleichen viele? Ich zweifle daran, wenn bei selben durch Beihülfe des Kleevers der Ackerbau so weit, wie es möglich ist, getrieben worden.

Ich besitze ein kleines Gut, welches ich für 1333 Thaler 8 Groschen erkaufet habe. Es war bei demselben kein Wiesewachs, aber eine ungeheure Feldmark,

größesten Theils mit Heidekraut bewachsen. Fünf Bauern, der Pächter und sein Gesinde waren die einzigen Einwohner des Dorfs. Der Pächter hatte eine kleine Hammelschäferei, 4 Pferde und einige wenige Kühe, für welche er, so wie die Bauern vor ihr Zugvieh, das Heu kaufen muste. Ich ließ ein Bruch, welches auf der angränzenden Feldmark eines meiner andern Güter lag, abgraben und urbar machen, und gab die Hälfte dieser neuen Wiese den Bauern, deren Umstände dadurch gar sehr gebessert wurden, die andere Hälfte aber dem Pächter ein. Ich verhöhete dadurch in etwas die Pacht, die vorher mit dem Kauf-Schilling in ziemlichem Verhältniß stand. Nachdem ich in der Folge die Verwaltung des Guts selbst übernommen, so befliß ich mich, hauptsächlich den Fehler desselben durch den Kleeverbau abzuhelfen. Ich gestehe, daß mir solches in den ersten Jahren nicht glücken wollte, und ich schreibe es insonderheit dem elenden kalten Mist, womit die Felder gedünget worden, wie auch der vielleicht seit dem 30jährigen Kriege sehr vernachläßigten Beackerung derselben zu. Da ich aber von meinem Vorhaben nicht abließ, so ist es mir endlich gelungen, und ausser 5 Pferden, 9 Pflugochsen, 20 Kühen, nebst 6 bis 7 Stück jung Vieh die den Sommer davon erhalten werden, gewinne ich an 80 Fuder Kleever-Heu, wodurch ich in den Stand gesetzet worden, auf einem dabei erbaueten Vorwerk eine Schäferei von 800 Stück anzulegen, welche in der Folge, so wie die Anzahl der Kühe, vermehret werden soll, so bald das bereits größesten Theils aufgerissene Heide-

land

land durch den Dünger tragbarer geworden, und ich mehrern Kleever gewinne. Ob ich nun gleich auf diesem Gut noch 4 Halbbauern und 6 Hausleute angesetzt, mehr Gesinde halte, und so viel Tagelöhner, wie ich nur bekommen kann, in der Ernte annehme, so kann ich doch mit Wahrheit bezeugen, daß ich nicht ohne viele Mühe mit der Arbeit fertig werde, da mein voriger Pächter seine Ernten, wie man zu reden pfleget, spielend vollendete, und sich noch mit Kleinigkeiten abgeben konnte.

Es ist aber auch wahr, daß mir selbiges anjetzt zwischen 5 bis 600 Thaler bringt, und ich den Ertrag davon in ein paar Jahren auf 750 Thaler zu erhöhen gedenke.

Ich habe dieses zum Beispiel angeführet, daß öfters die Dienste bei einem Gut überflüßig zu seyn scheinen, weil solches nicht gehörig genutzet wird.

Man baue so viel Flachs, Hanf, Kohl, Ertoffeln, Mohrrüben, und andere dergleichen Gartengewächse an, als in der Wirthschaft gebrauchet wird, wenn man vorher wohl geprüfet hat, ob selbige nicht mit wenigern Kosten zu kaufen, als vor Tagelohn selbst anzubauen. Man lasse aber den Gewinst des Verkaufs derselben, wie auch den Anbau von Hopfen, Waidt, Färberröthe und andere dergleichen Dinge dem gemeinen Mann, der seine und seiner Kinder bei müßigen Stunden darauf verwendete Arbeit nicht rechnet, und sich folglich damit etwas erwerben kann. Der Besitzer eines Guts gewinnet selbst bei dieser Arbeit, besonders wenn es bevölkert ist. Ich habe auf

einem der meinigen verschiedene sauerbeitzige Wiesen aufreissen, zu Kohl-Land bereiten und düngen lassen, hiernächst aber die 15füßige Quadrat-Ruthen ohne Mist zu 1 Gr., oder in dreijährigen Mist zu 1 Gr. 6 Pf. ausgethan. Aus diesen ohne Remißion verpachteten Kohlländern, ziehe ich jährlich 8 bis 900 Thaler, und da die Pächter so viel darauf gewinnen, daß sie ihn wohlfeil verkaufen können, so wird er auf 3 bis 4 Meilen weit abgeholet.

Ich verpachte ihnen ausserdem Lein- und Rüben-Land in der Bracke, wovor dieselben, wenn sie ihren Mist dazu geben, nichts, falls sie aber Herrschaftlichen nehmen, ebenfalls 1 Gr. 6 Pf. für die Quadrat-Ruthe zahlen. Ich bin auch der Meinung, daß dergleichen Produkte zur Hälfte, gleich dem Taback, mit Vortheil angebauet werden können, wie ich es auf meinen Pommerschen Gütern eingeführet, und in meiner Anmerkung *ad pag.* 26. angezeiget habe.

Die 4 Halbbauern, von denen ich oben gedacht, daß ich sie auf einem meiner Güter angesetzt hätte, sind Ausländer. Ich ließ ihren Acker dem meinen gleich bestellen und düngen, gab ihnen ihre völlige lebendige und Hofwehre, setzte sie kurz vor der Ernte ein, und schenkte ihnen die Höfe. Von dem Tage ihres Anzuges haben sie die Natural-Dienste geleistet, und damit fortgefahren. Einer von denselben verstarb vor einigen Monaten, und es meldeten sich sogleich verschiedene Wirthe zu seinem Hofe, unter denen ich die Wahl hatte a).

a) Ich

a) Ich glaube, mich mit gutem Fuge des allgemeinen Rechts aller Schriftsteller, vermöge dessen ein jeder der beste Ausleger seiner eignen Worte ist, bedienen zu können.

Kraft dieses Rechts nun erkläre ich mich hiemit dahin, daß, ob gleich der Satz, daß in einer Landwirthschaft auch der kleinste Theil nicht verabsäumet werden müsse, in meinen Augen unwiderruflich ist, meine Gedanken dabei doch nicht dahin gegangen sind, daß, wenn beides Großes und Kleines nicht zu gleicher Zeit bei einander bestehen könne, man das Kleine dem Großen vorziehen, und dieses um jenes willen vernachläßigen solle. Ein dergleichen unphilosophischer Satz ist mir niemahls eingefallen. Vielmehr habe ich in allen meinen Schriften dagegen geeifert, daß man sich öfters bei Kleinigkeiten aufhalte, und darüber das Große versäume.

Ich bin daher dem geneigten Herrn Verfasser dieser Anmerkungen auf das äusserste verpflichtet, daß Er dieser Stelle den rechten Sinn geben, und sie wider alle Mißdeutungen retten wollen.

Inzwischen wird es doch allemahl wahr bleiben, daß in einer jeden Wirthschaft die Wahrnehmung des Kleinen mit der Sorgfalt vor das Große bestehen könne, ohne daß dieser durch jenen ein Abbruch geschehe.

Das Kleine aber muß entweder nothwendig, oder wirklich nutzbar seyn, das ist, mehr einbringen als kosten. Sonst verdienet es gar keiner wirthschaftlichen Aufmerksamkeit, sondern ist ein blosses Spielwerk, welches in einer vernünftigen Landwirthschaft billig nicht geduldet werden muß. Ist aber ein kleiner Wirthschaftstheil wirklich nutzbar, oder nothwendig, so lieget es nur an den Gutsbesitzer selber, daß er die rechte Abnutzungsart desselben wähle.

Die gemeinen Abnutzungsarten solcher kleinen Wirthschaftstheile, sind entweder eigene Bewirthschaftungen durch die Dienstleute und Tagelöhner, oder Verpachtung. Bei überflüßigen Diensten wird das erste, und bei dem Mangel derselben das letzte das rathsamste seyn.

Nicht blos derjenige, der solche kleine Wirthschafts-Theile mit seinen eigenen Leuten bestreiten lässet, sondern auch derjenige, der sie in Pacht austhut, beobachtet die Regel, die ich §. 36. in meinen Berliner Beiträgen zur Landwirthschaftswissenschaft gegeben habe.

Es wird daher allezeit das Große und das Kleine beisammen, und ohne daß das eine das andere verhindere, zu nutzen möglich bleiben, wovon uns der Herr Verfasser selber in seinen Wirthschaften die vortreflichsten Beispiele vorleget, uud folglich meinen Satz durch seine eigene Unternehmungen erweiset.

§. 8.

Von Abwartung der rechten Verkaufszeit des Getreides, was dabei vor Bedenklichkeiten vorfallen, und wie sie zu heben sind.

Sechste Anmerkung.

Ad Pag. 38. *lin.* 6. Abwartung ꝛc.

Zu den allgemeinen Wirthschafts-Regeln, die ich in der im vorigen §. bemeldeten Ersten Abhandlung der Berliner Beiträge zur Landwirthschaftswissenschaft zu erweisen, bemühet gewesen, habe ich auch §. 18. gerechnet, daß ein Landwirth seine Produkten auf die bestmöglichste Art ins Geld zu setzen, suchen müsse, wobei die Abwartung der eigentlichen Verkaufszeit, als ein Mittel, um zu diesen Endzweck zu gelangen, angegeben worden.

Der

Der Ausdruck, Abwartung der rechten Verkaufs-Zeit, hat nun dem Herrn Verfasser der gegenwärtigen Anmerkungen zu nachstehender Erinnerung Gelegenheit gegeben:

Ich bin der Meinung, daß die beste Zeit zum Verfahren des Getreides diejenige ist, da die übrigen Wirthschafts-Geschäfte am wenigsten darunter leiden.

Gemeiniglich pfleget es Ausgangs Septembers, und Anfangs Octobers, da ein jeder mit der Saat beschäftiget ist, am mehresten zu gelten. Man gewinnet auch überdem an dem Maaß, weil es alsdenn noch frisch ist. Wenn indessen ein Wirth, um dieses Vortheils willen sein Getreide verfahren wollte, und darüber die beste Saatzeit versäumte, so wird er nicht weißlich handeln.

Jemand, der den Ackerbau auf die in der vorigen Anmerkung beschriebene Art treibet, hat ohnehin nicht die Wahl der Zeit des Verfahrens. Die vervielfältigte Ackergeschäfte hangen wie eine Kette aneinander, und erlauben ihm nicht, sie zu unterbrechen. Nur im Winter kann und muß er das gewonnene Getreide zu Gelde zu machen suchen, und zufrieden seyn, wenn er vor Anfang der Sommersaat mit dem Verschicken desjenigen, welches er nicht von dem Boden zu verkaufen Gelegenheit hat, fertig werden kann.

Es ist wahr, daß öfters im Frühjahr die besten Getreide-Preise sind. Allein wie viel verlieret man nicht indessen durch das Eintrocknen, den Mäusefraß und andere kleine Abgänge, der Feuersgefahr nicht zu gedenken. Ueberdem ist dieses eine allgemein angenommene Regel, und die mehreste wohlhabende Wirthe heben ihr Getreide bis zum Frühjahr auf, da denn ihre Concurrenz den Preiß verringern muß.

Kommt

Kommt hiezu noch der Anschein einer guten Ernte, so wird derselbe nicht selten niedriger, als er im Winter gewesen. Ich habe einen Wirth in meiner Nachbarschaft gekannt, der bei nahe niemahl sein Getreide zum besten Preise verkaufte, weil er immer auf einen höhern hofte, bis er endlich, so gut wie er konnte, selbiges loßschlagen muste.

Ich bin inzwischen weit entfernet, diejenige, welche mit dem Verkauf ihres Getreides bis zum Frühjahr warten, zu tadeln. Sie tragen dadurch vieles zum gemeinen Besten bei. Wollten alle Wirthe ihr Getreide den Winter über zu Markte schicken, so würden nur reiche Bäcker, Brandweinbrenner, Viehmäster und Kornhändler dabei gewinnen, weil die Armen nicht im Stande sind, sich des wohlfeilen Preises zu Nutze zu machen und einen Vorrath zu kaufen, sondern sie müsten es in der Folge, bei der fehlenden Zufuhre, zu den theuresten Pfennig bezahlen a).

a) Ich habe in dem Zweyten Bande der Berliner Beiträge zur Landwirthschaftswissenschaft in der 12ten Abhandlung, meine ökonomische Betrachtungen über seine Zeit, sein Getreide zu verkaufen, ganz eigentlich und umständlich vorgetragen, indem ich solcher in der Stelle, welche zu der vorstehenden Erinnerung Gelegenheit gegeben hat, nur im Allgemeinen gedacht habe. Das, was ich hier unter Abwartung der eigentlichen Verkaufzeit verstanden habe, muß also aus der vorgedachten 15. Abhandlung ersehen und näher erkläret werden.

Hier nun wird der geneigte Leser, wenn er solche nachzulesen belieben will, von selber finden, wie meine und des Herrn Verfassers der gegenwärtigen Anmerkungen, über diesen Gegenstand geäusserte Meynungen, vollkommen übereinstimmend sind, und daher nichts weiteres hinzusetzen, sondern mich nur blos auf das, was ich bereits c. l. gesaget, berufen darf.

Beson-

Besonders bin ich mit dem geneigten Herrn Verfasser darinn einig, daß das liegen lassen des Getreides auf theure Zeiten niemahls rathsam sey, und diejenigen Wirthe, die dadurch reich werden wollen, dabei selten Seide zu spinnen pflegen. Ich habe in Schlesien einen alten Grafen von Dyhr gekannt, welchen jedermann vor einen guten Wirth hielte, und der auch bei seiner Wirthschaft reich und vermögend geworden war. Dieser hat mir selber erzählet, daß er sein Getreide das ganze Jahr hindurch, so bald es nur die übrigen Wirthschaftsgeschäfte erlauben wollten, verkaufte, und mit dem gewöhnlichen Marktpreise zufrieden wäre, und er sahe es selber als eine Ursache an, warum ihm seine Wirthschaft so vortheilhaft gewesen.

Inzwischen erfodert es doch auch die wirthschaftliche Klugheit, daß man bei seinem Getreideverkauf wenigstens einen verhältnißmäßigen Getreidepreis, so viel möglich, abzupassen suche.

Dieser Preis muß, wie ich c. l. §. 35. mit mehrern gezeiget habe, mit den Wirthschaftsausgaben und Nothdurften in einem richtigen Verhältniß stehen. Wie hoch aber derselbe bei den Umständen der jetzigen Zeiten, wenn er gedachtes Verhältniß haben soll, angenommen werden müsse, ist ebenfalls c. l. §. 36. S. 284. bemerket worden. Denn ganz natürlich ist es, daß ein Gewerbe, bei welchem es an dem richtigen Verhältniß zwischen Einnahme und Ausgabe fehlet, nicht lange bestehen, sondern von selbst aufhören muß.

Da aber dieser verhältnißmäßige Preis nicht in allen Jahren erreichet werden kann, so ist es nicht unrecht gethan, wenn ein vermögender Landwirth sich in den nächsten Städten, wohin er sonst seinen Getreideabsatz zu machen gewohnet ist, einige Speicher und Boden miethet,

um

um daselbst sein Getreide so lange, bis solches diesen verhältnißmäßigen Preiß erreichet hat, sicher aufzubehalten.

Bei dieser Vorsicht wird er allemahl einen guten Preiß erwarten können, und doch auch dabei seine eigenen Wirthschaftsgeschäfte nicht in Unordnung setzen dürfen, weil er alsdenn mit der Abfahrung seines Getreides an keine gewisse Zeit gebunden ist, sondern solches nach Bequemlichkeit verrichten kann.

Der wenige Abgang und Kosten, so hiedurch verursachet werden, sind bei einem nur etwas wichtigen Getreidevorrath nicht der Rede werth. Denn wenn Jemand den Winspel Roggen mit 24 Rthlr. anstatt 16 Rthlr., welches sich nicht selten zuträget, bezahlet bekommt, so wird solches dadurch reichlich wieder ersetzet.

Nur muß dieses Abwarten der verhältnißmäßigen Preise in keinen Wucher verarten, welches geschiehet, wenn ein Wirth auch alsdenn, wenn er den verhältnißmäßigen Preiß bekommen kann, noch nicht loßschlagen will, sondern immer auf einen höhern wartet. Eine gerechte Strafe ist es alsdenn, wenn ihm seine ganze Hoffnung fehl schläget, und das über die Gebühr aufbehaltene Getreide gar ein Fraß der Würmer wird.

§. 9.

Anmerkung, daß der Wachholderstrauch, wenn er in die Tässe gestreuet wird, den Mäusefraß verhindere.

Siebente Anmerkung.

Ad Pag. 100. lin. 5. Erlenlaub ꝛc.

In der Dritten Abhandlung des Ersten Bandes der Berliner Beiträge zur Landwirthschaftswissenschaft, wo vom Ackerbau und dem Zusammenhange der dazu gehörigen Geschäfte gehandelt wird, habe ich unter andern

andern §. 8. S. 100. des Einstreuens der Tässe oder Bansen Erwähnung gethan, und dabei des Erlen-Laubes gedacht, weil solches den Mäusefraß verhindert, folglich zu dieser Einstreuung und Aussetzung der Tässe besonders rathsam ist.

Dieses hat denn zu nachstehender Anmerkung Anlaß gegeben:

Ich lasse auf meinen Pommerschen Gütern, wo viel Wachholderstrauch wächset, die Tässe mit selbigen belegen, und die innern Wände bestecken. Es ist das sicherste Mittel gegen die Mäuse, welche gemeiniglich sich von unten herauf fressen, wovon sie aber durch die Stacheln des Wachholders gehindert werden. Ich habe es mit demselben guten Erfolg in den Stuben hinter den Tapeten stecken lassen. Ja so gar Marder und Illinge scheuen sich davor a).

a) Das ganze wirthschaftende Publicum wird des Herrn Verfassers mitgetheilte neue Entdeckung in diesem Stücke mit dem verbindlichsten Dank zu verehren schuldig seyn. Denn der Mäusefraß in den Scheunen verursachet bei dem Getreide allemahl einen ansehnlichen Abgang, und es ist daher sehr nützlich, die dawider diensamen Mittel kennen zu lernen.

Nur Schade ist es, daß der Wachholderstrauch an den wenigsten Orten wächset. Jedoch wird davon in vielen Gegenden, besonders in einem großen Theil von Hinter-Pommern, in einem diesseits der Oder liegenden Striche von Schlesien, in den Gebürgen, und auch einem Theil der Altmark, ein Gebrauch davon gemachet werden können.

Wo derselbe nicht zu haben ist, da mag man sich unseres Erlenlaubes bedienen. Es ist solches, wie ich aus eigener

eigener Erfahrung weiß, auch ein ziemlich zuverläßiges Mittel.

§. 10.

Nähere Erörterung der Frage, wie oft der Acker gedünget werden müsse, und ob eine sechsjährige Düngung vor hinlänglich zu achten?

Achte Anmerkung.

Ad Pag. 131. *lin.* 15. Alle 6 Jahre.

Bei der Gelegenheit, da ich in der Fünften Abhandlung von dem Abbau der überflüßigen Aecker als einer Haupt-Verbesserung des Ackerbaues meine Gedanken eröfnet, habe ich dabei §. 5. unter andern festgesetzet, daß jeder Acker, der recht genutzet werden soll, alle 6 Jahre frischen Dünger bekommen müsse.

Diese Bedüngung hat dem Herrn Verfasser der gegenwärtigen Anmerkungen, nicht hinreichend zu seyn geschienen, und derselbe daher dabei nachstehende Erinnerung gemacht:

Acker, der nur alle 6 Jahr Mist bekommt, wird nicht in dem Grade, wie man es in einer regelmäßigen Wirthschaft verlangen kann, genutzet a).

Die zwei ersten Jahre träget er gewiß gut zu, in dem dritten, da er brake lieget, verzehret sich der Mist vergebens, oder giebet höchstens eine bessere Hütung. Im 4ten oder 5ten Jahre ist aber der Nutzen davon wenig zu spüren b).

Bei fünf Gütern, die ich selbst verwalten lasse, wird alle Jahre die ganze Brake in frischen Dünger gebracht,

bracht, und die Pächter meiner übrigen Güter, die bei mir als Wirthschafter in Diensten gestanden, und sie selbst verwaltet haben, folgen hierunter meinem Beispiel. Es würde ihnen auch sonst schwer fallen, das Doppelte der Pacht, was sie sonst getragen, zu entrichten, und doch dabei besser, wie die vorigen, ihr Auskommen zu finden c).

Ich habe zwar bei einigen derselben Mergel gefunden, welches mir vielen Mist erspart d).

Wäre aber dieses auch nicht, so würde ich desto mehrern Kleever erbauet, und einen desto größern Viehstand angeleget haben e).

Man kann überdem, bei diesem öftern Düngen, den Mist viel dünner schlagen, und denselben desto besser zum Getreide nutzen, ohne daß der Hütung auf der Brake sonderlich was darunter abgehet f).

z) Die Pohlen pflegen im Sprichwort zu sagen: gut ist gut, besser ist aber besser.

Dieses mag auch hier mit gutem Fuge angewendet werden.

Wohl kein Vernünftiger wird leugnen, daß ein Acker, der alle 3 Jahr frisch gedünget wird, mehrere und reichere Früchte bringe, als derjenige, wo solches nur alle 6 Jahre möglich ist.

Allein wie viele Landgüter haben wir wohl, auf welchen solches geschehen kann? Es haben sich daher schon diejenigen glücklich zu schätzen, die ihren sämmtlichen Acker alle 6 Jahre in frischer Düngung zu erhalten im Stande sind. Die richtige Bedüngung der Felder kommt, wenn man nicht künstliche Düngungsmittel zu Hülfe nimmt, auf ein richtiges Verhältniß des Ackerbaues mit

dem Viehstande an. Dieses Verhältniß aber muß schon ziemlich richtig seyn, wenn man seine Aecker alle 6 Jahre mit frischen Dünger versorgen kann.

An den Orten, wo es an Hütung und dem natürlichen Wiesewachs fehlet, muß man öfters mit einer 9jährigen frischen Düngung zufrieden seyn, und behält noch wohl überdem eine Menge von Hinteräckern, so gar nicht unter der Mistung stehen.

Daß dieses eine unglückliche Wirthschaftsverfassung sey, habe ich bei allen Gelegenheiten bemerket, und eben deshalb in der 5ten Abhandlung, gegen welche diese Erinnerung gemachet worden, den Abbau der überflüßigen Aecker angerathen.

Dieser wird allemahl der sicherste Weg, diesem Uebel vorzukehren, verbleiben.

b) In Ansehung dieser Sätze bin ich, mit des geneigten Herrn Verfassers gegenwärtiger Anmerkungen gütigen Erlaubniß, nicht vollkommen einig.

Das erste Jahr schläget der Roggen in dem frischen Mistlande nicht allemahl ein, zumahl, wenn ein trockner Sommer einfällt, wo durch die allzu starke Sonnenhitze die besten Säfte des Mistes weggenommen werden. Auch kann sich in dem ersten Jahre der Mist mit dem Erdreich noch nicht genungsam vereinigen, und es geschiehet daher nicht selten, daß man in der ersten Tracht den schlechtesten Roggen antrifft.

Das zweyte Jahr zeiget der Mist allerdings seine meisten Kräfte, und man wird gemeiniglich finden, daß in dem Brackmist die beste vierzeilige Gerste wächset.

Daß sich in dem dritten Jahre der Mist durch das Bracke liegen vergebens verzehre, kann wohl nicht gesaget werden, indem einestheils die dadurch bewirkte bessere Hütung ebenfalls nutzbar ist, und anderntheils der

Acker

Acker in dieser Ruhezeit die durch das Grastragen verwandten Kräfte, von den Würkungen der Luft und Sonne, reichlich wiederum gewinnet.

Daß in dem 4ten und 5ten Jahre der Nutzen davon wenig mehr zu spüren sey, kann nur allenfalls von der Gerste, als welche vorzüglich einen fetten Boden verlanget, gesaget werden. Der Roggen aber geräth in einem guten Mittelboden noch allemahl sehr gut darinn, und öfters besser, als in der ersten Tracht. Will man es im 5ten Jahre nicht mehr mit der Gerste wagen, so kann doch mit vielen Nutzen Hafer darinn erzeuget werden, welchen anzubauen, in jetzigen Zeiten fast vortheilhafter als die Gerste ist.

In einem allzu sandigen oder grützigen Boden, zeigen die letzten beiden Trachten freylich nicht mehr so viele Kräfte, weil er den Mist allzubald verzehret. Allein diese Arten von Acker sind auch nicht diejenigen, nach welchen man allgemeine Regeln festsetzen muß.

c) Jedermann wird bewundern müssen, daß es der Herr Verfasser in der Düngung auf seinen Gütern so weit gebracht hat, daß alle Jahre die ganze Bracke in frischen Dünger gesetzet werden kann. Die dabei bemerkte Verdoppelung der Pachten ist daher sehr natürlich, zugleich aber erhellet der wichtige Viehstand, womit diese Güter versehen seyn müssen, daraus offenbar. Ueberflüßiger Acker muß bei denselben auch nicht vorhanden seyn, weil dieser gemeiniglich das ganze Spiel zu verderben pfleget.

Nur allein in der Altmark, dem Magdeburgischen und andern dort herum liegenden Gegenden, habe ich eine dergleichen alle 3 Jahre wiederholte frische Düngung wahrgenommen, und auch daselbst ist die einzige Ursache davon, daß die Besitzer der Güter, in Vergleichung unserer

ferer Gegenden, wo man nur bei ungeheuren Feldfluren glücklich zu seyn glaubet, wenigen Acker unter dem Pfluge haben.

d) Seit der Zeit, daß ich den ersten Band der Berliner Beiträge zur Landwirthschaftswissenschaft heraus gegeben, habe ich meine daselbst S. 597. von dem Nutzen des Mergels geäusserte Meynung gar sehr geändert. Denn mir sind Beispiele vorgekommen, wo ich von den vortreflichsten Wirkungen dieser Düngungsart auf das deutlichste überzeuget worden bin.

Schon der einzige Generalmajor Graf von Borck, welcher, in einem nur sehr mittelmäßigen Boden, durch die Mergeldüngung auf seinem Gut Stargard, in dem Gerstenbau rechte Wunder hervor gebracht, hat mich hierunter meines Irrthums befreyet.

Jetzt ist mir der Mergel nicht mehr gleichgültig, sondern ich bin untröstlich, daß ich bisher auf meiner Feldmark davon nichts entdecken können.

e) Dieses bestärket ganz offenbar dasjenige, was ich in der bekannten, unter dem Nahmen: des Pommerschen und Neumärkischen Wirthes, heraus gekommenen Wochen-Schrift behauptet habe, daß nehmlich auf einem jeden, auch nicht mit hinlänglicher Hütung und Heuschlag versehenen Landgut, dennoch der verhältnißmäßige Viehstand, vermittelst des daselbst angerathenen Kleebaues, erzwungen werden könne, und folglich allemahl der Mangel an Weide und Gras, eine ungegründete Entschuldigung vor diejenigen Wirthe sey, welche weniger Vieh halten, als sie in Ansehung der Größe ihres Ackerbaues nöthig haben.

Wie sehr freue ich mich, daß ein so großer und erfahrner Wirth, als der geneigte Herr Verfasser gegenwärtiger Anmerkungen, ebenfalls ein Freund und Liebhaber des nie genung angepriesenen Kleebaues ist, und auch

seiner

seiner Seits die Ueberzeugung hat, daß man durch denselben alle Wirthschaften verbessern, und besonders dem Viehstande und Ackerbau sein gehöriges Verhältniß geben kann.

Ich sage es ohne Scheu, daß diejenigen, die den Klee-Bau verwerfen, oder sich dessen nicht so viel als möglich bedienen, noch nicht recht zu wirthschaften verstehen.

Einer von meinen Bauern, der den glücklichen Fortgang meines Kleebaues ansahe, und sein Vergnügen darüber hatte, sagte einstens mit einer treuherzigen Miene zu mir: Ich sehe wohl, Gnädiger Herr, daß der Klee Niemanden verläßet, und bat sich dabei ein paar Pfund Saamen aus, um damit ebenfalls den Anfang zu machen. Ein jeder wird finden, daß dieser Bauer nicht unrecht gehabt, und fast mehr als bäurisch geurtheilet hat.

f) Ganz natürlich ist es, daß bei einer dreyjährigen Düngung der Mist lange nicht so stark, als bei einer 6jährigen, geschlagen werden dürfe. Wollte man diesen Unterscheid nicht beobachten, so würde das Land schon wieder Mist erhalten, ehe der vorige darinn verfaulet. Dieses aber dürfte die Fruchtbarkeit des Ackers eher hindern, als befördern.

Ueberhaupt ist auch bei einer 6jährigen Düngung, den Mist allzu dicke zu schlagen, nicht rathsam. Die Menge der Mistklumpen kann wenigstens in dem ersten Jahre nicht so bald verfaulen, und sich mit dem Acker vermischen. Ein großer Theil der Körner kommt in blossen Mist zu liegen, wird durch die allzu scharfen Salze desselben versehret, und gehet nicht auf. Auch hier kann man mit Recht sagen, *ne quid nimis!* d. i. allzu viel ist ungesund.

Mancher würde mit Mistung seiner Felder viel weiter kommen, und selbige weit öfter herum misten, wenn er mehr Maße darinn hielte.

Besonders muß man sich in dem leichten und sandigen Acker mit dem starken Mistschlagen nicht abgeben. Diesem ist es genung, wenn er gleichsam nur damit überstreuet wird, und solches öfters geschiehet.

§. II.

Von dem Abbau der überflüßigen Aecker, und daß ein Bauer bei wenigen Acker besser, als bei vielen, zurecht komme.

Neunte Anmerkung.

Ad Pag. 166. *lin.* 18. Zwei Hufen.

Bei Gelegenheit des in der Sechsten Abhandlung von dem Abbau der überflüßigen Aecker gethanen Vorschlages, habe ich unter andern erwähnet, daß es, besonders in fruchtbaren Gegenden, weit besser wäre, wenn eines Bauern Acker-Antheil nur in einer Hufe bestünde. Er würde dabei vielleicht besser, als jetzt bei zwei Hufen bestehen, wobei ich zur Grund-Wahrheit angenommen, daß nicht der Ueberfluß, sondern der Mangel einer Sache die Mutter der wahren Industrie sey, und also auch an einen mehr vertheilten Ackerbau mehr Fleiß verwandt werden würde.

Dieser Satz ist durch nachstehende Anmerkung bestärket, und näher erläutert worden, wenn der Herr Verfasser daselbst saget:

Ich kann aus eigener Erfahrung bezeugen, daß es höchst schädlich ist, wenn die Bauern zu viel Land in Cultur

Cultus haben. Die auf meinen Pommerschen Gütern besaßen zwar wenig Mist-Acker nahe beim Dorf, aber ungeheure große so genannte Grandfelder, die alle 3, 6, 9, ja so gar alle 12 Jahre nur beackert wurden, und fast eine halbe Meile entfernet waren, wobei sie ihr Vieh abtrieben, und öfters kaum die Aussaat wieder erhielten. Diese nahm ich bei der Auseinandersetzung der Felder mit meinen Bauern, insgesammt an mich, und ließ, um sie in gehörige Cultur zu bringen, zwei Vorwerker bauen, gab ihnen dagegen den nahe beim Dorf belegenen Acker, und theilte selbigen in vier Felder ein, wovon eines alle Jahr brak lieget. In jedem Felde bekam einer 18 Magdeburger Morgen, und überdem nahe an seinem Hause eine Wurth oder Hinterhof, von 3 Morgen, und ihre Umstände haben sich seit der Zeit sehr gebessert a).

a) Diese Einrichtung offenbaret nicht allein ein großmüthiges Bezeigen des Herrn Verfassers gegen seine Unterthanen, sondern auch eine gründliche Einsicht desselben in dergleichen Wirthschaftsdingen.

Eine Magdeburgische Morge naher Mistacker, ist vor die Bauern gewiß nutzbarer gewesen, als zehn Morgen von dem entferteren Grandlande. Ja es lässet sich leicht muthmassen, daß dieser Grandacker dasjenige, was die Bauern von ihren wenigen Mistäckern gewinnen können, durch die schweren Kosten und Abmattung des Viehes, wieder verzehret habe. Das Beispiel der 7 magern und fetten Kühe würde sich hierauf sehr wohl passen. Das augenscheinliche Aufnehmen der Bauern nach dieser Auseinandersetzung, lässet sich also schon von selbst vermuthen.

Landesbibliothek Mecklenburg-Vorpommern Günther Uecker
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1759087653/phys_0087
DFG

Die Unnutzbarkeit des Grandackers hatte, nach der davon gegebenen Beschreibung, hauptsächlich die allzu weite Entfernung und den Mangel des Mistes, welcher, wenn er auch vorhanden gewesen, dennoch nicht dahin zu schaffen war, zum Grunde. Das erste hat der Herr Verfasser durch Anlegung der Vorwerker sehr weißlich gehoben, und zur Abhelfung des zweyten wird es ihm ebenfalls nicht an Mitteln und Wegen gefehlet haben.

Er hat also durch diese weise Anstalt die Bauern von ihren Verderben gerettet, und eine unter der Bauern Händen unnutzbare Sache unter seinen Händen nutzbar gemacht.

§. 12.

Von dem verschiedenen Gebrauch der Feldsteine, und einer besonders bequemen Art, sie in Stücke zu zertheilen.

Zehnte Anmerkung.

Ad Pag. 239. lin. 2. Feldsteine.

In der Sechsten Abhandlung des Ersten Bandes, wo ich die Grundsätze, welche bei der Zubereitung des Ackers zu beobachten sind, vorgetragen, habe ich unter andern auch der Befreiung des Ackers von den schädlichen Feldsteinen gedacht. Um den Landmann zu dieser zwar sehr beschwerlichen, aber an sich nützlichen und nothwendigen Arbeit desto mehr aufzumuntern, habe ich zugleich dabei angemerket, daß diese von dem Acker abgebrachte Feldsteine zu mancherlei Gebrauch, besonders aber zum Bau, angewendet werden könnten, und man besonders in Schlesien ganze Hofräthen antreffe, die von Feldsteinen erbauet worden.

Dieser

Dieser Satz ist in nachstehender Anmerkung noch mehr erläutert, und durch das eigene Beispiel des Herrn Verfassers bestärket, auch dabei zugleich die bequemste Art sie zu sprengen, gezeiget worden, indem es daselbst heißet:

Auf einem meiner Vorwerker habe ich ein Molkenhaus und Stall von Feldsteinen erbauen lassen, und kann also dasjenige, was der Herr Verfasser von dem Nutzen dieser Bauart saget, aus Erfahrung bestätigen a).

Ich ließ die Steine dazu brennen, welches mit viel wenigern Kosten verknüpfet ist, als sie mit Pulver zu sprengen. Die Art ist leicht, aber, wie ich bemerket habe, noch nicht durchgehends bekannt. Man lässet den Stein rund um abgraben, die Erde unter denselben so viel möglich wegnehmen, und statt derselben ihn mit kleinen Steinen unterstützen, damit die Wirkung des Feuers weniger Widerstand finde. Da sich in den Steinen öfters Adern oder Schichten zeigen, so macht man vorzüglich an diesen Ort gegen den Stein ein kleines Feuer von Spann langen und Daum dicken trockenen Holz, und unterhält selbiges in Flammen. Die dadurch ausgedehnte innere Luft sucht sich Platz zu machen, und sprenget den Stein, welches man bald an den Ritzen, so er bekommt, gewahr wird. Schläget man alsdenn mit einem starken eisernen Hammer oder Brechstangen darauf, so zerfällt er in verschiedene Stücke, die eine gerade Fläche bekommen, so zum Mauern, besonders aber zum Wölben der Brücken, sehr schicklich ist. Ist der Stein breit genung, um das Feuer auf selbigen oben anzumachen, so springt er gemeiniglich

meiniglich noch eher. Selten, daß auch der härteste Stein ihm über 3 bis 4 Stunden widerstehet. Bei vielen ist kaum eine von nöthen b).

a) Auch ich habe dasjenige, was ich in dem Ersten Bande der Berliner Beiträge, Seite 239. von der nützlichen Anwendung der Feldsteine zum Bauen behauptet habe, aus eigener Erfahrung geschrieben. Ich habe solches nicht allein bei andern gesehen, sondern auch auf meinem ehedem in Schlesien besessenen Gute Großbriese, eine Scheune von 600 Schock, einen Kuhstall vor 100 Stück, und ein Wirthschaftshaus von 2 Stockwerk auf diese Art erbauet.

Der Bau geräth, wenn man nur geschickte Leute dazu hat, die das Senkbley wohl in Acht nehmen, und die Kanten der Steine recht anzupassen wissen, sehr dauerhaft, und man kann es dem Gebäude von aussen wenig ansehen, ob es von Feldsteinen oder Ziegeln erbauet ist.

Zum Auszwecken an den scharfen Ecken werden zwar auch etwas gebrannte Mauersteine erfodert; es beträget aber solches eine Kleinigkeit, und ich habe zu den auf meinem ehemahligen Gute vorbemeldetermaßen erbaueten Scheune und Kuhstall, die doch von ziemlicher Größe waren, in jedem dieser Gebäude kaum 3000 Steine gebrauchet. Man hat zu diesem Mauerwerk weder des reinen noch Spahrkalks nöthig, sondern es kann ein blosser guter Lehm dazu hinlänglich seyn. Nur müssen nachher die äussern Wände mit einem guten haltbaren Kalk, wozu sich der Mergelkalk nicht schicket, wohl abgeputzet werden.

Inzwischen ist nicht rathsam, daß man die Mauern bei dieser Bauart zu hoch führet, indem die obern Steine wegen ihrer ausserordentlichen Schwere gar zu sehr auf die untern drücken, und selbige leicht zum Ausweichen

chen bringen können. Die Mauern bei der von mir erbaueten Scheune und Kuhstall waren 10 Fuß hoch.

Gebäude von 2 Stockwerk mit bloßen Feldsteinen aufführen zu lassen, ist nicht rathsam, weshalb ich auch in dem von mir vorerwähntermaßen erbaueten Wirthschaftshause, in dem obersten Stockwerk, welches ich selber zu bewohnen gesonnen war, nichts als Ziegelsteine genommen habe.

Zu ordentlichen Wohnhäusern, besonders Herrschaftlichen, wenn sie auch gleich nur von Einem Stockwerk seyn sollten, tauget diese Bauart nicht. Die Feldsteine ziehen die Feuchtigkeiten gar zu sehr an sich, und bei einer nassen Witterung siehet man das klare Wasser tropfenweise daran hangen. Dieses verursachet in den beständig zugehaltenen Zimmern eine schädliche Feuchtigkeit, die nicht allein der Gesundheit der darinn wohnenden Menschen zuwider ist, sondern wodurch auch die darinn befindliche Meublen verstocken.

Ich halte es vor eine Schuldigkeit, daß man von einer jeden Sache sowohl das gute als auch das schlimme sage, indem sonst diejenigen, die keine eigene Erfahrung davon haben, gar leicht angeführet, und zu einem unrechten Gebrauch derselben verleitet werden können.

Bei dieser Gelegenheit kann ich nicht umhin, von der vor einiger Zeit, besonders in Schlesien, wo an vielen Orten der Mangel des Holzes das ordentliche Ziegelbrennen verhindert, üblich gewesenen Methode, die Wirthschaftsgebäude von bloßen ungebrannten Ziegeln aufzuführen, zu erwähnen.

Diese Bauart ist an sich sehr leicht und wohlfeil. Denn wenn man nur gute Ziegelerde hat, selbige streichen, und recht austrocknen lässet, so kann man in der Geschwindigkeit und mit wenig Kosten, ein ziemlich großes Gebäude auffüh-

aufführen. Ich habe selber Ställe und Scheunen gesehen, die ziemlich gut gerathen waren, und es können solche auch, wenn nur die Mauern zum Tragen der Balken und des Daches stark genung sind, eine lange Zeit dauern. Zu hohen Gebäuden von 2 Stockwerken aber ist diese Bauart noch gefährlicher, als die von Feld-Steinen.

Ich hatte einen guten Freund in Schlesien, welcher schon vorhin, da seine Hofräthe abgebrannt war, verschiedene Ställe und Scheunen auf diese Art mit gutem Erfolge erbauet hatte. Dieses veranlaßte ihn, auch ein Wirthschaftshaus von 2 Stockwerken nach vorbemeldeter Methode anzulegen. Jedermann warnete ihn. Allein er blieb auf seinem Vorsatz bestehen. Die Mauern wurden auch glücklich aufgeführet. Als aber die Sparren und das Dachwerk herauf gebracht werden sollten, stürzte der ganze lehmerne Rumpf ein, und es kamen dabei einige Menschen zu Tode.

b) Es ist dieses eine vortrefliche Entdeckung, welche den Bau mit Feldsteinen ungemein befördert.

Das Sprengen derselben mit Pulver machet viele Umstände und Kosten, nimmt auch mehrere Zeit weg, und ist anbei sehr gefährlich, welches ich bei meinen vorhin in Schlesien vorgenommenen Bauten, zur Genüge erfahren habe.

Ich habe, so viel ich mich erinnere, dieser erst seit wenigen Jahren erfundenen Methode, die Feldsteine zu zertheilen, schon in einer meiner ökonomischen Schriften Erwähnung gethan. Es ist aber die von mir daselbst gegebene Nachricht nicht so vollständig, als die gegenwärtige. Sie ist auch, weil sie nur gleichsam im Vorbeigehen mitgetheilet worden, nicht mit den gehörigen physikalischen Gründen bestärket, weshalb ich den von dem

Herrn

Herrn Verfasser dieser Anmerkungen gegebenen Unterricht um so mehr verehre, und selbigen einem jeden anzupreisen, Ursache habe.

§. 13.

Von dem Befahren des nicht richtig vermischten Erdreichs mit andern Erdarten.

Eilfte Anmerkung.

Ad Pag. 250. lin. 3. Vermischung.

Ich habe in der Sechsten Abhandlung §. 40. *seqq.* des von den Herrn Pastor Meyer in seinen bekannten Beiträgen gethanen Vorschlages, wegen Vermischung der Erdarten, als einer zur Fruchtbarkeit des Ackers sehr viel beitragenden Sache, gedacht, und nachher solchen in der Zehnten Abhandlung §. 95. *seqq.* mit noch mehrern Gründen bestärket, und dessen Zuverläßigkeit erwiesen. Dieses nun hat zu nachstehender Anmerkung Gelegenheit gegeben:

Es mag die Erde wie ein bloßes *Vehiculum* der nahrhaften Säfte, welche die Pflanzen von nöthen haben, angesehen, oder ihr selbst diese Säfte beigemessen werden, so ist der Vortheil der Vermischung in beiden Fällen unläugbar a).

Ich gestehe, daß selbige nur im Kleinen möglich ist, aber durch die Länge der Zeit wird es beträchtlich. Ich glaube, daß in des Königes Staaten wenige Bauern sind, die nicht so viel Zeit von ihrer Arbeit abmüßigen könnten, um einen Viertel oder halben Morgen von ihrem schlechten Acker mit guter Erde zu über-

überfahren. Wie viel würde nicht in Zeit von 10 oder 20 Jahren das Ganze dabei gewinnen b)!

Man wird dagegen einwenden, daß nicht aller Orten dergleichen zu haben. Ich finde aber auch in den sandigsten Gegenden kein Dorf, wo nicht Lehm-Wände und Backöfen wären, und wo man folglich nicht den Acker mit Lehm überfahren könnte c).

Ein Theil des Landes bei meinem Hauptgute besteht aus sehr sandigen Acker. Ich habe deswegen in dem Pacht-Contract desselben festgesetzet, daß der Pächter jährlich 2 große Morgen Sand-Acker mit schwarzer Erde oder Lehm 3 Zoll hoch zu überfahren schuldig ist, und ich sehe mit Vergnügen gute Gerste wachsen, wo vor diesem auch in dem frischen Mist nur geringer Roggen stand d).

a) Da diese Anmerkung mit demjenigen, was ich in den vorhin angezogenen Stellen der Berliner Beiträge zur Landwirthschaftswissenschaft gesaget, überall vollkommen einstimmend ist, so habe ich hier zu meiner Rechtfertigung etwas beizufügen nicht nöthig. Nur muß ich mit dem Herrn Verfasser der gegenwärtigen Anmerkung gemeinschaftlich beklagen, daß, ob gleich die Sache gewiß, ohnfehlbar und zuverläßig ist, dennoch fast Niemand Hand ans Werk legen, und solches zum Besten des Ganzen befördern helfen will. Ja, vielen kommt es wohl gar lächerlich vor, daß man mit bloßer Erde düngen, und dadurch den Acker verbessern will. Wie sehr fehlet es nicht daher unsern meisten Wirthen an wahren Einsichten und aufgeklärten Sinnen! Alles nützliche, so man saget und vorträget, ist in den Wind geredet und geschrieben. Niemand ist, der darauf merket und solches

in

in Ausübung zu setzen begehret. Mitten unter unsern so aufgeklärten Zeiten herrschet eine recht wundersame Unwissenheit und Nachläßigkeit in wirthschaftlichen Dingen, welche das Aufnehmen des allgemeinen Besten gar sehr hindert.

b) Man nehme an, daß in den Königlichen Staaten fünfmahl hundert tausend Bauern vorhanden sind, welches keine übertriebene Rechnung seyn wird. Man nehme demnächst an, daß ein jeder Bauer jährlich eine halbe große Morge schlechten Acker, welches sehr wohl möglich ist, jährlich mit Lehm oder andern guten Erdreich überfähret, so werden dadurch in einem Jahre zweymahl hundert funfzigtausend Morgen auf die bemeldete Art verbessert. Man nehme hierauf ferner an, daß ein jeder dergleichen verbesserter Morgen, gegen seinen vorigen Ertrag, jährlich nur 2 Scheffel mehr einbringet, so werden, nach Abzug der Brake, schon nach 6 Jahren in dem Lande eine Million Scheffel, oder ein und vierzigtausend sechshundert sechs und sechzig Winspel an Getreide mehr, als sonst, gewonnen werden.

So sehr gehen auch die kleinesten Verbesserungen in Ansehung des Ganzen ins Große; und es ist ein großer Fehler, daß man dergleichen kleine Verbesserungen nicht gegen das Ganze gehörig berechnet. Eine halbe Morge hält man vor eine Kleinigkeit, und nicht der Mühe werth, deshalb etwas zu verfügen. Man nehme aber nur die Feder zur Hand, und berechne die vermeintlichen Kleinigkeiten auf die vorhin bemerkte Art, so wird man bald anderes Sinnes werden, und von selbst einsehen, daß die Sache mehrere Aufmerksamkeit verdiene.

Es kann seyn, daß ich mich in der angenommenen Anzahl der Bauern geirret, und solche nicht so hoch ist. In den übrigen angenommenen Sätzen aber ist gewiß keine Unrichtigkeit, und es bleibet daher, wenn auch nur

halb

halb so viele Bauern in den Königlichen Staaten wären, die Sache dennoch allemahl von der äusserſten Wichtigkeit.

So viel mir bewußt ist, hat man in verschiedenen Provinzien, besonders in dem Halberstädtschen, auf das Mergeln des Ackers gewisse Prämien gesetzet, welches auch eine sehr gute Wirkung gehabt, und den Fleiß darinn bei den Ackersleuten gar sehr aufgemuntert hat.

Es giebet aber nicht allenthalben Mergel, und es kann folglich dieses Mittel keinen allgemeinen Effect haben. Schlechten und guten Boden hingegen giebet es in allen Gegenden. Würde es daher nicht sehr heilsam und ersprießlich seyn, wenn wegen dieser Vermischung der Erdarten gleichmäßige Prämien bestimmet und ausgesetzet würden?

Wenn in einem Dorfe auch nur ein Bauer, durch den Gewinn einer solchen Prämie, einen Versuch davon zu machen, angereitzet werden sollte, so würden die andern, so bald sie den guten Erfolg davon gewahr würden, bald nachfolgen, und die Sache in kurzer Zeit, ohne daß deshalb weiter Prämien versprochen werden dürften, allgemein werden.

Die Prämien sind dazu gut, daß sie den ersten Anfang einer sonst ungewöhnlich gewesenen Sache befördern helfen. Ist dieser gut ausgeschlagen, so kehret man sich nachher weiter an keine Prämien mehr, sondern siehet nur auf den Nutzen, den die Sache selber gewähret. Bringet hingegen das Gewerbe, so man durch die verheissenen Prämien aufhelfen will, nicht die erwarteten Vortheile, so sind auch diese vergebens.

Bei der gegenwärtig vorgeschlagenen Ackervermischung würde durch die Prämien gewiß kein Fehl gebohren werden, sondern solche in wenigen Jahren eine allgemeine erwünschte Wirkung hervor bringen.

c) Daß

c) Daß nicht fast an allen Orten Lehm, oder sonst andere zum Ueberfahren des sandigen und schlechten Ackers taugliche Erde befindlich seyn sollte, daran ist wohl kein Zweifel.

Es kommt aber hiebei hauptsächlich darauf an, daß dieser Lehm und andere zum Ueberfahren taugliche Erde, in der Nähe derjenigen Flecke, die damit überfahren werden sollen, vorhanden sey. Denn wenn man hierauf nicht sehen will, so ist die ganze Sache umsonst und vergebens, indem man von selbst begreiffen kann, daß eine Erde, die einige tausend Schritt gefahren werden muß, in Ansehung ihrer weiten Anfuhre, weit mehrere Kosten verursachet, als der davon zu erwartende Nutzen einbringen kann.

Es ist aber gewiß, daß auch in den größten Sand-Schollen in den Unterlagen immer eine Schicht von Lehm und bessern Erdreich stehet. Diese darf man nur aufsuchen, und sich derselben bedienen, so wird der Zweifel gehoben seyn. Besonders findet dieses in den Sand-Schollen, die nahe an den Flüssen liegen, Statt, indem dieselben gemeiniglich nur durch die Ausbrüche des Wassers und dessen Ueberschwemmungen verursachet werden, folglich in den Unterlagen allemahl ein besseres und fruchtbares Erdreich zu vermuthen ist.

Die Gruben und Höhlungen, die dadurch in dem Acker verursachet werden, sind von keinem Betrage, und in Ansehung desjenigen, was dadurch gewonnen wird, in keine Erwägung zu ziehen. Vernünftige und aufmerksame Wirthe werden sie auch allemahl durch den auf der nächsten Oberfläche befindlichen Sand, auszufüllen und zu planiren wissen.

d) Die hier von dem Herrn Verfasser der gegenwärtigen Anmerkungen angezeigte Methode, seine Pächter zu gewissen Morgen, welche sie mit andern Erdarten überfahren

fahren müssen, verbindlich zu machen, ist nachahmungswürdig, und ich gestehe aufrichtig, daß ich auf so wichtigen Gütern mich mit 2 großen Morgen nicht begnüget, sondern solches weit höher gesetzet haben würde. Es hätte dieses auch ohne Verletzung der Gerechtigkeit, und ohne Schaden des Pächters, geschehen können, indem er ja die ersten Vortheile davon, welche allemahl die besten sind, selber genieſſet.

Man schwatze mir hiebei von der daraus entstehenden Versäumniß in den übrigen Wirthschaftsgeschäften so viel vor als man will, so bin ich doch aus eigener Erfahrung überzeuget, daß es in einer jeden Wirthschaft noch so viel müßige Stunden, die sonst nur verloddert und verschleudert werden, als hiezu nöthig sind, giebet.

Oefters bieten die in der Landwirthschaft nicht ungewöhnlichen Unglücksfälle selber die Hand dazu. Gewiß ist es, daß in Mißwachsjahren, weder in der Ernte viel zu thun ist, noch auch sonst die häufigen Getreidefuhren, da man alsdenn sein Getreide von dem Boden loß werden kann, nöthig sind. Das gewöhnliche Gespann kann deshalb nicht gänzlich abgeschaffet, noch die Bauerdienste unbrauchbar gelassen werden.

Was vor nützlichere Arbeit mag man daher wohl mit beiden vornehmen, als daß man seine schlechten Aecker mit gutem Erdreich überfahre, und dadurch eine fast ewige Verbesserung derselben stifte.

§. 14.

Von der Verbindung des Pfluges und Hakens, und besonders dem Schlesischen Ruhr-Haken.

Zwölfte Anmerkung.

Ad Pag. 268. lin. 25. Dieser beiden Werkzeuge.

In der Siebenten Abhandlung, wo ich meine Gedanken über die verschiedenen Pflugarten eröfnet, und besonders

sonders den Unterscheid zwischen den Wirkungen des Pfluges und des Hakens gezeiget habe, ist unter andern §. 9. gedacht worden, daß es in einigen Gegenden, besonders in Schlesien der Gebrauch mit sich bringe, daß der Pflug und Haken mit einander verbunden, und dieser in der Wendfahre, jener aber in der Brake oder Stürz und Saatfahre gebrauchet werde.

Der Herr Verfasser der gegenwärtigen Anmerkungen hat in dem nachstehenden, daß er solches auf seinen unter seiner eigenen Bewirthschaftung stehenden Gütern ebenfalls beobachte, bezeuget, indem er saget:

Auf denen Gütern, die ich selbst bewirthschaften lasse, bediene ich mich des Hakens, jedoch nur zur Wendfahre, mit dem größesten Nutzen. Ausser daß derselbe weit tiefer wie der Pflug gehet, und das Land lockerer macht, so zerschneidet er auch nicht, wie dieser, die Wurzeln des Unkrauts, besonders der Quecken, sondern bringet sie auf der Oberfläche, wo sie verdorren, und leicht weggeschaffet werden können a).

a) Der hier bemeldete Haken kann aller Vermuthung nach, und besonders wegen seines bestimmten Gebrauchs, wohl kein anderer, als der c. l. §. 10. bemerkte Schlesische Ruhrhaken seyn.

Ich freue mich abermahls nicht wenig, daß meine an dem angeführten Orte von der Nützlichkeit dieses Ruhr-Hakens vorgetragene Gedanken, durch die Erfahrungen eines so großen Wirthes bestätiget, und dadurch bei Jedermann desto glaubwürdiger gemacht werden. Ich habe besonders c. l. §. 11. mit einer gewissen Ueberzeugung behauptet, daß die Abwechselung des Pfluges und des Hakens, unter allen Ackerbestellungen die beste und

vollkommenste sey, indem dadurch nicht etwa nur eine, sondern alle Absichten, die ein Landwirth bei diesen Acker-Geschäften haben muß, erreichet, und durch den Gebrauch des Pfluges die allzu fest aneinander hangenden Erdtheile gehörig getrennet, durch den Ruhrhaken aber die Gras- und Unkrautswurzeln zerstöhret würden.

§. 15.

Nähere Erörterung der Frage, ob es, an statt der Zug-Ochsen, Pferde zu halten rathsam sey?

Dreizehende Anmerkung.

Ad Pag. 280. *lin.* 4. Den Pferden.

In eben der im vorigen §. bemeldeten Siebenten Abhandlung habe ich unter andern die schon seit langer Zeit problematisch gewesene Wirthschaftsfrage, ob es Zugochsen, oder Pflugpferde zu halten besser sey? aufgeworfen, und mich in den meisten Fällen vor letztere erkläret. Bey den zur Bestärkung dieses meines Satzes angeführten Gründen habe ich unter andern gesaget, daß die Pflugochsen nebst den dazu bestellten Leuten, den ganzen Winter hindurch unnütze und zum Theil recht lästige Creaturen wären, und wenn sie auch an einigen Orten zu den Mist- und andern kleinen Fuhren gebrauchet werden wollten, so gienge es eines Theils damit sehr langsam zu, und andern Theils müste man ihrem gewöhnlichen Winterfutter, wenn sie bey Kräften bleiben sollten, mehr zusetzen, als ihre dafür verrichtete Arbeit werth sey. Dahingegen die Pferde zu allen Zeiten nutzbar, und ein aufmerksamer Landwirth, wenn er sie auch sonst zu den gewöhnlichen Wirthschafts-Verrichtungen nicht gebrauche, mit denselben vieles, so entwe-

entweder zur Verbesserung des ganzen Gutes, oder auch nur zur Vermehrung der baaren Einkünfte gereiche, unternehmen könne.

Der Herrn Verfasser gegenwärtiger Anmerkungen, welcher die Zugochsen nützlicher als die Pflugpferde zu halten scheinet, hat daher nachstehende Erinnerung dabei zu machen Gelegenheit genommen:

Auf meinem Hauptgute müssen 4 Ochsen, die aber stark sind, und gute Weide haben, zu 2 um 2 unterspannet, in mittlern und leichten Acker einen großen Morgen täglich herum pflügen, und ich weiß nicht, ob ein Gespann Pferde viel mehr ausrichten wird a).

Ich lasse auch dahin gestellet seyn, ob ein Pferd nicht mehrern Krankheiten, als ein Ochse, unterworfen ist b).

So viel ist aber gewiß, daß, wenn es blind oder lahm wird, es den größten Theil seines Werths verlieret, dahingegen ein Ochse, der auch diese Mängel hat, fett gemacht, und mit Vortheil verkaufet werden kann c).

Zudem wird ein auch nur mittelmäßiges Ackerpferd jährlich um 4 bis 5 Rthlr. im Preise geringer, bis es endlich gar nichts mehr gilt, dahingegen ein alter Ochse, wenn er gemästet wird, wiederum so viel bringt, als er gekostet hat d).

Auf meinem obbemeldeten Gut und auf allen übrigen, müssen die Ochsen den Winter über, so wie im Sommer, arbeiten, und den Mist zu den Erbsen, Tabac, und dergleichen herausfahren, wenige Tage, wo es zu glatt ist, ausgenommen e).

Ich habe mit Verwunderung bei einigen Wirthschaften bemerket, daß sie den ganzen Winter nicht aus dem Stalle kommen. Man glaubet, daß sie, weil sie indessen Fleisch ansetzen, auch an Kräften zunehmen. Es scheinet mir aber dieses sehr verschieden, und ich kann mir nicht vorstellen, daß ein Thier, welches den Sommer über zur freien Luft und Arbeit gewohnt gewesen, ohne Nachtheil seiner Gesundheit, und ohne Entwöhnung der Arbeit, 5 bis 6 Monat eingesperrt, und ohne sich zu rühren, leben könne. Ich bin vielmehr aus Erfahrung überzeugt, daß, auch bei geringen Futter, eine mäßige Arbeit denen Ochsen im Winter gesund ist f).

s) Bei Entscheidung der Frage: ob Zugochsen oder Pferde zu halten, zuträglicher sey? muß nicht auf die bei diesen beiden Thierarten vorkommenden Nebenumstände, in Anhung ihrer mehrern oder wenigern Kostbarkeit, und ihres mehr oder wenigern Werths, bei dem Verkauf derselben gesehen, sondern blos auf den Endzweck, wozu dieselben bestimmet sind, imgleichen auf die an jedem Orte befindlichen Futterungsmittel Rücksicht genommen werden. Diese beiden Puncte alleine nur entscheiden es, ob es, Zugochsen oder Pferde zur Pflugarbeit zu halten, rathsamer sey?

Aus diesen beiden Gesichtspuncten habe ich, sowohl in dem Ersten Hauptstück des Ersten Bandes der *Oeconomia Forensis* §. 94., als auch in dem Dritten Bande der Berliner Beiträge, Abhandlung 28. S. 316., diese problematische Streitfrage aufs neue erkläret, und meine in der gegenwärtigen Stelle geäußerte Meynung darnach gemäßiget.

Wenn

Wenn man diese vorhin allegirte Stellen meiner Schriften zusammen nimmt, so wird daraus offenbar werden, daß ich den Pflugpferden vor den Zugochsen nicht schlechterdings, sondern nur blos an den Orten, wo entweder die Weide dürre und mager, oder den Winter hindurch viele auswärtige Fuhren erfodert werden, den Vorzug gebe.

Dieses ist meine unveränderte Meynung, und ich bin überzeuget, daß sowohl der Hochgeneigte Herr Verfasser gegenwärtiger Anmerkungen, als auch ein jeder erfahrner Wirth, mir hierunter ihren Beifall nicht versagen werden.

Dieses voraus gesetzet, werden die zur Begünstigung der Zugochsen angebrachten Gründe von selbst hinweg fallen.

Ich gebe gar gerne zu, daß in einem Mittelboden ein unterspannter den ganzen Tag gehender Pflug eben so viel, als ein Pferdepflug, bereiten könne. Schwerlich aber wird solches mit 4 Ochsen, welche 2 um 2 umspannet werden, geschehen, indem dieselben, wenn sie dreymahl umspannet werden sollen, nicht die gehörige Zeit, sich satt zu fressen, behalten. Sollen sie aber jeder einen ganzen halben Tag aushalten, so ist solches, besonders in den langen Tagen, ohne gänzliche Ermüdung, fast ohnmöglich.

b) Daß die Pferde, in Absicht der einzeln Krankheiten und Zufälle, mehrerer Gefahr, als die Zugochsen, ausgesetzet sind, will ich auch allenfalls nachgeben. Allein, daß die epidemischen ansteckenden Krankheiten bei den letztern weit häufiger, als bei den erstern, wahrgenommen werden, wird wohl Niemand leugnen. Von den unter dem Rindvieh grassirenden und ganze Provinzien verwüstenden Seuchen, wogegen bisher noch keine bewährten Mittel erfunden worden sind, weiß man in Ansehung der

Pferde nichts. Findet sich gleich unter denselben auch hie und da ein ansteckender Rotz und Räude ein, so setzet solches doch nur blos diejenigen Oerter, wo sich solches geäußert hat, in Gefahr. Die Nachbarn aber können derselben, bei genommenen vernünftigen Vorsichten, allemahl ausweichen.

c) Daß ein alter Ochse besser, als ein altes Pferd, genutzet, und jener, wenn dieses eine Waare des Abdeckers wird, noch mit Vortheil verkaufet werden könne, begehre ich nicht zu leugnen. Ich habe aber in der Nota a bereits bemerket, daß dieses ein Nebenumstand sey, worauf bei Bestimmung der Art des Zugviehes nicht gesehen werden könne.

d) Ich habe bereits in dem Ersten Hauptstück des Ersten Bandes der *Oeconomia Forensis*, §. 98. S. 93. wegen der zu haltenden Wirthschaftspferde, damit man wegen ihres übermäßigen Alters bei denselben nicht gar zu großen Schaden leide, folgende Regel gegeben:

„Die richtigste Bewirthschaftungsart in diesem Stücke „bestehet sonder Zweifel darinn, daß man sich immer „junge Pferde anschaffet, und solche, ehe sie durch das „Alter unbrauchbar werden, sondern noch in dem besten „Alter sind, wieder verkaufet. Man kaufet, um dieses „durch ein Beispiel zu erläutern, lauter 4jährige Pferde „an, im 6ten höchstens 7ten Jahre verkaufet man sie „wieder. Auf diese Weise kann man die sonst in dieser „Rubrik zu befürchtenden Wirthschaftsausgaben am bequemsten vermeiden, ja wohl gar, wenn man nur in „dem so zweydeutigen Pferdehandel einiges Glück hat, „anstatt des Verlustes einen Gewinn machen.“

Es ist zwar c. l. diese Betrachtung und gegebene Regel nur hauptsächlich dahin gerichtet gewesen, daß man dadurch den gemeinen Landwirthen ein Mittel, sich von der gemeiniglich nur schlecht ablaufenden Pferdezucht

auf

auf dem Lande zu befreyen, an die Hand geben wollen. Mit gutem Fuge aber kann sie auch, als ein Verwahrungsmittel wider den Schaden, den man sonst von den Ackerpferden, wenn man sie gar zu alt werden lässet, zu befürchten hat, angesehen werden.

e) Daß mit den Zugochsen auch im Winter einige kleine Mist- und andere Fuhren in der Nähe verrichtet werden können, gebe ich gar gerne zu.

Allein ich habe bereits in dem Ersten Bande der Berliner Beiträge zur Landwirthschaftswissenschaft S. 280. in derjenigen Stelle, gegen welche die gegenwärtige Anmerkung gerichtet ist, bemerket, daß es mit dergleichen Mist- und andern kleinen Fuhren nicht anders, als nur sehr langsam, hergehen könne, welches der geneigte Herr Verfasser auch selber nicht in Abrede stellen zu können scheinet.

Was vor Vortheile aber kann sich wohl ein Landwirrh von einem dergleichen langsamen und schleichenden Fuhrwerk versprechen?

Zum Mistfahren schicket sich dieses Ochsenfuhrwerk, wenn ich mit gütigster Erlaubniß meine Meynung aufrichtig sagen darf, gar nicht, denn zu dem Mistfahren werden 2 Personen, nehmlich ein Treiber und ein Lader erfodert. Wenn ich nun auch annehme, daß ein Ochsenzug in den kurzen Wintertagen täglich 6 Fuder Mist auf ein tausend Schritt weit heraus schaffen könnte, so wird zwar der Treiber seine Arbeit dabei finden, der Lader aber die Hälfte des Tages mit Müßiggang zubringen. Man rechne das Arbeitslohn dieser beiden Personen, welche, es mögen Dienstleute oder Tagelöhner seyn, immer gleich hoch geschätzet werden müssen, so wird gewiß dabei wenig Nutzen heraus kommen.

Will man ja die Zugochsen des Winters zu einigen Nebenfuhren gebrauchen, so scheinet mir noch das Holz-

holen aus der Nähe, oder das Anfahren von Ziegelsteinen, Heu und dergleichen, das bequemste zu seyn, indem die beiden erstern Geschäffte von den Treibern allein verrichtet werden können.

Ueberhaupt wird durch dergleichen Nebenarbeiten die Ursache, warum ich den Pferden vor den Ochsen an den Orten, wo wenig dienstbare Bauern vorhanden sind, und folglich die Getreide- und andere weite Fuhren von dem herrschaftlichen Gespann verrichtet werden müssen, den Vorzug gegeben habe, nicht gehoben, indem es von selbst in die Augen leuchtet, daß solches durch die Ochsen nicht geschehen könne.

f) Wer seinen Gerstenacker, wie es billig geschehen sollte, noch vor Winters stürzet, der kann seine Zugochsen nicht 5 bis 6 Monate ruhen lassen. Wenn ich auch alles annehmen will, so wird wohl keine längere Ruhezeit, als von 4 Monaten, übrig bleiben.

Das Stürzen zur Sommersaat dauert wenigstens bis zur Mitte des Novembers, und in der Mitte des März-Monats gehet der Pflug schon wieder aus.

Die Kühe sind ja ebenfalls den ganzen Winter, und auch, wo die Stallfutterung eingeführet ist, das ganze Jahr hindurch eingesperret, und bleiben dennoch gesund. Man darf also wohl nicht befürchten, daß eine ununterbrochene Stallruhe von 4 Monaten, den Zugochsen an ihrer Gesundheit schädlich seyn könnte, zumahl da sie täglich bei der gewöhnlichen Wässerung zweymahl aus dem Stalle kommen, und feische Luft schöpfen. Ein aufmerksamer Wirth kann sie jedesmahl, in so weit es das Wetter verstatten will, etwa eine Stunde draussen lassen, damit sie sich recht ausluften und ausduften können. Dieses wird das sicherste Mittel seyn, alle Besorgniß wegen der Schädlichkeit des langen und beständigen Stallstehens aus dem Wege zu räumen.

Sonst

Sonst kann ich nicht in Abrede stellen, wie ich selber der Meynung bin, daß bei dem Vieh das Fleischansetzen ein sicheres Merkmal, daß es auch an Kräften zunehme, sey. Das Fleischansetzen ist ein ohnfehlbares Kennzeichen, daß das Vieh das genossene Futter gut verdauet. Eine gute Verdauung aber giebet dem Vieh auch zugleich Kräfte, womit, wie ich glaube, die Erfahrung vollkommen übereinstimmet. Bei einem magern Pferde wird man niemahls so viel Kräfte, als bei einem andern, welches gut am Leibe ist, verspühren.

§. 16.

Nähere Erörterung der Frage, wie tief der Acker gepflüget werden müsse.

Vierzehende Anmerkung.

Ad Pag. 290. lin. 25. Getreide-Wurzeln.

In der schon mehrmahl bemeldeten Siebenten Abhandlung habe ich auch unter andern die Frage, wie tief der Acker gepflüget werden müsse? aufgeworfen. Daselbst ist von mir §. 31. aus der Erfahrung behauptet worden, daß die sinkenden Wurzeln des Getreides gemeiniglich nicht über 1 bis höchstens 1½ Zoll lang werden. Wenn ich nun hiebei zugleich angenommen, daß die Wurzel zu ihrer obersten Decke überhaupt einen Zoll nöthig habe, so ist daraus der Schluß entstanden, daß es hinlänglich sey, wenn der Acker 4 gute Zoll tief recht tüchtig durchgepflüget wird, indem alsdenn noch 1½ Zoll mehr Platz, als sie wirklich gebrauchet, und ihr nach der gemeinen Erfahrung zu statten kommen kann, der Wurzel übrig bleibe.

Dieser von mir angenommene Satz, hat dem geneigten Herrn Verfasser der gegenwärtigen Anmerkungen bedenklich

Landesbibliothek Mecklenburg-Vorpommern Günther Uecker
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1759087653/phys_0107
DFG

lich geschienen, und er ist dadurch zu nachstehender Anmerkung veranlaßt worden:

Ich kann hierinn des Herrn Verfassers Meinung nicht beipflichten, da die Erfahrung mir das Gegentheil gelehret hat.

Auf den Bord eines Grabens, den ich, die Felder zu unterscheiden, vor einigen Jahren habe machen lassen, fielen beim Aussäen einige Körner Roggen in die noch lockere Erde. Ich sahe mit Verwunderung, daß einige derselben 70 bis 80 vollkommene Aehren hervorgebracht hatten. Ich lies mit Sorgfalt die Stauden ausheben, und fand, daß die sinkende Wurzel über 6 Zoll lang war. Seit dieser Entdeckung habe ich die Wendfahr auf meinen Aeckern 7 bis 8 Zoll tief an allen Orten, wo nur keine schlechte Erde heraufgebracht wurde, hacken lassen. Ich muß gestehen, daß ich das erste Jahr keinen Nutzen davon spürte. Ja, an theils Orten stand das Getreide schlechter, wie auf dem flach gepflügten Acker. Vielleicht war die herauf gebrachte noch unbefruchtete Erde daran Schuld. In der Folge bin ich aber vollkommen entschädiget worden, und ich gewinne vorzüglich schönes Getreide a).

a) Ich bescheide mich ganz gerne, daß meine Erfahrungen nicht ohnfehlbar sind. Eben deshalb habe ich das geehrte Publicum eingeladen, daß mir ein jeder Wirthschaftsliebender die seinigen mitzutheilen die Gütigkeit haben möchte, und ich verehre daher die mir von dem Herrn Verfasser hierunter erwiesene Gewogenheit mit dem gehorsamsten und ergebensten Dank.

Ist es mir aber bei der von demselben erwähnten und der meinigen entgegen gesetzten Erfahrung etwas zu erinnern erlaubt, so scheinet es mir, als wenn diese Erfahrung einen ganz ausserordentlichen Fall zum Grunde hätte, da hingegen die meinige nur blos auf das, was gewöhn-

gewöhnlich ist, und sich am meisten zuzutragen pfleget, abzielet.

Es ist bekannt, daß das Erdreich, so auf dem Rande eines Grabens befindlich ist, eine ganz ausserordentliche Fruchtbarkeit bei sich führet, dergestalt, daß man damit andern Acker düngen kann. Es ist daher kein Wunder, daß diese fast aus lauter Nahrungssäften bestehende Erde, ein so besonderes Product hervor gebracht hat, welches aber von keinem anden Acker, er sey auch so fett gemistet als er wolle, zu erwarten stehet.

Die Natur beobachtet in allen ihren Werken eine gewisse Symmetrie, oder übereinstimmende Ordnung der Theile.

Ganz natürlich ist es daher, daß ein Getreidestauden, welcher 70 bis 80 Aehren zu nähren und zu tragen im Stande gewesen ist, eine weit stärkere und längere Wurzel, als andere sonst gewöhnliche Getreidestauden, haben müssen.

Hieraus folget von selbst, daß die Erfahrung des Herrn Verfassers der gegenwärtigen Anmerkungen, auf einen nur ganz besondern Fall, die meinige aber auf das gemeine und gewöhnliche gehe. Ich stelle dahero dessen selbst hohen Beurtheilung anheim, ob man demohnerachtet eine solche Erfahrung zur Regel annehmen, und a particulari ad universale einen Schluß machen könne. Sieben bis acht Zolle sind überdem vor eine Furche, sie mag von dem Haken oder Pfluge gezogen seyn, eine ganz ausserordentliche Tiefe, die, wenn man nur nachmessen, und sich nicht an einem bloßen ohngefähren Augenschein begnügen will, wohl kaum angetroffen werden möchte.

§. 17.

§. 17.

Erörterung der Frage, ob man dem Acker gleich zum erstenmahl, oder erst nach und nach seine gehörige Tiefe geben muß?

Funfzehende Anmerkung.

Ad Pag. 302. *lin.* 15. Flach.

In dem §. 44. der Siebenten Abhandlung über die verschiedene Pflugarten, habe ich es als eine ohnstreitige Wahrheit behauptet, daß man dem Acker nicht gleich in dem ersten Jahre, sondern nach und nach seine gehörige Tiefe geben müsse, weil, wie ich §. 45. bemerket habe, die Luft und Sonne eine kleine Masse von Erde weit eher, als eine große, durchdringen und auflösen könne. Ich habe daher den Vorschlag gethan, wie man unter der Voraussetzung, daß nicht tiefer als 4 Zoll zu pflügen nöthig sey, den Pflug in der ersten Fahre 2, in der zweiten 3, und in der dritten 4 Zoll tief stellen müsse, wobei ich jedoch in der dem letzten §. beigefügten Nota a. bemerket, daß man, wenn der Saamen untergepflüget werden solle, dem Acker gleich in der Wendfahre die gehörige Tiefe zu geben, genöthiget sey.

Der Herr Verfasser gegenwärtiger Anmerkungen, scheinet mit mir vollkommen einstimmig zu seyn, und hat daher bei dieser Stelle von seiner eigenen Pflug-Einrichtung nachstehendes gesetzet:

Ich lasse die erste Fahre flach pflügen, theils um dem Vieh die Arbeit zu erleichtern, theils damit die untergepflügte Narbe eher stocken, und die herauf gebrachte Quecken und andere Wurzeln desto geschwinder verdorren können. Die zweite Fahre lasse ich aber tief hacken, wodurch ich in den Stand komme, mein Getreide nach Beschaffenheit der Umstän-

Umstände, entweder unterpflügen, oder obenauf säen zu lassen a).

a) Da dieses eben dasjenige enthält, was ich oben berührtermaßen gesaget habe, so ist deshalb etwas weiteres beizufügen, nicht nöthig.

§. 18.

Von dem Buchweitzen, und in wie weit es sich auf dessen Anbau zu legen, rathsam sey, auch zu welcher Zeit er gesäet werden müsse.

Sechzehnte Anmerkung.

Ad Pag. 232. lin. 18. Buchweitzen.

Wenn ich in mehrgedachter Siebenten Abhandlung auch von der Verschiedenheit der Pflugarten, in so weit sie eine jede Getreideart besonders erheischet, geredet habe, so ist dabei §. 75. auch unter andern des Buchweitzens oder Heidekorns gedacht worden.

Ich habe dabei nur überhaupt erinnert, daß der Acker zu dieser Frucht, nur zweimahl gepflüget werden dürfe, solche sich aber vor den starken Acker nicht schicke, sondern eigentlich ein Eigenthum vor magere und öde Feldfluren sey.

Dem Herrn Verfasser der gegenwärtigen Anmerkungen ist es, hier folgendes beizusetzen, gefällig gewesen:

Ich glaube, daß der Buchweitzen an den mehresten Orten zu frühe gesäet wird. Ich habe selbst diesen Fehler begangen. Seit dem ich aber den wenigen, so ich noch anbaue, erst um Johannis säen lasse, ist er mir selten fehl geschlagen a).

Wenn einmahl der Acker in gehöriger Düngung ist, so thut man meines Erachtens wohl, dem Anbau dieser Frucht

ganz

ganz zu entsagen, und lieber auf sandigen Acker Roggen in die Sommerstoppel zu säen b).

a) Wenn es dem geneigten Leser gefällig ist, meine in der Alten Abhandlung mitgetheilte öconomische Anmerkung von richtiger Besäung der Felder nachzuschlagen, so wird derselbe finden, daß ich daselbst §. 103. S. 754. schon selber angezeiget, daß der spät gesäete Buchweitzen in Ansehung des Strohes weit stärker und geiler zu wachsen pflege. Dabei ist aber auch zugleich bemerket worden, daß man wegen seiner Zeitigung, die vor der Mitte des Septembers nicht zu hoffen ist, viele Gefahr laufe, der größeste Theil der Körner auch, wenn sie gleich in Menge vorhanden sind, nur sehr flach zu fallen pflegen. Ich beziehe mich daher auf dasjenige, was in dieser angezogenen Stelle gesaget worden, nochmahls, und stelle es eines jeden Beurtheilung anheim, was er darunter vor das Beste halten möchte. So viel will ich nur noch beifügen, daß man bei nassen Herbsten allemahl mit dem frisch gesäeten, bei trockenen Herbsten aber mit dem späte gesäeten besser fahren wird.

b) Wer Mangel an Roggenstroh zur Unterhaltung seiner Schäferey hat, welcher an den Orten, wo viel Buchweitzen gesäet wird, selten auszubleiben pfleget, der ist freylich, sich des Stoppelroggens als eines Nothmittels zu bedienen, genöthiget. Sonst aber bin ich, wie ich mich schon in meinen andern öconomischen Schriften, besonders in dem Pommerschen und Neumärkischen Wirth, geäussert habe, kein Freund von dem vielen Stoppelroggen säen. Theils geräth ein und eben dieselbige Frucht, zweymahl hinter einander, nur selten, und theils kann auch dem Acker nicht die gehörige Bestellung und Zubereitung gegeben werden, welches alleine schon eine zureichende Ursache ist, warum man

man sich von dem vielen Stoppelroggen säen keine Reichthümer zu versprechen hat.

Im übrigen ist der Buchweitzen an und vor sich nicht die schlechteste Frucht. Sie kann nicht allein in der Wirthschaft selber, bei dem Viehmästen und Mengefutter vor die Pferde, mit vielen Nutzen gebrauchet werden, sondern gewähret auch, wenn man nur Anstalten, selbige zu Grütze zubereiten zu lassen, machet, eine baare Einnahme.

§. 19.

Erörterung der Frage, wie lange die Brakfahre, ehe sie wieder umgepflüget wird, liegen müsse?

Siebenzehnte Anmerkung.

Ad Pag. 337. lin. 26. Brake 6 Wochen.

Bei Erörterung der Frage, wie lange eine jede Fahre, ehe sie wieder gepflüget, und umgeworfen wird, zur Auflösung des Erdreichs liegen müsse? habe ich in der öfters erwähnten Siebenten Abhandlung §. 82 behauptet, daß für die Brache 6 Wochen, und für die Wendfahr 4 Wochen, auch in den schwersten und kaltgründigsten Aeckern, ein zu diesem Endzweck zureichender Zeitraum sey.

Der Herr Verfasser gegenwärtiger Anmerkungen, hält den vor die Brake bestimmten Zeitraum vor überflüßig und zu lange, und saget daher in einer dabei gegebenen Erinnerung:

Ich weiß nicht, ob es nöthwendig ist, die Brachfahre so lange liegen zu lassen, voraus wenn sie flach umgepflüget wird a).

Da auf einigen meiner Güter die Hüthung für die Schafe kaum hinlänglich ist, so lasse ich erst mit Anfang Julii zur Brake pflügen, und warte etwa 14 Tage, bis das

Unkraut hervorgekommen, um sie abeggen zu lassen. Gegen Ende des Monats wird es durch die Wendfahre, und 14 Tage darauf durch das Abeggen derselben von neuen gestöret, bis endlich die Saatfahre es völlig zu Grunde richtet b).

a) Ich habe in der angezogenen Stelle der Berliner Beiträge zur Landwirthschaftswissenschaft, ausdrücklich gesaget, daß die für die Bracke bestimmten 6 Wochen, NB auch in schwereften und kaltgründigsten Aeckern, ein zureichender Zeitraum sey. Hiedurch aber habe ich nicht ausgeschlossen, daß in warmen und von Natur mürben Aeckern, die Bracke auch noch eher umgepflüget werden könne, wie ich denn auch c. l. S. 338. in Ansehung der verschiedenen Witterung ein gleiches angemerket habe.

b) Die hier angeführte Einrichtung ist gewiß nachahmungswürdig, und es kann bei derselben das aufschlagende Unkraut wohl niemahls zu Kräften kommen.

Sonst habe ich das zeitige Bracken und Wenden c. l. §. 83. und 84. schon selber verworfen, und die deshalb vorwaltende Ursachen umständlich vorgetragen. Der geneigte Herr Verfasser gegenwärtiger Anmerkungen wird also, wenn er sich die angeführten Stellen nachzuschlagen die Mühe nehmen will, von selbst finden, daß wir hierunter vollkommen einig sind.

§. 20.

Von den in einem queckigten und grasartigen Boden erforderlichen Eggen, und wie man überhaupt um die schädlichen Quecken aus dem Lande zu bringen, zu verfahren habe.

Achtzehende Anmerkung.

Ad Pag. 343 *lin.* 15. Quecken.

In der Siebenten Abhandlung, wo ich meine wirthschaftliche Gedanken von dem richtigen Gebrauch der Egge mitge-

mitgetheilet, habe ich zuförderst theils die Absichten, welche durch dieses Geschäfte erreichet werden sollen, näher bestimmet, theils aber auch, wie die Eggen nach der Verschiedenheit dieser Absichten eingerichtet seyn müssen, gezeiget, und demnächst in dem 4ten § eine Anwendung hievon auf diejenigen Eggen, so zu einen grasartigen und queckigten Boden erfodert werden, gemachet.

Meine daselbst geäusserte Gedanken, haben zu nachstehender Anmerkung Gelegenheit gegeben:

Ich lasse die Zinken in meinen Eggen nicht auf die gewöhnliche Art mit der breiten Seite, welches die Arbeit für das Vieh erschweret, sondern mit der scharfen Ecke gegen das Land einschlagen, damit sie selbiges gleich einem Keil durchschneiden. Sie werden schrem gestellet, welches einen doppelten Nutzen hat, weil beim glatt Eggen sie nicht so leicht die Klöße fortstoßen, sondern über selbige weg gehen, und sie zerreissen, es auch denen Pferden leichter wird a).

Will man aber die Quecken aus dem Lande bringen, so drehet man nur die Egge um, da denn die Zinken gegen den Acker zu stehen kommen, folglich eine Egge 32 Linien machet, die nur 1½ Zoll auseinander stehen. Ohngeachtet aller dieser Hülfsmittel, der Schwere meiner Eggen und Länge meiner Zinken, habe ich doch meinen Endzweck nicht erreicht, die Quecken aus dem Lande zu bringen, weil die Eggen nicht über 2 oder 2½ Zoll tief ins Land griffen, und folglich die in demselben tiefer steckende Quecken nicht heraus brachten. Ich nahm also meine Zuflucht zu dem im Ersten Bande der ökonomischen Nachrichten der patriotischen Gesellschaft in Schlesien pag. 402. angerühmten Queckenrechen, ließ einen nach der Beschreibung und dem beygefügten Kupfer verfertigen, und die Wirkung übertraf dergestalt meine Erwartung, daß ich so gleich auf allen

meinen Gütern dieses so nützliche Instrument einführte. Da die Messer, welche stumpf seyn müssen, so tief wie man will und gepflügt ist, gestellet werden können, und nur 6 Zoll von einander stehen, so bringen sie alle im Lande befindliche Quecken und Wurzeln heraus b).

a) Eine dergleichen Stellung habe ich den in meinen Eggen befindlichen Zinken jederzeit gegeben. Die Vernunft lehret es auch, daß dadurch der Endzweck des Eggens weit eher erreichet, und den Pferden die Arbeit erleichtert wird. Man wird auch bei dieser Stellung der Zinken, das gewöhnliche sogenannte Schleppen der Eggen, welches dadurch, daß sich die Erde vor die breite Seite der Zinken vorsetzet, entstehet, nicht so leicht wahrnehmen.

b) Da der geneigte Herr Verfasser mir schon vor einiger Zeit, ein Modell von diesem Queckenrechen mitzutheilen, die Gewogenheit gehabt hat, so muß ich gestehen, daß solches allerdings eine Erfindung ist, von der man sich den besten Erfolg versprechen kann. Eigene Versuche habe zwar damit noch nicht anstellen können, weil ich gegenwärtig meinen Acker an die Bauern verpachtet, und folglich keine eigene Wirthschaft habe. Das Zeugniß eines so großen und erfahrnen Wirths aber kann mir und Jedermann hierunter zur völligen Ueberzeugung hinreichend seyn.

§. 21.

Von einem noch besondern Nutzen der Ackerwalze.

Neunzehnte Anmerkung.

Ad Pag. 362. lin. 6. Anzudrücken.

In der im vorigen §. erwähnten Achten Abhandlung habe ich auch der Walzen gedacht, und §. 20. von deren Gebrauch einen doppelten Endzweck angegeben, indem dadurch

durch theils ein allzu leichter und sandiger Boden mehrere Festigkeit erhält, theils aber auch das Erdreich an die in einem lockern Acker öfters davon unberührt liegenden Saamenkörner gehörig angedrucket wird.

Hiebei nun ist annoch folgendes bemerket worden:

Die Walze hat noch einen andern Nutzen. Es geschiehet nicht selten, daß der mit Winterung bestellte Acker, wie man zu reden pfleget, herauf frieret. Wenn nun derselbe aufdauet, so löset die Erde sich öfters von den Wurzeln ab, die aussaugende Frühlingswinde verdorren selbige, und man findet sie vertrocknet auf dem Felde liegen. Ein aufmerksamer Wirth kann diesem Schaden zuvor kommen, wenn er dergleichen Acker, wo die Wurzeln heraus gefroren, überwalzen, und sie dadurch wieder andrücken lässet a).

a) Ein ganz vortreflicher Unterricht ist dieses, besonders vor diejenigen Wirthe, die, wie man es zu nennen pfleget, einen schwolmichten Acker haben, welcher diesem Auffrieren oder Aufziehen besonders ausgesetzet ist.

§. 22.

Ob und in wie weit das mit Heidekraut bewachsene Land, wenn es urbar gemacht wird, in den ersten Jahren, auch ohne Düngung, gutes Getreide bringe?

Zwanzigste Anmerkung.

Ad Pag. 365. lin. 9. Nie beackert.

In der Neunten Abhandlung, welche wirthschaftliche Gedanken von der Urbarmachung wüster Aecker enthält, habe ich unter andern §. 2. es als eine Wahrheit, die auch dem geringsten Anfänger in der Landwirthschaft nicht unbekannt seyn könne, angenommen, daß ein jeder Boden, der nie beackert worden, noch Feldfrüchte getragen hat, die

Eigenschaft reiche und einträgliche Ernten zu liefern, besitze, wobei ich jedoch, daß die verschiedene Beschaffenheit der innern Güte des Bodens, auch in dem Ertrage und Wirkung, eine große Verschiedenheit zu wege bringe, nicht unbemerkt gelassen habe.

Dieser Satz nun, hat dem Herrn Verfasser der gegenwärtigen Anmerkungen, folgendes dabei zu erinnern, Gelegenheit gegeben:

Das mit Heidekraut bewachsene Land, macht eine Ausnahme von dieser Regel, wie ich es aus meiner eigenen Erfahrung bezeugen kann, da ich auf meinen Pommerschen Gütern mehr als 2000 Morgen desselben habe aufreissen, und urbar machen lassen. In dem Gedanken, daß ein Acker, der wenigstens seit dem 30jährigen Kriege nicht getragen hatte, sich auch ohne Dünger ergiebig bezeigen müsse, ließ ich, nachdem das Heidekraut abgebrandt, denselben tüchtig umpflügen, und mit verschiedenen Arten Getreide besäen. Es gieng aber wenig oder nichts auf, und kaum konnte man durch einige hin und wieder stehende Halme die Art des darauf gesäeten Getreides erkennen. Ich ließ das Land gleich wieder umpflügen, und hofte durch eine reiche Düngung meinen Schaden zu ersetzen. Allein ich betrog mich zum zweitenmahl, und gewann kaum die Aussaat wieder a).

Nach vielen angestellten vergeblichen Versuchen, fand ich endlich das sicherste Mittel, dieses Land gehörig zu nutzen. Ich lasse es nunmehr im Frühjahr abbrennen, und nachdem die Schafe, welche das junge aufschlagende Heidekraut sehr gerne fressen, es den Sommer über abgehütet, wird es im Herbste umgerissen, und den folgenden Sommer noch ein- oder zweimahl gepflüget, nachdem es vorher wohl abgeegget, und das ausgeegte Heidekraut nebst den Wurzeln verbrannt worden. Den Winter über wird es

mit

mit Mergel oder Mist gedünget, und im Frühjahr mit Buchweitzen besäet, welcher es vollends mürbe macht. Hiernächst kann man mit gegründeter Hofnung eines guten Erfolgs Roggen säen.

Ich schreibe die besondere Unfruchtbarkeit dieses Landes, so wohl dem dicken Heidekraut zu, mit welchem es bewachsen ist, und das weder Sonnenschein noch Regen durchläßet, als auch den starken und langen Wurzeln desselben, die das Land dergestalt durchsaugen, daß auch die erste Düngung nicht zu spüren ist.

a) Dergleichen mit hohen Heidekraut bewachsene und bestrauchte Heideländer hat man in den hiesigen Gegenden nicht, und noch viel weniger sind sie auf meinem Gute befindlich. Ich muß daher die Beurtheilung der Erfahrungen, die davon in der gegenwärtigen Erzählung enthalten sind, andern überlassen, welche in dergleichen Bezirken, wo solche Heideländer in Menge angetroffen werden, wohnhaft sind. Wiewohl Niemand an dem Zeugniß eines so großen, erfahrnen und aufmerksamen Wirths zu zweifeln Ursache finden wird.

Etwas ähnliches habe ich in eben dieser IX Abhandlung §. 85. S. 479. von dem Birkengrunde, welcher auch gemeiniglich mit Heidekraut, welches aber ganz kurz, und nur gleichsam auf der Erde kriechend ist, bemerket, indem ich daselbst folgendes gesaget:

„Der Birkengrund träget zwar im Anfange und in den „ersten Jahren, gleichwie aller anderer neuer erst urbar „gemachter Acker, die besten und reichsten Früchte, auch „ohne von der geringsten Bedüngung unterstützet zu wer„den. Aus vielfältiger Erfahrung habe ich dennoch die„ses dabei angemerket, daß er in dem ersten Jahre, wo sich „sonst ein jeder andrer neu-umgerissener Acker in Her„vorbringung der ihm anvertrauten Früchte schon vor„züglich zeiget, nicht die geringste Wirkung thut. Alles,

„was

„was darinn gesäet wird, es sey von welcher Art der Ge„wächse es wolle, gehet nicht allein sparsam auf, sondern „es gedeihet auch zu keiner Vollkommenheit. Im zweyten „Jahre nach seiner Urbarmachung ist die Wirkung zwar „etwas besser, aber doch noch immer unvollkommen, und „einem andern neu-umgerissenen Acker auf keinerley Wei„se gleich. Allererst im dritten Jahre zeiget sich die neue „Ackerkraft in ihrem gehörigen Umfange, und ich kann „aus eigener Erfahrung bezeugen, daß alsdenn ein solcher „neu-umgerissener Birkengrund, 5 bis 6 Jahre hinter ein„ander, die reichsten Ernten bringet, ohne daß er einer „fremden Kraft und Beihülfe nöthig hat. Allererst nach„her bedarf er von Mist und Dünger unterstützet zu wer„den, und dieses ist im Anfange nur in sehr geringen „Maße nöthig."

Bei Gegeneinanderhaltung dieser beiden Erzählungen wird ein jeder von selbst wahrnehmen, daß sich darinn viel ähnliches befindet, und fast kein Zweifel übrig bleibet, daß die in den ersten Jahren sich zeigende Unfruchtbarkeit bei beiden einerley Grund habe.

Der Unterscheid bestehet blos darinn, daß das mit hohen Heidekraut bewachsene Heideland auch in der Folge nicht träget, der mit kurzen Heidekraut belegene Birken-Grund hingegen, nach dem dritten Jahre, eine geraume Zeit ohne alle Düngung die reichsten Früchte bringet.

Vielleicht würde sich dieses auch bei dem Heidelande gezeiget haben, wenn man mit ihm Geduld gehabt, und nicht zu frühzeitig zur Bedüngung desselben geschritten wäre. Jedoch kann ich hiebei auch nicht ohnangemerket lassen, daß mir das in Hinterpommern so häufig befindliche Heideland, in Ansehung der innern Güte, weit schlechter und besonders kaltgründiger, als der Birken-Grund, geschienen hat. Meiner Beurtheilung nach, haben die dortigen Heideländer ein grutziges Wesen, weshalb sie auch daselbst Grandeländer genannt zu werden pflegen, und dieses verursachet sonder Zweifel eine mehrere Unfruchtbarkeit, welchem nicht wohl anders, als durch eine verhältnißmäßige Vermischung von Dünger, abgeholfen werden kann.

Berliner Beiträge
zur
Landwirthschaftswissenschaft.

Vierten Bandes
Drittes Stück.

Landesbibliothek Mecklenburg-Vorpommern Günther Uecker
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1759087653/phys_0121
DFG

Berliner Zeitung

für

Landwirthschaft und Gewerbe.

Landesbibliothek Mecklenburg-Vorpommern Günther Uecker
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1759087653/phys_0122
DFG

Fortsetzung
der
Zwei und Dreißigsten Abhandlung.

Erörterung einiger wichtigen und nützlichen Anmerkungen zu dem ersten Bande der Berliner Beiträge zur Landwirthschaftswissenschaft, so dem Verfasser von einem hohen Freunde und Gönner mitgetheilet worden.

§. 23.

Ob die Eichen allemahl ein sicheres Kennzeichen von einem guten Getreide Boden sind.

Ein und zwanzigste Anmerkung.

Ad Pag. 374. *lin.* 13. Eichen.

Da ich in der Neunten Abhandlung §. 7. auch diejenige mit Holz bewachsene Plätze, die sich zur Urbarmachung am besten schicken, in Betracht genommen, so habe ich, nachdem, daß der Grund, wo Erlen wachsen, zum Kornbau nicht tauglich sey, gezeiget worden, mich des Ausdrucks bedienet, daß man hingegen da, wo man eine Menge von gut gewachsenen Büchen und Eichen, besonders von den letztern, antrift, den sichern Schluß machen könne, daß daselbst alle Arten von Getreide fortkommen und wohl gerathen werden.

Hier hat der Herr Verfasser der gegenwärtigen Anmerkungen, eine diesem Satz gerade entgegen laufende Erfahrung, wie nachstehet, entgegen gesetzet:

Ich weiß nicht, ob man diesen Schluß in allen Fällen machen kann. Ich habe auf meinem vornehmsten Gute einige Morgen dergestalt schlechtes Sandland, daß es sich, ohngeachtet Dünger dazu vorhanden war, nicht zu Getreidebau qualificirte, wie die damit gemachte Proben es beweisen. Ich beschloß also, es mit Fichten und Birken besäen zu lassen. Allein meine Versuche schlugen mir fehl. Da ich nun wahrgenommen, daß so wohl auf demselben, als ohnweit davon, ziemlich große Mast-Eichen standen, so resolvirte ich, es mit Eichen besäen zu lassen. Alle Forstverständige wiederriethen es mir um so viel mehr, als, so tief man auch mit dem Graben kommen konnte, kein anderer Sand, als wie auf der Oberfläche befindlich war, zum Vorschein kam. Ich ließ mich solches indessen nicht abschrecken, und der Erfolg übertraf meine Erfahrung. Ich habe damit jährlich continuiret, und genieße anjetzt das Vergnügen, in einem großen Umfange junge Eichen von dem schönsten Wuchs, und davon schon die ersten über 20 Fuß sind, in einem Lande, welches zu allen Gewächsen untauglich gehalten wurde, fortkommen zu sehen a).

a) In einem Sande, wo weder Fichten noch Birken erzeuget werden können, wachsen die schönsten Eichen. Gewiß eine ganz seltsame Erscheinung! wovor es Jedermann, der dieses lieset, wird erkennen müssen. Man ersiehet hieraus, wie viele Dinge uns noch in der Natur verborgen sind, und es daher aufmerksamen Naturforschern, auch zu jetzigen Zeiten neue Entdeckungen zu machen, nicht ohnmöglich fällt.

Da selbst die Forstverständigen die Ursachen davon nicht ergründen können, vielmehr das Säen der Eicheln abge-

abgerathen haben, so würde es eine Verwegenheit von mir seyn, wenn ich mir, den Grund davon anzugeben, anmaßen wollte, zumahl ich den Ort selber nicht kenne, noch jemahls gesehen habe.

Vielleicht ist es, wie ich fast vermuthe, ein Sand, der bei großen Ueberschwemmungen der Oder ausgeworfen, und dahin geführet worden. Ist dieses, so lässet sich nicht ohne Wahrscheinlichkeit vermuthen, daß dieser Sand, der vorhin so viele Jahre hindurch von dem überfließenden Wasser mit Fettigkeiten und Nahrungstheilen beschwängert worden, solche auch noch bis anjetzt bei sich behalten habe, und daß diese darinn verschlossenen Nahrungstheile nur hauptsächlich vor den Wuchs der Eichen anpassend sind.

Diese dunkele Muthmaßung mag Grund haben oder nicht, so bin ich doch von der Gerechtigkeit des Herrn Verfassers vollkommen überzeuget, daß er, einer einzigen so besondern Begebenheit wegen, nicht den ganzen von mir behaupteten allgemeinen Satz, daß das Wachsen der Eichen ein sicheres Kennzeichen eines guten Getreidebodens sey, zu verwerfen gemeynet seyn werde.

Eine jede Regel hat ihre Ausnahme, und eine Schwalbe macht keinen Sommer, wie man im gemeinen Sprichwort zu reden pfleget.

§. 24.

Von der gewöhnlichen Unfruchtbarkeit der Heideländer, und ob solche allenthalben anzunehmen sey.

Zwei und zwanzigste Anmerkung.

Ad Pag. 374. *lin.* 19. Gemeiniglich.

In dem §. 8. der mehrerwähnten Neunten Abhandlung von Urbarmachung wüster Aecker, habe ich unter

andern gesaget, daß die Oberfläche der mit einer Menge Heidekraut bewachsenen Heiden oder Lehden, gemeiniglich aus einem trockenen, scharfen, steingrußigen Erdreich bestünden.

Das Wort gemeiniglich, scheinet hier dem Herrn Verfasser der gegenwärtigen Anmerkungen anstößig gewesen zu seyn, und er hat daher nachstehende Erinnerung dabei gemacht:

Es ist dieses wohl nach der Verschiedenheit der Gegenden zu beurtheilen. Von denen mehr wie 2000 Morgen Heideland, welche ich, wie oben gesaget, auf meinen Pommerschen Gütern habe urbar machen lassen, kann ich mit Wahrheit versichern, daß nicht ein Viertel ist, das nicht tüchtig wäre, Gerste zu tragen. Die Höhe des Heidekrauts zeiget gemeiniglich die Güte des Grundes an a).

a) Da ich auf meinem Gute selber kein Heideland besitze, so habe auch keine eigene Erfahrungen davon. Alles, was ich davon weiß, ist mir nur durch den Augenschein, und durch Erzählung anderer näher davon unterrichteter Wirthe, bekannt geworden. Auf das Zeugniß eines so erfahrnen und einsichtsvollen Wirths, der nicht, wie ich, blos nach dem Augenscheine, sondern aus eigener sichern Ueberführung schreibet, will ich meine Meynung gar gerne ändern, und anstatt Gemeiniglich, das Wort Oefters setzen, und ich wünsche aufrichtig, daß alle diejenigen, die in den Heideländern wohnen, hierunter mit dem Herrn Verfasser einerley glückliche Erfahrungen haben mögen.

Sonst aber ist wohl nicht zu leugnen, daß durch die Menge des Mistes und durch öfters wiederholtes Düngen, auch der seiner innern Güte nach schlechteste Acker, wenn er nur nicht blos fliegender Sand ist, in die Umstände

stände, daß er Gerste träget, gesetzet werden kann. Der Mist verändert zuletzt, wenn man damit ununterbrochen anhält, die ganze Oberfläche. Er giebet nicht allein Nahrungskräfte, sondern er hebet auch die Fehler des Ackers selber.

Zu dieser glücklichen Veränderung hat der Herr Verfasser durch seinen starken und ansehnlichen Viehstand leicht gelangen können. Ob aber solches seinen Nachbarn ebenfalls möglich fallen wird, muß billig dahin gestellet bleiben.

§. 25.

Ob und in wie weit die Heideländer mit Nutzen zur Verstärkung der Schäfereyen angewendet werden können.

Drei und zwanzigste Anmerkung.

Ad Pag. 377. lin. 4. Gerne fressen.

Bei fernerer Abhandlung von Urbarmachung der Lehden und Heideländer, habe ich den Satz behauptet, daß dieselben, wenn sie auch zum Ackerbau untauglich wären, dennoch in Ansehung der Schäfereyen besser, als bisher geschehen, genutzet werden könnten. Hiebei habe ich vorausgesetzet, daß die Schafe das Heidekraut, womit diese Lehden bewachsen sind, nicht allein gerne fressen, sondern solches auch ein gesundes Futter vor dieselben sey.

Hiebei hat es dem Herrn Verfasser folgendes anzumerken gefallen:

Ich will nicht in Abrede seyn, daß es nicht im Winter den Schafen zu einigen Unterhalt dienet, und folglich voraus an denen Orten, wo das Futter kaum hinlänglich ist, von Nutzen sey. Daß es aber nicht ihr Lieblingsfraß a) seyn müsse, schließe ich daraus, daß sie es im Sommer

kaum anrühren, und nur die hin und wieder zwischen denselben aufgekeimte kleine Kräuter heraus suchen. Es kann auch seyn, daß es für dieselbe ein gesundes Futter sey, indessen findet man in Schlesien, der Churmark, dem Magdeburgischen b), und andern Gegenden, wo wenig oder gar kein Heidekraut ist, gesunde Schäfereyen. Ich würde demselben jederzeit wohlbewachsene und hochbelegene Brachfelder vorziehen c).

a) Hievor habe ich es auch nicht ausgegeben. Vor einen Lieblingsfraß kann man nur dasjenige halten, was das Vieh vorzüglich vor alle andere Futterarten gerne frisset. Durch den Ausdruck, gerne fressen, habe ich nur blos so viel, daß die Schaafe keinen Widerwillen dagegen bezeigen, bemerken wollen.

Man kann aber auch das Heidekraut den Schaafen zu einem Lieblingsfraß machen, wenn man dasselbe abbrennet, indem der geneigte Herr Verfasser in der 20sten Anmerkung selber einräumet, daß die Schaafe das junge aufschlagende Heidekraut sehr gerne fressen, und man würde aus diesem Grunde wohl thun, wenn man alle Jahre einen gewissen Theil des Heidekrauts abbrennen ließe, da denn das junge im Sommer, das alte aber im Winter, ganz füglich genutzet werden könnte.

b) Im Magdeburgischen giebet es, wenn ich dieses zu erinnern die Erlaubniß habe, sehr viel Schneervieh, und die wenigsten Güterbesitzer haben daselbst eigene Schäfereyen, sondern die Schaafe, so gehalten werden, gehören gemeiniglich den Schäfern zu.

c) Hiemit bin ich vollkommen einig. Da aber an solchen Orten, wo die Hütung nur blos in den Brak- und Stoppelfeldern bestehet, auf denselben auch das andere Vieh geweidet und ernähret werden muß, so fällt von selbst in die Augen, daß es daselbst nur wenig zahlreiche Schäfereyen geben kann.

So

So gut sich daher auch eine hohe Feldhütung vor die Schaafe schicket, so kann doch solche im Ganzen zur Beförderung der Schaafzucht wenig beitragen, sondern es bleiben diejenigen Gegenden, die ausser der Feldmark noch besondere Hütungsplätze haben, dazu jederzeit nothwendig, und es erfodert daher das allgemeine Beste selber, daß man sich derselben hiezu so viel möglich bediene, und selbige nicht ungenutzet lasse.

§. 26.

Ob und in wie weit der Satz, daß die Aecker in unsern Tagen weniger Getreide, als zu vorigen Zeiten, bringen, gegründet sey.

Vier und zwanzigste Anmerkung.

Ad Pag. 387. *lin.* 23. Vorigen.

Ich habe bei Fortsetzung der Neunten Abhandlung von Urbarmachung wüster Aecker §. 16. den Gedanken mit einfließen lassen, daß die Aecker zu unsern Zeiten nicht mehr so viel Getreide bringen, als in den Tagen unserer Vorfahren geschehen, wobei ich mich nicht allein auf das Zeugniß aller alten erfahrnen Wirthe berufen, sondern auch zu dessen Bestärkung verschiedene theils physikalische und theils politische Gründe angeführet.

Hiebei nun ist nachstehende Anmerkung gemacht worden:

Es ist möglich, daß hin und wieder sich Ackerstücke finden, die weniger ergiebig sind, wie sie es vor Zeiten gewesen, wozu besondere Umstände concurriren können. Allein im Ganzen genommen, wird gewiß, da die Cultur ungemein verbessert ist, auch mehr Getreide, wie ehedem, gebauet a).

Ich kann es aus eigener Erfahrung, wenn ich die alten Korn-Register meiner Güter, mit den jetzigen gegen einander halte, und zugleich aus den vielen neuen Scheunen, die ich daselbst habe erbauen müssen, beurtheilen b).

Daß der Acker erschöpfet sey, würde wohl schwer zu erweisen seyn. Fände dieser Satz statt, und nähme die Erde an Kräften in dem Verhältniß ab, wie es der Herr Verfasser behauptet, so würde in wenigen Jahrhunderten, nicht die Aussaat wieder gewonnen werden c).

Es würde auch daraus folgen, daß das Land, welches noch niemahl getragen, in einer langen Reihe von Jahren seine Fruchtbarkeit behalten müsse, welches doch die Erfahrung bei unsern neu aufgerissenen besten Ländereien, denen man nach wenigen Jahren wiederum mit Dünger zu Hülfe kommen muß, widerspricht d).

Es ist wahr, daß sie vorher Gras und andere Kräuter oder Holz hervorgebracht. Allein die Aecker unserer Väter sind in demselben Fall gewesen, und auf den Zeitraum zwischen ihnen und uns, ist, in Vergleichung des von der Erschaffung der Welt bis zu ihrer Zeit, nicht zu rechnen.

a) Bei der großen Menge neu-urbargemachter Aecker, und der ansehnlichen Erhöhung des Viehstandes, so man allenthalben wahrnimmt, ist es ganz natürlich, daß zu unsern Zeiten mehr Getreide, als vor Alters, da dieses alles nicht war, gebauet werden muß. Allein man rechne diesen mehrern Acker und höhern Viehstand zurück, und mache alsdenn einen Ueberschlag von den vorigen und jetzigen Ernten, so wird man, daß dasjenige, was ich gesaget habe, nicht ohne Grund sey, gar bald finden.

Es ist hier nicht die Frage, ob im Ganzen mehr oder weniger Getreide gewonnen werde. Denn dieses ist aus vorstehenden Ursachen nothwendig. Darauf kommt es an, ob der beständig unter Cultur gewesene Acker sich in seinem Ertrage noch eben so ergiebig, als zu vorigen Zeiten,

ten, erweise? und dieses ist es, was von mir geleugnet worden.

Auch hiebei muß nicht auf die in steter Mistung stehenden Felder, sondern auf solche, die nie Mist bekommen, Rücksicht genommen werden, indem diesen hauptsächlich die von mir angeführten Gründe, wegen Erschöpfung der eigenthümlichen Kräfte, anpassend sind. Denn bei den in steter Mistung stehenden Ländereyen, werden die jährlich abgehenden Kräfte des Ackers immer wieder von neuen ersetzet, welches aber bei solchen, so die Früchte, daß ich mich dieses Ausdrucks bedienen darf, blos aus ihren eigenen Mitteln nähren sollen, offenbar hinweg fällt.

Bei dem großen Viehstande, den der Herr Verfasser gegenwärtiger Anmerkungen auf seinen so ansehnlichen Gütern hat, ist er auch sonder Zweifel, seinen sämmtlichen Acker in gehöriger Düngung zu unterhalten, im Stande, und er wird daher von solchen unglücklichen Feldfluren, die niemahls, so lange sie zum Ackerbau gebrauchet worden, Mist bekommen haben, kaum etwas wissen. Ihm kann daher auch der Rückschlag solcher Aecker, gegen die vorigen Zeiten, nicht so lebhaft in die Augen fallen, als andern, die damit vorzüglich geplaget sind, und es doch, aller angewandten Mühe ohngeachtet, nicht dahin bringen können, daß sie ihr ganzes Feld zu bedüngen vermögend wären.

b) Der große Fleiß, den der Herr Verfasser in der Bewirthschaftung seiner Güter angewandt hat, kann wohl ohnmöglich einen andern Erfolg haben. Darf ich dabei aber wohl fragen, ob, bei dieser Gegeneinanderhaltung der vorigen und jetzigen Wirthschaftsrechnungen, auch die neu-urbar gemachten Ackerbreiten, der so ansehnlich erhöhete Viehstand, und was sonst zur äussersten Beförderung des Ackerbaues verwandt und gethan ist, von den letztern

letztern abgezogen worden? Ist solches nicht geschehen, so kann auch diese Balance meine Gründe nicht schwächen. Es wird zwar dadurch die große Mühe und Industrie des Herrn Verfassers ans Licht kommen, dabei aber dennoch die Wahrheit, daß der Acker unter einerley Umständen zu vorigen Zeiten mehr getragen habe, als er jetzt bringet, unumstößlich bleiben.

Hätten unsere Vorfahren unsern jetzigen hohen Viehstand gehabt, und auf den Ackerbau überhaupt so viele Industrie, als jetzt geschiehet, gewandt, so würden sie nicht so viel Scheunen, als zur Fassung des gewonnenen Getreides nöthig gewesen wäre, haben erbauen können, da hingegen die unsrigen noch öfters ziemlich leer bleiben.

c) Wenn man nicht in Abrede zu stellen vermag, daß ein jeder Acker gewisse eigenthümliche zur Nahrung der Pflanzen geschickte Nahrungstheile bei sich führe, so wird man auch nicht leugnen können, daß diese Nahrungssäfte, wenn sie nicht ersetzet werden, durch das immer fortdauernde Fruchttragen nach und nach geschwächet werden, und zuletzt gar ein Ende nehmen müssen.

Dieses ist der Grund, worauf meine Meynung in diesem Stücke gebauet ist. Nur muß dabei jederzeit der bereits Nota a bemerkte Unterscheid, zwischen einem in Mistung stehenden und ganz magern Acker, nie ausser Augen gesetzet werden. Denn nur hauptsächlich diese sind der Gegenstand meines Satzes.

Nichts ist im übrigen gewisser, als daß die Eigenthümer solcher stets magern Hinteräcker, wenn nicht bald, um solche ebenfalls unter Düngung zu bringen, und sie deshalb auf eine vernünftige Art abzubauen, Vorkehrung getroffen wird, kaum die Aussaat davon wieder einern-

den

den werden. Hiezu sind keine Jahrhunderte mehr nöthig, sondern wir sind dem Termin, wo solches geschehen wird und muß, sehr nahe, und ich will kaum glauben, daß in dem gegenwärtigen 1778 Jahre an den meisten Orten von dieser Art Aeckern mehr, als die Aussaat, gewonnen worden sey.

d) Eben dadurch, daß der Herr Verfasser hier doch wenigstens so viel, daß der neugerissene Acker einige Jahre ohne Mistung gute Früchte trage, zugestehet, räumet derselbe auch zugleich ein, daß der Acker eigene Kräfte besitze, und solche, wenn sie nicht bei Zeiten durch den Dünger wieder ersetzet worden, erschöpfet werden müssen. Sonst ist es ganz natürlich, daß dem Herrn Verfasser gegenwärtiger Anmerkungen, das Gegenhalten der Kräfte in den neu-umgerissenen Aeckern, kürzer zu seyn scheinet, als andern. Derselbe ist nur blos die fetten und bemisteten Aecker gewohnet, und in Vergleichung gegen diese, dauern freylich die eigenthümlichen Kräfte des neuen Landes kaum über 4 bis 5 Jahr. Diejenigen aber, die mit den stets magern Aeckern bekannter sind, und daher den Ertrag der neugerissenen Ländereyen nicht nach dem Mistlande, sondern nach diesen berechnen, verspühren auch noch nach 20 und mehrern Jahren Kräfte in denselben, die sie in den alten Hinteräckern nicht wahrnehmen.

An und vor sich selber ist die Erfahrung des Herrn Verfassers mit den meinigen übereinstimmend. Nur werden sie von einem jeden aus einem andern Gesichts-Punct beurtheilet, und dieses verursachet die anscheinende Verschiedenheit unserer Meynungen.

§. 27.

§. 27.

In wie weit, auch Gras tragende Wiesen umgerissen und Acker daraus zu machen, wirthschaftlich gehandelt sey.

Fünf und zwanzigste Anmerkung.

Ad Pag. 471. *lin.* 24. Stallfutterung.

Wenn ich bei fernerer Abhandelung der Materie von Urbarmachung wüster Aecker, in der mehr gedachten Neunten Abhandlung §. 76. die Ursachen angeführet, warum die Umreissung der fruchtbaren Wiesen und Hütungsplätze nicht für einen jeden Gutsbesitzer rathsam sey, so habe ich zwar, in Ansehung der Hütungsplätze, bei denjenigen Landwirthen, so die Stallfutterung eingeführet, hierunter eine Ausnahme gemacht, wegen der Wiesen aber, der eingeführten Stallfutterung ohnerachtet, ihre Umreissung vor bedenklich gehalten.

Meine damahlige Gründe haben darinn bestanden, daß bei der Stallfutterung zwar die Hütung entbehret werden könne, das Winterfutter hingegen, worunter das Heu den ersten Platz verdient, allemahl nothwendig bleibe.

Hiebei nun ist von dem Herrn Verfasser der gegenwärtigen Anmerkungen, nachstehendes erinnert worden:

Ein Wirth der die Stallfutterung eingeführet, kann auch leicht so viel Kleeheu bauen, daß es ihm nicht an Winterfutter fehle, und folglich seine hoch belegene schlechte Wiesen aufreissen a).

Die Vorsicht ist nur zu gebrauchen, daß der Klee den Winter mit langen Mist gegen den Frost überfahren werde, wobei man nichts verlieret, weil man in denselben hiernächst ohne weitere Düngung Weizen oder Roggen einfährig säen kann b).

a) Ich

a) Ich gebe gar gerne zu, daß es möglich sey, so viel Klee-Heu zu erzeugen, als zur Winterfutterung des den Sommer über auf Stallfutterung stehenden Viehes nöthig ist. Nur wird dabei eine völlige Auseinandersetzung aller Gemeinheiten, und ein Boden, der sich zum Klee schicket, erfodert. Wer die Morgenzahl des Kleelandes, so den Sommer über zur Stallfutterung nöthig ist, verdoppelt, der kann allemahl so viel Kleeheu, als er zum Winter-Futter gebrauchet, gewinnen.

Ein solcher Trieb zu den so nützlichen Kleebau ist aber bis anjetzt noch eine sehr seltene Sache, und ich weiß kein Beispiel, wo die grüne Kleefutterung mit dem Klee-Heumachen im Großen mit einander verbunden wäre. Der Herr Generalmajor Graf von Borck, hat es zwar auf seinem Hinterpommerschen Gute Stargard, in dem letztern sehr weit gebracht. Er lässet aber auch dahingegen den Klee nicht grün futtern, sondern sein Vieh muß den ganzen Sommer hindurch weiden.

Sollte sich inzwischen Jemand zu dieser nicht allein möglichen, sondern auch sehr nützlichen Wirthschaftsart entschließen, so können alsdenn allerdings auch die hochliegenden Wiesen umgerissen und beackert werden, und ich ändere unter dieser Bedingung meine c. l. geäußerte Meynung hierunter gar gerne, zweifle aber, daß sich viele finden werden, die den Entschluß dazu fassen möchten. Und vor diese wird, wenn sie gleich die Stallfutterung eingeführet haben, das Umreissen tragbarer Wiesen allemahl unrathsam bleiben.

Inzwischen kann ich bei dieser Gelegenheit nicht unerinnert lassen, wie es eine gewisse Art von Wiesen giebet, welchen das Beackern auf eine Zeitlang zur wahren Verbesserung dienet, und die daher hievon ausgenommen werden müssen. Hieher rechne ich die mit Mooß überzogene. Diesen kann man nicht besser helfen, als wenn

man

man sie reissen, und ein paar Jahre hinter einander Haser darinn säen lässet. Sie bekommen dadurch einen frischen Grund, und tragen nachher weit besseres und reicheres Gras, als vorhin.

b) Dieses ist eine vernünftige und fast nothwendige Vorsicht, wenn man sich jederzeit einer reichen Kleeernde versichern will. Bei offenen Frostwetter leidet der Klee ungemein, und er gehet oft ganz aus. Durch die Bedeckung mit langen Mist aber wird, weil die Kleewurzeln darunter warm liegen, solches verhindert.

Wollte man aber den Mist auf den Klee liegen lassen, so würde solches bei dessen Abbringung viele Hindernisse verursachen. Besser ist es daher gethan, daß man im Frühjahr, den übergebreiteten Mist wieder abharken, und auf ein anderes nahe belegenes Stück zur Düngung bringen lässet.

Das Kleeland hat auch diesen Mist nicht nöthig, sondern es träget schon ohne denselben die besten Getreide-Früchte.

§. 28.

Die Bedenklichkeiten wegen Anlegung neuer Vorwerker, werden näher erörtert.

Sechs und zwanzigste Anmerkung.

Ad Pag. 481. *lin.* 27. Besondere Vorwerker.

In dem §. 87. der Neunten Abhandlung, habe ich unter andern die Anlegung neuer Vorwerker widerrathen.

Die von mir deshalb angegebene Ursachen, haben theils in den dazu erforderlichen Baukosten, theils in der Vermehrung der Wirthschafts-Ausgaben, und theils darin, daß ein Landwirth die Bewirthschaftung solcher entlegenen Vorwerker nicht gehörig beobachten könne, folglich gemeiniglich Diebesnester daraus zu werden pflegen, bestanden.

Diesen

Diesen meinen Gedanken, hat der Herr Verfasser gegenwärtiger Anmerkungen, nachstehende Erläuterungen beygefüget:

Bei einem kleinen Gut, oder auch bei einem größern, das hinlängliche Dienste hat, auch die entlegensten Aecker in Dünger und gehöriger Cultur zu halten, würde die Anlegung eines Vorwerks überflüßig, folglich schädlich seyn. Sind aber diese nicht hinreichend, und würde statt derselben mehreres Gespann vom Hofe gehalten werden müssen, so sind die Kosten davon mit denen, die zur Erbauung und Unterhaltung eines Vorwerks erforderlich, zu vergleichen, und hiernach die Wahl zu treffen.

Daß ein Vorwerk mehreres Gespann erfodere, ist mir nicht begreiflich, da nach meiner Einsicht es vielmehr die Anzahl derselben verringern muß. Ich weiß wohl, daß man an vielen Orten viele Gespann auf selbigen hält, die nicht viel thun, weil sie nicht unter gehöriger Aufsicht können gehalten werden. Dieses ist aber nicht die Schuld der Sache, sondern der Einrichtung a).

Ich habe auf meinen Pommerschen Gütern 7 neue Vorwerker eben wegen Mangel der Fuhren anlegen müssen. Auf keinem aber halte ich weder einen Meyer, noch ein besonder Gespann, sondern es sind auf selbigen nur die zu einer Kuhmelkerei oder Schafstand gehörige Leute, und wenn daselbst gearbeitet wird, so schicke ich die Spann- und Handdienste vom Dorfe dahin, und die Hofgespann verbleiben daselbst, wenn die Vorwerker über eine Viertel Meile entlegen, bis die Arbeit vollendet ist.

Fast ein jedes derselben hat seine besondere Felder, um so wohl die Ernte als Mistfuhren zu erleichtern. Ohne diese Einrichtung hätte ich einen Theil meiner Feldfluren nicht nutzen können. Ich will nur eines davon zum Beispiel anführen. Es lieget dasselbe mit seinen Feldern, die

aus 693 Morgen 48 Ruthen bestehen, weiter als 1¼ Meile vom Dorfe, und wenigstens ¾ davon waren mit Heidekraut bewachsen. Weder Heu noch Mist konnten beim Vorwerk im Dorfe entübriget werden. Ich war also gezwungen, meine Einrichtung dergestalt zu treffen, daß es sich mit allen selbst versorgen konnte. Ich ließ das Heidekraut ausreissen, legte eine Hammelschäferei an, um nur Anfangs den Hortenschlag zu gewinnen, und theilte das dazu gelegte Land in 6 Felder ein, wovon die 3 nähesten mit Klee und Gerste, die 3 entfernten aber mit Roggen und Hafer in folgender Ordnung bestellet werden.

	1tes Kleefeld.	2tes Kleefeld.	3tes Kleefeld.	1tes Kornfeld.	2tes Kornfeld.	3tes Kornfeld.
1tes Jahr	Klee zu grün Futter und Heu.	Gerste in frischen Dünger-Mist oder Mergel.	Gerste mit Klee.	Brache.	Roggen in Hortenschlag oder Mist.	Hafer.
2tes Jahr	Gerste in frischen Dünger-Mist oder Mergel.	Gerste mit Klee.	Klee zum grün Futter und Heu.	Roggen in Hortenschlag oder Mist.	Hafer.	Brache.
3tes Jahr	Gerste mit Klee.	Klee zum grün Futter und Heu.	Gerste in frischen Mist oder Mergel.	Hafer.	Brache.	Roggen im Hortenschlag oder Mist.

Hiedurch bin ich in den Stand gesetzt worden, einen Hammelstand von 600 Stück und 40 bis 50 Stück Kühe, ausser etwas jung Vieh, auf diesem Vorwerk zu halten, welche mit Beihülfe des Mergels Mist genung schaffen, um die Felder alle 3 Jahre hinlänglich zu düngen b).

a) Ehe ein Vorwerk angeleget wird, müssen freylich die dazu erforderlichen Bau- und andere Kosten gehörig überschlagen, und solche, ob das Capital davon durch den Genuß desselben zureichend verzinset werde, genau berechnet werden. Denn es bleibet ein vor allemahl gewiß,

wiß, daß eine Unternehmung, die mehr kostet als einbringet, thöricht ist, und den würdigen Titel einer wahren Verbesserung nicht verdienet.

Sonst hat zwar der geneigte Herr Verfasser meine Zweifel, die ich wegen der vermehrten Wirthschaftsausgaben gehabt habe, durch die Erzählung der höchst vernünftigen Einrichtung auf seinen neu-angelegten Vorwerkern, ziemlich gehoben. Nur aber bleibet mein drittes Bedenken, daß solche Vorwerker nicht gehörig beobachtet werden können, und daher gemeiniglich schädliche Diebesnester zu seyn pflegen, noch immer übrig.

Dadurch, daß auf einem solchen Vorwerk kein eigener Meyer bestellet ist, wird dieses Bedenken noch immer stärker. Denn alsdenn hat der Eigenthümer gar keinen, von welchem er wegen des daselbst aufgefahrnen Getreides Rechenschaft fodern kann, und es ist daher solches um so mehr aller Welt Discretion ausgesetzet.

Auch pflegen vor das Hofgespann diejenigen Tage, die sie auf einem dergleichen entlegenen Vorwerke zubringen, eine rechte Feyer zu seyn, indem sie unter keiner solchen strengen Aufsicht, als sie sonsten wohl gewohnet sind, stehen, sondern, wie man im Sprichworte zu reden pfleget, ihren garstigen Willen vor sich haben. Denn wollte man den im Dorfe befindlichen Wirthschafter diese Zeit über mit nach dem Vorwerke geben, so würde die Wirthschaft im Dorfe, die doch allemahl die vornehmste ist, ohne Aufsicht bleiben. Und wer ist wohl, der nicht wissen sollte, daß selbst die Wirthschafter, wenn sie nicht die Beobachtung des Gutsherrn zu befürchten haben, den Ziegel schiefen lassen, und hierunter mit dem Gesinde nicht selten gemeinschaftliche Sache machen?

In Ansehung der Handdienste kommt es mir ebenfalls bedenklich vor, wenn solche von dem Dorfe aus verrichtet werden sollen. Die viele Zeit, die durch das hin-

und hergehen täglich versplittert wird, fällt von selbst in die Augen. Oefters hat man auch in der Geschwindigkeit Handarbeiter nöthig. Wenn nun solche erst von dem Dorfe herbei geholet werden sollen, so gehet öfters darüber die Gelegenheit, einen Vortheil zu stiften, oder Schaden abzuwenden, vorbei.

Vor sehr nützlich und nothwendig würde ich es allemahl halten, wenn bei einem jeden Vorwerk so viel Häußler, als zur Bestreitung der darauf vorkommenden Wirthschaftsgeschäfte an Handarbeitern nöthig ist, angesetzet würden.

b) Eine vortreflichere Eintheilung der Vorwerksäcker, als diese ist, wird wohl so leicht nicht gefunden werden, und ich glaube, daß sie auch auf kleinen Gütern mit Nutzen nachgeahmet werden könnte.

Was Wunder aber ist es, daß der Herr Verfasser gegenwärtiger Anmerkungen, bei dem reichen Kleebau und der glücklichen Verfassung, da er seine Felder alle 3 Jahre mit frischen Dünger versehen kann, von keinem geminderten Ertrag unserer Aecker gegen die vorigen Zeiten etwas weiß, noch wissen kann?

§. 29.

In wie weit es gegründet sey, daß das von Waldung eingeschlossene Getreide im Ausdrusch weniger ergiebig ist.

Sieben und zwanzigste Anmerkung.

Ad Pag. 482. *lin.* 18. Im Walde.

Bei Fortsetzung der wirthschaftlichen Gedanken von Urbarmachung wüster Aecker, habe ich in der Neunten Abhandlung §. 88. endlich auch bemerket, daß das auf den von Walde eingeschlossenen Ackerplätzen gewonnene

Getrei-

Getreide, im Ausdrusch bei weiten nicht so ergiebig sey, als dasjenige, so im Freien gebauet wird.

Diese Meinung habe ich auf die Erfahrung gegründet, daß das Getreide, wenn es zur Blütezeit von einem gemäßigten Winde in Bewegung gesetzet wird, weit mehrere Körner gebe, als wenn sich zu dieser Zeit eine vollkommene Windstille spüren lässet. Da nun in den vom Walde eingeschlossenen Plätzen die Luft nicht so frei streichen kann, so habe ich daraus den natürlichen Schluß gemacht, daß auch das daselbst gewachsene Getreide, in Körnern weniger ergiebig seyn müsse.

Hiebei nun ist es dem Verfasser folgendes zu erinnern gefällig gewesen:

Ein kleiner Bezirk Acker, der im Walde lieget, ist freilich denen von dem Herrn Verfasser angeführten Unbequemlichkeiten unterworfen; großen Strecken aber dienet er zum Schutz. Ich habe auf einem meiner Güter über 700 Morgen Acker, die rundum mit Holz umgeben sind, und ich gewinne daselbst vorzüglich schönes Getreide. Eine der Ursachen, warum die Engeländer ihre Felder mit lebendigen Hecken umpflanzen, ist, um sie gegen die Kälte und rauhe Winde zu decken a).

a) Ein mit Waldung umgebenes Feld ist, nach der allgemeinen Erfahrung, in Körnern allemahl weniger ergiebig, als ein freyliegendes.

In meiner Nachbarschaft ist eine dergleichen von Waldung umschlossene Feldmark, die mehr als 2000 Morgen beträget. Der dortige Acker träget ein schönes reines, und von allen Zusatz befreyetes Getreide, welches nach vernünftigen Wirthschaftsregeln vorzüglich lohnen müßte. Der Eigenthümer aber drischet dem ohnerachtet weit weniger, als seine Nachbarn, welches keiner andern Urs-

che, als der vorhin angeführten, zumahl er es an einer reichlichen Ackerbestellung nicht mangeln lässet, zugeschrieben werden kann.

Dem Stroh und äußern Ansehen nach, mag in dergleichen eingeschlossenen Bezirken, gar wohl ein schönes Getreide, wie der Herr Verfasser bezeuget, gewonnen werden. Allein, gegenwärtig kommt es nicht auf die Schönheit des Getreides, sondern auf die Vielheit der Körner an, und hievon hat der Herr Verfasser bei Erzählung seiner Erfahrung nichts gemeldet.

Die Hecken der Engländer sind niedrig, und verhindern daher nicht allen Zugang der Luft, wie von den hochstämmigen Bäumen geschiehet. Denn unter einem Walde verstehe ich einen mit hochstämmigen Bäumen bewachsenen Platz.

§. 30.

Von den verschiedenen Unterlagen in den Schafställen, damit die kräftige Viehgauche nicht verlohren gehe.

Acht und zwanzigste Anmerkung.

Ad Pag. 491. *lin.* 26. Unterlage.

In der Zehnten Abhandlung des Ersten Bandes der Berliner Beiträge zur Landwirthschaftswissenschaft, wo ich meine Gedanken von der Beschaffenheit und dem Gebrauch der verschiedenen Düngungsarten vorgetragen, habe ich unter andern §. 5. zur Vermehrung des so nützlichen Schafmistes angerathen, daß man gleich im Anfange die Schafställe mit einer recht starken Unterlage von Streu versehen sollte.

Dieses ist in nachstehender Anmerkung mit mehrern erläutert, und es sind dabei noch andere Hülfsmittel, um zu

diesem

diesem Endzweck zu gelangen, angewiesen worden, wenn es daselbst heisset:

Am besten thut man, meines Erachtens, wenn man in den Ställen eine Grundlage von einem Fuß hoch Thon, oder setten Leim fahren lässet, damit die Mistgauche sich nicht in die Erde ziehen könne a).

Hat man nicht Streusel genung, so kann man über den Thon schwarze Garten-Erde fahren, und sich derselben nach ein oder zwei Jahren statt Mistes bedienen b).

a) Hiedurch hindert man zwar das Einziehen der Mistgauche, man bekommt aber nicht mehrern Mist, welcher nur allein vermittelst der Menge von Einstreue geschaffet werden kann.

b) Dieses Mittel ist zwar an sich sehr gut, und eine dergleichen mit Mistgauche durchzogene Erde, ist eine der kräftigsten Düngungen, deren ich in eben dieser Stelle selber gedacht habe. Allein, wo will man bei einem so starken Schaafstande so viele Erde herbekommen? Ein oder ein paarmahl gienge es wohl an. Allein, wenn man immer damit fortfahren wollte, so würde zuletzt der Garten davon entblößet werden. Es brauchet auch hiezu eben keiner Gartenerde, sondern die Mistgauche von den Schaafen machet eine jede Erde, wenn es nur nicht bloßer Sand ist, zu einem köstlichen Düngungsbalsam.

Ich lasse meine Schaafställe auch alle 3 Jahre ausfahren, und sie nachher, damit sie nicht zu tief werden, wieder mit frischer Erde ausfüllen. Hiebei binde ich mich aber an keine besondere Erdart, sondern ich nehme hiezu die erste die beste, weil sie die bequemste ist, und sonst dieses Mittel zu viele Mühe und Arbeit verursachet.

§. 31.

Von dem Hortenschlag mit den Schafen.

Neun und zwanzigste Anmerkung.

Ad Pag. 498. *lin.* 20. Hortenschlag.

In der eben gedachten Zehnten Abhandlung, habe ich §. 11. von dem Hortenschlag mit den Schafen geredet, und daß solcher, wegen Ermangelung des nöthigen Strohes, nur ein Nothmittel seyn müsse, gezeiget. Hiebei ist mit eingeflossen, daß die grösseste Bequemlichkeit bei dem Hortenschlag darin bestehe, daß man dadurch diejenigen Ackerstücke, welche sonst zur Bedüngung mit dem gewöhnlichen Mist gar zu sehr entlegen sind, auf eine kurze Zeit fett machen könne.

Der Herr Verfasser der gegenwärtigen Anmerkungen, hat hier folgendes beigefüget:

Ist man so weit gekommen, daß man seine Felder alle 3 oder 4 Jahr, nachdem sie eingetheilet sind, dünget, so kann man, meiner Einsicht nach, sich des Hortenschlages, auf weit entlegene Aecker, und bei Ermangelung des Streusels, mit Vortheil bedienen, voraus wenn man die Stücke jedesmahl verändern, und regelmäßig horten läßet.

Gemeiniglich stehet das Getreide in dem Hortenschlage sehr ungleich, da die Schäfer nicht genugsam Acht geben, den Umfang der Horten einzuschränken, oder zu vergrößern, nachdem die Nächte ab- und zunehmen, auch nicht auf die Breite und Länge der geschlagenen Horten Rücksicht nehmen, sondern in der irrigen Meinung stehen, daß mit einer gewissen Anzahl

zahl Horten, ein gleich grosser Fleck gehortet wird, sie mögen in einer Form gesetzet werden, wie sie wollen.

Da ich dasselbe auf meinen Gütern bemerkte, so verfertigte ich eine doppelte *Tabelle* auf 3 und 4jährige Felder, und zugleich auf die Länge der Horten zu 9 und 12 Fuß, welche ich *sub B.* und *C.* beifüge a).

Ich verordnete dabei, daß die Administratores meiner Güter, folgendes zu beobachten hätten:

1.) Zwei Lämmer auf ein Schaf zu rechnen.

2.) Die Horten jederzeit von gleicher Länge zu 9 und 12 Fuß beizubehalten.

3.) Den Hortenschlag, so viel es thunlich, den 6ten eines jeden Monats zu verändern, weil man dadurch eine größere Gleichheit der Nächte erhält, ohne sich jedoch mit einer gar zu großen Genauigkeit daran zu binden, sondern es nicht auf ein paar Tage anzusehen, in welchen ein Schlag früher oder später auskommt.

4.) Den Hortenschlag alle Tage unterzupflügen, damit ihn die Sonne und Luft nicht auszehre b).

5.) Sich nicht an der festgesetzten Anzahl der Horten in der Breite und Länge zu binden, sondern nur auf den Quadrat-Inhalt derselben zu sehen. Zum Beispiel sind im September auf Aeckern, die dreimahl tragen, in der Tabelle *Lit. C.* für 350 Stück Schafvieh 6 Horten in der Länge und 4 in der Breite angesetzt; erheischen es aber die Umstände, so

nimmt man 8 Horten in der Länge, und 3 in der Breite.

Ich habe im Verhältniß der übrigen Monate den Hortenschlag *pro* August etwas stärker angesetzet, weil alsdenn die Schafe die Stoppeln belaufen. Ausser der Gleichheit des Horten-Düngers, hat diese Ordnung noch die Bequemlichkeit, daß man ziemlich genau bestimmen kann, wie weit der Hortenschlag reicht, und wo man folglich mit dem Misten den Anfang machen muß. Uebrigens glaube ich, daß man in der Churmark wohl thun würde, voraus an den Orten, wo die Spanndienste nicht überflüßig sind, dem Beispiel der Pommerschen Wirthe zu folgen, und bereits im April die Hammel horten zu lassen, welches bei der vielen Wolle, die sie alsdenn schon haben, ihnen ersprießlicher seyn würde, als die Nächte in den warmen Ställen zuzubringen c).

a) Die Mühe, die sich hier der Herr Verfasser der gegenwärtigen Anmerkungen in Anfertigung dieser Tabellen gegeben hat, ist recht bewundernswürdig, und ein ohnstreitiges Merkmahl, wie angenehm ihm die landwirthschaftlichen Beschäftigungen, seines vornehmen Standes ohnerachtet, sind.

Wie viele Wirthe sind wohl, die an dergleichen Dinge gedenken! Die Ungleichheit ihres Getreides in dem Hortenschlage fällt ihnen zwar in die Augen, wie aber solches abgeändert werden könne und müsse, darum bekümmert sich Niemand.

Hiezu nun hat zwar der Herr Verfasser eine sehr vortrefliche Anweisung gegeben. Allein ich befürchte nur, daß nur wenige seyn werden, denen deren Befolgung am Herzen liegen möchte.

Die

Die hauptsächlichste Ursache von der Ungleichheit des Hortenschlages, rühret sonder Zweifel von der Ungleichheit der Nächte her. Nichts ist daher vernünftiger, als daß man in den kurzen Nächten die Horten enger, in den langen Nächten aber weiter schlage. Hierinn bestehet der Kern der ganzen Einrichtung, indem das übrige nur Nebendinge sind, deren genaue Ausübung in großen Wirthschaften wohl schwerlich zu hoffen ist.

b) Daß das unmittelbare Umpflügen des Hortenlandes sehr gut und nützlich sey, kann wohl nicht geleugnet werden. Gewiß aber ist es auch, das das tägliche Umpflügen des Hörtlandes in der Wirthschaft viele Beschwerlichkeit verursachet, wenn man nicht deshalb besondere Verfügungen getroffen hat.

Das beste hiezu ist, daß man in dieser Absicht einen eigenen Pflug halte, welcher bei den Horten beständig stehen bleiben muß. Vor diesen Pflug spannet man alle Morgen einen Pferde- oder Ochsenzug, und kann nachher, wenn er das in der vorigen Nacht gehortete Land herum gepflüget, wieder zu den übrigen Pflügen, wo er ebenfalls seinen eigenen Pflug stehen haben muß, zurück kehren.

c) Ich würde dieses lieber denjenigen Wirthen anrathen, die einen Mangel an Stroh zur Einstreue haben. Denn so lange hievon noch ein Vorrath ist, thut man aus den c. l. von mir angeführten Gründen nicht wohl, wenn man den Hortenschlag dem Mistmachen vorziehet. Auch selbst in Pommern ist der Strohmangel die wahre Ursache von dem dortigen frühzeitigen Horten.

Der mehrern oder wenigern Spanndienste halber muß in einer Wirthschaft keine Einrichtung, die schädlich ist, und an deren Stelle eine bessere Statt haben könnte, eingeführet werden. Denn den Abgang der Spanndienste

kann

kann und muß ein Wirth durch die Anschaffung mehrern eigenen Gespannes allemahl ersetzen.

§. 32.

Von dem Hortenschlage mit dem Rindvieh.

Dreißigste Anmerkung.

Ad Pag. 500. lin. 20. Rindvieh.

In der im vorigen §. erwehnten Zehnten Abhandlung habe ich §. 13. bei Gelegenheit des Schafhortens, auch zugleich eines möglich zu machenden Hortenschlages mit dem Rindvieh gedacht, und einige Regeln, die dabei zu beobachten sind, an die Hand gegeben.

Diesem nun, hat der geneigte Gönner und Freund, dem ich gegenwärtige Anmerkungen zu danken habe, nachstehendes beigesetzet:

Ich kenne einen Wirth in meiner Nachbarschaft, der mit dem Rindvieh hortet, und die gute Wirkung davon sehr rühmet a).

Ich lasse für meine Ochsen auf dem Brachfelde, wenn solches nicht weit von ihrer Hütung entfernet ist, eine Bucht aufschlagen, wo sie des Nachts liegen, und gestreuet werden. Das Anfahren des Strohes, erfordert bei weiten nicht so viele Fuhren, als das Verfahren des Mistes vom Hofe, und an den Orten, wo die Ochsen ihre Weide selbst auf der Brake haben, ist solches noch vortheilhafter. Der Mist wird in der Bucht auch nicht mehr, wie auf dem Hofe, von der Sonne ausgezehret b).

a) Sehr angenehm ist es mir, daß es noch mehrere Wirthe giebet, welche die guten Wirkungen von dem Hortenschlage

schlage mit dem Rindvieh erfahren haben. Practische Wahrheiten bekommen immer ein stärkeres Gewichte, je mehr sie durch Erfahrungen aus verschiedenen Gegenden bekräftiget werden.

b) Dieses ist fast eben dasjenige, was ich in dem Ersten Bande der Berliner Beiträge zur Landwirthschaftswissenschaft S. 499. §. 12. in Ansehung der Schaafe, angeführet, und auch daselbst beantwortet habe.

Der einzige Unterscheid möchte darinn bestehen, daß der Rindviehmist durch die Sonnenhitze in seinen düngenden Theilen weniger, als der Schaafmist, verlieret.

§. 33.

In wie weit das Unkraut durch den gewöhnlichen Vieh-Mist in dem Acker vermehret wird, und daß solches hauptsächlich nur durch den Pferdemist geschiehet.

Ein und dreißigste Anmerkung.

Ad Pag. 507. *lin.* 28. Unkraut.

In der Zehnten Abhandlung §. 18. ist auch unter andern die Erfindung, blos mit der gesammleten Viehgauche zu düngen, geprüfet worden. Ich habe dabei angeführet, daß diejenigen, die diese neue Düngungeart vertheidigten, den gewöhnlichen Viehmist deshalb verwürfen, weil er durch das mancherlei Gesäme, so das Vieh fresse, zu viel Unkraut ins Land brächte.

Dieser letzte Satz hat mir bedenklich geschienen, und ich habe mich daher geäussert, wie ich nicht wohl zu begreifen vermöchte, daß das Gesame, so das Vieh frisset, nachdem es die ganze Hitze der Verdauung ausgestanden, annoch zur Zeugung und Hervorbringung des Unkrauts tüchtig bleiben sollte.

Der

Der Herr Verfasser gegenwärtiger Anmerkungen hat, wegen seiner eigenen davon habenden Erfahrungen, folgende Erinnerungen dabei gemacht:

Mir sind überzeugende Beispiele bekannt, daß durch den Mist die sogenannte Wucherblume fortgebracht worden. In der Nachbarschaft meiner Pommerschen Güter, ist ein Gut, wo dieses höchst schädliche Unkraut ganze Felder einnimmt, und das Getreide erstickt. So oft der Besitzer desselben mich besuchte, ließ ich den Mist von seinen Pferden vergraben. Einst aber wurde es verabsäumet, und der Mist auf den Hof geworfen. Das Jahr darauf zeigten sich zum Schrecken meiner Leute und des ganzen Dorfs, einige Wucherblumen auf dem gemisteten Acker. Ich ließ solche mit vieler Sorgfalt ausjäten, muste es aber das zweite Jahr wiederholen, um völlig davon befreiet zu werden. An Orten, wo man diese Vorsicht aus der Acht gelassen, haben sie dergestalt überhand genommen, daß man alle Hofnung, sie auszurotten, hat aufgeben müssen. Ich habe dasselbe auch von der so genannten Daubrade, die sich häufig im umgerissenen Heideland findet, bemerket, und laße diejenige deswegen, welche aus dem Getreide gefeget worden, schroten, ehe sie dem Vieh gefuttert wird a).

a) Ich würde sehr unrecht handeln, wenn ich diesen Erfahrungen eines so genauen und auf alles aufmerksamen Wirthes widersprechen, oder an deren Richtigkeit den geringsten Zweifel tragen wollte.

Vielmehr muß ich aufrichtig bekennen, daß ich nach der Ausgabe des Ersten Bandes der Berliner Beiträge

zur

zur Landwirthschaftswissenschaft, ebenfalls durch eigene Erfahrungen von der Möglichkeit, daß das Unkraut durch den Mist fortgepflanzet werden könne, überzeuget worden bin. Nur haben meine davon gemachten Erfahrungen nichts schädliches, sondern vielmehr etwas gutes gewirket. Ich räume meinen Pachtbauern, zu desto besserer Unterhaltung ihrer Pferde, alle Jahre 3 große Morgen Klee ein. Ehe sie solchen consumiren können, träget es sich öfters zu, daß der letzte reif zu werden anfängt. Ich habe daher auf einigen meiner Bauer-Aecker in der Bracke Klee angetroffen, wo niemahls dergleichen gesäet war, und als ich mich näher darnach erkundigte, so erfuhr ich, daß die Bauern auf diejenigen Flecke, wo der Klee ganz häufig stand, ihren Pferdemist hingefahren hätten.

Hiedurch nun bin ich selber überführet worden, daß die Fortpflanzung des Unkrauts durch den Mist nicht allein möglich sey, sondern solche auch wirklich geschehe. Ich trage daher kein Bedenken, meine hierunter vorhin geäußerte Meynung hiemit wieder zurück zu nehmen, und der Meynung des Herrn Verfassers vollkommen beizupflichten.

Jedoch kann ich hiebei nicht ohnerinnert lassen, wie man es nur hauptsächlich von dem Pferdemist, daß durch denselben das Unkraut fortgepflanzet werde, bemerke. Man sollte glauben, daß solches bei diesen Thieren, wegen ihres vorzüglich hitzigen Magens, am wenigsten zu befürchten seyn würde. Allein, allen Vermuthen nach, befördert diese Hitze ihres Magens die Verdauung gar zu geschwinde, so, daß die harten Körner nicht Zeit genung haben, sich aufzulösen, und in die Verwesung zu gehen. Dieses nimmt man auch unter andern daran wahr, daß die Pferde, so mit ungeschroteter Gerste gefuttert werden, die Körner davon ganz wieder von sich

geben.

Landesbibliothek Mecklenburg-Vorpommern Günther Uecker
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1759087653/phys_0151
DFG

geben. Man thäte daher nicht übel, wenn man alles Pferdefutter schroten ließe. Es würde solches nicht allein, weil es eher verdauet werden kann, den Pferden besser gedeihen, sondern auch dadurch alle Gefahr, sich das Land durch den Pferdemist zu verunreinigen, gehoben werden.

Bei dem Rindviehmist nimmt man die Fortpflanzung des Unkrauts nicht so wahr. Sonder Zweifel bestehet die Ursache davon darinn, daß dasselbe langsamer verdauet, folglich das Gesäme mehrere Zeit, sich aufzulösen, hat.

§. 34.

Einige Erinnerungen, wegen Anlegung einer guten und bequemen Miststäte.

Zwei und dreißigste Anmerkung.

Ad Pag. 523. *lin.* 22. Miststäte.

In der mehrmahl angezogenen Zehnten Abhandlung, habe ich unter andern etwas von der Zubereitung einer guten Miststäte erwehnet, und dazu besonders einen planirten und ganz ebengemachten Platz auf dem Viehhofe vorgeschlagen.

Dem Herrn Verfasser der gegenwärtigen Anmerkungen ist es, diesen meinen Gedanken annoch folgendes beizusetzen, gefällig gewesen:

Ich trete der Meinung des Herrn Verfassers, daß zu einer Miststäte ein ebener Platz zu erwählen, gerne bei. Inzwischen glaube ich, daß man wohl thut, ihn abschößig nach der Mitte des Hofes zu planiren, damit bei starken Regengüssen die Gauche nicht ablaufe a).

Ich habe überdem vor meinem Hofe ein tiefes Loch ausgraben, und einen Theil davon wieder mit Torf

und

und anderer Erde ausfüllen, von dem Hofe aber eine Rinne dahin leiten lassen, um die Gauche, wenn sie sich bei anhaltenden starken Regen aus dem Hofe ergießet, aufzufangen b).

Wo es nicht an Feldsteinen fehlet, ist es gut, den Viehhof pflastern, sonst aber, aus denen bei den Schafställen bemerkten Ursachen, ihn mit Thon überfahren zu lassen c).

a) Diese Vorsicht ist höchst vernünftig und rathsam. Jedoch würde dieser Platz nicht gar zu abschüßig werden müssen, weil sonst das Wasser darinn stehen bleiben, und die unterste Lage des Mistes ausziehen würde.

b) Auch dieses ist eine nachahmungswürdige Veranstaltung, indem die gesammlete Gauche sich in die Erde und den Torf hinein ziehet, und solche dadurch zu einer guten Düngung machet.

Eine solche Grube kann des Jahres 2 bis 3 mahl ausgeworfen, und immer wieder mit frischen Torf und Erde ausgefüllet werden. In Ansehung der Düngung muß ein Wirth auch nicht die geringste Kleinigkeit, die ihm nützlich seyn kann, vorbei gehen lassen. Denn wer diesen Punct vernachläßiget, der vernachläßiget seine ganze Wirthschaft.

c) Ich würde mehr vor das Ueberfahren mit Thon oder Lehm seyn. Das Vieh, besonders das tragende, tritt auf den Pflastern sehr unsachte. Auch siehet mir ein gepflasterter Misthof zu reinlich aus. Je schmutziger und je kothiger es auf demselben ist, je besser ist es. Denn will das Gesinde sich nicht in den Koth beschmutzen, so muß es fleißig einstreuen, und dieses hilft immer wieder den Mist vermehren.

§. 35.

Daß der Kalk ein sicheres Mittel gegen die sauerbeitzigen Wiesen und Hütungsplätze sey, wird durch die Erfahrungen des Herrn Verfassers der gegenwärtigen Anmerkungen ebenfalls bestätiget.

Drei und dreißigste Anmerkung.

Ad Pag. 562. *lin.* 12. Kalk.

Wenn ich ferner in der mehr erwehnten Zehnten Abhandlung §. 69. von der Kalk-Düngung geredet, so habe ich bei dieser Gelegenheit den Kalk zugleich als ein sicheres Mittel, und wahre Universal-Medicin für die sauren Grasplätze angerathen.

Dieses ist in nachstehender Anmerkung bestärket worden, wenn es daselbst heißet:

Ich ließ eine hochbelegene Wiese von 42 Magdeburgische Morgen, die nicht bewässert werden konnte, mit 72 Tonnen gebrannten Mergelkalk düngen. Sie brachte mir statt 28 bis 30 Fuder, welches ihr gewöhnlicher Ertrag war, gleich das erste Jahr 60, das zweite 42, und in den darauf folgenden 3 Jahren 35 Fuder im Durchschnitt a).

a) Es gereichet mir zu einer sehr angenehmen Genungthuung, daß auch andre erfahrne Wirthe, besonders der Herr Verfasser gegenwärtiger Anmerkungen, von diesem in Vorschlag gebrachten Mittel eine so glückliche Erfahrung gemacht haben.

Wenn auch die Tonne Mergelkalk zu 1 Thaler gerechnet, und ein Fuder Heu nur zu 2 Thaler angeschlagen wird, so ist doch durch dieses Mittel in 5 Jahren ein reiner Nutzen von 45 Thaler gestiftet worden, wodurch das

an den Kalk gewandte Capital, welches dabei wieder zurück gezahlet worden, reichlich verzinset ist.

§. 36.

Erfahrungen von der Nützlichkeit der Mergel-Düngung.

Vier und dreißigste Anmerkung.

Ad Pag. 591. lin. 9. Mergel.

Auch von dem Mergel ist in der oft bemeldeten Zehnten Abhandlung §. 88. eines und das andere angeführet worden, und ich kann nicht leugnen, daß meine Meinung hievon vor denselben eben nicht die günstigste gewesen ist.

Der Herr Verfasser gegenwärtiger Anmerkungen hat daher, da er in Ansehung dieser Düngungsart, viele eigene Erfahrung besitzet, sich die Mühe genommen, mich in nachstehender Nachricht davon näher zu unterrichten:

Da ich seit 8 Jahren mich des Mergels bediene, so kann ich aus eigener Erfahrung denselben, als eine der zuverläßigsten und vortreflichsten Düngerarten anrühmen, wenn man ihn mit gehöriger Vorsicht nutzet.

Die von dem Herrn Verfasser angeführte Kennzeichen desselben, haben ihre Richtigkeit. Man kann sich indessen des Weineßigs mit eben demselben Erfolg, wie des Scheidewassers bedienen, um ihn zum Aufbrausen zu bringen. Da es inzwischen, ob gleich selten, geschiehet, daß sich unter dem Mergel Eisenhaltige Theile befinden, welches der Fruchtbarkeit des Ackers ein wahrer Gift seyn soll, so thut ein vorsichtiger Wirth wohl, solches auf folgende Art zu prüfen.

Man schüttet Mergel in ein Glas, und 3 bis 4 mahl so viel Wasser darauf, rühret es wohl um, lässet es 24 Stunden stehen, bis es wieder vollkommen klar wird, und alsdenn lässet man 8 bis 10 Tropfen Vitriolgeist hineinfallen. Verändert das Wasser seine Farbe gar nicht, so ist es ein Zeichen, daß der Mergel ohne Tadel ist. Fällt es ins bläulichte, so kann man sich dessen doch mit guten Erfolge bedienen. Wird es aber gräulich, so ist es ein Merkmahl, daß Eisenhaltige Theile darunter sind, und in diesem Fall soll er das Land auf viele Jahre unfruchtbar machen, welches ich doch nicht aus eigener Erfahrung bezeugen kann.

Es finden sich auf meinen Gütern verschiedene Arten Mergel, welcher poröse ist, und beinahe das Ansehen von Duft oder Bimstein hat. Die Stücken sind von der Größe eines Kirschkorns bis zu einem Fuß im Durchschnitt. Ein Theil davon ist weiß, und von diesem lasse ich sehr guten Kalk brennen. Anderer ist Okergelb. Beide sind gleich in der Düngungskraft.

Ich lasse denselben im Winter in der Brake, so wohl zur Gerste, als zum Weitzen und Roggen, und zwar auf einen Morgen dieselbe Anzahl Fuder, wie vom Mist, wenn ich mit selben ein Land stark düngen will, fahren, und zur ersten Art Getreide gleich bereiten, indem er 2 bis 3 Monate auswittern muß, weil sonst die erste Ernte nicht wohl geräth. Die sehr große Stücke werden zerschlagen. Die kleinere zerfallen von selbst, viele aber bleiben ganz, und zerbrechen erst nach 2 oder 3 Jahren, und dienen alsdenn dem

Acker

Acker zur neuen Nahrung. Eine andere Art ist mit mehrern Sande vermischt, und diesen lasse ich dicker auffahren. Es findet sich noch ein Mergel im Wiesengrunde, der unter Wasser lieget, weiß und sehr fein, gleich der Walkerde, auch, wenn er trocken geworden, ungemein leicht ist. Da selbiger wenige Zusätze hat, so lasse ich ihn sehr dünne fahren, und er braucht auch nur wenige Wochen an der Luft zu wittern.

Ich habe so wohl sandigten und hochbelegenen, als niedrigen und kaltgründigen Acker mergeln lassen, und kann mit Wahrheit bezeugen, daß das Getreide auf selbigen, so wohl an Stroh als Körnern, und an Vollkommenheit derselben, besser, wie auf dem am stärksten gemisteten oder gehorteten Lande, gestanden, und daß man auf vier reichliche Trachten gewisse Rechnung machen kann. Ich habe inzwischen bemerkt, daß er auf einem kaltgründigen und etwas starken Acker mehrere Wirkung thut, als auf einem leichten Boden.

Man darf nicht besorgt seyn, die Brachhütung durch selbigen zu verderben, weil er, wenn er gebreitet worden, ein sehr süßes Gras heraus treibet, welches das Rind- und Schafvieh begierig frisset.

Jedoch habe ich das Gegentheil bei dem darauf gesäeten Getreide gefunden, unter welchen man nicht das geringste von Gras oder Kraut, sondern, nachdem es abgemähet, die bloße Erde findet. Vielleicht, daß es solches, da es gemeiniglich sehr dichte stehet, erstücket. Ich lasse diejenige Aecker, die gemergelt worden, nachdem sie abgetragen, dünne übermisten, und

habe meine Eintheilung dergestalt gemacht, daß ich sie erst nach 12 oder 15 Jahren von neuen mergele. Da er die Natur des Kalks hat, so glaube ich, wie der Herr Verfasser, daß es gefährlich seyn würde, sich dieser Düngung öfterer zu bedienen.

Der Mergel auf meinen Gütern lieget, an Anhöhen und kleinen Hügeln, die zum Theil mit Ellern und Nußstauden bewachsen sind, und von kleinen Bächen bewässert werden, 1 oder 2 Fuß tief unter der Oberfläche.

Ich schätze jeden Gutsherrn glücklich, der Mergel auf seiner Feldmark findet. Es ist ein wahrer Schatz, und in Ober-Schlesien werden, beim Verkauf der Güter, die Mergelgruben mit in Anschlag gebracht. Es finden sich in Pommern Spuren, daß vor Zeiten daselbst stark gemergelt worden, und daß man nur in der Folge, vielleicht seit dem 30jährigen Kriege, damit aufgehöret hat.

Es ist mir von glaubwürdiger Hand versichert worden, daß in einem ohnweit Cörlin belegenen und dem Herrn von Bonin zugehörigen Gute, Claptow genannt, der Pächter vor 30 und einigen Jahren, von einem alten Bauer erfahren, daß in seiner Jugend eine weisse Erde, die er ihm anzeigte, auf den Acker gefahren worden, nach welcher sehr schönes Getreide gewachsen wäre. Der Pächter, ohne sie zu kennen, machte die Probe, und da der Versuch gut einschlug, so ließ er einen ziemlichen Theil des Ackers damit düngen.

Die

Die Bauern folgten seinem Beispiel. Ersterer, der damahls nur 600 Thaler Pacht gab, hat sich selbst bis auf 1200 Thaler gesteuert, und letztere, die höchstnothdürftig waren, sind anjetzt in den besten Umständen, und helfen ihren Nachbarn mit Vorschuß a).

a) Ich habe bereits in den Berliner Beiträgen zur Land-Wirthschaftswissenschaft, c. l. selber aufrichtig gestanden, daß ich von der Mergeldüngung, weil mir dieser Schatz auf meinem Gute von der Natur versaget worden, keine eigene Erfahrung habe. Mit eben dieser Aufrichtigkeit habe ich auch oben in der gegenwärtigen Abhandlung anerkannt, daß ich der Mergeldüngung in dem angezogenen Orte nicht die gehörige Gerechtigkeit wiederfahren lassen, sondern zu milde beurtheilet habe.

Vermöge dieser doppelten Erklärung würde es also eine offenbare Verwegenheit seyn, wenn ich mir, gegen die gründliche in dieser Anmerkung enthaltene Nachricht von der Mergeldüngung, etwas einzuwenden, beikommen lassen wollte. Thöricht würde solches von mir seyn, da ich selber keinen Mergel habe, und mir also weder dessen Wirkungen, noch auch Verfahrungsart anders, als durch fremde Nachrichten und Erzählungen, bekannt seyn können.

Der gegenwärtige Aufsatz des Herrn Verfassers, ist ein wahres Geschenke vor alle diejenigen, die auf ihren Gütern Mergel entdecket, oder, solchen noch zu entdecken, Hoffnung haben.

Man findet hier nicht blos muthmaßliche theoretische Dinge, sondern Wahrheiten, die durch die Erfahrung bestätiget sind.

Man lernet daraus die Verschiedenheit der Mergelarten, nebst ihren verschiedenen Wirkungen, kennen. Man findet dabei einen umständlichen Unterricht, wie man mit

einer jeden Mergelart, damit sie die gehörige Wirkung thue, und dabei nicht schädlich werde, zu verfahren habe. Die beigefügten historischen Anecdoten können allen denen, die solche lesen, und besonders unsern Landesleuten, nicht anders als angenehm seyn. Vielleicht wird dadurch mancher, die verlohrnen Spuhren des Alterthums wieder aufzusuchen, angereitzet.

Ich wenigstens wünschte aufrichtig, einen Bauer zu haben, der mir eine dergleichen erfreuliche Nachricht geben könnte. Ich würde gewiß selbige gehörig zu nutzen, nicht ermangeln.

§. 37.

Erfahrung von der Düngung mit Rüben und Turnips.

Fünf und dreißigste Anmerkung.

Ad Pag. 609. *lin.* 19. Turnips.

In der mehr berührten Zehnten Abhandlung §. 6. ist auch der in Engelland eingeführten und in den Lüneburgischen Heideländern nachgeahmten Verbesserung des Sand-Landes durch Rüben und Turnips Erwehnung geschehen.

Der Herr Verfasser gegenwärtiger Anmerkungen, hat demjenigen, was c. l. angeführet worden, folgendes beigesetzet:

Ich lasse jährlich einige Morgen meiner Brake mit diesen englischen Rüben, voraus wo der Boden leicht ist, besäen, ob sie auch gleich in einem stärkern recht gut fortkommen.

Eine Art, die man in der Laußnitz bauet, und eben so groß ist, aber etwas in das Längliche fällt, ziehe

ziehe ich den Englischen noch vor, weil sie sich länger, und beinahe den Mohrrüben gleich, hält. Das Land dazu muß gedünget, und mit eben der Sorgfalt, wie zur Gerste, bereitet werden. Im Herbst läßt man das Kraut mit den Rühen abhüten, welche es sehr gerne fressen, und viele Milch darnach geben. Nachher werden die besten Rüben ausgegraben, die sehr schmackhaft, und dabei gesund sind, auch keine Blähungen, wie die andern Arten derselben, verursachen, und zugleich zum nahrhaften Futter fürs Vieh dienen. Das Land, welches gemeiniglich sehr mürbe ist, wird mit denen noch darinn befindlichen kleinen Rüben umgepflüget, und mit Weitzen und Roggen einfährig bestellet. Es geräth gemeiniglich besonders gut darin a).

a) Es kommt gegenwärtig nicht auf die Beschaffenheit der Rüben, ob sie gesund oder ungesund, schmackhaft oder unschmackhaft sind, an, sondern davon ist die Frage, ob dergleichen Rüben, wenn der Acker mit denselben umgepflüget wird, eine wirkliche düngende Kraft von sich spüren lasse?

Und dieses scheinet der Herr Verfasser in dem Vorstehenden durch die angeführe Erfahrung zu bestätigen. Ich begehre nicht demjenigen, was derselbe durch seine eigene angestellten Versuche vor wahr gefunden hat, zu widersprechen. Besonders aber kommt es mir vor, daß in einem dergleichen Rübenlande auch sogar guter Weitzen gewachsen ist, da doch der Herr Verfasser seine Rüben nur in einen leichten Boden säen lassen, in diesem aber der Weitzen, wenn er auch noch so fett gedünget worden, nicht leicht zu gedeihen pfleget.

Solches würde demnach ein sehr starker Beweiß von der kräftigen Düngung, so die Rüben abgeben, seyn.

§. 38.

Von einer besondern Art thonigten Ackers, welche zwar sehr guten Weitzen träget, aber keine kleine Gerste bringet, und in wie weit es, in einem dergleichen Acker in der Weitzen-Stoppel wiederum Weitzen zu säen, rathsam sey.

Sechs und dreißigste Anmerkung.

Ad Pag. 666. *lin.* 2. Weitzen.

In der Eilften Abhandlung, wo ich einige ökonomische Anmerkungen von richtiger Besäung der Felder mitgetheilet, ist unter andern §. 32. einer Art von thonigten Acker gedacht worden, in welchem zwar der beste Weitzen, aber keine Gerste wächset.

Diesem hat der Herr Verfasser nachstehende wenige Worte beigefüget:

Ich habe mit dem besten Erfolg in dergleichen Land Weitzen auf Weitzen-Stoppel gesäet a).

a) Ich sehe diese Erinnerung als einen Wink an, daß man in einem solchen thonigten Lande, welches zwar guten Weitzen, aber schlechte Gerste bringet, Weitzen auf Weitzen säen, und sich dabei auf eben den Fuß, wie in Ansehung des Roggenlandes, welches zum Hafer nicht tauglich, gewöhnlich ist, verhalten solle.

Auf des Herrn Verfassers Feldmarken, welche nicht allein an und vor sich vorzüglich fruchtbar sind, sondern auch in steter 3jährigen Düngung stehen, kann man das Säen des Stoppelweitzens wohl verstatten. In andern Gegenden aber, wo nicht eine dergleichen vorzügliche Fruchtbarkeit herrschet, man auch in der Bedüngung der Aecker noch nicht so weit, daß ein jedes Stück alle 3 Jahre frisch gemistet werden kann, gekommen ist, würde dieses sehr gefährlich seyn, und der öftere Mißwachs in dem Stoppelweitzen fast nicht ausbleiben können.

In einem Lande, welches alle 3 Jahre frisch gemistet wird, kann man alles unternehmen, und sich davon einen glücklichen Erfolg versprechen. Man siehet solches an den in den hiesigen Gegenden gewöhnlichen Leinstellen im Winterfelde. Diese werden auch alle 3 Jahre

frisch

frisch gemistet, und die Erfahrung lehret, daß alles, was man darinn säet, gut geräth. Wenn auch aller andrer Acker fehl schläget, so findet man doch auf diesen Leinstellen jederzeit das schönste Getreide.

Sollte dieses nicht bei allen Wirthen ein kräftiger Bewegungsgrund seyn, alles nur erdenkliche anzuwenden, um eine 3, oder doch wenigstens 4jährige Düngung möglich zu machen? Hat man es dahin gebracht, so ist man gewiß vor alles Mißrathen des Getreides, so aus den Fehlern des Ackers, und auch gewissermaßen der Witterung selber herrühret, gesichert.

§. 39.

In wie weit die Erfahrung, daß die Erbsen in einem Acker, der diese Frucht vorhin noch niemahl getragen hat, das erstemahl nur schlecht gerathen, gegründet sey.

Sieben und dreißigste Anmerkung.

Ad Pag. 674. *lin.* 8. Erste Jahr.

Wenn ich in der Eilften Abhandlung von richtiger Besäung der Felder, auch unter andern von den Erbsen, und was dieselben vor einen Boden verlangen, geredet, so habe ich dabei zugleich §. 41. als etwas besonders angemerket, daß ein Acker, seine Güte mag beschaffen seyn wie sie will, der vorher noch niemahl Erbsen getragen hat, das erste Jahr nur einen schlechten oder doch wenigstens sehr mäßigen Zuwachs liefere.

Der Herr Verfasser gegenwärtiger Anmerkungen hat hiebei folgendes erinnert:

Sollte die Ursache hievon nicht seyn, daß man in jedem Felde gleich anfangs das beste und denen Erbsen dienlichste Land für selbige aussucht a)?

Ich lasse sie nie zweimahl hintereinander an demselben Ort aussäen, sondern mit denen in jeder Brake befindlichen Flecken, die sich zu Erbsen schicken, abwechseln b).

Nur

Nur muß man sie auf kein frisch gemergeltes Land bringen. Sie gerathen zwar gut, lassen sich aber nicht weich kochen c).

a) Es kann seyn, daß dieses bei vielen Wirthen, die den Erbsacker nicht recht zu beurtheilen wissen, die Ursache hievon ist. Sie ist es aber nicht bei allen. Ich habe selber in einem Lande, von welchem ich überzeuget war, daß es eben die Güte und Beschaffenheit, als derjenige Acker, der gute Erbsen brachte, hatte, verschiedene Versuche davon angestellet, jederzeit aber das erstemahl schlechte Erbsen gehabt.

Die Erbse will nicht einen ganz reinen und klaren Boden haben, sondern liebet vielmehr einen etwas grasartigen Acker, worinn ihre kriechende und flach liegende Wurzeln wider die Sonnenhitze mehrern Schutz finden. Da nun ein mit Erbsen besäet gewesener Acker jederzeit etwas grasartiges an sich behält, und niemahls so recht klar wird, als ein anderer Brachacker, der diese Frucht noch nicht getragen hat, so muthmaße ich nicht ohne Grund, daß die Ursache von dieser Begebenheit hauptsächlich hierin zu suchen seyn werde.

b) Dieses ist eben dasjenige, was ich c. l. S. 674. und 675. wegen Abwechselung der Erbsschläge selber angerathen habe.

c) Eine sehr nöthige Nachricht ist dieses vor diejenigen, die so glücklich sind, auf ihren Feldern Mergel zu finden, damit sie nicht davon einen unrichtigen und schädlichen Gebrauch machen mögen.

§. 40.

Nähere Erörterung der problematischen Wirthschaftsfrage: ob das dünne oder dicke Säen zuträglicher sey?

Acht und Dreißigste Anmerkung.

Ad Pag. 701. lin. 17. Dünne Säen.

In der angezogenen Stelle habe ich die Veränderung, die zu jetzigen Zeiten in Ansehung des Maßes der Aussaat eingeführet worden, in Betracht genommen, und dabei besonders

sonders §. 66. bemerket, daß unsere Vorfahren vor das dicke Säen ungemein eingenommen gewesen wären, indem sie geglaubet hätten, daß der Acker desto mehrere Früchte bringen müßte, je mehrer Saamen in denselben geworfen würde.

Hiebei ist folgendes erinnert, und zur mehrern Erläuterung der in unsern Tagen so bekannten öconomischen Streitfrage: ob das dicke oder dünne Säen vortheilhafter sey? beigesetzet worden.

Ich weiß nicht, ob wir mit Recht unsere Vorfahren tadeln, und ob nicht vielleicht der reichliche Ertrag der Felder zu ihren Zeiten, zum Theil dem dicke Säen zuzuschreiben ist a).

Ich habe mich durch die neue Meinung verleiten und dünne säen lassen. Da ich aber, so wohl an meinen, als andern schwach besäeten Feldern bemerke, daß nach abgebrachten Getreide, die Sand-Aecker ausgenommen, zwischen den Stoppeln alles grün von Gras und Kraut war, ob ich gleich selbige aufs sorgfältigste bestellen, und von Quecken reinigen lassen; so schloß ich daraus, daß die von der Erde darauf verwandte Kräfte weit mehr Getreide hätten ernähren können. Ich ließ also dicker säen, und habe damit fortgefahren, so lange ich bemerket, daß das Stroh stark blieb, die Aehren vollkommen waren, und sich nur hin und wieder Lagerkorn fand b).

Nach abgebrachten Getreide war an den mehresten Orten nichts wie Stoppeln, und die bloße Erde zu sehen. Ich gestehe, daß ich, statt des 5ten oder 6ten, nur das 4te Korn gewann. Indessen war doch mein Ausdrusch auch nach Abzug der Aussaat stärker. Es ist ein Irrthum vieler Wirthe, daß sie ihren Gewinn nach Verhältniß der Aussaat und nicht der Morgenzahl, so sie besäet haben, berechnen. Die wahre Wirthschaft erfodert, daß ich von einem Stück Lande so viele Körner, wie es nur immer möglich, einernte c). Ich habe voriges Jahr auf meinen Gütern verschiedene Proben mit der größesten Genauigkeit angestellet, und aus der darüber angefertigten, und *sub Litt. D.* beiliegenden Tabelle ersehen, daß ich auf einem Fleck, wo ich Archangelschen Roggen, der wegen seiner besondern Eigenschaft sich zu stauden so gerühmet wird, sehr dünne

gesäet,

gesäet, ob er gleich über das 41ste Korn gebracht, doch weniger gewonnen, als auf einem von gleicher Größe weit schlechtern Grund, und wo ich ordinairen Staudenroggen ausserordentlich dicke hatte säen lassen, ob er gleich das 7te Korn wieder gebracht. Ich weiß wohl, daß Ein Versuch nicht hinlänglich ist, um meinen Schluß darauf zu bauen, und ich habe auch aus dieser Ursache verwichenen Herbst neue Proben angestellet.

a) Wem es, den Ersten Band der Berliner Beiträge zur Landwirthschaftswissenschaft, Abhandlung XI. §. 67. S. 703. weiter nachzulesen, beliebig ist, der wird finden, wie ich daselbst einen jeden aufrichtig gewarnet habe, daß er, indem er den vermeinten Fehler unserer Vorfahren, wegen des allzu dicken Säens vermeiden will, nicht in den entgegen gesetzten Fehler, nehmlich das übermäßige dünne Säen, verfallen möge. Es ist dabei zugleich bemerket worden, daß das allzu dünne Säen vor den Ackersmann gewissermaßen noch schädlicher und gefährlicher, als das allzu dicke Säen, werden könne. Ich habe daher §. 68. hierunter die Mittelstraße zu halten, angerathen, und worinn solche bestehe, im Zweyten Hauptstück des Ersten Bandes der *Oeconomia Forensis*, §. 137., in einer nach Verschiedenheit der Ackergüte und des Düngungsstandes angefertigten Aussaatstabelle, näher nachgewiesen.

Ich glaube, daß man bei deren Befolgung der Sache weder zu wenig noch zu viel thun, sondern immer am sichersten dabei fahren werde.

b) Die hier angegebenen Merkmale sind die allersichersten, um richtig und mit Zuverläßigkeit beurtheilen zu können, ob ein Acker übersäet worden, oder nicht. So lange sich diese Merkmale noch finden, kann man überzeuget seyn, daß das Land nicht zu viel Saamen bekommen habe.

c) Diese Anmerkung ist sehr gründlich und vernünftig. Sie ist mir schon öfters eingefallen, ich habe aber noch niemahls meine Gedanken darüber zu eröffnen Gelegenheit gehabt.

Es ist eine offenbare leere Vorspiegelung eines Wirths, wenn er den Ertrag seiner Felder nach der Aussaat und nicht nach der Morgenzahl berechnet. Das, was auf einer Morge möglichst zuwachsen kann, muß man zu gewinnen suchen, ohne sich an das Verhältniß der Aussaat zu kehren.

Inzwi-

Inzwischen ist dieses vor prahlerische Wirthe eine sehr bequeme Methode, den Ertrag ihrer Güter bei Unbekannten zu erhöhen, und der Welt ein Blendwerk vorzumachen. An und vor sich aber kommt dabei weiter nichts heraus, als daß sie ihren eigenen Beutel betriegen.

§. 41.

Gedanken von der besten und richtigen Säezeit des Winter-Getreides.

Neun und dreißigste Anmerkung.

Ad Pag. 730. lin. 20. Zeitigen.

In der Eilften Abhandlung von richtiger Besäung der Felder, habe ich auch unter andern meine Gedanken wegen der besten Säezeit vorgetragen, und besonders §. 85. gesaget, daß wegen des frühen und späten Säens, die Erfahrung nicht entscheidend sey, indem der Erfolg zeige, daß bieweilen die zeitigen, öfters aber auch die späten Saaten am besten gerathen.

Der Herr Verfasser gegenwärtiger Anmerkungen, der vor das zeitige Säen eingenommen zu seyn scheinet, hat dabei folgendes erinnert:

Ich kann mit Wahrheit bezeugen, daß seit 27 Jahren, da ich mich auf die Wirthschaft beflissen, und einen Theil meiner Güter administriret habe, die frühe Saat im Roggen, mir jederzeit eingeschlagen ist a).

Um mich zu überzeugen, worin das so genannte Ueberwachsen, wovon man mir keinen klaren Begrif machen konnte, bestünde, ließ ich unter der kleinen Gerste Roggen säen. Nach eingeerndeter Gerste gewann ich das folgende Jahr noch das 4te Korn vom Roggen. Ich begnügte mich nicht an dieser Probe, sondern ließ um Johannis reinen Roggen auf verschiedenen meiner Güter säen, ihn noch vor Winters abmähen, und erhielt einen sehr reichlichen Ertrag davon b).

Nach diesem angestellten und wohl gerathenen Versuche, habe ich jederzeit meine Wintersaat zwischen den 18ten und 20ten August angefangen, um, so viel es nur irgends möglich, vor Ausgang des Septembers mit derselben fertig zu seyn. Bei dem starken und gedüngten Lande, und beson-

ders

ders dem Hortenschlag, habe ich jederzeit den Anfang gemacht, theils weil der Gewinst bei selben beträchtlicher, theils weil bei einfallenden Regenwetter der sandige Acker sich besser, wie schwerer, bestellen lässet. Den Weitzen habe ich zulezt gesäet c).

Da die Wurzeln des früh gesäeten Roggens sich vor Winters noch gehörig verstärken können, so werden sie in den Stand gesezt, der rauhen Witterung desto besser zu widerstehen, und im Frühjahr mit mehrerer Macht zu treiben. Es kann seyn, daß sie in flach gepflügten Lande nicht dieselbe Wirkung thun, sondern, wenn sie Widerstand finden, tiefer in die Erde zu dringen, nicht Kraft genung haben, dem Getreide die gehörige Vollkommenheit zu geben.

a Ich habe in meinen Berliner Beiträgen c. l. S. 731. selber gesaget, daß die zeitigen Saaten vor den späten in den meisten Jahren einen Vorzug haben, und man daher bei der frühen Saatzeit immer sicherer, als bei der späten, fahre. Wir sind daher hierinn vollkommen einig, und ich habe diesen Punct näher zu beantworten, nicht nöthig.

b) Das bei der erst erwähnten Probe gewonnene 4te Korn, scheinet mir in einem fetten Gerstacker ein nur sehr mäßiger Ertrag zu seyn, und es würde daher zweifelhaft bleiben, ob nicht dieser geringere Ertrag eben dadurch, daß der Roggen zu zeitig gesäet, verursachet worden. Der zweyte erwähnte hier angestellte Versuch kann, mit gütigster Erlaubniß, den Satz, von dem Ueberwachsen des zeitigen Getreides, wohl nicht gänzlich über einen Haufen werfen, indem dieses Getreide durch das Abmähen desselben im Herbst, von dem sogenannten Ueberwachsen gehindert worden.

c) Bei Einrichtung der richtigen Saatzeit, muß sich ein jeder Wirth, theils nach der Lage und Beschaffenheit seiner Aecker, und theils nach der innern Verfassung seiner Wirthschaft richten. Was an einem Orte möglich und nützlich ist, kann an einem andern ohnmöglich und schädlich seyn. Es giebet Gegenden, wo das sehr zeitige Säen schlechterdings nothwendig ist, wohin besonders die Bruchgegenden und das Gebirge zu rechnen. Hievon aber kann auf andere Oerter, die nicht eine gleiche Lage haben, keine allgemeine Anwendung gemacht werden.

Beilagen

Berliner Beiträge

zur

Landwirthschaftswissenschaft.

Vierten Bandes

Viertes Stück.

Landesbibliothek Mecklenburg-Vorpommern Günther Uecker
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1759087653/phys_0169
DFG

Drey und Dreyßigste Abhandlung.

Von den verschiedenen Seuchen und Krankheiten des Rindviehes, deren Entstehungs-Kennzeichen, und den dagegen nöthigen Präservativ- und Heilungsmitteln.

§. 1.

Von der Nützlichkeit und unentbehrlichen Nothwendigkeit des Rindviehes in der Landwirthschaft.

Wer das Gute und Böse in der Landwirthschaft aus eigener Erfahrung kennet, der wird eingestehen müssen, daß das so gewöhnliche öftere Rindvieh-Sterben eines der größesten Uebel sey, so einem Landwirth wiederfahren kann.

Das Rindvieh gehöret zu denjenigen Vieharten, welche nicht allein in der Landwirthschaft nützlich, sondern auch schlechterdings unentbehrlich sind. Die Arbeiten, so dadurch in dem Ackerbau verrichtet werden, die Milch, Butter und Käse, womit das melke Vieh den Landmann bereichert, und der häufige Mist, der davon zur Düngung der Felder gewonnen wird, sind eben so viele unverwerfliche Zeugen hiervon. Ein schwacher Rindviehstand ist ein untrügliches Kennzeichen, daß die Wirthschaft selber schwach und läßig sey.

Wenn man auch auf die übrigen Nutzungen des Rindviehes keine Rücksicht nehmen will, so ist doch gewiß, daß von demselben nicht allein der meiste Mist geschaffet werden kann, sondern auch dieser Mist unter andern Mist- und Düngungsarten deshalb der vorzüglichste ist, weil er sich vor alle Ackerarten schicket, und auch länger, als der Mist von andern Vieh, in dem Lande dauert. Wem aber ist nicht bekannt, daß es in einer jeden Landwirthschaft hauptsächlich auf vielen und guten Mist ankommt, und ein Guts-Besitzer nur unter dieser Bedingung von seiner angewandten Mühe und Fleiß, einen wahren und wesentlichen Nutzen erwarten kann?

Dieses wird genung seyn, einen jeden von der Nützlichkeit und unentbehrlichen Nothwendigkeit des Rindviehes in allen Landwirthschaften zu überzeugen.

§. 2.

Warum der Verlust des Rindviehes einem Landwirth höchst schädlich und nachtheilig ist.

Je nützlicher und nothwendiger aber eine Sache ist, desto schmerzlicher und nachtheiliger sind die Folgen, so der Verlust derselben nach sich ziehet.

Dieses trifft auch besonders bei dem Rindvieh ein. Denn wenn die Heerden desselben durch Staupen und Seuchen geschwächet, oder wohl gar gänzlich weggeraffet werden, so ist der vor den Landmann daraus ermachsende Schaden so wichtig und mannigfaltig, daß er fast nicht übersehen werden kann, und es fehlet nicht an traurigen Erfahrungen, daß viele schon vorhin in ihren Vermögensumständen schwach gewesene Güterbesitzer, dadurch gänzlich zu Grunde gegangen, und ins Verderben gerathen sind a).

Schon

Schon zur Wiederanschaffung des verlohren gegangenen Viehes, wird ein ansehnliches Capital erfodert, welches in der Geschwindigkeit herbei zu schaffen, einem jeden Wirth beschwerlich, und vielen öfters ohnmöglich fällt, weshalb sie sich gemeiniglich mit einem unverhältnißmäßigen schwachen Viehstande behelfen müssen, und nur für das unentbehrlichste sorgen können. Nicht selten verfließen viele Jahre darüber, ehe ein mit Viehsterben heimgesuchter Wirth, wieder zu dem verhältnißmäßigen Viehstand, den die Verfassung und der Umfang seiner Wirthschaft erfodert, gelangen kann.

Allein, dieses ist nicht das einzige Uebel, so aus dem Verlust des Rindviehes erwächset. Es sind damit noch weit mehrere unglückliche Folgen verknüpfet, welche einen auf viele Jahre sich erstreckenden schädlichen Einfluß in die ganze Wirthschaft haben.

Der Verlust der Zugochsen unterbricht, besonders wenn sich zu einer Jahreszeit, wo der Landmann mit der Ackerbestellung beschäftiget ist, eine Viehseuche äußert, den ganzen Ackerbau. Auch selbst vermögende Wirthe, werden bei diesen Umständen durch die Gefahr, das neu-angeschaffte Vich wiederum zu verlieren, von dessen unmittelbaren Aufkauf abgehalten. In solchen Fällen ist gemeiniglich kein anderer Rath übrig, als daß man zur Bespannung der Pflüge alles, was man nur von alten Pferden auftreiben kann, zusammen zu kaufen suche, und sich damit so lange quäle, bis man wiederum ohne Gefahr Zugochsen anzuschaffen im Stande ist b).

Und auch hiezu ist nicht allemahl Gelegenheit vorhanden. Wenigstens gehen einige Wochen verlohren, ehe man, wie der Bauer sich auszudrucken pfleget, damit ins

Geschicke kommen kann. Auch werden bei der Vermechselung der Zugochsen mit Pferden, ganz andere Anspannungsgeschirre erfodert, und die Pflüge selber müssen zum Theil geändert werden. Daß alles dieses eine merkliche Versäumniß in der Ackerbestellungszeit verursachen müsse, fällt von selbst in die Augen. Ein Wirth, der zu einer solchen unbequemen Zeit von diesem Unglückefall betroffen wird, muß sich entweder in der Saatzeit verspäten, oder aber einen großen Theil seines Ackers zweyfährig bestellen. Beides ist schädlich. Das letztere aber ist es um so mehr, als die zweyfährige Bestellung nicht blos auf die nächste Erndte, sondern auch auf die folgenden Jahre einen Einfluß hat. Denn ein zweyfährig bestellter Acker verwildert, besonders wenn er grasartig ist, dergestalt, daß er in vielen Jahren nicht wieder recht gezwungen werden kann, welches mir bei der letzten rußischen Invasion, da ich ebenfalls, einen Theil meines Feldes nur zweyfährig bestellen zu lassen, genöthiget war, aus eigener Erfahrung bekannt geworden ist.

a) Zu jetzigen Zeiten hat man fast in allen wohleingerichteten Staaten gewisse Feuersocietäten, durch welche die auf den Landgütern entstandenen Feuersbrünste entschädiget und übertragen werden. Ein jeder vernünftiger wird die Nützlichkeit und Vortreflichkeit dieser Anstalten anerkennen müssen. Einen noch weit ausgebreitetern Nutzen aber, würde die Errichtung einer Viehsterbens-Assecuranzsocietät haben. Der Verlust, den ein Land-Wirth durch das Viehsterben leidet, hat weit wichtigere und sich auf künftige Zeiten erstreckende Folgen, als der Schaden, der ihm durch einen unglücklichen Brand verursachet werden kann. Bei diesem gehet gemeiniglich nur das gegenwärtige verlohren, und die Verfassung der Wirthschaft selber leidet dadurch keine Zerrüttung

auf

auf künftige Zeiten, welches sich aber bei dem Viehsterben, wie in dem Text mit mehrern gezeiget werden wird, ganz anders verhält. Die durch Viehsterben verunglückten Landleute haben daher noch weit eher, als die durch Brandschaden mitgenommene, eine gesellschaftliche Unterstützung ihrer Mitbrüder nöthig.

Beispiele von einer solchen Vieh-Assecuranz-Societät trifft man bereits in Schlesien an. Auch in der Chur- und Neumark ist hievon etwas ähnliches, welches sich sogar auch auf die Unglücksfälle, die sich in den Feld-Früchten, ohne Verschuldung der Eigenthümer, zutragen können, erstrecket, auf dem Tapet. In dem Zweyten Bande der jetzt unter der Presse befindlichen zuverlässigen Nachrichten von wichtigen Landes- und Wirthschaftsverbesserungen, werde ich, eine nähere Nachricht davon zu geben, Gelegenheit nehmen.

Alle richtigdenkende und patriotisch gesinnete wünschen, daß ein so heilsames Werk, zu seiner Wirklichkeit, und zwar bald, kommen möge.

b) Daß ich mit dieser Wiege selber gewieget, und von dem, was ich hier sage, durch eigene Erfahrung überzeuget worden, habe ich bereits in dem Ersten Bande dieser Schrift, Abhandl. *VII.* §. 27. *Nota a.* S. 285. bei einer andern Gelegenheit angemerket. Ich hoffe daher hierunter um so mehr Glauben zu verdienen.

§. 3.

Fortsetzung der Ursachen, warum der Verlust des Rindviehes einem Landwirth höchst verderblich ist.

Den Verlust, den ein Wirth durch das Viehsterben bei dem melkenden Vieh in dem Abgang der Milch und Butter leidet, ist zwar an und vor sich der geringste, weil er auf künftige Zeiten keinen Einfluß hat, sondern sich blos

auf die Zeit des Viehsterbens selber, bis wiederum frische Kühe ohne Gefahr angeschaffet werden können, einschränket. Inzwischen fällt, da dieses unter einigen Monaten, ja öfters wohl Jahr und Tag nicht bewerkstelliget werden kann, derselbe dennoch an solchen Orten, wo große und starke Kuhmelkereyen sind, und ein großer Theil der Guts-Einkünfte daraus genommen werden muß, einem Wirth gar sehr lästig. Nicht allein die Producten dieser Wirthschafts-Rubrik, die man zu einer Haushaltung nöthig hat, von andern Orten für baares Geld erkaufen zu müssen, ist höchst unangenehm, und gehöret zu den unerwarteten Ausgaben, sondern es wird auch das Einkommen des Landmanns durch Zurückbleibung desjenigen, was er hievon nach Abzug der Wirthschafts-Nothdursten, zum Verkauf übrig gehabt hat, gar sehr gemindert. Mit Einem Worte, es ist allemahl ein ansehnlicher und empfindlicher Verlust.

Noch empfindlicher ist aber der Verlust, den ein Landwirth bei einem sich geäusserten allgemeinen Viehsterben durch die Einbuße des selbst gezogenen jungen Viehes empfindet. Der große Vorzug, den das selbst gezogene Vieh vor das von fremden Orten erkaufte hat, ist bereits in dem Dritten Bande, besonders in der XXXten Abhandlung bei verschiedenen Gelegenheiten dargethan und nachgewiesen worden. Wird nun der junge Zuwachs einer Rind-Viehheerde durch ein eingebrochenes Viehsterben hinweggeraffet, so gehen dadurch alle Vortheile, so das selbst gezogene Vieh vor das erkaufte hat, mit einmahl verlohren. Geübten Wirthschaftsverständigen ist schon von selbst bekannt, daß es bey dergleichen Umständen, zur Vollständigkeit seines Viehstandes zu gelangen, sehr schwer hält, und viele Jahre vorbei gehen, ehe man hierunter wiederum seinen

nen Endzweck erreichen, und zu einer guten Viehart kommen kann. Mit Recht mag man daher dieses vor einen wichtigen Verlust, der durch die Seuchen in den Rindvieh-Heerden verursachet wird, annehmen.

Der wichtigste unter allen aber, ist der Abgang und Verminderung des Mistes, den ein Landwirth durch das Viehsterben leidet. Wenn auch das Rindvieh in allen andern Absichten, in der Landwirthschaft entbehrlich wäre, und dessen Abnutzung auf andere Art ersetzet werden könnte, so wird doch solches wegen des davon fallenden Dungs und Mistes niemahl geschehen können. Dieser ist und bleibet allemahl der nützlichste Theil von der Rindvieh-Nutzung für einen Landwirth. Die Zugochsen können durch Pferde ersetzet werden, und der Verkauf des Futters, so zur Erhaltung des nutzbaren Viehes nöthig ist, würde die davon zu erhaltende Milch und Butter sehr weit übersteigen, wenn der Landmann des Mistes entbehren, und, um diesen zu ersetzen, ein anderweitiges Mittel ausfündig zu machen wüßte.

Man kann sichere Rechnung machen, daß bei einem auf einem Landgute sich ereigneten allgemeinen Rindviehsterben, der sonst gewöhnliche Mist, wenigstens auf ein Jahr verlohren gehet. Und bei Wirthen, die in ihren Vermögens-Umständen schwach sind, und aus dieser Ursach den vollständigen Viehstand nicht so fort wieder anschaffen können, gehet dieses noch weiter. Was aber eine dergleichen Zurücksetzung der Felder in ihrer gehörigen Bedüngung sagen wollte, überlasse ich eines jeden Wirthschaftsverständigen selbsteigenen Beurtheilung.

So viel ist gewiß, daß man es einem Landgute, wo die Viehseuche gewütet hat, noch lange Zeit nachher in dem Ertrage der Feldfrüchte ansehen kann.

§. 4.

Das Rindviehsterben ist daher eines der größesten Uebel, so einem Landwirth wiederfahren kann, nebst der Bemerkung, daß solches sich seit 40 Jahren weit häufiger, als sonst zu vorigen Zeiten gewöhnlich war, geäußert.

Mit Recht glaube ich also behauptet zu haben, daß der Verlust des Rindviehes, eines der größesten Uebel sey, so einem Landwirth wiederfahren kann.

Inzwischen ist doch ein jeder, der Landwirthschaft treibet, diesem Uebel täglich, und öfters unvermuthet ausgesetzet.

Die schönsten und zahlreichsten Heerden werden öfters, ehe man es sich versiehet, durch eine eingerissene Seuche hinweg geraffet, und der Landwirth dadurch in die grösseste Verlegenheit gesetzet. Er wird des nöthigsten und nützlichsten Theils seiner Wirthschaft beraubet, und alle Mühe, die er viele Jahre lang darauf verwandt hat, in kurzer Zeit vereitelt.

In Deutschland, besonders in unsern hiesigen nordischen Gegenden, waren ehedem die Viehseuchen weit seltener, als in unsern Tagen.

Nur die niedrigen Gegenden, wo Brücher und Sümpfe zur Weide gewählet werden müssen, empfanden einen öftern Verlust von Rindvieh, woran mehr die Beschaffenheit der Weide, als sonst eine allgemeine Ursache, schuld war.

Seit

Seit ohngefehr 40 Jahren aber, hat das Viehsterben auch die hochliegende Oerter nicht verschonet, sondern daselbst eben so wohl, als in den Niederungen, Verheerungen und Verwüstungen angerichtet.

Ja, die Klage über häufigere Viehseuchen, als ehedem gewöhnlich waren, sind nicht allein in dem Deutschen Reiche gemein geworden, sondern die öffentliche Nachrichten versichern uns auch, daß sie in andern Theilen von Europa, besonders in Engeland und Schweden, geführet worden sind, und noch bis anjetzt nicht aufgehöret haben.

§. 5.

Ursachen von dem in unsern Tagen sich häufiger äußernden Viehsterben.

Eine so augenscheinliche Vermehrung dieses Uebels gegen die vorigen Zeiten, muß allerdings seine Ursache haben.

Ich würde mich zu weit von meinem Zweck entfernen, wenn ich mich hierunter in die Entwickelung der allgemeinen Ursachen, so hierunter in Ansehung sämmtlicher Europäischen Staaten zum Grunde liegen, und natürlicher Weise in nichts anders, als in der merklichen Veränderung der Witterung, gegen vorige Zeiten, bestehen können, einlassen wollte. Nur blos darum will ich mich bekümmern, warum in Deutschland, und besonders in den hiesigen nordischen Gegenden, das Rindviehsterben in unsern Tagen weit gemeiner, als man ehedem verspüret hat, geworden ist.

§. 6.

Besondere Ursachen, warum in unsern hiesigen Nordischen Gegenden Deutschlands anjezt weit öfter als ehedem, heftige Viehseuchen ausbrechen, welches hauptsächlich dem stärkern mit dem Podolischen Vieh getriebenen Handel beyzumessen.

Ich glaube nicht zu irren, wenn ich die nächste Haupt-Ursache der häufigern Viehseuchen, womit die Landwirthe in den hiesigen nordischen Gegenden, seit einer geraumen Zeit geplaget sind, dem häufigern Handel und Einlassung des Podolischen Viehes, zuschreibe.

Dieses Vieh muß, ehe es in die hiesige Lande kommen kann, nicht allein einen sehr weiten Weg thun, wodurch das Geblüt erhitzet, und, wie unten mit mehrern gezeiget werden wird, in die natürliche Disposition einer ansteckenden Viehkrankheit gesetzet wird, sondern auch verschiedene Gegenden, wo es an gehöriger Weide und besonders einer genugsamen Tränkung fehlet, durchwandern.

Selbst die Podolischen Viehtreiber gestehen es, daß fast alle Heerden, so sie heraus brächten, aus dieser Ursache, und besonders wegen Mangel des Wassers, die Staupe unterwegens ausstehen müsten.

Ob nun gleich diejenige Stücke, so die Staupe unterwegens ausgestanden haben, vorzüglich sicher sind, so kann man doch niemahl bei Ankaufung einer ganzen Heerde Podolischen Viehes, überzeuget seyn, daß alle und jede Stücke die Krankheit überstanden haben.

Vielmehr müssen die Käufer solcher Heerden in steter Gefahr schweben, ob nicht noch verschiedene, bei denen diese Seuche noch nicht ausgebrochen, sondern in welchen noch

die

die innere Disposition dazu verborgen, darunter vorhanden sind.

Wenn nun dergleichen Podolische Heerden ohne Vorsicht ins Land gelassen werden, so ist nichts natürlicher, als daß diejenige Stücke, bei welchen zwar die Krankheit noch nicht ausgebrochen ist, die aber den Stof davon schon bei sich führen, nach einiger Zeit erkranken, und das ausgebrochene Gift der ganzen Gegend, wohin sie gebracht werden, mittheilen.

Man hat zwar auch zu vorigen Zeiten Podolisches Ochsenfleisch in unsern Gegenden gegessen, und der Handel mit diesem Vieh, ist von je her bekannt, jedoch weit mehr, als zu jetzigen Zeiten, eingeschränkt gewesen.

Man begnügte sich ehedem, da die hiesigen Staaten noch nicht so bevölkert waren, an dem gewöhnlichen Landvieh, und nur wenige Personen hatten die Freiheit, Podolisches Vieh ins Land zu bringen, wovon in den Königlich Preußischen Ländern, zur Zeit des Höchstseligen Königes Friedrich Wilhelm Majestät, der damahlige Beamte zu Wollup, zum Beispiel angeführet werden kann.

Ich weiß mir selber, von meiner vorigen Amtsführung her, zu erinnern, daß vor etwa 40 Jahren, zwei Beamte, aus der Ursache, daß sie durch das eingebrachte Podolische Vieh, die Viehstaupe ins Land gebracht, und damit die herum liegende Gegenden angestecket hatten, in Fiscalischen Anspruch genommen worden sind, welches zum offenbaren Beweise desjenigen, was ich vorhin hievon gesaget habe, dienen kann.

Nach dieser Zeit ist das Einbringen des Podolischen Viehes noch weit weniger eingeschränket gewesen, und man isset in unsern Tagen fast in allen großen Stadten, ja selbst

in

in den kleinern, kein ander Rindfleisch, als von dieser fremden Art.

Die Gelegenheit zum Einschleppen der Viehstaupen durch fremdes Vieh, wird hiedurch täglich vermehret, und es ist also kein Wunder, wenn dieses Unglück des Landmanns noch nicht aufhören will, sondern man immerfort neue traurige Beispiele davon erblicket.

Das Gift der Viehseuchen ist, wenn es einmahl in das Land gebracht worden, nicht so bald wieder zu dämpfen, sondern es pflanzet sich, wie ein Licht das andere anzündet, gleichsam per traducem, immer weiter fort, wenn auch gleich die erste Ursache davon nicht mehr vorhanden ist.

§. 7.

Warum die zur Abwendung dieses Uebels angeordnete Quarantainen hierunter nicht hinreichend sein können.

Zwar brauchet man in allen wohlgeordneten Staaten, wo nur noch einige Policey beobachtet wird, die Vorsicht, daß die fremde Viehheerden, ehe sie ins Land gelassen werden, vorher auf der Gränze die bekannte Quarantaine halten müssen.

Wer aber weiß, wie dergleichen gesetzmäßige Verordnungen nach dem gemeinen Schlendrian beobachtet zu werden pflegen, der wird leicht von selbst einsehen, daß diese Quarantaine nur wenig fruchten könne.

Ist etwa in den nächst belegenen Gränz-Oertern schon vorhin eine Viehstaupe ausgebrochen, oder deshalb ein Verdacht entstanden, so pfleget man wohl in Wahrnehmung der Quarantaine genauer zu seyn, und darunter keine Nachsicht zu verstatten; wiewohl auch die Viehhändler selbst dergleichen

gleichen verdächtige Oerter, es sey denn, daß dieses aus Unwissenheit geschehe, nicht leicht betreten, sondern lieber einige Meilen umtreiben.

Sind aber die Gränzen von dem Verdacht eines Viehsterbens frei, so müssen sich zwar die fremde Viehhändler, ehe sie eingelassen werden, vorher bei demjenigen der die Landpolicey-Direction hat, melden, auch wohl einige Tage mit ihrem Vieh Halte machen.

Da die Viehhändler aber gemeiniglich über den ihnen gemachten Aufenthalt zu klagen, die Gesundheit ihres Viehes zu versichern, und unter dem Vorwande, daß das ganze Commercium dadurch gehemmet werden würde, auf dessen Einlassung mit Ungestüm zu dringen, gewohnet sind, so geschieht es sehr oft, daß das Vieh von Viehverständigen besichtiget, und, wenn sich darunter nichts ungesundes findet, dessen Einlassung, ohne die sonst zur Quarantaine bestimmte Zeit abzuwarten, verstattet wird.

Wenn man sich auf das, was ich oben von der innern Disposition des Podolischen Viehes zur Seuche, so dasselbe bei dem weiten Treiben, ohne daß sie sofort ausbrechen darf, erhalten kann, gesaget habe, zurück erinnert, der wird von selbst einsehen, daß eine dergleichen Besichtigung, ob unter der die Quarantaine haltenden Heerde, wirklich krankes Vieh vorhanden ist, zur Abwendung der Gefahr, nicht hinreichend sey. Denn das Vieh kann diesen Gift lange bei sich behalten, ehe er ausbricht, und sich äusserlich zeiget a).

Inzwischen ist gewiß, daß, wenn die volle Quarantaine jederzeit ausgehalten werden sollte, das Vieh, wegen der vielen Kosten, so dadurch verursachet werden, gar sehr vertheuert werden würde. Auch sind die Einlaß-Oerter nicht

allemahl

allemahl von der Beschaffenheit, daß große Heerden daselbst auf eine so lange Zeit Weide und Unterhalt finden können.

Dergleichen Umstände machen es allerdings billig, daß man hierunter nicht nach der Schärfe verfahre, sondern hierunter, wenn sonst keine Bedenklichkeiten vorwalten, die Zeit verkürze.

a) Ich werde unten mit mehrern bemerken, daß es ein untrügliches Kennzeichen von einer Disposition zur Viehseuche sey, wenn man bei dem geschlachteten oder aufgehauenen Viehe eine übernatürliche große Galle antrifft.

Eine nicht unbillige Vorsicht wäre es daher, wenn man einen fremden Viehhändler, der auf die Verkürzung der zur Quarantaine bestimmten Zeit dringet, dahin anhielte, daß er ein Stück von seiner Heerde, welches der dazu verordnete Kreis-Physicus auszusuchen hätte, in dessen Gegenwart schlachten und aufhauen ließe. Befindet sich die Galle in ihrer gewöhnlichen Gestalt und Grösse, so kann das Fleisch von dem geschlachteten Viehe, in der Nachbarschaft gar leicht verloset werden, und der Schaden, den er davon hat, wird wenig bedeutend seyn, wenigstens demjenigen, so er von völliger Aushaltung der Quarantaine zu erwarten hätte, nicht gleich kommen. Würde aber die Galle in übernatürlicher Größe angetroffen, so geschähe dem Viehhändler nicht unrecht, wenn er sofort mit seiner ganzen Heerde zurück gewiesen, und ihm alle Einlassung versaget wird.

Die bloße äußere Besichtigung des Viehes kann um so weniger etwas fruchten, oder wider die zu befürchtende Gefahr Sicherheit verschaffen, als bekannt ist, daß dasjenige Vieh, welches am gesundesten und muntersten aussiehet, der Staupe am ersten unterworfen zu seyn pflege.

§. 8.

§. 8.

Warum einem Landwirth eine hinlängliche Kenntniß der Rindviehkrankheiten höchst nothwendig sey.

Wenn das Rindvieh, nach Maßgebung desjenigen, was wir §. 2 und 3 davon angeführet haben, eine so nützliche und unentbehrliche Sache in der Landwirthschaft ist, und solche billig als eine Grundstütze der Wohlfahrt eines jeden Wirthes angesehen werden muß, so ist es eine ganz natürliche Folge, daß er, auf dessen ohnbeschädigte Erhaltung alle mögliche Aufmerksamkeit zu richten, die größeste Ursache habe.

Wenn es ferner zu Tage lieget, daß das Rindvieh, besonders in unsern Tagen, dem häufigen Wegsterben gar sehr ausgesetzet ist, so folget hieraus ebenfalls, daß ein aufmerksamer Landwirth sich mit den Krankheiten des Rind-Viehes, deren innern und äußern Kennzeichen, und denen dagegen diensamen sowohl Präservativ- als Heilungsmitteln, näher bekannt machen müsse. Denn wer eine Gefahr vermeiden, oder derselben gehörig begegnen will, der muß nicht allein die Gefahr selber und ihre Ursachen kennen, sondern auch die Wege, auf welchen er derselben vorbeugen kann, gründlich verstehen.

§. 9.

Daß, hievon einen deutlichen Unterricht zu geben, die Absicht der gegenwärtigen Abhandlung sey, und warum der Verfasser, solches zu bewerkstelligen, vorzüglich im Stande ist.

Hievon einen deutlichen und zusammenhangenden Unterricht mitzutheilen, ist die Absicht der gegenwärtigen Abhandlung.

Ohne selbsteigene Erfahrung einen dergleichen Unterricht mit Zuverläßigkeit zu ertheilen, ist nicht wohl möglich. Die Vieharzneykunst ist in unsern Tagen noch nicht zu der Vollkommenheit gelanget, daß daraus bei dergleichen Unglücksfällen überall sichere Maßregeln genommen werden könnten. Und auch selbst dasjenige, was man in einigen davon ans Licht getretenen Schriften antrifft, ist durch die Erfahrung veranlaßet worden.

Zu meinem eigenen Leidwesen kann ich mich rühmen, daß ich in diesem Stücke besonders an Erfahrungen reich bin.

Ich habe jederzeit, so lange ich Wirthschaft getrieben, Landgüter besessen, bei welchen ein starker Viehstand befindlich war. Ich habe auch das Unglück gehabt, daß ich in der Zeit, da ich selber gewirthschaftet, viermahl mit einem totalen Rindviehsterben heimgesuchet worden. Bei dem dadurch erlittenen wichtigen Verlust, bin ich nicht unempfindlich geblieben, sondern ich habe alle nur mögliche Mittel und Wege, um dieses Uebel theils von mir abzuwenden, theils aber auch, wenn es schon vorhanden war, zu mindern, angewandt. Diese unglückliche vielfältige Erfahrungen setzen mich vorzüglich in den Stand, daß ich dem geneigten Leser davon eine nähere Unterweisung geben kann.

Damit solches nicht ohne alle Ordnung geschehe, so will ich zuförderst die Ursachen, welche bei dem bemerkten häufigen Viehsterben gemeiniglich zum Grunde zu liegen pflegen, näher zu entwickeln suchen, demnächst aber auch die Kennzeichen der Krankheit bekannt machen, und endlich

lich von den diensamsten Präservativ- und Heilungsmitteln das nöthige beifügen.

Ich wünsche nichts mehr, als daß diejenigen, denen die Vorsehung ein gleiches Schicksal zugedacht hat, etwas darinn finden mögen, so ihnen zur Abwendung oder Linderung dieses Uebels nützlich seyn kann.

§. 10.

Von den verschiedenen Arten der Krankheiten, denen das Rindvieh unterworfen ist, daß aber, die allgemeine ansteckende Seuchen darunter die gefährlichsten sind, und daher auch zuförderst und hauptsächlich von denselben gehandelt werden soll.

Das Rindvieh hat, gleich allen andern lebenden Creaturen, sein bestimmtes Lebensziel, und muß, wenn es dasselbe erreichet hat, in die Verwesung gehn. Daß von diesem Sterben des Rindviehes, welches nach dem Lauf der Natur nothwendig erfolgen muß, gegenwärtig nicht die Rede sey, wird ein jeder, auch ohne mein Erinnern, wohl von selbst einsehen. Auch lässet es ein vernünftiger und aufmerksamer Wirth so leicht zu diesem Sterben des Viehes nicht kommen, sondern bracket oder märzet in seinen Heerden diejenigen Stücke, die ihrem Lebensziel nahe sind, bei Zeiten aus, damit er sie anmästen, und nachher entweder verkaufen, oder in seiner eigenen Haushaltung verwenden könne. Wer es hierunter versiehet, und sein Vieh zu alt werden lässet, der hat sich den Abgang, den er dadurch in seiner Heerde nothwendig leiden muß, selber beizumessen.

Nur von einem solchen Rindviehsterben ist hier die Frage, welches durch besondere Zufälle und Krankheiten ver-

ursachet, und wodurch das junge Vieh sowohl als das alte, hinweggeraffet wird.

Die Zufälle und Krankheiten aber, welchen das Rind-Vieh unterworfen ist, sind nicht alle von einerley Art.

Einige haben die schädliche Beschaffenheit an sich, daß die damit befallene Stücke ihr Gift nicht allein in der Heerde, wozu sie gehören, mittheilen, sondern solches auch in der ganzen Gegend verbreiten, und gleichsam den ganzen Luftkreis damit verunreinigen.

Andere Rindvieh-Krankheiten sind zwar auch ansteckend; ihr Gift aber ist nur blos der Heerde, unter welcher das damit behaftete Vieh weidet, schädlich, und pflanzet sich nicht so, wie bei der ersten Art, auch auf andere Oerter fort.

Endlich nimmt man auch bei dem Rindvieh tödtliche Zufälle wahr, welche auf das andere Vieh keinen Einfluß haben, sondern nur blos diejenigen Stücke, welche damit befallen werden, hinwegraffen.

Das Rindvieh ist, wie wir oben mit mehrern gezeiget haben, vor einen jeden Landwirth ein so kostbarer und nothwendiger Schatz, daß er auch nicht ein einziges Stück von seiner Heerde gerne verlieret, sondern solches, wenn es möglich ist, zu erhalten suchet. Hieraus folget denn, daß einem aufmerksamen Wirth, von allen drey Gattungen der Rindvieh-Krankheiten, und den dagegen diensamen Mitteln, eine zulängliche Kenntniß zu haben, nöthig ist.

Inzwischen fällt von selbst in die Augen, daß die erste Art der oben bemerkten Viehkrankheiten, nämlich eine allgemeine, sich auch auf andere Oerter fortpflanzende Vieh-Seuche, unter allen die schädlichste ist. Hiedurch werden

nicht

nicht allein ganze Dörfer und große Wirthschaften, sondern auch, wie es noch beständig die tägliche Erfahrung lehret, ganze Gegenden und Provinzien verheeret.

Ganz natürlich ist es daher, daß wir uns zuförderst diese Gattung von Viehkrankheiten, in der vorbemeldeten Ordnung bekannt zu machen suchen werden, zumahl ich, wie schon vorhin erwähnet worden, von diesem gefährlichen und landverderblichen Uebel, die meiste eigene Erfahrungen besitze.

Jedoch sollen auch die andern Arten von Rindvieh-Krankheiten dabei nicht gänzlich übergangen, sondern davon ebenfalls, in so weit mein eigenes Wissen dazu hinreichend seyn will, das nöthige angemerket werden.

§. 11.

Ursachen, warum in allen Ländern, besonders aber, in den hiesigen Gegenden Deutschlands, die Rindviehseuchen in unsern Tagen häufiger, als zu vorigen Zeiten, sind.

Die Ursachen, warum unsere hiesige nordischen Gegenden von Deutschland, seit beinahe einem halben Jahrhunderte, mehr und öfter, als ehedem, mit der schädlichen und ansteckenden Rindviehseuche geplaget worden, habe ich bereits §. 5. angezeiget, und solche aus Muthmaßungen, die in der größten Wahrscheinlichkeit gegründet sind, dem stärkern Einlaß des Podolischen Viehes zugeschrieben.

Da aber auch in solchen Gegenden und Ländern, wo diese besondere Ursache nicht Statt findet, und kein Podolisches Vieh eingetrieben wird, dennoch über das häufigere und öftere Viehsterben Klage geführet wird, so will ich nicht

in Abrede stellen, daß noch ein anderer Grund, welcher zum Ueberhandnehmen dieses Uebels Gelegenheit giebet, vorhanden seyn müsse.

Ohne mich, weil es nicht zu meinem eigentlichen Endzweck gehöret, darüber weitläuftig einzulassen, kann man dennoch den zuverläßigen Schluß machen, daß die Veränderungen in der Jahreswitterung, die man schon seit einer ganzen Reihe von Jahren wahrnimmt, mit Schuld daran sind, wenn man in unsern Tagen öfteres und häufigeres Viehsterben in allen Ländern antrifft.

Die von dem mehreen Einlaß des Podolischen Viehes hergeleitete Ursache, betrifft nur allein den hiesigen nördlichen Theil von Deutschland. Die zweyte vorbemeldete Ursache aber, kann auch in allen andern übrigen europäischen Staaten, als der Grund von dem Ueberhandnehmen dieses verderblichen Uebels, angesehen werden.

§. 12.

Die eigentliche Entstehungs-Ursache der Rindviehseuchen, bestehet in einer unrichtigen Pflege und Wartung des Viehes, wodurch eine Heerde, ohne angestecket zu werden, in eine Seuche verfallen kann.

Ob gleich die vorbenannte beide Ursachen, zur Verbreitung des Viehsterbens durch ganze Länder und Gegenden, das meiste beitragen, und man das daraus entstehende Unglück gemeiniglich mehr dem von fremden Orten eingeschleppten Gift, als der Unreinigkeit seiner eigenen Heerde, zuzuschreiben hat; so mag doch nicht geleugnet werden, daß auch in einer jeden Rindviehheerde eine dergleichen ansteckende Seuche entstehen kann, ohne daß der Urstoff dazu von fremden Orten eingeholet worden ist.

Es

Es muß also eine noch nähere Ursache, von der Entstehung einer dergleichen Viehseuche, welche nicht allein den Ort, wo sie ausbricht, verheeret, sondern auch die benachbarten Gegenden ansteckt, vorhanden seyn.

Der Grund hievon kann in nichts anders, als in einer unrichtigen Pflege und Wartung des Viehes, gesuchet werden. Alle thierische Maschinen erfodern dieses, wenn sie unbeschädiget erhalten, und nicht vor der bestimmten Zeit zusammen fallen sollen. Selbst der Mensch kann, ohne Beobachtung einer gewissen Ordnung im Essen und Trinken, seine Gesundheit nicht erhalten, und die Erfahrung lehret zur Gnüge, wie viele sich durch Unterlassung dieser Ordnung, zu unglücklichen Geschöpfen machen, und sich vor der bestimmten Zeit ihr Leben verkürzen. In Ansehung der thierischen Maschine aber ist zwischen Menschen und Thieren kein Unterscheid.

§. 13.

Warum die Krankheiten des Rindviehes so leicht ansteckend werden.

Zur Erhaltung der Gesundheit eines thierischen Körpers, wird ein ungehinderter und gemäßigter Umlauf gesunder Säfte erfodert.

Wo es an diesem fehlet, da kann der Körper nicht gesund bleiben, sondern er ist mancherley widrigen Zufällen und Krankheiten ausgesetzet.

Ein jeder thierischer Körper dunstet aus, er mag gesund oder ungesund seyn. Wo eine Menge ungesunder thierischer Körper beisammen ist, nehmen zuletzt die ausgedünsteten Theile überhand, daß sie sich auch dem andern

sonst noch gesundem Vieh, theils durch das Einhauchen und den Geruch, theils aber auch durch die zurückführende Schweißlöcher, mittheilen, und in ihrem Geblüte ebenfalls eine Fäulniß verursachen.

Dieses halte ich, nach meiner wenigen Einsicht, vor den wahren Grund, warum die Krankheiten des Rindviehes so leicht ansteckend werden.

§. 14.

Was unter einer richtigen Pflege und Wartung des Viehes, wenn dadurch die Entstehung ansteckender Seuchen vermieden werden soll, verstanden werde.

Zur richtigen Pflege und Wartung des Rindviehes, wenn nicht schädliche und zuletzt ansteckende Krankheiten unter denselben entstehen sollen, wird besonders gesundes Futter und gesundes Getränke erfodert. Ja, man thut nicht unrecht, wenn auch die Reinlichkeit mit dazu gerechnet wird.

Wo das Vieh hierunter Mangel leidet, da können allerhand Arten von Zufällen und Krankheiten nicht ausbleiben, und aus den in vorstehendem §. angeführten Ursachen, ist es ganz natürlich, daß zuletzt ansteckende Seuchen und ein solches Gift, welches sich wegen seiner überflüßigen Menge, durch die Luft auch andern Orten mittheilet, entstehen muß.

§. 15.

Daß besonders der Mangel des reinen und hinlänglichen Tränkens zur Entstehung der Seuchen und Krankheiten bey dem Rindvieh Gelegenheit gebe.

Hiezu giebet besonders Gelegenheit, wenn das Vieh entweder nicht hinlänglich, oder mit faulen und unreinen Wasser getränket wird.

Die

Die flüßigen Theile des thierischen Körpers, nehmen ihre Beschaffenheit hauptsächlich von der Menge und Natur derjenigen flüßigen Materie, so sie zur Stillung ihres Durstes genieſſen, an.

Wird das Vieh nicht hinlänglich getränket, so kann das Futter, so das Vieh genieſſet, nicht gehörig diluiret, noch die Nahrungssäfte, so dem Rindvieh zu Nutze kommen sollen, erforderlichermaßen aufgelöset werden. Hieraus entstehen Verstopfungen in dem Eingeweide, und zuletzt Entzündungen.

Wird das Vieh zwar hinlänglich, aber mit faulen, schlammigten und unreinen Wasser getränket, so können die Nahrungssäfte des Viehes, die durch das Wasser aufgelöset, und den Blutgefäßen zugeführet werden, von keiner andern Art seyn. Von selbst folget hieraus, daß solches zuletzt zu einer schädlichen Fäulniß des Blutes und aller übrigen Säfte dieser thierischen Körper, Anlaß geben müsse.

Ganz begreiflich ist es daher, daß die hauptsächlichste Entstehungsart der Viehseuchen theils in dem Mangel des Tränkens, und theils in der ungesunden Beschaffenheit desselben, zu suchen sey.

Kommt nun noch eine ungesunde mit Gift befallene Weide, oder ein schlecht zusammen gebrachtes und halb verdorbenes Heu zum Winterfutter hinzu, so werden die Ursachen, warum das Vieh nicht gesund bleiben kann, sondern in Seuchen und Krankheiten verfallen muß, verdoppelt.

§. 16.

Vorstehendes wird durch die Erfahrung, die man darunter in Ansehung der ins Land gebrachten Podolischen Ochsen hat, bestätiget.

Was vorhin von dem Mangel hinlänglicher Tränke und von deren ungesunden Beschaffenheit, als einer Haupt-Entstehungs-Ursache der Viehseuchen gesaget worden, beruhet nicht blos auf unleugbare theoretische Gründe, sondern es wird auch durch die Erfahrung bestätiget.

Wer mit den Podolischen Ochsentreibern zu sprechen Gelegenheit gehabt hat, der wird aus deren einstimmigen, schon vorhin berührten Aussage, vernommen haben, daß das Podolische Vieh, bei dem Eintreiben in hiesige Lande, unterwegens fast jederzeit die Staupe oder Seuche ausstehen müsse. Zur einzigen Ursache hievon geben sie den Mangel des Wassers an, dem sie in den wüsten Gegenden, durch welche sie treiben müsten, ausgesetzet wären.

Wie sehr durch dieses Beispiel die von uns bemerkte theoretische Gründe bestärket werden, fällt von selbst in die Augen, und man verblendet sich muthwillig, wenn man dasjenige, so sich so wohl durch unwiedersprechliche theoretische Gründe, als auch durch die Erfahrung selber rechtfertiget, nicht gelten lassen will.

§. 17.

Auch ist solches aus der beständigen Viehseuche, so bei dem letzten Kriege unter den von der Rußischen Armee bei sich führenden Heerden graßiret, zu entnehmen.

Daß der Mangel einer richtigen Pflege und Wartung, und besonders einer hinlänglichen und gesunden Tränke, ei-

ne

ne wahre Ursache der ansteckenden Viehseuchen sey, davon sind die Neumärkischen und Pommerschen Gegenden in dem letzten Schlesischen Kriege, bei den Hin- und Hermärschen der Rußischen Truppen, wenn nur jemand darauf merken, und die Sache mit einer reifen Ueberlegung überdenken wollen, genugsam überzeuget worden.

Fast alle Oerter, wo sich die Rußischen Truppen aufhielten, oder durchzogen, wurden mit der Viehseuche angesteckt, und man kann mit Wahrheit behaupten, daß dieses der größeste Schaden gewesen, den das Land zu der damahligen Zeit erlitten hat, und woran die Rußischen Truppen unmittelbar keine Schuld trugen, vielmehr die Einwohner selber, wegen des sie betroffenen Unglücks aufrichtig beklagten.

Woher aber kam es denn, daß die Rußischen Truppen allenthalben die Viehseuche mit sich brachten?

Um dieses zu beantworten, muß man wissen, daß diese Truppen, besonders, wenn sie in ganzen Corps marschiren, jederzeit eine Menge von Rindvieh, so sie sich liefern lassen, zu ihrer nöthigen Consumtion mit sich führen.

Auf dieses Vieh nun wurde, weil es allemahl wieder ersetzet werden konnte, wenig Achtung gegeben, und vor seine Pflege und Wartung nur schlecht gesorget. Man jagte es allenfalls, wenn Zeit und Gelegenheit dazu war, auf die nächst belegene Weide, um seine ordentliche Tränkung aber bekümmerte man sich wohl sehr wenig. Sehr oft muste dasselbe bei eiligen Märschen, einige Tage lang hinter einander hungern und dursten.

Da nun hierauf das Viehsterben bei dieser Armee überall einriß, und von derselben an die Orte, so sie berührten,

rührten, wovon ich selber ein trauriges Beispiel auf meinem Gute gehabt habe, brachten, so ist solches abermahl ein klarer Beweiß, daß die Unterlassung einer richtigen Pflege und Wartung, besonders des Tränkens, eine Haupt-Ursache von dem Entstehen der ansteckenden Rind-Viehseuchen sey.

Denn vor den Einmarsch der Rußischen Truppen, waren diese Gegenden von allen Viehsterben frei; sie brachten auch kein fremdes Vieh mit sich, sondern alles, was sie davon bei sich führten, war von dem Lande geliefert worden. Es kann also kein anderer Grund des von mir bemerkten damahligen Viehsterbens, als der vorhin bemeldete, angegeben werden.

§. 18.

Von der Meinung einiger Wirthe, welche behaupten, daß das Rindvieh, welches jederzeit reichlich und mit reinen Wasser getränket worden, weder von selbst in die Seuche verfallen, noch auch von andern damit angestecket werden könne.

Einige von denienigen, welche dieses Uebel mit mehrerer Aufmerksamkeit, als sonst wohl von dem gemeinen Haufen zu geschehen pfleget, in Betracht genommen, und auf die verschiedene sich dabei äussernde Begebenheiten Achtung gegeben haben, sind so gar auf die Meinung gerathen, daß das Rindvieh, wenn es gehörig gepfleget, und beständig mit genungsamen und reinen Wasser getränket würde, nicht allein niemahl von sich selber in eine Seuche verfallen würde, sondern auch damit von andern nicht angestecket werden könnte.

Ich kenne einen Freund, der diesen Satz mit vieler Heftigkeit und Standhaftigkeit vertheidiget, und sich sogar öffent-

öffentliche allgemeine Proben davon anzustellen, anerboten hat.

Er ließ auch bei einer gewissen Gelegenheit in seiner Nachbarschaft, wo die Viehseuche graßirte, eine von seinen Kühen, die nach seiner Methode gepfleget und getränket worden waren, in den Stall, wo das kranke und sterbende Vieh stand, bringen, und, um jedermann von der Gewißheit seiner Probe desto mehr zu überzeugen, derselben den Geifer des kranken Viehes um Maul und Nase reiben. Ein jeder glaubte, daß die Kuh nothwendig angestecket werden und sterben müste. Allein die Probe hielt wirklich Stich. Die Kuh starb nicht, sondern blieb gesund, ohne daß sie einmahl zu fressen aufgehöret hätte.

§. 19.

Warum diese Meinung nicht gänzlich zu verwerfen.

Es ist nun zwar dieser einzige Versuch zum völligen Beweise des vorerwehnten Satzes noch nicht hinreichend. Denn man hat viele Beispiele, daß auch in den größten Heerden einige Stücke von der unter sie graßirenden Seuche frey bleiben, und weder sterben noch krank werden. Auch ist bekannt, daß diejenigen Stücke, so einmahl die Staupe ausgestanden haben, die man deshalb an einigen Orten Ueberständige zu nennen, und sehr theuer zu bezahlen pfleget, nie wieder von derselben angefallen werden. Es hat also seyn können, daß diejenige Kuh, mit welcher die vorhin gedachte Probe angestellet worden, zu der einen oder andern Art gehöret hat.

Inzwischen ist doch die Meinung dieses Freundes, so sehr sie auch widersprochen wird, nicht gänzlich zu verwer-

Landesbibliothek Mecklenburg-Vorpommern Günther Uecker
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1759087653/phys_0197
DFG

sen, sondern sie muß allerdings unter gewissen Bedingungen als wahr und gegründet angenommen werden.

§. 20.

Diese Meinung wird näher beurtheilet, und, in wie weit darin die Wahrheit sey, bestimmet.

Daß ein Stück Rindvieh, so gut gepfleget und gewartet, und beständig mit einer reinen Tränke hinlänglich versorget worden, in sich selber keine dergleichen schädliche Seuche erzeugen könne, davon bin ich mit dem vorbemeldeten Freunde vollkommen überzeuget. Es kann die Lungensucht bekommen, oder sonst auf andere Art erkranken; daß es aber jemahl in eine solche giftartige Seuche, wovon jetzt die Rede ist, verfallen sölte, halte ich nicht vor wahrscheinlich.

Ob aber dergleichen Vieh auch nicht von aussen angestecket werden könne, ist eine andere Frage, welche nicht anders als Bedingungsweise entschieden werden kann.

Ohnstreitig ist es, daß dasjenige Vieh, welches schon vorhin ein ungesundes, und zur Fäulniß oder Entzündung geneigtes Geblüte bei sich führet, bei graßirenden Seuchen weit mehrer Gefahr, als das mit gesunden und in einem ordentlichen Umlauf stehenden Blute versehene, unterworfen ist.

Da man nun von demjenigen Vieh, welches wohl gepfleget und mit reinen Wasser hinlänglich getränket worden, gesunde Säfte und einen ordentlichen Umlauf derselben, mit Gewißheit vermuthen kann, so folget von selbst, daß demselben das Gift der Seuchen nicht so leicht schaden, und sein Geblüt entzünden, oder zur Fäulniß bringen kann.

Inzwi-

Inzwischen kann wohl niemand, und auch selbst die geschickteste Aerzte nicht, genau und eigentlich die Wirkungen dieses Seuchengifts, so dasselbe in den Körpern dieser Thiere zuwege zu bringen im Stande ist, mit Zuverläßigkeit bestimmen.

Daß das von aussen kommende Gift durch den Geruch und die zurückführende Schweißlöcher, auch den gesundesten Körpern mitgetheilet werden könne, ist wohl ausser Zweifel gestellet. Ob aber dieses Gift schlechterdings anomalische oder gleichartige Theile, wenn es wirken und das Vieh tödten soll, finden müsse, oder ob nicht solches auch die gesundesten Säfte in Unordnung bringen könne, lässet sich wohl mit einer unwidersprechlichen Gewißheit nicht sagen.

Das reineste Wasser kann durch von aussen dazu kommende Unreinigkeiten, zu einer Mistgauche gemachet werden. Warum sollte nicht solches auch mit dem Blute, so rein und gesund es auch an und vor sich selber ist, geschehen können?

Ueberdem hangen die gesunden Säfte aller thierischen Körper nicht blos von der Nahrung, die sie geniessen, ab. Die Struktur und Beschaffenheit der Gefäße, tragen das ihrige ebenfalls dazu bei. Ein Thier mag noch so gesundes Futter und Nahrung geniessen, so werden ihre Säfte doch nicht zu dem gehörigen Grad der Vollkommenheit gelangen, wenn nicht zugleich die Verdauungs- und Absonderungs-Gefäße ohnfehlerhaft sind.

Wenn es nun nicht allein möglich, sondern auch gewissermaßen wahrscheinlich ist, daß das dem Viehe mitgetheilte Gift der Seuchen, beides auf seine Säfte und Gefäße

fäße wirket, und die letztern in ihren bestimmten Geschäften hindert, so wird es allemahl möglich bleiben, daß auch dasjenige Rindvieh, welches sonst richtig gewartet und gepfleget, auch in der Tränke reines und klares Wasser in Ueberfluß genossen hat, dennoch angestecket und mit dahin gerissen werden kann, zumahl wenn die graßirenden Viehstaupen in der Nähe, und das Gift derselben in solcher Menge vorhanden ist, daß es in den Körper des Viehes mit Gewalt eindringen muß.

Ob ich nun gleich aus vorbemerkten Gründen, der Meinung des bemeldeten Freundes, daß ein solches wohlgewartetes, und richtig getränktes Vieh, schlechterdings vor allen Anstecken der Seuchen gesichert sey, nicht beipflichten kann, so ist doch schon genung, daß solches dieser Gefahr weit weniger ausgesetzet ist, und ein jeder vernünftiger Wirth kann daher keine bessere Maßregeln gegen das Viehsterben nehmen, als wenn er darauf bedacht ist, daß sein Vieh zu allen Zeiten wohl gepfleget und gewartet, und besonders mit einer reinen Tränke reichlich versehen werde.

§. 21.

Daß es Oerter gebe, wo das Rindvieh, auch ohne genommene Vorsicht, mitten unter der heftigsten Staupe von der Seuche frey bleibet, wovon der Verfasser ein auf seinem eigenen Gute sich zugetragenes Beispiel anführet.

Man findet öfters einige Orte, wo das Vieh, ohne alle gemeine Vorsicht, dennoch unter den heftigsten Viehstaupen gesund bleibet, und von der Seuche nicht angegriffen wird.

Ich

Ich habe hievon auf meinem eigenen Gute, so ich anjetzt besitze, ein doppeltes merkwürdiges Beispiel erlebet, welches ich dem geneigten Leser, seiner Seltenheit wegen, mitzutheilen nicht umhin kann.

Im Jahr 1758 wurde das hiesige Dorf mit einem allgemeinen Viehsterben heimgesuchet. Ich verlohr nicht allein mein sämmtliches Herrschaftliches Vieh, sondern auch die Bauern und Einwohner behielten fast kein Stück am Leben.

Nur blos fünf Bauern, welche an einem Ende des Dorfs beisammen wohnten, wurden damit gänzlich verschonet, so, daß ihnen auch nicht einmahl ein einziges Stück erkrankete.

Das Vieh dieser Bauern hatte mit dem andern Vieh einerlei Weide und Tränke genossen, auch mit dem übrigen Dorfvieh, da solches bereits erkranket war, in einer Heerde beisammen gegangen. Ich habe auch nicht erfahren können, daß diese fünf Bauern sich besonderer Präservativ-Mittel bedienet hätten, sondern sie liessen, gleich denen andern, wie der gemeine Mann im Sprichwort zu sagen pfleget, den lieben Gott darunter walten.

Ob ich nun gleich bei diesen Umständen schon damahl nicht die Ursachen einsehen konnte, warum das Vieh dieser fünf zusammen liegenden Bauern von der allgemeinen Gefahr befreiet geblieben, so begnügte ich mich doch daran, daß ich es vor ein Ohngefähr hielte, und solches diesen armen Leuten gerne gönnete.

Im Jahr 1765 hatte dieses Dorf ein gleichmäßiges Schicksal, dergestalt, daß so wohl mein eigenes, als auch das sämmtliche Dorfvieh aufs neue verlohren gieng.

Diejenigen fünf Bauern aber, die das erstemahl von dem Viehsterben frei geblieben waren, wurden auch diesesmahl von dem Würge-Engel übergangen. Es erkrankete ihnen abermahl kein einziges Stück, sondern sie erhielten ihr sämmtliches Vieh gesund.

Alle Umstände, die ich bei dem ersten Viehsterben, in Ansehung dieser fünf Bauerhöfe, bemerket habe, waren auch in diesem zweiten Unglücksfall eben dieselben, und es kam noch hinzu, daß einige von diesen Bauerhöfen nicht mehr die vorigen Besitzer hatten, sondern in dieser Zwischenzeit schon an andere vergeben worden waren.

Diese doppelte kurz aufeinander erfolgte Begebenheit, hat mich zwar auf diesen seltsamen Umstand aufmerksam gemacht. Ich halte es nicht mehr vor ein bloßes Ohngefähr, sondern bin überzeuget, daß dabei eine besondere Ursache zum Grunde liegen müsse. Nur hat es mir, solche zu entdecken, noch nicht glücken wollen, und ich würde es vor eine ausnehmende Freundschaft erkennen, wenn Jemand, der tiefere Einsichten in die Naturkunde, als ich, besitzet, mir hiezu eine geneigte Anleitung geben wollte. Vielleicht könnte solches auch im Allgemeinen Nutzen stiften.

Eine Verschiedenheit der Weide und Wartung des Viehes, kann hiebei nicht in Betracht genommen werden. Denn diese ist dem ganzen Dorf einerley; und sämmtliche Bauerhöfe liegen am Wasser, zu welchem das Vieh gleich unmittelbar zur Tränke getrieben werden kann. Die verschonten fünf Bauerhöfe sind auch nicht vom Dorfe abgerissen, sondern hangen mit den andern in einem Striche zusammen, nur daß sie an einem Ende des Dorfes beisammen liegen, jedoch so, daß sie ein doppelter Fahrweg scheidet,

dek, und zwey davon rechter, die andern drey aber linker Hand desselben befindlich sind.

Besondere Präservativmittel sind auch, wie ich gewiß weiß, und schon oben bemerket habe, weder das erste noch zweyte mahl gebrauchet worden, zumahl bei dem zweyten Viehsterben schon drey von diesen Bauerhöfen andere Besitzer hatten.

Der Grund von dieser seltsamen Begebenheit, muß also nothwendig in der Beschaffenheit des Erdreichs, auf welchen diese fünf Bauerhöfe, und besonders die Viehställe, erbauet sind, liegen. In diesem Erdreich muß etwas stecken, dessen Ausdünstungen, das Vieh gegen das Gift der Seuchen zu bewahren, im Stande ist. Was aber dieses sey, ist mir unbekannt, und ich gestehe es gar gerne, daß meine wenigen physikalischen Kenntnisse, solches zu erforschen, nicht hinreichend sind.

So viel muß ich nur noch anführen, daß die fünf Bauerhöfe etwas höher, als die andern, liegen, und der Grund, worauf sie gebauet sind, ist ein Lehmboden. Daß aber der Lehm salpetrige Theile bei sich führet, und der Salpeter der Entzündung widerstehet, ist bekannt Ob also vielleicht hierinn der Grund, warum das Vieh auf diesen Höfen von dem Sterben verschonet worden, zu suchen seyn mochte, überlasse der Beurtheilung derjenigen, denen die Wirkungen der in dem Erdreich verschlossenen salpetrigen Theile besser, als mir, bekannt sind. Die seit vielen Jahren her in den Boden der Ställe eingedrungene Vieh-Jauche, hat vielleicht die in dem Erdreich befindlichen salpetrigen Theile näher aufgeschlossen, und dadurch gewisse vor das darinn stehende Vieh heilsame Ausdunstungen zuwege gebracht.

§. 22.

Von den verschiedenen Kennzeichen der Seuchen, woran sie von andern geringen Viehkrankheiten unterschieden werden können, und daß solche theils innere, theils äußere sind.

Was bisher gesaget worden, kann hauptsächlich als eine Geschichte dieses landverderblichen Uebels, und dessen verschiedenen Entstehungsarten, angesehen werden.

Wir müssen nunmehr aber auch diese Krankheit näher kennen lernen, und uns daher die gewöhnlichen Kennzeichen derselben bekannt machen.

Diese Kennzeichen können ganz füglich in die innern und äußern eingetheilet werden.

Man hat innere Merkmaale, woraus man urtheilen kann, ob das kranke Vieh mit einer ansteckenden Seuche, oder sonst einer andern gewöhnlichen Krankheit, die sich so leicht nicht mittheilet, behaftet sey. Um dieses zu bemerken, muß ein oder ander Stück von dem erkrankten Vieh aufgehauen und besichtiget werden.

Man hat aber auch äußere Merkmaale, woran man eine ansteckende Viehseuche von andern Viehkrankheiten ganz sicher unterscheiden kann.

Beides muß einem Wirth, dem die Erhaltung seines Rindviehes am Herzen lieget, bewußt seyn. Wir wollen daher von dem einen sowohl, als von dem andern, eine kurze Anweisung geben.

§. 23.

Daß es zweyerley Gattungen von Viehseuchen gebe, und worin solche hauptsächlich unterschieden sind.

Zuförderst aber ist hiebei zu bemerken, daß nicht alle Viehseuchen einerley Art sind, sondern es, nach meinen eigenen Erfahrungen, zweyerley Gattungen giebet.

Bei

Bei einigen ist die Krankheit mit einer Verstopfung begleitet, und die Eingeweide der davon crepirten Stücke zeigen sich ganz verbrannt, sind hart, und von allen Säften entblößet.

Von dieser Art war diejenige Viehseuche, die ich auf meinen ehemahligen Schlesischen Gütern, in den Jahren 1746 und 1747, zweymahl hinter einander erlitten habe.

Bei andern hingegen fängt sich die Krankheit mit einem starken, heftig stinkenden, und öfters blutstriemigen Durchfall an, welcher so lange dauert, bis das kranke Vieh entweder crepiret, oder besser wird.

Zu dieser Gattung gehörten diejenigen Staupen, die in den Jahren 1758 und 1765, auf meinem jetzt im Besitz habenden Neumärkischen Gute gewütet, und mich nebst meinen sämmtlichen Unterthanen in nicht geringe Verlegenheit gesetzet haben.

§. 24.

Daß bei beiden Arten von Seuchen ein heftiges, theils inflammatorisches theils faulendes Fieber verspüret werde.

Bei beiden Arten von Viehseuchen verspühret man ein heftiges Fieber, welches man an den kalten Ohren und Zittern des Viehes, auch häufigen Sauffen, so es im Anfange der Krankheit thut, wahrnehmen kann.

Das Rindvieh hat zwar bei allen ihnen zustossenden Zufällen kalte Ohren, wenn sie auch gleich nicht gefährlich noch tödtend sind. Niemahls aber ist der Grad dieser Kälte so hoch, als bei den Viehseuchen. Sonst pflegen die Ohren, wenn die Krankheit vorübergehend und wenig bedeutend ist, nur in den Spitzen kalt zu seyn. Hier aber gehet die Kälte gleichsam bis in den Kopf hinein.

Dieses Fieber mag man nicht ohne Grund in dem ersten Fall, wo die Krankheit mit einer starken Verstopfung verknüpfet ist, vor ein inflammatorisches, in dem zweyten aber, bei welchem sich ein heftiger blutstriemiger und stinkender Durchfall äußert, vor ein faulendes Fieber, welches sich aber zuletzt ebenfalls mit der Entzündung endiget, halten.

Wenigstens wollen wir es, nach der Analogie desjenigen, so man hierunter bei den menschlichen Krankheiten bemerket, so nennen.

§. 25.

Das wahre innere Kennzeichen bey beyden Arten von Viehseuchen ist eine übernatürlich große Galle.

In beiden Arten der Viehseuchen trifft man jederzeit bei dem davon crepirten Vieh, eine ausserordentlich große Galle an, und es ist solches ein ohnfehlbares inneres Kennzeichen, daß das Vieh an der Seuche gestorben, und dieselbe ansteckend sey.

Man findet aber eine dergleichen übernatürlich große Galle nicht blos bei dem kranken und todten Vieh, sondern es wird solche auch schon bei dem gesunden Vieh, welches eine innere Disposition zur Seuche hat, verspühret.

Wenn man bei dem Schlachten eines Stück Viehes, eine dergleichen große Galle wahrnimmt, so kann man sichere Rechnung machen, daß die Seuche von der Heerde, woraus das geschlachtete Stück Vieh genommen worden, nicht weit entfernet ist.

Wenigstens ist es ein untrügliches Merkmaal, daß bei dergleichen Vieh die Säfte sehr verdorben, und deren Umlauf in Unordnung gerathen, folglich solches, wenn sich in der Nachbarschaft eine Viehseuche äußern und nähern sollte, desto leichter davon angestecket werden kann.

§. 26.

§. 26.

Ursachen dieser großen Galle.

Woher diese übernatürlich große Galle, die man bei allen mit der Seuche behafteten Rindvieh wahrnimmt, entstehe, werden vielleicht viele, die in der Arzeneywissenschaft, hievon den nöthigen Unterricht zu erlangen, keine Gelegenheit gehabt haben, zu wissen begierig seyn.

Um diesen nun hierunter einigermaßen ein Gnügen zu thun, so ist zu bemerken, daß sich überhaupt bei allen bösartigen und pestilenzialischen Fiebern, sowohl bei Menschen als Vieh, die Galle in einer dergleichen übermäßigen Größe zeiget. Ja selbst das Herz, die Leber und Milz, schwillt in dergleichen Zufällen stark an, und bekommt eine ungewöhnliche Ausdehnung.

In Ansehung der Gallenblase, wovon gegenwärtig nur die Frage ist, rühret deren ungewöhnliche Größe lediglich von der Beschaffenheit der Säfte und der Galle selber her. Denn diese geräth eben so, wie die übrigen Säfte des Körpers, in eine Gährung, woraus zuletzt eine mit einer Inflammation verknüpfte tödtende Fäulniß verursachet wird.

Bei einer solchen giftigen Beschaffenheit erzeuget die Galle, wie man bei allen Gährungen wahrnimmt, eine Menge von Luft, und vermittelst der Ausdehnung dieser eingeschlossenen Luft, wird die Gallenblase in der Art, wie man sie bei dem an der Seuche erkrankten oder gestorbenen Vieh wahrnimmt, vergrößert.

Wenn man nun eine dergleichen unnatürlich große Galle bei dem noch von aussen gesund scheinenden Viehe antrifft, so ist aus der vorhin von ihrer Entstehung gegebenen Nachricht offenbar, daß schon alsdenn die Corruption der Säfte,

ob sie gleich durch das allemahl dazu kommende Fieber noch nicht ausgebrochen ist, ihren Anfang genommen, und der Eigenthümer der Heerde, aus welcher ein bei dem Schlachten oder Aufhauen in solcher Beschaffenheit befundenes Stück Vieh genommen worden ist, die größeste Ursache habe, deshalb auf seiner Hut zu seyn, und die kräftigsten Mittel dagegen anzuwenden.

Man hat zwar, wie unten bald mit mehrern gezeiget werden wird, verschiedene äußere Kennzeichen von der Vieh-Seuche, die ziemlich zuverläßig sind. Keines unter allen aber ist so gewiß und ohnfehlbar, als die Wahrnehmung einer übernatürlich großen Galle, weshalb ich auch in dem Falle, wo die fremden Viehhändler die Verkürzung der Quarantaine verlangen, das Abschlachten eines Stückes aus der Quarantaine haltenden Heerde, und Untersuchung der in denselben befindlichen Galle, vorgeschlagen habe.

§. 27.

Die erste äußere Kennzeichen der Seuche sind trübe Augen, kalte und herunter hangende Ohren, ein schlammichtes Maul, und finsterers Aussehen um den Kopf.

Zu den äußern Kennzeichen, wodurch man sich, ob die in einer Heerde sich äußernde Krankheit eine ansteckende Seuche, oder nur ein anderer Zufall sey, vergewissern kann, ist zuvörderst zu rechnen, daß ein Vieh, so von der erstern angefallen wird, trübe und voll Materie sitzende Augen, kalte ganz herunter hangende Ohren, das Maul voller Schlamm und Geifer, und überhaupt um den ganzen Kopf ein finsteres und unmunteres Aussehen habe.

Dieses ist der Anfang aller Seuchen bei dem erkrankenden Viehe, und wer sich nur ein wenig auf die Vieh-Phy-

sionomie

sionomie verstehet, und schon vorhin dergleichen Vieh gesehen hat, der kann solches gar bald gewahr werden.

§. 28.

Daß die besten und munterſten Stücke gemeiniglich zuerst von der Seuche angefallen werden.

Das trübe Wesen und die Unmunterkeit eines solchen mit der Seuche behafteten Viehes, fällt um so mehr in die Augen, als gemeiniglich die besten und munterſten Stücke in der Heerde davon zuerst angefallen werden.

Solche pflegen auch selten durchzustaupen, sondern meistentheils zu crepiren.

Man hält es daher, wenn bei einer Heerde der Zucht-Stier oder Bullochse, weil derselbe die meiste Munterkeit und Fleisch hat, sich unter dem zuerst erkrankenden Viehe mit befindet, vor ein schlechtes Zeichen, und man zweifelt alsdenn nicht mehr daran, daß die sich geäußerte Krankheit eine wirklich ansteckende Viehseuche sey.

§. 29.

Ursachen hievon.

Es sind diese schon vorhin von der Erfahrung bestärkte Beobachtungen, wenn man sie nach physikalischen Sätzen in Erwägung ziehet, auch nicht ohne allen Grund. Das muntre und in gutem Stande sich befindende Vieh hat natürlicherweise das meiste und häufigste Blut, folglich ist es auch der Inflammation weit mehr und eher, als das andere, unterworfen.

Einige Wirthe geben es daher als ein Mittel gegen das Sterben des Viehes in der Seuche an, daß man, bei einer sich schon geäußerten Staupe, das noch gesunde Vieh brav abtreiben lassen soll.

Und auch dieses kann nicht gänzlich verworfen werden. Denn hiedurch wird nicht allein die überflüßige Menge des Blutes, welches zur Inflammation Gelegenheit giebet, gemindert, sondern auch die Transspiration des Viehes, wodurch ein Theil der ungesunden Säfte ausdunstet, befördert. Die Krankheit findet daher in solchen Thieren nicht den Stoff, den es, um mit ihrem Gifte in demselben zu wirken, haben muß.

Wenigstens kann sie in dergleichen Körpern nicht so heftig werden, und man hat daher, wenn es auch wirklich von der Staupe angegriffen wird, zu dessen Erhaltung mehrere Hoffnung. Auch lehret es die Erfahrung, daß dasjenige Vieh, welches die Staupe überstehet, gemeiniglich das schlechteste und magerste ist.

§. 30.

Daß bey denen Viehkrankheiten, die mit einem stinkenden, öfters blutstriemigen Durchfall verknüpfet sind, dieser Durchfall ebenfalls ein sicheres Kennzeichen einer ansteckenden Seuche sey.

Bei denjenigen Seuchen, die mit einem Durchfall begleitet sind, ist die Einstellung dieses Durchfalles ein sicheres Kennzeichen, daß das Vieh an einer ansteckenden Staupe krank sey.

Dieser Durchfall pfleget sich gemeiniglich den dritten Tag, nachdem das Vieh zu kranken angefangen hat, einzustellen, und man darf, sobald man solchen wahrnimmt, an dem wirklichen Daseyn einer entstandenen Seuche weiter keinen Zweifel tragen.

Das fäulische und an der Lungensucht kranke Vieh pflegt zwar auch mit einem dergleichen Durchfall, welcher ebenfalls

ebenfalls heftig stinket, behaftet zu seyn. Diejenigen, die hievon nicht Erfahrung genung haben, werden dadurch öfters irre gemacht, und sind, weil sie immer das Beste hoffen, den bemerkten Durchfall als eine Wirkung der Lungensucht anzunehmen, geneigt.

Der Durchfall eines mit einer ansteckenden Viehseuche behafteten Viehes, kann von dem Durchlauf, der sich bei der Lungensucht zu äußern pfleget, dadurch ganz eigentlich unterschieden werden, daß, ob sie gleich beide heftig stinken, dennoch der letzte öfters blutstriemig, und folglich eine wahre Ruhr ist, welches man bei dem an der Lungensucht kranken Viehe niemahls verspühret.

§. 31.

Von der ersten Art der Viehseuchen ist die sich dabey äußernde Verstopfung zwar auch ein Kennzeichen, jedoch nicht so zuverläßig, als der vorhin erwehnte Durchfall.

Bei derjenigen Art von Viehseuchen, welche mit einer fast unüberwindlichen Verstopfung verknüpfet ist, und die wir oben im eigentlichen Verstande zu den Inflammatorischen Fiebern gezählet haben, ist diese bemerkte Verstopfung ebenfalls als ein Kennzeichen, daß das kranke Vieh mit einer ansteckenden Staupe behaftet, anzusehen.

Inzwischen ist dieses Merkmaal im Anfange mehr zweifelhaft, als der bei der andern Gattung von Viehseuche sich äußernde Durchfall. Denn dergleichen Verstopfungen zeigen sich auch öfters bei andern gewöhnlichen und nicht ansteckenden Viehkrankheiten.

In diesem Fall muß man also die andere oben von uns angegebene Kennzeichen mit zu Hülfe nehmen, wenn man

aus

aus der Ungewißheit, ob die sich hervorgethane Krankheit, eine wirklich ansteckende Staupe, oder nur sonst ein anderer gewöhnlicher Zufall sey, setzen will.

Die in diesem unglücklichen Fach genugsam Geübte und Erfahrne, werden es dem kranken Vieh gleich an den Augen ansehen können, ob es mit einer Seuche behaftet ist, oder nicht, und daher die übrigen Kennzeichen wenig nöthig haben.

§. 32.

Daß das an der Viehseuche kranke Vieh sich in den ersten Tagen von dem Fressen nicht gänzlich abgiebt, es aber besser wäre, wenn es gar nicht Fressen bekäme.

Sonst ist zu bemerken, daß sich das an der Viehseuche erkrankete Vieh, in den ersten Tagen von dem Fressen nicht gänzlich abgiebet. Es frisset zwar nicht so viel und so frisch, als das gesunde, genießet aber dennoch immer etwas.

Auch dieses sollte man, wenn man mit dem kranken Vieh, wie unten mit mehrern gezeiget werden wird, kunstmäßig verfahren wollte, nicht zugeben, sondern das krank gewordene Vieh von allen Futter abhalten, und es nur blos mit guten reinen Wasser, worinn allenfalls etwas weniges Mehl oder Klei gemischet werden kann, fleißig tränken. In den Königlichen Preußischen Landen, ist es durch eine ausdrückliche Verordnung, daß dem kranken Vieh nichts zu fressen gegeben werden solle, vorgeschrieben. Die Gefäße sind bei dem kranken Vieh schon einmahl in Unordnung gebracht, und es können dahero von dem genossenen Futter keine gesunde Säfte erzeuget, wohl aber die Menge der ungesunden noch mehr angehäufet werden.

Ich sehe nicht ein, warum man hierunter bei dem Vieh andere Grundregeln, als bei den Menschen, annehmen wollte.

wollte. Denn der Bau der thierischen Maschine, ist in den Haupttheilen, insonderheit denjenigen, die zur Ernährung und Unterhaltung derselben bestimmet sind, einander vollkommen ähnlich. Einem kranken Menschen ist das Essen nichts nutze, weil davon keine gesunde Säfte erzeuget werden können, und die Erfahrung lehret zur Gnüge, daß das Essen der Kranken ihre Krankheit niemahl mindert, sondern vielmehr vermehret. Bei dem Vieh kann man daher ebenfalls keine andere Wirkung davon vermuthen.

Selbst ein großer Arzt unserer Zeiten, dessen wir unten mit mehrern zu gedenken Gelegenheit nehmen werden, bekräftiget dieses.

§. 33.

Von den fernern Kennzeichen bei dem Zunehmen der Krankheit, und wie lange solche, nachdem es entweder zum Tode oder zur Besserung ausschläget, daure.

Nach dem vierten auch wohl fünften Tage höret es gänzlich zu fressen auf. Das Wiederkäuen fällt gleichfalls hinweg, und es fängt heftig an zu stöhnen.

Jedoch nimmt man dieses Stöhnen nur besonders bei der zweiten Art von Viehseuchen, derjenigen nehmlich, welche mit einem Durchfall verknüpfet sind, wahr. Da solches eine ohnstreitige Anzeige von innerlicher Angst und Schmerzen ist, so hat es damit vermuthlich eben diejenige Beschaffenheit, die man in der Ruhr bei den Menschen antrift.

Diejenige Stücke, mit denen es bis zum Stöhnen kommt, überstehen die Krankheit nur selten. Der achte oder neunte Tag pfleget gemeiniglich der Krankheit durch den Tod ein Ende zu machen. Einige leben auch noch

wohl

wohl ein paar Tage länger, nachdem der Bau der Körper und die Wirkungen des Giftes verschieden sind.

Diejenige Stücke, die durchkommen sollen, pflegen sich gemeiniglich nach dem fünften Tage zu erholen, und wiederzukäuen anzufangen.

Inzwischen hat man auch Beispiele, daß einiges Vieh die ganze Staupe ausstehet, und dennoch wieder zuletzt gesund wird a). Dieses geschichet aber nur selten.

a) Nur noch erst in diesen Tagen hat mir einer meiner Wirthschafts-Freunde erzählet, daß, als ihn vor einigen Jahren das Unglück des Viehsterbens betroffen, er unter andern einen großeu Zugochsen, welcher schon in den letzten Zügen gelegen, gehabt habe. Da er nun nicht geglaubet, daß dieser Ochse beim Leben bleiben könnte, sondern längstens den andern Morgen todt seyn müste; so habe er befohlen, daß derselbe, um die Beschwerlichkeit des Herausbringens aus dem Stalle zu vermeiden, den Abend vorher, als man des andern Morgens seinen Tod vermuthet, auf den Hof geleitet, und daselbst angebunden werden müssen. Die Nacht hindurch wäre ein sehr starker Platzregen eingefallen, und er hätte, da er des Morgens nach diesen Ochsen, ob er todt sey, sehen wollen, zu seiner größten Verwunderung wahrgenommen, daß der Ochse ganz ruhig gelegen, und nicht allein noch am Leben gewesen, sondern auch wiederzukäuen angefangen, und nachher die ganze Staupe wirklich überstanden habe.

Ob und in wie weit der starke Regen, den dieser Ochse die Nacht über ausgestanden, zu seiner Genesung und Erhaltung etwas beigetragen, oder solche seiner dauerhaften Natur zu danken habe, lasse ich dahin gestellet seyn. Wie denn dieses auch der vorerwehnte Freund, ob er es gleich vermuthete, ebenfalls mit Gewißheit nicht versichern konnte. Möglich ist es inzwischen immer, indem,

dem, wie unten mit mehrern bemerket werden wird, viele die öftere Schwemmung des Viehes, als ein bewährtes Präservativ-Mittel gegen die Viehseuchen angeben.

§. 34.

Warum diese Kennzeichen, als die allgemeinsten, zu kennen einem Landwirth nothwendig sey, daß es aber fast bey einer jeden sich äußernden Viehstaupe besondere Umstände gebe.

Dieses sind die nächsten Kennzeichen und Merkmale, woraus man, ob die in einer Rindvieh-Heerde sich äussernde Krankheit, die Eigenschaften einer ansteckenden Seuche an sich habe, mit Zuverläßigkeit abnehmen kann.

Es kann seyn, daß es deren noch mehrere giebet. Meine eigene Erfahrung gehet aber weiter nicht, und ich habe mich daher auch nur blos mit der Anzeigung desjenigen, was mir darunter bekannt geworden ist, begnügen wollen.

Die große Verschiedenheit, die in allen natürlichen Dingen, sie mögen gut oder böse seyn, herrschet, findet auch hier Statt, und ich bin überzeuget, daß ein Landwirth, wenn er auch 20 oder 30 dergleichen Unglücksfälle in seinem Leben überstanden, oder mit angesehen hätte, dennoch bei einem jeden Fall besondere Umstände wahrgenommen haben würde.

Hierauf aber kann, bei der Ertheilung eines allgemeinen Unterrichts, keine Rücksicht genommen werden, sondern es ist genug, diejenige Merkmale zu wissen, woraus eine wirklich ansteckende Seuche von andern sonst gewöhnlichen Viehkrankheiten unterschieden werden kann.

Ein zureichender Unterricht von diesen Kennzeichen aber, ist deshalb nöthig, weil ein jeder, dem das Uebel einer

ner ansteckenden Seuche, so zu reden, ohnvermuthet über den Hals gekommen ist, alle mögliche Vorkehrungen, und solches zu mindern, nöthig hat. So lange er noch deshalb in Ungewißheit schwebet, nimmt er aber nur selten die dazu diensamen Mittel zur Hand.

Das wirksamste Mittel bei einer wirklich entstandenen Viehstaupe bestehet, daß ich dieses zum Beispiel anführen darf, wie es unten mit mehrern nachgewiesen werden wird, in einer sorgfältigen Absonderung und Entfernung des gesunden Viehes von dem kranken. So lange man aber nicht aus untrüglichen Kennzeichen von der Gefahr einer wirklich ansteckenden Seuche überzeuget ist, pfleget man auch zu dieser Vorsicht, welche mit vielen Beschwerlichkeiten verknüpfet ist, nicht zu schreiten, sondern man lässet es, in der Hofnung, daß es nur eine gewöhnliche Viehkrankheit, die nichts zu sagen habe, sondern nur blos einzele Stücke betreffen werde, bei der alten Einrichtung bewenden.

Hieraus entstehet aber ein Schade und Nachtheil, der nicht wieder gut gemachet werden kann, sondern öfters alle vorzukehrende vernünftige Mittel gänzlich vereitelt. Denn wenn dieses Uebel einmahl überhand genommen, und das Gift schon alle Individua der Heerde durchdrungen, und sich denselben mitgetheilet hat, so sind nachher alle deshalb zu treffende Vorkehrungen gemeiniglich fruchtlos und ohne Wirkung.

Berliner Beiträge

zur

Landwirthschaftswissenschaft.

Vierten Bandes

Fünftes Stück.

Landesbibliothek Mecklenburg-Vorpommern Günther Uecker
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1759087653/phys_0217
DFG

Fortsetzung
der
Drey und Dreyßigsten Abhandlung.
Von den verschiedenen Seuchen und Krankheiten des Rindviehes, deren Entstehungs-Ursachen, Kennzeichen, und den dagegen nöthigen Präservativ- und Heilungsmitteln.

§. 35.
Von den gegen die Viehseuchen diensamen Mitteln, und deren Eintheilung in Präservativ- und wirkliche Heilungsmittel.

Nachdem wir in dem nächst vorhergehenden Stücke, so wohl von den verschiedenen Seuchen des Rindviehes, als auch deren Entstehungsarten, und den Kennzeichen, woran sie vor andern gewöhnlichen, nicht ansteckenden Viehkrankheiten unterschieden werden können, das Nöthige beygebracht haben, so erfodert es nunmehr die von uns in dieser Materie beliebte Ordnung, daß wir auch der gegen dieses Uebel diensamen Mittel gedenken.

Die Mittel, die diesem Unfall, zu dessen Abwendung oder Milderung, entgegen gesetzet zu werden pflegen, kön-

nen ganz füglich in Präservativ- und wirkliche Heilungs-Mittel abgetheilet werden.

Die erstern finden Statt, wenn dieses Uebel noch nicht die Heerde selber ergriffen hat, sondern solche erst davon bedrohet wird, oder auch, bei schon wirklich vorhandener Seuche, die noch gesund seyende Stücke davon frei zu behalten, Vorkehrungen gemacht werden.

Unter den Heilungsmitteln werden solche verstanden, die man, um das wirklich mit der Seuche befallene Vieh zu retten, anwendet.

§. 36.

Von der unendlichen Menge dieser Mittel, und daß man darunter selten die rechte Wahl treffe, sondern gemeiniglich auf thörigte und widrige Dinge verfalle.

Die Anzahl beider, so wohl der Präservativ- als wirklichen Heilungsmittel, gehet fast in das Unendliche. Ein jeder suchet dieses große Uebel theils, da es noch in der Ferne ist, von sich abzuwenden, theils aber auch, wenn es schon wirklich unter seinen Heerden ausgebrochen, nach Möglichkeit zu hemmen und zu mildern.

In dieser Angst fällt man öfters auf thörigte Dinge, die weder in der Vernunft, noch auch in der Erfahrung, einen zureichenden Grund haben. Von allen, was man nur, daß es in den Viehseuchen gut gethan habe, reden höret, machet man Versuche, und wählet öfters Dinge, die dieses Uebel abzuwenden oder zu hemmen so wenig vermögend sind, daß sie solches vielmehr befördern.

Ein

Ein jedes altes Weib wird hier als ein bewährter Arzt angesehen, und mit ihren größtentheils lächerlichen Hülfsmitteln gehöret.

Ja selbst der Aberglaube, der Schandfleck der Christenheit, findet in diesen Gelegenheiten, besonders bei dem gemeinen Mann, Thor und Thüre geöfnet.

Was Wunder ist es daher, daß bei einer ungeheuren angehäuften Menge von Hülfsmitteln, dennoch keine Wirkungen davon gesehen werden, sondern das Uebel, wie man im Sprüchworte zu reden pfleget, immer von Zeit zu Zeit ärger wird.

§. 37.

Anmerkung von der Unwirksamkeit auch der vernünftig scheinenden Mittel, daß solches aber nicht an der Kraft der Mittel selber, sondern an der unrichtigen Wahl und Anwendung derselben liege.

Bei solchen Umständen ist es wohl nöthig, daß man in diesem Chaos eine Absönderung vornimmt, nur das Vernünftige und der Sache Angemessene beibehält, das andere aber ausmerzet, und, besonders dem gemeinen Mann, in seinen thörigten und lächerlichen Gestalt darzustellen suchet.

Selbst die vernünftig scheinende Mittel, sind und bleiben in den meisten Fällen unwirksam.

Dieses Schicksal haben zwar nur besonders die Heilungsmittel, indem, wenn die Seuche einmahl in einer Heerde eingerissen ist, auch die besten und kostbarsten Arzeneien

neien wenig oder gar nichts auszurichten pflegen, sondern alles, was darauf verwandt wird, umsonst und vergebens ist.

Ja die Erfahrung lehret wohl gar, daß die angewandte Mittel eher schädlich als heilsam sind. Ich selber habe dieses erfahren, und weiß, wie man im Sprüchwort zu reden pfleget, ein Lied davon zu singen a).

Inzwischen sind wegen einiger mißlungenen Versuche, nicht alle vernünftige Mittel gänzlich zu verwerfen. Denn die gütige Natur hat in allen Fällen, wo sie ein Uebel zugelassen, auch jederzeit die damider dienliche Mittel hervorgebracht. Wenn solche nicht allemahl anschlagen wollen, so lieget solches nicht so wohl in der Kraft der Mittel selber, als vielmehr darin, daß nicht die rechten erwählet, oder auch solche unrichtig angewandt werden.

a) Meine ehemahlige Schlesische Güter bestanden aus drei besondern Vorwerkern, welche ein jedes eine starke viertel Meile von einander entfernet, und sämmtlich mit einem starken Viehstande versehen waren.

Das im Jahr 1747, oben erwehntermaßen, mich, in Ansehung des Viehsterbens, betroffene Unglück, stellte sich auf allen drei Vorwerkern ein.

Auf zweien derselben wandte ich alle nur mögliche Mittel, um das Vieh zu retten, an, und ich glaube immer, daß ich zuviel darunter gethan habe. Auf dem dritten Vorwerk aber, ließ ich der Sache freien Lauf, und brauchte nichts.

Bei dem Ausgange fand sich, daß auf den beiden erstern Vorwerkern, wo alle, nur ersinnliche Mittel angewendet

wendet worden, das sämmtliche Vieh, einige wenige Stücke ausgenommen, verlohren gegangen, auf dem dritten hingegen über die Hälfte erhalten worden war.

Ich erinnere mich, dieses Umstandes schon bei einer andern Gelegenheit Erwähnung gethan zu haben. Da er aber der gegenwärtigen Abhandlung besonders anpassend ist, und zur Bestärkung desjenigen, was ich von der Unwirksamkeit der meisten Mittel in diesem Fall gesaget habe, gereichet, so habe ich, solchen hier nochmahl zu wiederholen, keinen Anstand genommen.

§. 38.

Von den Präservativmitteln, welche der Verfasser in die entfernten und nahen eintheilet, und, was unter jeder Art verstanden werde, anzeiget.

Die Präservativmittel, die zur Abwendung dieses großen Uebels bekannt sind, und angewendet zu werden pflegen, sind zwar ebenfalls, in Ansehung ihrer Wirkung, vieler Ungewißheit ausgesetzet, und sie schlagen nicht immer so ein, als man es wünschet.

Inzwischen kann man sich doch nach der Erfahrung weit mehr von ihnen, als von den wirklichen Heilungs-Mitteln, versprechen. Und es ist ohnstreitig, daß eine Heerde, bei welcher diese nichts helfen wollen, so gut als verlohren ist.

Wir werden daher nicht unrecht thun, wenn wir diese Präservativmittel zuvörderst beleuchten, und dabei das Vernünftige von dem Unvernünftigen abzusondern suchen.

Es können die Präservativmittel, deren man sich zur Abwendung der Viehseuchen zu bedienen hat, in zwei

Gattungen, nehmlich die entfernten und nahen, abgetheilet werden.

Unter den entfernten verstehe ich diejenigen, welche auch alsdenn, wenn noch keine wirkliche Gefahr, wegen einer zu befürchtenden Viehseuche, weder in der Nachbarschaft, noch auch in der Heerde, vorhanden ist, angewendet werden können und müssen.

Nahe Präservativmittel aber nenne ich diejenigen, welche anzuwenden vernünftig ist, wenn sich schon in den herum liegenden Gegenden ein ansteckendes Viehsterben äussert, oder sich auch bereits in der Heerde selber dergleichen eingefunden hat, um in diesem letztern Fall, das noch gesunde Vieh dadurch zu bewahren, und so viel möglich zu retten.

§. 39.

Zu den entfernten Präservativmitteln ist zuerst eine richtige Pflege und Wartung des Viehes zu rechnen.

Zu den entfernten Präservativmitteln rechne ich zuvörderst mit Recht, die richtige Pflege und Wartung des Viehes. Denn ich habe bereits §. §. 12 & 13. aus vernünftigen und zureichenden Gründen dargethan, daß der Mangel an derselben, die wahre und eigentliche Ursache von der ersten und ursprünglichen Entstehung aller Viehseuchen sey.

Was hauptsächlich unter der richtigen Pflege und Wartung des Viehes, wenn dadurch die Erzeugung der Seuche in der Heerde selber vorgebeuget werden soll, zu verstehen sey, habe ich ebenfalls §. 14. vorläufig angezeiget.

Da

Da diese Anzeige daselbst nur im Allgemeinen geschehen, so wird es die Wichtigkeit der Sache, weil auf eine gesunde Erhaltung des Rindviehes, ein großer Theil der Glückseligkeit eines Landmanns beruhet, wohl verdienen, daß wir die einzeln Stücke, die zu einer richtigen Pflege und Wartung des Viehes gehören, etwas genauer in Erwägung ziehen.

§. 40.

Zu einer richtigen Pflege und Wartung des Viehes, wodurch die Entstehung der Seuchen abgewendet werden kann, wird vor allen Dingen gesundes Sommer- und Winterfutter erfodert, und was hierunter besonders in Ansehung der Sommerweide, zu beobachten.

Gesundes, so wohl Sommer- als Winterfutter, ist dasjenige, was vor allen Dingen erfodert wird, wenn das Rindvieh gesunde Säfte erzeugen, und gegen alle Krankheiten und Zufälle, bei deren Entstehung hauptsächlich ein ungesundes Geblüte zum Grunde lieget, bewahret werden soll.

Wo die Sommer-Stallfutterung eingeführet ist, stehet die Wahl einer gesunden Weide nicht allemahl in eines Landwirths Gewalt, sondern er muß sie so nehmen und gebrauchen, als sie ihm durch die natürliche Lage seines Gutes zugefallen ist.

Daß eine hochliegende Hütung für das Vieh gesunder, als eine tief- und niedrig liegende sey, ist jedermann bekannt. Das Vieh befindet sich zwar, dem äussern Ansehn nach, bei der letztern weit besser, und gewähret auch eine stärkere Abnutzung, als bei der ersten. In Rücksicht der Gesundheit

aber, ist das auf einer niedrig liegenden Weide sich nährende Vieh weit mehrern Krankheiten und Zufällen, als das, so eine hohe Weide hat, unterworfen. Und selbst in Ansehung der verderblichen ansteckenden Viehseuchen, werden die an niedrigen Orten weidenden Heerden weit leichter und öfter davon überfallen, als das auf der Höhe befindliche. Es ist dieses zugleich ein unwidersprechlicher Beweiß, daß die Vorsorge vor gesunde Weide und Futter, kein blos speculativisches, sondern wahres wirksames Präservativmittel gegen die Viehseuche ist.

Obgleich ein Landwirth die Lage seiner Weide und Hütungsplätze an und vor sich nicht ändern kann, so ist er doch im Stande, verschiedene Vorkehrungen zu treffen, wodurch eine tiefliegende Hütung dem Viehe ohnschädlicher gemacht wird.

Nichts ist der Gesundheit des Viehes nachtheiliger, als wenn dasselbe sich seine Nahrung auf solchen Plätzen suchen muß, die niemahls recht trocken werden, sondern wo das Wasser, den ganzen Sommer hindurch, darinn hangen bleibet, und der ganze Grund dadurch quebbig und morastig gemacht wird. Das darauf wachsende Gras ist wegen der beständigen Nässe, welche eine Verstockung darinn verursachet, sauerbeitzig, und kann daher dem Vieh keine gesunden Säfte geben. Man bemerket auch, daß an solchen Orten das Vieh nicht lange dauert, sondern man es beständig, wenn man es nicht verlieren will, abwechseln muß, und an die Kälberzucht ist gar nicht zu gedenken.

Dergleichen nasse Weideörter durch geschickt angebrachte tüchtige Graben trocken zu machen, dazu wird nur in den wenigsten Gegenden die erforderliche Gelegenheit fehlen,

len, und ein Landwirth, der solches unterlässet, hat es sich selber beizumessen, wenn sein Vieh öfters anfällig wird, auch zuletzt gar eine Seuche unter denselben entstehet, oder solches doch wenigstens von einer in der Nachbarschaft grassirenden weit leichter und eher angestecket wird. Der Zunder lieget in dergleichen Vieh schon in Bereitschaft, und es darf, um in einer solchen Heerde dieses schädliche Feuer anzuzünden, nur ein kleiner Funken dazu kommen.

Auch pflegen die in der Niederung liegenden Weiden und Hütungsplätze sehr oft überschwemmet zu werden. Bei diesen Ueberschwemmungen wird die Oberfläche solcher Weiden, wenn das Wasser lange Zeit darauf stehet, mit einem häßlichen und zum Theil stinkenden Schlamm überzogen. Dieser Schlamm verunreiniget den ganzen Grund, und es ist sehr begreiflich, daß, wenn das Vieh auf dergleichen überschwemmt gewesene und mit Schlamm überzogene Plätze ohne Vorsicht geweidet wird, solches vor dasselbe die übelsten und nachtheiligsten Folgen haben müsse. Man kann, ohne ein Arzt zu seyn, leicht einsehen, daß dieser von dem Vieh mit eingeschluckte Schlamm nichts anders, als verdorbene und zur äußersten Fäulniß geschickte Säfte, hervor bringen könne.

Man nimmt auch wirklich wahr, daß nach starken Ueberschwemmungen, besonders wenn das Wasser übermäßig lange gestanden hat, an solchen Orten gemeiniglich ein Viehsterben, so öfters die ganze herum liegende Gegend unglücklich macht, auszubrechen pfleget.

Eine unumgänglich nothwendige Vorsicht ist es daher, daß das Vieh auf dergleichen überschwemmt gewesene Plä-

ße nicht eher zur Weide gebracht werde, bis man überzeuget ist, daß solche von diesem schädlichen Schlamm und Unflath völlig wieder frey sind.

Ich gestehe gar gerne, daß sich dieses besser sagen als thun lässet. In dergleichen Niederungen ist natürlicher Weise der Viehstand immer sehr stark, und woher soll die dazu erforderliche Weide her kommen, wenn die bestimmten Hütungsplätze überschwemmt gewesen?

Da in dergleichen Gegenden die Ueberschwemmung etwas gewöhnliches ist, wenigstens sich solche sehr oft zu ereignen pfleget, so muß ein dort wohnender Landwirth schon solche Anstalten machen, daß das Vieh bei entstandenen Ueberschwemmungen nicht Noth leiden dürfe, sondern so lange, bis die Gefahr vorbei ist, anderwärts untergebracht werden könne.

Hat er auf seinem eigenen Grund und Boden keine andere Gelegenheit, wo er das Vieh in dieser Zwischenzeit unterbringen kann, so muß er solche auswärts anzukaufen oder zu miethen suchen.

Hieran aber muß er nicht erst gedenken, wenn die Ueberschwemmung da ist, sondern dergleichen Plätze schon vorhin und jederzeit, weil solche öfters unvermuthet kommen, in Bereitschaft halten. Die daran gewandten Kosten werden ihn niemahls gereuen können, weil dadurch ein Unglück, so diese weit überschreitet, vermieden wird.

Und wenn auch hiezu keine Gelegenheit ausfindig zu machen möglich wäre, so wird ihn doch die Stallfutterung, wenn man sich derselben auch nur blos in dieser Zwischenzeit bedienet, hinlänglich decken können.

§. 41.

§. 41.

Warum, auch in Ansehung des Winterfutters, besonders alles dumpfigtes und naß eingebrachtes Heu vermieden werden müsse, wenn das Vieh gesund bleiben, und nicht zur Entstehung einer Seuche Gelegenheit gegeben werden soll.

Bei dem Winterfutter ist, da solches meistentheils aus trockenen Arten bestehet, zwar nicht so viele Gefahr. Inzwischen giebet es doch auch hier Fälle, wo Vorsicht nöthig ist, damit solches nicht zur Erzeugung ungesunder Säfte Anlaß gebe.

Alles dumpfigte Futter, es mag Stroh oder Heu seyn, ist dem Vieh nachtheilig, und es kann dasjenige, so damit (weil es schon einen natürlichen Abscheu davor hat, und daher nicht anders als aus Hunger frisset), gequälet wird, ohnmöglich gesunde Säfte behalten.

Höchst nöthig hat daher ein Landwirth, auf seine Heu-Ernten wohl Achtung zu geben, und besonders darauf ein wachsames Auge zu haben, daß solches nicht naß zusammen gebracht werde.

Daß ein dergleichen naß zusammen gebrachtes Heu sich nachher in den Schobern oder auf den Ställen anstecke, und dadurch schimmlicht und dumpfigt, ja wohl gar halb zu Mist werde, ist eine unausbleibliche Folge hievon. Von selbst aber fällt in die Augen, daß solches verdorbenes Heu dem Vieh, wenn es dasselbe auch gleich aus Noth fressen muß, ohnmöglich gedeihen, und in demselben gesunde Säfte zuwege bringen könne.

Besonders hat man hierunter den Grummet oder Nachmath, wie es an einigen Orten genannt zu werden pfleget, genau zu beobachten. Dieser

Dieser zweyte Schnitt des Grases fällt gemeiniglich zu einer solchen Zeit des Jahres ein, wo die Tage schon wieder kurz werden, und die Sonne ein vieles von ihrer wärmenden und trocknenden Kraft verlohren hat. Die Säfte des abgehauenen Grases ersterben daher in demselben weit schwerer, als bei dem ersten gemeiniglich in den heißen Sommertagen treffenden Heuschnitt.

Das Grummet oder Nachmath pfleget gemeiniglich vor das Rindvieh bestimmet zu werden. Es ist zwar solches, wenn es auch gut zusammen gebracht, besonders in Ansehung des Zugviehes und der melkenden Kühe, nicht wohl gethan. Denn die ersten müssen Kräfte zum Ziehen, und die zweyten einen Ueberfluß von Nahrungssäften zum Milchgeben haben. Der Grummet aber führet bei weiten nicht so viele Nahrungskräfte, als das in dem ersten Schnitt gewonnene Heu, bei sich. Vor das gelte Vieh, so weder Arbeit verrichten, noch Abnutzung gewähren darf, schicket sich der Grummet am besten. Will und muß man inzwischen, weil vielleicht der Vorrath nicht hinlänglich ist, dem Rindvieh auch von dem Grummet geben, so muß dieses doch unter keiner andern Bedingung geschehen, als wenn man vollkommen überzeuget ist, daß solcher recht trocken gesammelt und eingebracht worden.

Ich rathe keinem Wirthe, daß er sich hierunter blos auf das Gesinde, dem die Erhaltung des Viehes sehr gleichgültig ist, verlasse. Woferne er nur einige Aufmerksamkeit vor die unverrückte Erhaltung seines Viehstandes hat, so wird er schon von selbst hierunter nachzusehen, und die Güte des zu verfutternden Heues mit eigenen Augen zu untersuchen, geneigt seyn.

Wer

Wer wegen unzureichenden Vorraths von dem im ersten Schnitt gewonnenen Heu mit seinem Rindvieh Grummet zu futtern genöthiget ist, der thut am besten, wenn er Schüttfutter a) daraus machen lässet, und solches alsdenn zu den Wässerfuttern gebrauchet. Wenigstens geniesset das Vieh die etwa darinn steckenden ungesunden Theile nicht auf einmahl in so großer Menge, und es wird auch dieses schädliche Futter, durch die in dem Stroh befindlichen Salze, gewissermaßen gemäßiget und verbessert.

a) Zur Zubereitung des Schüttfutters werdrn zwey Personen erfodert, wovon die eine einen Arm voll Stroh, die andere aber einen Arm voll Heu hat, und solches Handweise dergestalt unter einander schütten, daß von beiden überall gleich viel kommt, da es denn hernach wieder zusammen gebunden, und dem Viehe vorgeleget wird.

Es ist dieses zugleich ein Verlängerungsmittel des Heues, und dienet an den Orten, wo das Heu nicht in Ueberfluß gewonnen wird, dazu, daß das Vieh den ganzen Winter hindurch bei gleichen Futter erhalten werden kann, und nicht bald Heu, und bald wiederum bloßes Stroh, welche Abwechselungen überhaupt nichts taugen, fressen darf.

§. 42.

In wie weit man auch bei der Futterung des Viehes, das naß eingebrachte und dadurch dumpficht gewordene Stroh vermeiden müsse.

Dumpfichtes und naß eingebrachtes Stroh muß ebenfalls vermieden, und mit dem Rindvieh nicht gefuttert werden.

Aus dieser Ursache thut man nicht wohl, das Stroh aus den Unterlagen der Tässe zur Futterung zu nehmen, weil

weil solches gemeiniglich wegen der aus dem Boden der Tässe aufsteigenden Feuchtigkeit angelauffen zu seyn pfleget. Wenigstens muß dergleichen Stroh, wenn man es etwa aus Mangel von der Futterung nicht entbehren kann, nicht zum Rauchfuttern, sondern nur blos zum Hexel genommen werden.

Ueberhaupt kann das dumpfichte Stroh zur Corruption der thierischen Säfte nicht so viel, als das verdorbene und naß eingebrachte Heu, beitragen.

Denn es ist bekannt, daß der Strohhexel mehr ein Vehiculum ist, um das mit aufgemengte nahrhaftere Futter dem Vieh auf eine bequeme Art beizubringen, und zugleich den Leib desselben auszufüllen, als daß von dessen Theilen, ausser dem wenigen Salze, so es bei sich führet, in die Säfte des Körpers etwas mit übergehen sollte.

§. 43.

Was, in Ansehung der im Winter zu verfutternden Kraut- und Kohlblätter zu beobachten.

In solchen Wirthschaften, wo, besonders dem melken Kuhviehe, allerhand Arten von Kraut- und Kohlblättern angemenget zu werden pflegen, ist sehr genau darauf Acht zu haben, daß hiezu nicht solches Kraut und Kohl, welches mit Gift und Mehlthau befallen gewesen, genommen werde. Denn hieraus müssen ebenfalls ungesunde und zur Fäulniß geneigte Säfte in den Körpern der Thiere entstehen.

Und da diese Arten von Gewächsen selten von allem Gifte frey zu seyn pflegen, so thut man wohl, daß man ein vor allemahl in seinen Ställen die Verfügung mache, daß solche Gewächse, ohne vorher tüchtig abgewaschen, und in einem

einem Zober voll Wasser, welches einigemahle abzugießen, und mit frischen zu verwechseln, vermittelst eines stumpfen Besens wohl gereiniget zu seyn, niemahls verfuttert werden müsse.

Das Futter mag gebrühet, oder trocken gegeben werden, so ist diese Reinigung dennoch allemahl nöthig. Durch das kochende Wasser wird der auf den Blättern des Kohls hangende Gift noch mehr aufgelöset, und es kann daher in den Körpern des Viehes, desto geschwinder seine Wirkung thun.

§. 44.

Von der fleißigen Tränkung des Rindviehes mit reinem Wasser, und warum dasselbe im Winter öfter getränket werden müsse, als im Sommer.

Daß zur richtigen Pflege und Wartung des Viehes, wenn dadurch die Erzeugung bösartiger und ansteckender Krankheiten vermieden werden soll, auch das fleißige Tränken mit reinem Wasser gehöre, haben wir bereits oben §. 15. umständlich bemerket.

Nur kommet es darauf an, daß einigermaßen bestimmet werde, theils wie oft das Vieh, wenn es in einem sichern und unverrückten Gesundheits-Zustande erhalten werden soll, zu tränken sey, theils aber auch, wie das Wasser, womit es getränket wird, beschaffen seyn müsse?

In Ansehung des erstern, ist ein Unterscheid zwischen der Sommer- und Winterfutterung zu machen.

Die Erfahrung lehret, daß das Vieh im Sommer bei dem frischen und grünen Futter weit weniger trinket, als bei dem trockenen Winterfutter. Die Ursache davon leget sich von selbst zu Tage, indem das grüne Futter schon vor-

hin eine Menge von Feuchtigkeiten bei sich führet, und also dasselbe weit weniger diluentia, als das trockene Winter-Futter, erfodert.

Das trockene Winterfutter hingegen, hat weit mehrere fremde Feuchtigkeiten, um es in die gehörige Nahrungs-Säfte aufzulösen, nöthig.

Dem Anschein nach brauchet zwar das Rindvieh wegen der Sommerhitze mehrere Tränke, als im Winter, und es ist ihm allerdings gut, wenn es öfters zum frischen Wasser gebracht wird. Dieses gereichet ihm aber mehr zur Abkühlung und Erfrischung der äussern Theile des Körpers, als daß es zur wirklichen Verdauung und Digerirung des genossenen Futters etwas beyträget.

Hieraus nun ergiebet sich von selbst der Schluß, daß das Vieh im Winter öfter, als im Sommer, getränket werden müsse. So widersprechend dieses auch manchen scheinen möchte, so gewiß und der Natur der Sache angemessen ist es doch.

Man gebe auch nur auf das, was die Erfahrung hierunter lehret, mit einiger Aufmerksamkeit Acht, so wird man gar bald von der Wahrheit dieses Satzes überzeuget werden.

Das Vieh hält sich im Winter, wenn es zur Tränke getrieben wird, weit länger dabey auf, und sauft weit begieriger als im Sommer. Scheinet es gleich in den heissen Tagen das Wasser mehr, als in dem Winter, zu lieben, so geschiehet solches doch nur blos, wie ich schon vorhin erwehnet habe, der Abkühlung halber. Dasselbe gehet, wo die Gelegenheit dazu vorhanden ist, bei großer Hitze bis über das Creutz hinein, hält sich auch mit Vergnügen so lange

lange, bis es wieder herausgetrieben wird, darin auf. Dieses aber geschiehet nicht, um zu saufen, sondern blos, um sich zu erquicken, und auch hauptsächlich des auf sie in Menge fallenden Ungeziefers zu erwehren. Bei einer eingeführten Sommer-Stallfutterung wird man offenbar wahrnehmen, daß das Vieh im Winter mehr, als im Sommer, so lange es noch grünes Futter bekommt, saufet.

Hieraus nun folget von selbst der natürliche Schluß, daß das Vieh im Winter mehr und öfter, als im Sommer getränket werden müsse.

§. 45.

Wie oft dasselbe im Sommer, und wie oft es im Winter, unter gewissen Umständen, täglich zu tränken.

Um nun zu bestimmen, wie oft dasselbe im Sommer, und wie oft es im Winter getränket werden müsse, so setze ich dabei voraus, daß bei demjenigen, welches auf der Weide getrieben wird, genungsame Gelegenheit, bei dem Aus- und Eintreiben zum Wasser zu kommen, vorhanden sey.

Fehlet es an dieser Gelegenheit nicht, so kann dem Vieh darunter seine Freiheit ohne Einschränkung gelassen werden. Denn da es täglich dreimahl aus, und eben so oft wieder eingetrieben wird, so wird es ihm wohl niemahl an dem nöthigen Wasser, um seinen Durst zu stillen, ermangeln können.

Nicht aber an allen Orten trift man solche Gelegenheiten, wo das Vieh einen freien Zugang zum Wasser und zur Tränke bei dem Aus- und Eintreiben hat, an. Hier muß denn allerdings solche Vorkehrung gemachet werden, daß

das weidende Vieh genungsames Wasser zur Stillung seines Durstes bekomme.

Auf den größesten und besten Hütungsplätzen ist hieran öfters der meiste Mangel. Sind daher in der Nähe keine Ströhme, Bäche oder Seen, an welche das Vieh zur Tränke getrieben werden kann, so muß der Eigenthümer schlechterdings davor sorgen, daß daselbst tüchtige Brunnen gegraben, und eine ordentliche Tränke angeleget werde. So ofte nun das Vieh auf der Weide kommt, oder wieder nach Hause getrieben wird, ist es nöthig, daß vorher diese Tränk-Oerter von dem Hirten berühret, und von demselben, ob das Vieh seinen Durst stillen und abkühlen wolle, abgewartet werde.

Bei einer eingeführten Stallfutterung aber, nehme ich aus vorbemeldeten Gründen, ganz sicher an, daß das Vieh im Sommer bei dem grünen Futter, es sey denn, daß es des vorhin erwehnten Abkühlens halber öfter geschehe, des Tages zweimahl zum Wasser gebracht werden dürfe, da ich hingegen im Winter beim trockenen Futter, besonders wenn solches nicht gebrühet wird, das dreimahlige Tränken, als eine nothwendige, zur gesunden Erhaltung desselben erforderliche Vorsicht, anrathen muß.

Dieses dreimahlige Tränken im Winter, kann in keiner füglichern Ordnung geschehen, als wenn es gleich des Morgens um 8 Uhr, wo das Vieh die lange Nacht hindurch das genossene Futter wiedergekäuet hat, und solches nunmehr in gesunde Nahrungssäfte verwandelt werden soll, nachher des Mittages gegen 12 Uhr, und endlich Abends um 5 Uhr gegen das letzte Nachtfutter vorgenommen wird.

§. 46.

§. 46.

Wie das Wasser, womit das Vieh, so wider die Erzeugung ansteckender Seuchen bewahret werden soll, zu tränken ist, beschaffen seyn muß, und daß man, wenn man nach der Lage des Orts kein gesundes Wasser hat, sich solches allemahl durch Brunnengraben verschaffen kann.

Noch ist die Frage: wie das Wasser, womit das Vieh getränkt wird, beschaffen seyn müsse? zu beantworten übrig.

Wenn man auf dasjenige, was in dem Vorhergehenden von den Ursachen des öftern Viehsterbens gesaget worden, zurücke gehet, so wird man leicht begreiffen, daß hiezu kein solches Wasser, welches eine Fäulniß bei sich führet, oder zu deren Entstehung in den Körpern dieser Thiere etwas beitragen kann, genommen werden müsse.

Nichts ist daher dem Viehe schädlicher und nachtheiliger, als das Wasser aus den kleinen Dorf- und Feldpfühlen, welche keine eigene lebendige Quellen haben, sondern ihren Zufluß nur hauptsächlich von dem Regenwasser bekommen. Ein dergleichen stehendes Wasser geräth, sowohl im Sommer bei der brennenden Sonnenhitze, als auch im Winter, wenn es mit Eis bedecket ist, sehr leicht in eine Fäulniß, und die Vernunft giebet es von selbst, daß ein solches faules, und öfters vor Fäulniß stinkendes, auch gemeiniglich mit einer Menge von Gewürmen angefülltes Wasser, keine gesunden Säfte erzeugen, sondern vielmehr in dem Geblüte des Viehes eine zuletzt zur Fäulniß ausschlagende Gährung verursachen müsse.

Man lasse das Vieh, ehe man es mit solchen faulen Wasser tränket, lieber aus den auf dem Hofe befindlichen

Mistpfützen saufen. Das darinn befindliche Wasser hat doch wenigstens noch gewisse Salze bei sich, welche der Fäulniß eher widerstehen, als sie befördern.

Ein reines Fluß- und Quellwasser, auch allenfalls dasjenige, was in großen stehenden Seen, die durch Spring- und Quellwasser unterhalten werden, ist eine gesunde und unschädliche Tränke vor das Vieh, und an denjenigen Orten, wo dergleichen vorhanden ist, können die Heerden, sie mögen auf der Weide gehen oder im Stalle gefuttert werden, mit weit mehrerer Sicherheit und Zuverläßigkeit, gegen die Erzeugung aller schädlichen ansteckenden Viehkrankheiten bewahret werden.

Ich weiß wohl, daß die Gelegenheit zu einem dergleichen Wasser nicht an allen Orten vorhanden ist. Man trift viele Landgüter an, wo man weder Bäche noch Ströhme, noch auch andere mit frischen Quellen versehene Gewässer findet.

In diesem Fall nun muß ein Landwirth, dem die gesunde Erhaltung seines Rindviehstandes lieb ist, sich die Kosten, eigene Brunnen zu graben, um das Vieh sowohl in den Sommer- als Wintertagen mit reinen Wasser tränken zu können, nicht gereuen lassen.

Die Anlegung solcher Brunnen ist in unsern Tagen an allen Orten möglich, und die heutige Brunnengräberkunst hat denjenigen, die hierunter eine Entschuldigung suchen wollen, wie ich schon in diesen Blättern bei einer andern Gelegenheit bemerket habe, allen Vorwand benommen.

§. 47.

Landesbibliothek Mecklenburg-Vorpommern Günther Uecker
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1759087653/phys_0238
DFG

§. 47.

Warum zu einer richtigen Pflege und Wartung des Viehes, wodurch dasselbe gegen die ansteckende Seuchen bewahret werden soll, auch die stete Reinhaltung gehöre, wobei des fleißigen Einstreuen, öftern Schwemmen, und des Striegeln gedacht wird.

Zur richtigen Pflege und Wartung des Rindviehes, gehöret endlich auch, wie ich schon in dem Dritten Bande dieses Werkes angeführet habe: daß selbiges stets reinlich gehalten werde.

Zur Bewahrung vor ansteckende Seuchen träget dieses mehr bei, als man gemeiniglich glaubet.

Schon bei den Menschen nimmt man wahr, daß das Gift aller epidemischen Krankheiten in schmutzigen und unreinlich gehaltenen Herbergen, weit eher haftet und eindringet, als in solchen Häusern, wo Sauberkeit und Reinlichkeit herschet. Die Pest, Ruhr, Fleckfieber und dergleichen, stellen sich nur gemeiniglich in den Hütten des gemeinen Mannes ein, und es geschiehet sehr selten, daß auch die Wohnungen derjenigen, die allen Schmutz und äussere Unreinigkeiten von sich zu entfernen suchen, damit überfallen werden.

Nach dieser Erfahrung, kann man auch von den thierischen Körpern ein gleiches vermuthen, und fast mit Gewißheit überzeuget seyn, daß ein stets reinlich gehaltenes Vieh, dem Gift der Seuchen weit weniger ausgesetzet sey, als ein andres, welches schon bei gesunden Tagen im Schlamm und Koth halb umkommen müssen.

Das ordentliche Mittel, das Rindvieh reinlich zu halten, ist eine fleißige und öftere Einstreue. Der Mangel

daran hindert schon überhaupt das Gedeihen des Viehes, und wer mag wohl zweifeln, daß das durch die Luft fortgepflanzte eine Fäulniß gebährende Gift, da ein jedes Ding gleichartige Theile suchet, sich auch dem von aussen schmutzigen und mit Koth und Unflath überzogenen Viehe, weit leichter, als einem andern, so in reinlichen Umständen unterhalten worden, mittheile?

Auch wird, durch die auf der Haut des Viehes sich angelegte Unreinigkeiten, indem sie die Schweißlöcher verstopfen, die gewöhnliche Transspiration und Ausdunstung gehemmet. Die Transspiration aber ist bei allen thierischen Körpern derjenige Weg, wodurch die Natur, so wohl die überflüßigen, als auch schädlichen und ungesunden Säfte auswirft, und den Körper davon befreiet.

Wenn nun diese Ausdunstung nicht frei genung geschehen kann, so ist es ganz natürlich, daß die aus dieser Ursache zurückbleibende überflüßige oder schädliche Säfte, sich zuletzt dergestalt anhäufen, daß daraus Seuchen und Krankheiten entstehen müssen.

Aus diesem Grunde schlagen einige das öftere Schwemmen des Viehes, weil es dadurch allerdings des auf der Haut sitzenden Schmutzes entlediget wird, vor.

Wo hiezu Gelegenheit ist, muß solches nicht unterlassen werden. Denn die Erfahrung lehret, daß dasjenige Vieh, so öfters in frischen Wasser geschwemmet wird, weit frischer und munterer ist. Es giebet Gegenden, wo das Vieh nicht anders auf seine Weideplätze kommen kann, als daß es durch einen zwischen liegenden Strohm schwimmen muß. Das Vieh thut solches nicht allein gerne und freiwillig,

willig, sondern man nimmt auch wahr, daß dasselbe an solchen Orten besser gedeihet und dauerhafter ist.

Eben so verhält es sich auch mit dem Striegeln des Rindviehes, wovon ich bereits in dem Dritten Bande dieser Beiträge einige Erwähnung gethan, und, daß ich solches auf meinen ehemahligen Schlesischen Gütern mit einigen Kühen selber versuchen lassen, bemerket habe.

Daß diese Art der Viehreinigung als ein entferntes Präservativmittel angesehen werden müsse, ergiebet sich aus demjenigen, was wir vorhin von der durch den Schmutz und Unflath gehemmten Transspiration gesaget haben, von selbst. Jedoch wird ein jeder begreifen, daß dieses Mittel nur bei kleinen Heerden und wenigen Stücken Statt finden könne, bei großen Heerden aber sich dessen Ausübung von selbst verbiete.

§. 48.

Ursachen, warum das öftere Salzen, als ein bewährtes Präservativmittel wider die Rindviehseuchen anzusehen sey.

In dem Dritten Bande der gegenwärtigen Beiträge zur Landwirthschaftswissenschaft, wo ich schon überhaupt von der Pflege und Wartung des Rindviehes gehandelt, und wovon ich wegen des Zusammenhanges dieser Materie, vieles anher wiederholen müssen, habe ich bereits auch unter andern das fleissige Salzen des Viehes, als ein sehr nützliches Gedeihungsmittel vor dasselbe angepriesen.

Hier muß ich solches abermahl thun, und es dem geneigten Leser unter der Gestalt eines sehr bewährten Präservativmittels erinnerlich machen.

Daß die in allen Thieren, so wohl vernünftigen als unvernünftigen, circulirende Säfte, wenn der Körper gesund bleiben soll, die Natur eines Seifenartigen Saftes an sich haben müssen, ist allen denen, die in dem Thier-Reiche nicht ganz unerfahren sind, zur Gnüge bekannt, und wir haben auch solches schon bei verschiedenen andern Gelegenheiten bemerket, und als einen ohnstreitigen Grundsatz vorausgesetzet.

Nun aber ist ferner bekannt, daß ein Seifenartiger Saft, durch die Verbindung öhlichter Theile, mit alkalischen Salzen erzeuget werde, und diejenige, welche einige Kenntniß von dem gemeinen Seifkochen haben, wissen aus der Erfahrung, daß diese Verbindung nicht anders, als durch Zumischung einer verhältnißmäßigen Menge von Mittel-Salz geschehen könne.

Da nun solchergestalt das Salz nicht allein in dem Blute einen Seifenartigen Saft zuwege bringet, sondern derselbe auch durch dessen fleißigen Gebrauch erhalten wird, so ersiehet man hieraus die Ursachen, warum das öftere Salzen des Viehes, als ein entferntes Präservativmittel gegen die Viehseuchen anzuempfehlen, vernünftig sey.

So bald diese Verbindung in dem Blute aufhöret, und sich die öhlichten Theile desselben trennen, so entstehet daraus eine Dispositiön zur Fäulniß, als welche bei allen epidemischen Viehkrankheiten zum Grunde lieget. Durch den fleißigen und öftern Gebrauch des Salzes aber, wird diese Trennung gehindert, folglich auch der Fäulniß des Blutes dadurch vorgebeuget.

Wie oft dem Vieh Salz zu geben, rathsam sey, ist bereits in dem Dritten Bande dieser Blätter S. 572. und

591.

591. bemerket worden. Auch habe ich in dem Zweiten Bande dieser Blätter Seite 768, wo von dem Gebrauch der Wermuth gehandelt worden, unter andern gezeiget, daß, das Salz mit Wermuth zu vermischen, bei graßirenden Viehseuchen sehr dienlich sey.

§. 49.

Daß die Stallfutterung, wo das Vieh auch des Sommers, es mag in der Nachbarschaft eine Viehseuche graßiren, oder nicht, beständig auf dem Stall gefuttert wird, zu dem entfernten Präservativmitteln gehöre.

Nichts ist dem auf der Weide gehenden Viehe schädlicher, als wenn es nicht vor die giftige Nebel, die gemeiniglich zu Frühjahrs- und Herbstzeiten, öfters auch wohl im Sommer selber, zu entstehen pflegen, gehörig in Acht genommen, sondern ohne die geringste Vorsicht auf das damit befallene Gras zur Hütung ausgetrieben wird.

Wenn auch die Schädlichkeit dieser giftigen Nebel, durch welche öfters sogar das Ersterben des Grases und der Blätter auf den Bäumen verursachet wird, nicht schon aus der Erfahrung genungsam bekannt wäre, so giebet es doch die Vernunft selber, daß das Vieh, wenn es solchen mit dem Grase, ohne daß solches vorher durch die Luft davon gereiniget worden, mit einfrisset, ohnmöglich dabei gesund bleiben könne, sondern dadurch nothwendig ungesunde und zur Fäulniß geneigte Säfte in demselben erzeuget werden müssen.

Diese Gifte fallen öfters unvermerkt, und man nimmt sie gemeiniglich nicht eher, als aus ihren schädlichen Wirkungen, wahr. Hieraus ergiebet sich, daß diejenigen Wirthe,

the, welche die Stallfutterung des Rindviehes eingeführet haben, wegen der ansteckenden Viehseuchen weit weniger in Gefahr sind, wie solches bereits in dem zweyten Bande gegenwärtiger Schrift S. 427. beiläufig erinnert worden ist. Denn wenn das Vieh beständig auf dem Stalle stehet, so ist es nicht allein von der Theilnehmung an einem solchen vergifteten Grase frey, sondern es kann auch bei Viehseuchen, so in der Nachbarschaft graßiren, der davon in der Luft verbreitete giftige Theil, wodurch sonst auch die gesundesten Heerden angesteckt werden, nicht so leicht bei dasselbe eindringen, welches, wie ich schon c. l. bemerket habe, die Nützlichkeit der Stallfutterung gar sehr vermehret, und selbige besonders vorzüglich macht.

Aus diesem Grunde mag denn auch die Stallfutterung mit gutem Rechte schon zu den entfernten Präservativmitteln gezählet werden. Denn daß sie unter den nahen Präservativmitteln billig den ersten Platz verdiene, wird unten bald mit mehrern gezeiget werden.

§. 50.

Warum auch das des Sommers auf der Weide gehende Vieh, wenn nicht eine Seuche unter demselben entstehen solle, nicht eher, bis der Thau und Nebel, welche öfters einen schädlichen Gift mit sich zu führen pflegen, durch Luft und Sonne von dem Grase weggenommen worden, ausgetrieben werden müsse.

Sollte aber auch an einigen Orten die Einführung der Stallfutterung vor das Rindvieh der übrigen Wirthschafts-Verfassung nicht angemessen, sondern es, daß das Vieh auf die Weide gejaget werde, rathsamer seyn, so wird es doch, wie ich schon bei andern Gelegenheiten erinnert habe, allemahl

allemahl eine nöthige Vorsicht bleiben, daß das Vieh des Morgens nicht so frühe ausgetrieben, sondern so lange, bis der Thau und Nebel durch Luft und Sonne abgetrocknet sind, in dem Stalle gehalten werde.

Was darunter ferner zu beobachten sey, habe ich ebenfalls schon in dem dritten Bande S. 543. umständlich berühret, und man wird, wenn man solches c. l. nachlesen will, von selbst überzeuget werden, daß diese Vorsicht gleichmäßig zu den vernünftigen entfernten Präservativmitteln gerechnet zu werden verdiene.

§. 51.

Daß ein jährliches zweymahliges Aderlassen das Rindvieh ebenfalls gegen die Seuchen bewahren könne, imgleichen zu welcher Zeit, und auf welche Art dieses Aderlassen vorzunehmen sey.

Bei der oben vorangeschickten Beschreibung, von der eigentlichen Beschaffenheit und den tödtenden Ursachen der Viehseuchen, ist unter andern bemerket worden, daß fast jederzeit eine heftige Entzündung des Blutes und der Gefäße damit verknüpfet sey.

Der Grund von allen Entzündungen in dem Blute, bestehet entweder in dessen Ueberfluß, oder, daß dasselbe nicht von rechter Art, sondern mit Theilen, die seinen Umlauf unnatürlich machen, vermischet ist. Das Aderlassen ist in beiden Fällen das kürzeste und sicherste Mittel. Denn hiedurch kann sowohl die überflüßige Menge des Blutes gemindert, als auch, nachdem die ungesunden Theile davon weggelassen worden, dem übrig bleibenden sich wiederum mit neuen gesunden Säften zu vergesellschaften, Gelegenheit gegeben werden. Mit Recht gehöret also das Aderlassen

lassen mit zu denjenigen Vorsichten, wodurch man seine Rindviehheerden gegen die Entstehung einer ansteckenden Viehseuche sicher stellen kann.

Zu diesen aus Vorsicht zu verordnenden Aderlassen, würde ich den Anfang des Frühlinges und des Herbstes, folglich zweimal im Jahre vorschlagen, indem dieses diejenigen Zeiten sind, wo in dem Blute der Thierischen Körper die meisten und heftigsten Veränderungen vorzugehen pflegen.

Diese Aderlaßzeiten sind bereits in einem in den Königl. Preußischen Landen unter den 14ten August 1745 bekannt gemachten Avertissement in der Beilage F. No. 9. bestimmet, und daselbst ebenfalls ein zweymahliges Aderlassen des Viehes in jedem Jahre, als ein nöthiges Präservativmittel gegen die Seuchen, angerathen, dabei aber besonders bemerket worden, daß dem Vieh im Frühjahr die Bräun- und im Herbste die Lungader geschlagen werden müsse.

§. 52.

Von einem besondern Präservativmittel, so in einem wegen der Viehseuchen ergangenen Königl. Preußischen *Avertissement* angerathen worden, und in verfaulten Fischeingeweiden, womit das Vieh beschmieret werden muß, bestehet.

In dem vorerwähnten Avertissement, welches man in der dritten *Continuation* der *Constitutionum Marchicarum*, worinn die Rescripte und Verordnungen vom Jahr 1745 bis 1747 incl. gesammlet sind, findet, trifft man in der bemeldeten Beilage S. 27. noch drey andere Präservativmittel an, die als sehr nützlich angepriesen werden, weshalb ich solche hier ebenfalls mit wenigen anführen will.

Von

Von dem ersten heißet es c. l. folgendergestalt:

Es ist sehr nützlich befunden worden, wenn man das Eingeweide von allerley Sorten Fische (von den fettesten ist es am besten) aufheben und etwas faulen lässet, womit nachher das gesammte Vieh, zwischen den Hörnern auf dem Kopf, und unten zwischen den Kinnbacken, stark beschmieret und bestrichen wird. Welches denn ordentliche Beulen zusammen ziehet, so nicht selten aufbrechen, und woraus viel garstiges Wasser, mit Materie vermischt, lauft, wornach sich das Vieh munter und fräßig bezeuget, auch thut solches frischer Theer und Wagenschmiere, in den Dünnungen und zwischen den Kinnbacken gestrichen.

Der Gebrauch von dem Eingeweide der Fische zu diesem Endzweck ist wenig bekannt, und ich erinnere mich nicht, jemahls davon etwas gehöret zu haben. Man kann dieses als eine Art von Vesicatorium ansehen, und es muß allerdings von guter Wirkung seyn, wenn das Vieh von Zeit zu Zeit von den bei sich führenden Unreinigkeiten befreyet wird.

Sonst ist auch bekannt, daß die Christwurzel, wenn man einige Stengel davon dem Vieh forn in die Brust, vermittelst eines Pfriemens, durch die Haut stecken lässet, eine gleiche Wirkung thut, indem nach derselben gleichfalls ein garstiges Wasser aus der damit gemachten Wunde lauft, und das Vieh dadurch von den bey sich führenden ungesunden Säften, die, wenn sie sich anhäuffen, schädliche Folgen haben können, gereiniget wird.

Der Gebrauch der Christwurzel ist gemeiner und bekannter, als der von den Fischeingeweiden. Man bedienet

sich

sich aber dieses Mittels gemeiniglich nur erst alsdenn, wenn sich schon unter dem Vieh eine Krankheit zu äußern anfängt.

§. 53.

Von zwei noch andern in vorhin berührten *Avertissement* angepriesenen Präservativmitteln, welche näher bemerket werden.

Das zweite c. l. angepriesene Präservativmittel, bestehet darin, daß dem Vieh ein Hering in frischen Theer geweichet, *item* eine lebendige Caruße oder auch nur ein Frosch, gleichfalls in Theer eingeweichet, eingesteckt werden soll.

Dieses Mittel ist bekannter, als das vorige, und es wird an vielen Orten, besonders im Frühjahr, wenn das Vieh zum erstenmahl auf die Weide getrieben wird, beobachtet.

Hauptsächlich setzet der gemeine Mann ein großes Vertrauen darauf.

Der Hering, die Caruße oder Frosch können, nach meiner Einsicht, wohl wenig zur Erhaltung des Viehes beitragen. Das beste wird wohl das in dem Hering steckende Salz, und bei der Caruße oder dem Frosch der Theer dabei thun müssen, und ich glaube immer, daß es von gleicher Wirkung seyn würde, wenn man dem Vieh bei dem ersten Austreiben blos eine Kelle voll Theer mit Salz vermischt einsteckte, indem bekannt ist, daß derselbe bei vielen Viehkrankheiten ein diensames Mittel ist, und besonders auch verhindert, daß dem Vieh so leicht kein Gift anfallen kann.

Endlich wird c. l. auch als ein sehr nützliches Präservativmittel angepriesen, wenn Salpeter und an den Lindenbäumen

bäumen wachsende Schwämme, in die Tränktröge geleget werden, und das Vieh davon saufen muß.

Von der Natur und Wirkungen der an den Lindenbäumen wachsenden Schwämme, habe ich keine Kenntniß. Von dem Salpeter aber ist bekannt, daß derselbe in allen Entzündungsfiebern ein diensames Mittel ist. Da nun die entstandene Viehseuchen jederzeit mit einer Entzündung verbunden sind, so ist es ganz natürlich, daß der Salpeter, wenn er dem Viehe öfters beigebracht wird, dessen Säfte und Gefäße in solche Verfassung setzen müsse, daß in selbigen so leicht keine Entzündung entstehen kann.

Der Salpeter gehöret so gar zu den vernünftigen Heilungsmitteln, deren man sich, wie bald unten mit mehrern gezeiget werden wird, bei einem schon wirklich vorhandenen Viehsterben, mit großen Nutzen bedienen kann. Um so weniger mag ihm die Kraft eines guten Präservativmittels abgesprochen werden.

§. 54.

Von den nahen Präservativmitteln, und zwar solchen, welche, wenn die Seuche schon in der Nachbarschaft ausgebrochen, die Heerde eines Landwirths selber aber noch frei davon ist, diensam sind.

Dieses mag von den entfernten Präservativmitteln, deren man sich zu allen Zeiten, es mag in der Nachbarschaft eine wirkliche Viehseuche ausgebrochen seyn oder nicht, um sein Vieh gesund zu erhalten, zu bedienen hat, genung seyn.

Auch von den nahen Präservativmitteln wird nunmehr das nöthige erwähnet werden müssen. Daß bei denselben ebenfalls ein Unterscheid, ob die Viehseuche nur

erst in der herumliegenden Gegend graßiere, oder sich solche auch schon in der Heerde selber geäussert habe, zu machen sey, ist bereits §. 38. bemerket worden. Die Verschiedenheit dieser Umstände giebet auch zugleich verschiedene Präservativmittel, um das noch gesunde Vieh in beiden Fällen nach Möglichkeit zu erhalten, an die Hand.

Zuförderst wollen wir diejenigen Mittel, welche, wenn die Seuche zwar schon in der herum liegenden Gegend ausgebrochen, die Heerde eines Landwirths aber noch frei davon ist, mit Nutzen angewandt werden können, in Betracht nehmen.

§. 55.

Warum die Sperrung der inficirten Oerter, als ein heilsames Präservativmittel gegen die weitere Ausbreitung der Viehseuchen anzusehen ist, und was deshalb schon längst in den Königlichen Preußischen Landen verordnet worden.

Da die Erfahrung unwidersprechlich gelehret hat, daß das Gift der ansteckenden Viehseuchen nicht blos an dem Ort, wo es sich zuerst geäussert hat, verbleibet, sondern sich auch sehr leicht in der Nachbarschaft mittheilet, und, wenn nicht bei Zeiten vernünftige allgemeine Vorkehrungen getroffen werden, öfters ganze Provinzien, wie wir solches nur noch in den vorigen Jahren in der Altmark gesehen haben, verheeret; so ist man in allen wohl geordneten Staaten auf Mittel bedacht gewesen, um dieser schädlichen und schleunigen Ausbreitung einer so Landverderblichen Plage Einhalt zu thun.

Die Sperrung der inficirten Oerter, wodurch denselben alle Gemeinschaft mit andern, noch reinen Orten abgeschnit-

geschnitten wird, hat vor andern hiezu das wirksamste Mittel zu seyn geschienen.

Schon im Jahr 1716. ist in den Königl. Preußischen Landen, durch ein ergangenes Edict folgendes verordnet worden:

Wann sich an einem Orte oder in der Nähe Viehsterben äussert, soll den benachbarten Orten sofort solches kund gemacht werden, damit sie um desto mehr auf ihrer Hut seyn, die zu den inficirten Ort führende Passagen besetzen, und solchergestalt den Ort sperren mögen, damit kein Mensch, welcher mit kranken Vieh umgegangen, noch einiges Vieh selbst heraus kommen könne; wie wir denn benöthigtenfalls, wenn es erfodert wird, auch einige Truppen dazu hergeben lassen wollen, und Kraft dieses, unsern sämmtlichen commandirenden Officiren allergnädigst anbefehlen, auf geschehene Requisition von der Obrigkeit eines jeden Orts so viel Mannschaft als nöthig, um die *Avenües* der inficirten Orte zu besetzen, dazu zu commandiren, und was nöthig, sorgfältig zu veranstalten.

Da das Viehsterben in den neuern Zeiten auch in den Königlich Preußischen Landen noch weit gemeiner, als es zur Zeit des vorbemeldeten Edicts war, geworden ist, so lässet sich schon von selbst vermuthen, daß ein so treuer und vor die Wohlfarth seiner Unterthanen wachsamer Landes-Vater, als des jetzt regierenden Königs Majestät sind, diese allgemeine Vorkehrungs-Anstalten nicht werde aufgehoben, sondern vielmehr diese heilsame Vorsicht durch neue Befehle und Verordnungen verdoppelt haben.

Es würde zu weitläuftig fallen, und mich zu weit über die Schranken meiner Absicht, die ich bei gegenwärtigen Blättern habe, hinaus führen, wenn ich alles dasjenige, was noch nachher dieserhalb in den Königl. Preußischen Landen verschiedentlich verordnet worden ist, umständlich wiederholen wollte.

§. 56.

Was anjetzt in den Königlichen Preußischen Landen wegen Sperrung der inficirten Oerter beobachtet werden muß, wird in einem kurzen Auszuge vorgetragen.

So viel bemerke nur kürzlich, daß auch noch zu jetzigen Zeiten die Sperrung der inficirten Oerter in den Königl. Preußischen Landen beobachtet wird.

Diese Sperrung aber hanget nicht von den herumliegenden nachbarlichen Obrigkeiten ab, sondern sie wird von dem Landrath des Creises, worin sich ein Viehsterben geäussert hat, ex officio veranlasset.

Diesem muß es zu solchem Ende, so bald nur an einem Orte mehrere Stücke, als sonst gewöhnlich, erkranken, und auch einige davon sterben, solches ohnverzüglich gemeldet werden, und, wenn dieses nicht von der Obrigkeit des verdächtigen Ortes selber geschiehet a), so lieget ihm, auf erhaltene Nachricht von andern, besonders den angränzenden Nachbarn, von Amtswegen ob, sich so fort, nebst dem Creiß-Physicus an den verdächtigen Ort zu verfügen, und durch den letztern die Beschaffenheit der sich daselbst geäusserten Viehkrankheit, genau untersuchen zu lassen.

Werden bei dieser Untersuchung bei dem kranken und gestorbenen Vieh solche Kennzeichen wahrgenommen, daß daraus das Daseyn einer wirklich ansteckenden Seuche mit

Zuver-

Zuverläßigkeit geschlossen werden kann, so ist es ferner eine Pflicht des Landraths, der die Direction des Creises führet, daß er diesen Vorfall ungesäumt an die ihm vorgesetzte Krieges- und Domainen-Cammer melde, inzwischen aber solches in dem ganzen Creise bekannt mache, auch die Sperrung selber ohne Zeitverlust verfüge.

Zu dieser Sperrung wird erfodert, daß auf den Gränzen b) des inficirten Ortes, genungsame Wachen ausgestellet werden, welche so wohl bei Tage als bei Nacht genau Acht geben müssen, daß in demselben weder an Menschen noch Vieh, das geringste aus- oder einpaßiren möge.

Die hiezu nöthige Wachen werden zwar nicht mehr, wie in der vorhin bemeldeten Verordnung vom Jahr 1716 festgesetzet gewesen, von den nächst belegenen Garnisonen besetzet, sondern es müssen solche von den Bauern und Einwohnern des ganzen Creises, in welchem die Seuche ausgebrochen ist, verrichtet werden. Und wenn die benachbarten Creise dabei gleichmäßig Gefahr laufen, so ist es billig, daß auch diese die benöthigte Mannschaft zu diesen Gränzwachen hergeben müssen.

Diejenige Dörfer, so mit dem inficirten Orte unmittelbar gränzen, und daher der Gefahr am meisten ausgesetzet sind, sind, damit von dem inficirten Orte nichts bei ihnen einkomme, ihre eigene Dorfwachen zu halten schuldig, und können daher zu den oben bemeldeten Gränzwachen nicht mit angeleget werden.

Anstatt eines militairischen Commandos, welches nach Maßgebung der Verordnung vom Jahr 1716. bei diesen Gelegenheiten hergegeben werden sollte, wird zu jetzigen Zeiten gemeiniglich ein Commando von dem Fußjäger-Corps

in eine jede Provinz, wo die Viehseuche grassiret, abgeschicket. Da aber diese Commandos nicht so zahlreich sind, daß sie die Wachen selber besetzen könnten, so dienen sie gemeiniglich nur zur Beobachtung der in dieser Absicht ausgestellten Bauerwachen, weshalb diese Feldjäger auf die nächst belegene angränzende Oerter eingeleget und angewiesen zu werden pflegen.

a) Nichts ist gewöhnlicher, als daß die Einwohner, wo zuerst eine Viehseuche ausbricht, solches zu vertuschen, und unter allerley Vorwand zu verbergen suchen. Nichts ist aber auch schädlicher, als dieses. Denn die Viehseuche ist einer entstandenen Feuersbrunst gleich, welche im Anfange, und wenn man sie bei Zeiten gewahr wird, mit leichter Mühe gedämpfet werden kann, nachher aber, wenn sie einmahl überhand genommen hat, öfters unauslöschbar ist.

Billig ist es daher, daß denjenigen Obrigkeiten, deren Dorfschaften mit einem dergleichen Unglück betroffen worden, die ungesäumte Anzeige desselben bei nahmhafter Strafe auferleget werde. Es gereichet solches nicht allein zu ihrem eigenen wahren Besten, sondern es wird auch dadurch die Mittheilung und Verbreitung dieses Unglücks in der Nachbarschaft weit eher verhütet. Ein rechtschaffener Gutsbesitzer wird solchemnach diese Anzeige schon von selbst nicht versäumen, sondern solche, sobald ihm nur die Sache verdächtig und bedenklich ist, an gehörigem Orte thun.

Es ist wahr, daß die Sperrung solcher Orte, die als inficirt anerkannt werden, den Einwohnern derselben viele und große Beschwerlichkeiten zuziehet. Allein, sie gewinnen durch die Verschweigung dieses Uebels nichts, indem sie sich, nachdem die Sache ruchtbar geworden, und das Daseyn eines wirklichen Viehsterbens nicht zu leugnen ist, diesen Beschwerlichkeiten dennoch zuletzt unterwerffen müssen.

b) Ich habe ehedem wahrgenommen, daß man die Wachen an den inficirten Orten, dicht an den Enden oder Hecken der Dörfer ausgestellet hatte. Dieses aber ist nicht allein

lein höchst gefährlich, sondern es kann auch der dabei abgezielte Endzweck nicht erreichet werden.

Gefährlich ist es, weil die von fremden reinen Orten dahin zur Wache bestellte Personen die Seuche gar leicht durch den ganzen Creiß verbreiten können.

Demnächst aber muß doch auch den Einwohnern des inficirten Ortes, wenn sie nicht gänzlich zu Grunde gehen sollen, die ungehinderte Bestellung ihres Ackers und übrigen Wirthschaftsgeschäfte innerhalb ihren Gränzen frey bleiben. Dieses nun zu beobachten, und die Einwohner eines solchen Dorfes von der Ueberschreitung ihrer Gränzen abzuhalten, sind die dicht am Dorfe bestellte Wachen nicht vermögend. Weit vernünftiger ist es daher, daß dergleichen Wachen nur auf den Gränzen des inficirten Ortes ausgesetzet, und denen Einwohnern desselben die ungehinderte Gehährung auf ihrer Feldmark frey gelassen werde. Daß diese Wachen besonders an den Wegen und Strassen, so nach dem inficirten Orte führen, angestellet werden müssen, verstehet sich von selbst. Sind aber diese Wege und Strassen zu weit von einander entfernet, dergestalt, daß der Zwischenraum nicht gehörig beobachtet, noch übersehen werden kann, so erfodert es die Nothwendigkeit, daß auch zwischen solchen Wegen und Strassen Wachposten ausgesetzet werden müssen, welches die Lage eines jeden Ortes einem aufmerksamen Landrath von selbst an die Hand geben wird.

§. 57.

Was in den mit der Viehseuche inficirten Städten, anstatt der auf den Dörfern gewöhnlichen Sperrung, angeordnet worden.

Das Ausbrechen einer Viehseuche auf den Dörfern, ist bei weiten nicht so gefährlich, als wenn solches in einer benachbarten Stadt geschiehet.

Denn die Communication mit den Städten gänzlich zu verhindern, ist ohnmöglich, und eine solche Art von Sperrung, wie vorhin in Ansehung der Dörfer bemerket worden, lässet sich bei denselben gar nicht anbringen.

In den Königlichen Preußischen Landen, wo man auf die Policey-Ordnung ein besonderes Augenmerk hat, ist dieses sehr wohl eingesehen, und daher in einer wegen des Viehsterbens unter dem 18. Januarii 1752. ertheilten *Instruction* §. 15. anstatt der bei den Dörfern gewöhnlichen Sperrung, folgendes verordnet worden:

Wenn auch bei den insicirten Städten es sehr schwer hält, zu verhüten, daß die Seuche von da aus nicht ins Land verschleppet werde, es sey denn durch die Sperrung, welche aber mit gar zu vielen Schaden der Einwohner und Unterthanen verknüpfet ist, so soll, wenn sich die Seuche äußert, alles Vieh vor dem Thore, jedoch von der Stadt- und Landstraße weit entfernet, in zwey dazu erbauete Schuppen, welche ebenmäßig weit von einander seyn, und keine unmittelbare Communication haben müssen, gebracht werden. In einen von diesen Schuppen wird das gesunde, in den andern aber das kranke Vieh gebracht, und zwar solchergestalt, daß in der Mitte dieser Schuppen oder Ställe ein Pfahl eingeschlagen wird, an welchem das Vieh, so in dem noch gesunden Stall krank worden, angebunden, und sodann von den Leuten aus dem kranken Stall abgeholet wird. Wie denn in dem Stall, wo das kranke Vieh stehet, dasselbe vereydete Leute warten, und sich nicht von ihren Posten entfernen, sondern beständig da bleiben müssen, auf welche Art die Bürger ihre Ställe reine behalten. Ueberdem muß noch ein dritter Stall errichtet werden, worinn das gesund gewordene Vieh die Quarantaine halte. Sonst sind die Scheunen, wenn solche ledig und so situiret sind, daß keine Land-Straße vorbei gehet, auch bequem hiezu.

Ein

Ein jeder der diese Verordnung lieset, wird von der darin herrschenden Weisheit, und daß solche aus einer sehr vorsichtigen und erfahrnen Feder geflossen sey, überzeuget seyn müssen. Zu wünschen wäre nur, daß solche mit eben solcher Genauigkeit, als sie abgefasset worden ist, beobachtet werden möchte und könnte.

Es fällt schon auf den Dörfern, wo die Zahl der Einwohner doch weit geringer ist, die verschiedene Eigenthümer des Viehes bei dergleichen Unglücksfällen in gehöriger Ordnung zu halten, sehr schwer. Noch weit schwerer ist dieses in den Städten, theils wegen der großen Menge des Viehes, theils aber auch wegen des gemeiniglich fehlenden nachdrücklichen Zwanges, zu bewerkstelligen. Wenigstens wird es nicht an allerhand Durchstechereien, so besonders die Schlächter, welche ihr fettes Vieh natürlicher weise nicht gerne in dergleichen angeordnete Ställe einsperren, und daselbst abhungern lassen wollen, zu machen suchen, nicht fehlen.

Billig aber muß hiebei keine Ausnahme, so geringe sie auch seyn mag, geduldet werden. Denn auch ein einziges Stück Vieh, bei welchen die nöthige Vorsicht unterlassen worden, kann die ganze Absicht dieser heilsamen Verordnung vereiteln.

§. 58.

Was in dem Churfürstenthume Sachsen und der Lausnitz, wegen zu verhindernder Verbreitung der sich äußernden Viehstaupen verordnet worden.

In dem Churfürstenthum Sachsen und der Lausnitz, sind wegen zu verhindernder Verbreitung der sich äussernder Viehstaupen fast ähnliche Vorkehrungen getroffen.

Auch daselbst muß von den Orten, wo Vieh fällt, solches sogleich angezeiget, und die Nachbarn gewarnet werden.

Die Einwohner eines inficirten Ortes, haben sich, bei zwei Thaler Strafe, alles Umganges mit andern Orten zu enthalten.

Auf den Straßen und Wegen sind, unbeschadet der Hofedienste a), Wachen auszustellen, die alle aus inficirten Orten kommende Personen, nach Beschaffenheit der Umstände, mit Gewalt abzuhalten befugt sind.

Ferner soll an den inficirten Orten, und wenigstens in einer halben Meile kein Rindvieh auf der Weide getrieben werden b).

Auch sind die Felder, Hofedienste und Fuhren, bloß durch Pferde zu bestellen und zu verrichten c).

Bei grassirenden Viehseuchen soll wöchentlich eine genaue Visitation unter dem Rindvieh vorgenommen, und die geringste bemerkte Bedenklichkeit angezeiget werden.

Auch ist endlich verordnet, daß besondere Viehaufseher oder Viehschauer bestellet werden müssen, von denen einer auf das gesunde, der andere auf das kranke Vieh Obacht, keiner aber mit dem andern Gemeinschaft haben soll.

Man findet dieses in des Herrn Doctor Richter berühmten Digestis juris Saxonici unter dem Titel Viehseuche S. 1002. mit mehrern angeführet.

a) Hiemit will wohl so viel angedeutet werden, daß die Bauern der Herrschaft, wegen der zu verrichtenden Wachen, nichts von ihrem Hofedienste abzurechnen befugt sind.

Dergleichen Beschwerlichkeiten, so die Beobachtung der Landespolicey nach sich ziehet, sind an allen Orten, und auch in den Königl. Preußischen Landen, eine Last, die nur blos der Bauerstand, worunter im gegenwärtigen Fall alle

alle diejenigen begriffen werden, so eigenes Vieh haben, zu übernehmen schuldig sind, und es kann deshalb von der Grundherrschaft kein Beitrag dazu gefodert werden.

b) So vortreflich und heilsam diese Verordnung, daß wenigstens in einer halben Meile von dem inficirten Orte kein Rindvieh auf die Weide getrieben werden solle, an und vor sich selber ist, so wird es doch an vielen Orten, solche in Ausübung zu setzen, ohnmöglich seyn.

In Sachsen gehet dieses wohl an, weil daselbst die Stallfutterung fast allgemein ist, und auch selbst die Bauern und kleinen Leute ihr Rindvieh, besonders die Kühe, den ganzen Sommer hindurch auf dem Stalle zu futtern, gewohnet sind.

In dem Brandenburgischen hingegen, wo man bisher von der Stallfutterung wenig weiß, sondern es vor eine Nothwendigkeit hält, daß das Rindvieh im Sommer auf die Weide getrieben werden müsse, würde eine dergleichen Anordnung umsonst und vergebens seyn. Da man daselbst keinen Vorrath von solchen Gewächsen, womit das Vieh im Sommer auf dem Stall gefuttert werden kann, angeschaffet hat, so würde das Vieh, wenn es in einem so weiten Bezirk einige Wochen lang nicht auf die Weide getrieben werden soll, große Noth leiden, und zuletzt aus Hunger crepiren müssen.

c) Diese Vorsicht zielet wohl hauptsächlich auf solche Wirthschaften ab, bei welchen auswärtige Dienstörter sind, worinn die Bauern nach dem herrschaftlichen Vorwerke dienen, und dasselbe bestellen müssen, wovon man allenthalben häufige Beispiele hat.

Es ist allerdings ein sehr gefährlicher Umstand vor den Eigenthümer des Gutes, wenn sich in einem solchen Dienstdorfe ein Viehsterben eingestellt hat, sein auf dem Vorwerk habendes Vieh aber noch frey davon ist.

Mit einem solchen Dienstdorfe alle Communication abzuschneiden, ist, wie es die Vernunft selbst giebet, ohnmöglich. Denn die Felder unbestellet liegen zu lassen, und überhaupt alle Wirthschaftsgeschäfte, so von den Dienstleuten verrichtet werden müssen, gänzlich zu unterbrechen, würde ihm noch ein härteres Schicksal, als das Viehsterben selber ist, zuziehen. Die in Sachsen getroffene Vorkehrung, daß in einem solchen Fall die Felder,

Hof-

Hofdienste und Fuhren blos durch Pferde bestellet und verrichtet werden sollen, kann nur allein in Ansehung der Spanndienste eine Wirkung haben.

Wegen der Fuß- und Handdienste aber, welche in dem Innern der Wirthschaft gebrauchet werden, und folglich bei dergleichen Umständen doppelt gefährlich sind, kann diese Vorsicht nichts helfen.

Die Fuß- und Handdienste können fast noch weniger, wenn nicht die ganze Wirthschaft liegen bleiben soll, als die Spanndienste, entbehret werden. Es bleibet daher einem Gutsbesitzer bei einem solchen Gedränge nichts übrig, als daß er die von dem angesteckten Orte herüber kommende Dienstleute, bei ihren Verrichtungen durch ein paar getreue Männer genau beobachten, und gleichsam bewahren lasse, damit keiner dem auf dem Vorwerk befindlichen Viehe zu nahe komme.

Inzwischen wird er dennoch auch bei dieser Vorsicht allemahl in großer Gefahr bleiben. Denn dergleichen Leute gehen an ihrem Orte beständig mit dem Viehe um, und es mag der offenbaren Erfahrung zuwider nicht geleugnet werden, daß das subtile Gift der Viehseuchen, sich auch in die Kleider derjenigen Leute, die mit dem kranken Vieh umgehen, ziehet. Wenn nun die Dienstleute von den angesteckten Orten mit solchen Kleidern an einen reinen zur Arbeit kommen, so kann der bloße Geruch davon, ob sie gleich nicht zu dem Viehe selber in die Ställe kommen, sondern auf dem Hofe bleiben, schon eine Fortpflanzung dieses Giftes verursachen.

Wollte man hierunter recht genau verfahren, so müßte man die Verfügung treffen, daß sich das von einem solchen inficirten Orte herüber kommende Dienstvolk, in einer auf der Gränze deshalb erbaueten Hütte ganz von frischen ankleidete, und ihre mitgebrachten Kleider so lange in der Hütten ließe, bis es des Abends wieder zurück käme, da es alsdenn die alten Kleider wieder anlegen, und damit nach Hause gehen, die reinen aber, wozu allenfalls ein eigener Wächter und Aufseher bestellet werden könnte, zurück lassen müßte. Daß hiedurch die Gefahr des Ansteckens vermittelst der Kleider offenbar abgewendet werden würde, fällt von selbst in die Augen.

Es wird vielleicht manchen dieser Vorschlag zu speculativisch, und wohl gar lächerlich zu seyn scheinen, auch

dabei

dabei die Frage entstehen: woher diese doppelte Kleidung kommen solle?

Ob man nun wohl das Gesinde, welches doch jederzeit eine doppelte Kleidung, nähmlich eine alltägliche und Sonntägliche, zu haben pfleget, ohne eine Ungerechtigkeit zu begehen, dazu anhalten könnte, daß sie die letztere gegen eine billigmäßige von der Herrschaft davor zu erwartende Vergütigung dazu bestimmen müßten, so wird es doch gegen den großen Schaden, der dadurch vermieden werden kann, allemahl eine Kleinigkeit seyn, wenn auch der Gutsbesitzer zu diesem Behuf vor jeden ein neues Hemde, vor die Mannspersonen einen Kittel und ein paar Beinkleider, vor die Frauenspersonen aber einen werpenen Rock, Mütze und Mieder machen ließe. Die Anzahl der Dienstleute müßte schon stark seyn, wenn die dazu erforderlichen Kosten nicht mit 40 bis 50 Thaler bestritten werden sollten, zumahl nach geendigter Gefahr dergleichen Kleidung wieder verkauffet, und ein Theil des davor verausgabeten Geldes zurück genommen werden kann.

§. 59.

Daß dergleichen Sperrungen zwar an sich nützlich und heilsam sind, solche aber nur schlecht beobachtet werden, und man daher wenige Wirkung davon verspühre.

Die Sperrung der inficirten Oerter ist zwar ihrer Absicht nach eine sehr nöthige und heilsame Sache. Nur selten aber nimmt man eine glückliche Wirkung davon wahr, sondern es greifen noch immer die schädlichen Viehseuchen, wenn sie einmahl eine Gegend oder Provinz befallen haben, so lange um sich, biß daß sämmtliche Heerden aufgerieben worden.

Daß solches hauptsächlich an der schlechten und nachläßigen Beobachtung der bei der Sperrung vorgeschriebenen Vorsichten liege, mag wohl nicht geleugnet werden. Im Anfange, da das Unglück noch neu ist, pfleget wohl dasje-

dasjenige, was in den Gesetzen deshalb vorgeschrieben worden, mit einer gewissen Genauigkeit beobachtet zu werden. Währet aber die Sache länger, und das Uebel greiffet weiter um sich, so wird alles, auch selbst diejenigen, denen die Gefahr am nächsten ist, nachläßig und muthloß. Man lässet die Sache unter der Decke des Vorurtheils, daß doch alles nichts helfe, gehen, wie sie will. Die von entfernten Orten bestellten Wachen nehmen, weil sie von dem Unglück nichts zu befürchten zu haben glauben, die Sache wenig zu Herzen. Sie schlafen, wenn sie wachen sollten, und stehen öfters in solcher Weite von einander, daß sie das zwischen ihnen durchgehende, wenn sie auch wirklich wachsam wären, ohnmöglich beobachten können.

Die zur Aufsicht über diese Wachen bestellte Personen, machen es nicht besser. Wenn sie die ausgestellte Posten täglich ein paarmahl visitiret haben, so bekümmern sie sich nicht weiter darum, sind auch, wenn die Seuche an mehrern Orten überhand genommen hat, nicht alles zu bestreiten im Stande.

Man hat dieses in den Königl. Preußischen Landen, bei der allgemeinen Land-Policei sehr wohl eingesehen, und es ist deshalb unter den 10. December 1753. verordnet worden, daß künftighin die Prediger in den Dörfern, mit Beihülfe der Kirchenbedienten, desgleichen die Schulzen in den Dörfern, auf die, wegen der Viehseuchen, ergangenen Verordnungen, die besondere Aufsicht haben, auch davor stehen und respondiren sollen, daß alle Verordnungen, so der Viehseuchen halber, und wegen der zu gebrauchenden Präcautionen, damit kein von inficirten Orten kommendes Vieh durchgelassen

sen

sen werde; auch durchgehends und überall alle der Seuche halber ergangene Befehle und Verordnungen in ihren Dörfern auf das genaueste befolget, und keine Präcaution deshalb unterlassen werden müsse.

Es wäre zu wünschen, daß der Gesetzgeber hiebei seinen Endzweck besser erreichet hätte. Allein die Erfahrung lehret das Gegentheil.

Der Schulze ist ein Bauer wie andere Bauern, und die von auswärts zur Wache bestellte Personen, sind nicht allemahl geneigt, seinen Befehlen und Anmahnungen zu gehorchen. Mit dem Küster oder Schulmeister, als worinn die Kirchenbedienten auf den Dörfern nur bestehen können, hat es eine gleiche Bewandniß, und öfters haben diese Leute, da sie kein eigenes Vieh besitzen, auch nicht einmahl von den Viehkrankheiten und den dagegen gemachten Vorkehrungen die gehörige Begriffe, und können also wegen dieser ihrer Unwissenheit, hierunter wenig Nutzen stiften.

Der Prediger wäre zwar der Klügste und Geschickteste unter ihnen. Allein seine Amts-Verrichtungen lassen es nicht allemahl zu, daß er mit einer ununterbrochenen Aufmerksamkeit die Befolgung dieser Verordnungen beobachte. Ueberdem ermangelt es demselben an der gehörigen Autorität, der Sache in dergleichen Umständen den erforderlichen Nachdruck zu geben. Denn der gemeine Mann lässet sich durch bloß priesterliche Ermahnungen, nicht leicht zu Pflichten, die er ungerne ausübet, und deren Ausübung ihm beschwerlich fällt, bewegen.

Auch haben die Land-Prediger bei ihren Pfarren gemeiniglich verschiedene Filial-Dörfer. Der Prediger kann

daher

daher nur bloß an dem Orte, wo er wohnet, vor die Beobachtung der in dieser Angelegenheit ergangenen Verordnungen haften, und es ist ihm, die Filial-Dörfer, wenn er nicht sein Amt vernachläßigen will, ebenfalls mit solcher Genauigkeit, als hier erfodert wird, zu beobachten nicht wohl möglich.

§. 60.

Daß aber auch Ursachen vorhanden seyn können, warum die Sperrung der inficirten Oerter, wenn sie auch gleich mit der größesten Genauigkeit beobachtet worden, dennoch die Verbreitung dieses Uebels zu verhindern, nicht im Stande ist.

Im übrigen ist nicht zu leugnen, daß auch bei der genauesten Befolgung alles desjenigen, was zur Abwendung dieses Landverderblichen Uebels befohlen worden, sich dennoch Umstände ereignen können, welche solches vereiteln, und dem ausgebrochenen Gift der Seuchen, sich in der ganzen Gegend auszubreiten, Gelegenheit geben.

Besonders ist die Nähe der Weideplätze gegen den inficirten Ort eine Haupt-Ursache, warum die Sperrung keine Wirkung hat, sondern der in einer solchen Lage sich befindende Nachbar, bei aller dagegen genommenen Vorsicht, dennoch dieses Uebel über den Hals bekommt.

Noch weniger können die Nachbarn bei solcher Lage dieses Uebel alsdenn vermeiden, wenn der Wind die meiste Zeit des dauernden Viehsterbens über, von den inficirten Orten kommt. Die Ursachen davon sind sehr begreiflich, und liegen in der Natur aller Viehwitterungen.

Dann ein jedes Thier empfindet den Geruch einer Sache, wenn es sich unter Winde befindet, weit leichter und eher, wie einem jedem Jagdverständigen zur Gnüge bekannt ist.

Berliner Beiträge
zur
Landwirthschaftswissenschaft.

Vierten Bandes
Sechstes Stück.

Landesbibliothek Mecklenburg-Vorpommern Günther Uecker
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1759087653/phys_0265
DFG

Fortsetzung
der
Drey und Dreyßigsten Abhandlung.
Von den verschiedenen Seuchen und Krankheiten des Rindviehes, deren Entstehungs-Ursachen, Kennzeichen, und den dagegen nöthigen Präservativ- und Heilungsmitteln.

§. 61.
Daß, wenn die Seuche in einem Orte ausbricht, auch der Hof, wo sie sich zuerst geäußert, sofort gesperret werden müsse, warum aber solches in den Dörfern, wo die Höfe an einander liegen, von weniger Wirkung zu seyn pflege.

Die Erfahrung lehret, daß die Viehseuche, wenn sie einen Ort betrift, sich nicht gleich über das ganze Dorf ausbreitet, sondern erst bei einem oder andern Einwohner äussert.

Auch hier können und müssen auf das schleunigste Vorkehrungen getroffen werden, damit sich das Gift derselben nicht weiter mittheile, sondern nur in der kleinen Heerde des Viehes, bei welchem es zuerst ausgebrochen, verbleibe.

Ein jedes Uebel kann weit leichter gehoben werden, wenn man gleich im Anfange, da man es bemerket, die nöthige Mittel dagegen anwendet, und dasselbe gleichsam in seiner ersten Geburt zu ersticken suchet.

In dieser Absicht ist denn auch in der Königl Preußischen unter den 18. Jan. 1752. wegen des Viehsterbens ergangenen *Instruction* §. 3. unter andern verordnet worden: Daß der Hof, auf welchen das Vieh, so zuerst krank geworden, gehöret, so fort gesperret werden solle.

Diese Sperrung bestehet ebenfalls in nichts anders, als daß ein solcher Hof genau bewachet, und dadurch den Menschen sowohl, als dem Vieh, alle Gemeinschaft mit den übrigen Dorfs-Einwohnern und Dorf-Vieh abgeschnitten wird.

Die Absichten dieser Verordnung sind abermahl besser, als die Wirkungen davon gemeiniglich zu seyn pflegen. Sehr selten wird es geschehen, daß, wenn sich dieses Unglück schon einmahl an einem Orte des Dorfes geäussert hat, solches daselbst, ohne sich durch das ganze Dorf zu verbreiten, verbleibe. Theils liegen die Höfe in den meisten Dörfern zu nahe beisammen, und theils ist es auch fast nicht möglich, die Leute, die sich auf dem inficirten Hofe befinden, so genau zu beobachten, daß sie nicht verstohlener Weise, besonders des Nachts, mit den andern Dorfs-Einwohnern Gemeinschaft haben sollten.

Nur in solchen Dörfern und Gemeinen, wo ein jeder Wirth seine Aecker und Grundstücke bei seiner Wohnung zusammen hat, und daher von den andern Einwohnern auf

allen

allen Seiten einige hundert Schritte entfernt lieget, kann man sich hievon, wenn es sonst genau beobachtet wird, einen glücklichen Erfolg versprechen.

§. 62.

Von der Methode, welche in Engelland ausgeübet werden soll, das sämmtliche Vieh auf einem solchen zuerst inficirten Hofe sofort todt stechen zu lassen.

Weit sicherer scheinet mir diejenige Vorsicht zu seyn, die in Engelland eingeführet ist, und darinn bestehen soll, daß man auf dem Hofe, wo sich die Krankheit zuerst äussert, alles Rindvieh, so auf demselben befindlich ist, es mag krank oder gesund seyn, so fort todt stechen, und auf der Stelle verscharren lässet.

Die Vernunft giebet es, daß dieses das kürzeste und wirksamste Mittel, um die weitere Mittheilung des Seuchen-Gifts zu verhindern, seyn müsse a).

Zwar hat es das Ansehen, als wenn eine dergleichen Vorkehrung, in Absicht des Eigenthümers, dem das Vieh zugehöret, sehr hart wäre, indem ihm ja, wenn auch die Seuche überhand genommen hätte, kein größer Unglück, als der Verlust seines sämmtlichen Viehes ist, wiederfahren können, und es noch allemahl ungewiß ist, ob nicht ein großer Theil davon die Staupe überstanden haben würde.

Allein bei einer allgemeinen Gefahr und deren Abwendung, kann auf den Schaden und Verlust, den ein oder mehrere Mitglieder der Gesellschaft dabei leiden, keine Rücksicht genommen werden.

Die Absicht gehet bei diesem Mittel auf die Erhaltung des Ganzen, und in solchen Umständen kann es öfters nicht

vermieden werden, daß nicht einer vor viele ein Opfer werden müsse.

Inzwischen mag auch diese Bedenklichkeit gar leicht gehoben werden. Es darf nur die billige Verkehrung geschehen, daß demjenigen, der sein Vieh, um das ganze Dorf zu retten, auf vorbeschriebene Art verlohren hat, von den übrigen Einwohnern der Werth desselben, nach dem Verhältniß des Viehstandes, den ein jeder hat, vergütiget werde. Vermuthlich wird es in Engelland eben so gehalten.

Wenn auch die Heerde, so bei diesen Umständen zur Abwendung des allgemeinen Uebels aufgeopfert werden müste, so zahlreich seyn sollte, daß den Einwohnern des Ortes die Vergütigung derselben zu schwer fiele, so würde es nicht unbillig seyn, daß auch von den angränzenden Oertern ein Beitrag dazu geschähe. Denn diese würden, wenn nicht das Uebel bei Zeiten gedämpfet worden wäre, sondern überhand genommen hätte, ebenfalls in Gefahr, davon angesteckt zu werden, gewesen seyn.

a) In solchen Fällen, wo noch in der ganzen Gegend keine Viehseuche graßiret, sondern es der erste Ort ist, wo sich das Viehsterben zu äußern anfängt, kann und muß dieses Mittel, so hart und gewaltsam es auch zu seyn scheinet, allerdings von guter Wirkung seyn. Ist das Vieh-Sterben aber schon in der Nachbarschaft an mehrern Orten ausgebrochen, und folglich der ganze Luftkreis mit diesem Gift verunreiniget, so bleibet dessen Erfolg ebenfalls zweifelhaft, indem zu vermuthen stehet, daß bereits mehreres Vieh an dem Orte, wo das erwähnte Mittel in Ausübung gesetzet werden will, solchen eingehauchet habe und bei sich führe.

§. 63.

§. 63.

Von dem Abledern des an der Seuche verreckten Viehes, in wie weit solches zur Verbreitung dieses Uebels etwas beitragen könne, und was deshalb in den Königl. Preuß. Landen verordnet worden.

Man hat es ehedem vor eine nothwendige Vorsicht, um die Ausbreitung der Viehseuche zu verhindern, gehalten, daß das daran crepirte Vieh nicht abgeledert, sondern mit Haut und Haar in tiefe Gruben vergraben werden müsse.

Da aber bei dem häufigen Viehsterben, so sich an allen Orten geäussert, ein grosser Mangel an Leder entstanden, und dasselbe dergestalt theuer geworden, daß sich fast kein Bauer mehr ein paar Stiefeln zu kaufen im Stande gewesen, so hat man der Sache näher nachgedacht, und selbst die Collegia Sanitatis haben befunden, daß das Vergraben des crepirten Viehes mit Haut und Haaren, bei der Verbreitung dieses Uebels, eher schädlich als nützlich wäre a).

Es ist daher in den Königl. Preußischen Landen, unter gewissen vorgeschriebenen Präcautionen b), das Abledern des an der Seuche crepirten Viehes wieder nachgegeben worden, wovon unter andern die deshalb erneuerte *Instruction de dato* Berlin den 5ten *Decembr.* 1765. nachgelesen werden kann.

Nicht allein das Abledern des crepirten Viehes ist verstattet, sondern auch den Unterthanen frei gelassen worden c), ob sie diese Ablederung selber verrichten, oder durch andere dazu gedungene Leute verrichten lassen wollen, indem es keine Nothwendigkeit seyn soll, daß bei einem allge-

meinen Viehsterben die Abdecker dazu genommen werden müssen. Wobei zugleich auf das ernstlichste verboten wird, denen Leuten, die sich zu diesem Abledern gebrauchen lassen, deshalb keinen Vorwurf zu machen, noch einige Beschimpfung anzuthun.

a) In der erwähnten erneuerten *Instruction* vom 5ten December 1765 ist deshalb folgendes enthalten:

Wenn aber bei dem, dennoch immer nach wie vor an ein und andern Orten in den Königlichen Provinzien, leider continuirenden Viehsterben, und um dem, in der Länge der Zeit, eben dadurch, daß das an einer ansteckenden Krankheit crepirte Vieh mit Haut und Haaren vergraben wird, zu besorgenden Mangel an Leder, als weshalb bereits viele Klagen eingelauffen sind, in Zeiten vorzubeugen, nachdem mit dem *Collegio Sanitatis* deshalb conferiret, und alle hiebei vorkommende Umstände in genaue Erwägung gezogen, auch sonst bereits durch die Erfahrung bestärket worden, daß das mit Haut und Haaren verscharrete Vieh, nach Verlauf von 10 und mehrern Jahren, in der Erde noch ganz unverweset liegen gefunden worden; ferner an einigen Orten die Abdecker so wenig als die Eigenthümer des nachher verlohrnen Viehes, einen abgelegenen Ort, wo kein Vieh hinkommt, haben ausfindig machen können, die verreckten Häupter ohne Gefahr in die Erde zu bringen, an andern Orten hingegen die Scharfrichter nicht Knechte genung halten, die Verscharrung des zu einer Zeit auf einmahl so häufig gefallenen Viehes so gleich vorzunehmen, so, daß auch manches Stück 8 bis 14 Tage ohnverscharret über die Erde liegen bleiben muß, und von den Wölfen, Hunden und Katzen die *Contagion* durch den Fraß davon verschleppet wird, in Betracht vorerwahnter Umstände

de

de vor gut, und denen Königlichen Unterthanen nützlich zu seyn, gefunden worden, nach dem Beispiel einiger benachbarten Provinzien, die Ablederung des an der Seuche crepirten Viehes denen Abdeckern, und sämmtlichen Lederarbeitern, unter genauer Beobachtung aller sonst deshalb bereits vorgeschriebenen *Præcautionen* hinwiederum zu verstatten und nachzulassen, und die solcherwegen bereits unter dem 22sten August 1750. *emanirte Instruction* zu *renoviren*, mithin nachzugeben, daß bei gegenwärtig noch anhaltenden, oder auch künftig über kurz oder lang von neuem etwa entstehenden Viehsterben, auf die zeithero verordnete Vergrabung des verreckten Viehes mit Haut und Haaren, nicht ferner schlechterdings bestanden werden, sondern solches unter gewissen *Cautelen* nachbleiben könne: So müssen dennoch hiebei durchgängig folgende *Præcautiones* auf das sorgfältigste, bei Vermeidung der Vestungs- und anderer empfindlichen Leibesstrafe, in Acht genommen werden.

b) Die Bedingungen, unter welchen das an der Viehseuche crepirte Vieh in der vorbemeldeten Instruction abzuledern nachgegeben worden, sind nachstehende:

1) Zuförderst muß das Aas, so geschwind als möglich, an einen abwärts von der Landstraße und der Gemeinen-Hütung entfernten und besonders umzäunten Ort, wozu ein hoher und sandigter zu erwählen, durch einen dazu zu machenden Nebenweg gebracht,

2) auch, so bald sich ein Sterben ereignet, eine besondere Karre oder Schleife verfertiget, und gleichfalls an einem abgelegenen Orte, wohin kein Vieh kommt, verwahret, nach völlig aufgehörten Viehsterben aber verbrannt werden.

3) Die Wegschaffung des crepirten Viehes muß nicht durch Ochsen oder Rindvieh, sondern durch Pferde geschehen.

4) Die Ablederung ist sofort vorzunehmen, und das abgelederte Vieh längstens binnen 4 Stunden, nachdem es vorher mit ungelöschten Kalk beworfen worden, zu verscharren.

5) Von dem abgelederten Vieh muß kein Stück aufgehauen, vielweniger das bei sich führende Talg aus demselben genommen werden.

6) Die Vergrabung geschiehet in einer gegen Mitternacht belegenen sehr geräumlichen Grube, von 5 Ellen tief, und 3 bis 4 Ellen breit.

Wenn das Erdreich so beschaffen, daß wegen des Wassers nicht so tief gegraben werden kann, so muß so viel Erde darauf geworfen werden, daß das Ellen-Maaß dennoch heraus kommt.

Dergleichen Gruben müssen jederzeit bei einem geäußerten Viehsterben vorräthig seyn, damit die Verscharrung des Aases durch deren Anfertigung keinen Aufschub leide.

7) Ueber die Gruben muß eine schräge und spitz zugehende Bedeckung von Erde gemachet, und solche gleichsam mit Hügeln versehen werden, welche in dem ganzen Umfange, auf allen Seiten 4 Fuß mehr haben müssen, als die Grube selbst hat, damit solcher gestalt die Bedeckung rund herum nicht auf der durch das Graben locker gemachten, sondern annoch fest gebliebenen Erde, feste liegen möge.

8) Die Haare nebst den Hörnern und Klauen müssen sogleich von den Häuten abgebracht und verbrannt werden als durch welchen Rauch die etwa zu befürchtende Ausdünstung des crepirten Viehes vertheilet, und die Luft gereiniget wird.

9) Die Häute müssen sofort in besondere Gruben oder Loh-Kuhlen, an einem ganz abgelegenen Orte, so von der Heerstraße und den Triften entfernet, geworfen und

einge-

eingekalket, auch, wenn sie mit der Kalkbeitze versehen, so lange, als in dem Edict vorgeschrieben ist, in denen Gruben gelassen, sorgfältig handthieret, auch hiernächst, wenn sie acht bis vierzehn Tage Lohgärbermäßig tractiret und vollkommen zubereitet worden, sodann verarbeitet werden.

Dasjenige, so von den Häuten abgekratzet wird, ist in besondere dazu verfertigte tieffe Löcher zu werffen und selbige wieder mit Erde anzufüllen, damit es von keinem Vieh ausgekratzet werden könne.

10) Diejenigen, so bei Verscharrung des Viehes und Tractirung der Häute gebrauchet werden, es mögen wirkliche Abdecker oder andere Personen seyn, haben die Höfe und Oerter, wo das Vieh noch gesund ist, zu vermeiden, in einer von Menschen und Vieh separirten Wohnung ihren Aufenthalt zu nehmen, und, bis nach völlig aufgehörten Viehsterben, mit Niemanden des Ortes umzugehen.

Auch muß alles Zeug, so ein dergleichen Gärber-Knecht, welcher die Häute präpariret, am Leibe getragen, an dem Einkalkungeorte vergraben werden, und er sodann allererst nach seiner Heymath zurücke kehren.

Auf gleiche Weise ist es auch mit des Abdeckers Knechten, oder andern Personen, die zu dem Abledern gebrauchet werden, zu halten.

c) Die Erlaubniß, daß die Unterthanen das ihnen an der Viehseuche gefallene Vieh, ohne deshalb einen Vorwurf oder Beschimpfung erwarten zu dürfen, abledern können, ist vor dieselben ein sehr großer Nutzen, indem mancher dadurch doch wenigstens so viel gewinnet, daß er sich wieder den ersten Stamm zu einem neuen Viehstande anschaffen kann.

Das

Das allgemeine Vorurtheil, daß solches eine schimpfliche und verunehrende Arbeit sey, hält zwar viele, der deshalb ergangenen Verordnungen ohnerachtet, davon ab. Inzwischen giebet es hie und da auch einige vernünftige unter dem gemeinen Hauffen, welche sich hierüber wegsetzen, und dieses kleine Entschädigungsmittel zu Nutze machen. Ich habe selber in meiner Nachbarschaft einige Beispiele davon erlebet.

Wenn auch gleich die Bauern selber sich dieser Arbeit schämen sollten, so werden sich doch noch immer an einem jeden Orte einige arme Tagelöhner finden, die solches gegen eine hinreichende Belohnung zu übernehmen bereit sind.

§. 64.

Warum, so bald sich in der Nachbarschaft ein Viehsterben äußert, das Vieh auf dem Stalle zu halten, und daselbst zu futtern rathsam sey.

In den Fällen, wo die Viehseuche in der Nachbarschaft graßiret, und die Heerden eines Landwirths selber noch nicht ergriffen hat, ist es ferner eine sehr nöthige Vorsicht, daß man das Vieh von Stunde an, in dem Stalle behalte, und nicht mehr auf die Weide treiben lasse, zumahl wenn solche den angesteckten Oertern in der Nähe lieget a).

Diese Zeit-Stallfutterung, daß ich sie durch diesen Ausdruck von der oben unter den entfernten Präservativ-Mitteln aufgeführten beständigen Stallfutterung, unterscheiden darf, ist, ob sie gleich, wie schon vorhin bei Gelegenheit der in den Sächsischen Landen ergangenen Verordnungen erinnert worden, an vielen Orten sehr schwer hält, dennoch dergestalt nothwendig, daß sich ein Landwirth, dem

die

die Erhaltung seines Viehes lieb ist, die daran zu wendende Kosten nicht gereuen lassen muß.

Lieber mag er sein Vieh in der Futterung etwas knapper halten, als daß er solches durch das Austreiben einer unvermeidlichen Gefahr aussetzet.

In Ansehung der Zug-Ochsen findet diese Vorschrift, weil selbige zur Bestellung des Ackers unentbehrlich sind, zwar nicht allemahl Statt. Inzwischen hat er sie doch ebenfalls, wenn er sie auch gleich, die Arbeitszeit über, im Freien lassen muß, so viel möglich auf dem Stalle zu futtern.

Denjenigen Landwirthen, so die Nützlichkeit des Klees kennen, wird es so leicht nicht an Gelegenheit, dieses zu bewerkstelligen, fehlen.

a) Ein anderes ist es, wenn die Weide auf einer ganz andern Seite des Dorfes, als wo der angesteckte Ort mit demselben gränzet, belegen ist, welches öfters mehr als eine halbe Meile in der Entfernung betragen kann. Der angesteckte Ort liegt z. B. gegen Osten, die Weide des Viehes aber an der Gränze gegen Westen.

Bei einer solchen Lage ist die Gefahr nicht so groß und dringend, folglich auch diese Vorsicht nicht so nothwendig, wiewohl ein Landwirth, der es, sein Vieh auf dem Stalle zu futtern, möglich machen kann, auch in diesem Fall weit sicherer dabei fahren wird.

Lieget aber beides, der benachbarte inficirte Ort und auch die Viehweide, gegen Osten oder Westen, so stürzet sich ein Landwirth, der dem ohnerachtet sein Vieh nicht auf dem Stalle behält, muthwillig in Gefahr.

§. 65.

§. 65.

Warum bei einer in der Nachbarschaft sich geäußerten Seuche, weder das bei dem Vieh bestellte Gesinde nach fremden Orten, noch auch auswärtige Leute bei dem noch gesunden Vieh, gelassen werden müssen.

Bei einer in der Nachbarschaft sich geäusserten Viehseuche, wo den noch reinen Nachbarn gleichsam das Feuer auf den Nägeln brennet, mag auch dieses als eine nöthige Vorsicht anempfohlen werden, daß sie weder ihr Gesinde, so mit dem Viehe umgehet, nach andern Orten gehen lassen, noch auch verstatten, daß fremde Leute, wenn sie auch gleich nicht von dem inficirten Orte selber sind, dem Viehe nahe kommen.

Das bei dem Vieh bestellte Gesinde wird es niemahl gerade heraussagen, daß sie nach dem inficirten Orte gehen wollen, welches sie auch, wenn derselbe gehörig gesperret ist, öffentlich nicht thun können. Inzwischen sind sie doch schlau genung, sich insgeheim durchzuschleichen, oder mit Leuten von dem inficirten Dorfe an einem dritten Orte eine Unterredung zu halten, zumahl wenn sie in dem mit der Viehseuche befallenen Dorfe Freunde und Anverwandten haben, von deren Ergehen sie, Nachricht zu erhalten, begierig sind.

Mit den von fremden Orten kommenden Leuten, hat es eine gleiche Bewandtniß. Denn ob sie gleich nicht aus dem inficirten Dorfe selber sind, so kann man doch nicht wissen, ob sie nicht mit den Einwohnern desselben, einen geheimen Umgang gehabt, und man fähret daher allemahl am sichersten, wenn man die Einlassung fremder Leute in die Viehställe gänzlich und ohne Unterscheid verbietet.

§. 66.

§. 66.

Von dem Anbinden und Todtschießen der Hunde, als einer ebenmäßigen nöthigen Vorsicht, bei einer in der Nachbarschaft graßirenden Seuche, und was dabei zu beobachten.

Das Anbinden der Hunde, und Todtschiessen derjenigen, die man frei herum laufen siehet, ist eine gar zu bekannte Vorsicht, als daß ich vieles davon zu erwähnen nöthig hätte.

Es muß solches nicht allein an den inficirten Orten, sondern auch auf den benachbarten, wenn sie gleich Meilen weit von dem Orte der wirklich vorhandenen Gefahr entfernet wären, beobachtet werden.

Denn es ist bekannt, daß die Hunde das Luder von dem verreckten Vieh sehr weit wittern, und darnach laufen. Daß aber dadurch die Viehseuchen an sonst reine Oerter sehr leicht eingeschleppet werden können, ist nicht allein ganz begreiflich, sondern wird auch durch die Erfahrung zur Gnüge bestätiget, zumahl viele davon die Gewohnheit haben, daß sie ein Stück von dem Luder mit nach Hause zu bringen pflegen.

Die Befolgung des Befehls, wegen Anbindung der Hunde bei graßirenden Viehseuchen, scheinet zwar an und vor sich eine Kleinigkeit zu seyn. Sie ist aber mit mehrern Schwierigkeiten, als man glauben sollte, verknüpfet.

Die gemeine Bauerhunde, durch welche dieses Unglück einem Dorfe am ersten zugezogen werden kann, sind des Anbindens nicht gewohnet, indem sie jederzeit auf dem Hofe und Felde frei herum laufen. Sie streuben sich daher, so wohl bei dem Anbinden, als auch nachher, wenn

solches

solches schon geschehen ist, gewaltig, reissen sich nach kurzer Zeit wieder los, und diejenige, die sie aufs neue anbinden wollen, bekommen bei dieser Arbeit gemeiniglich blutige und zerbissene Hände, worüber denn die Bauern zuletzt verdrießlich werden, und sie entweder nicht wieder anbinden, oder wohl gar auf die Seite schaffen. Wer aber kann auf einen jeden Bauerhund so genau Acht haben!

Bei dem Viehsterben, welches mein Gut im Jahr 1765. betraf, fand ich beim Spatzierengehen an einem Tage auf meinem Felde, ein halb Dutzend Hunde aufgehenket. Als ich mich nach der Ursache davon, und wem diese Hunde zugehörten, erkundigte, bekam ich zur Antwort, daß es Dorfhunde wären, welche die Bauern, weil sie doch solche nicht gebrauchen könnten, und sie sich nicht weiter anbinden lassen wollten, hätten todtschlagen, und durch ihre Jungens dort aufhenken lassen. Dieses letztere mochte nun wohl blos eine leichtfertige Erfindung von den Dorfjungens seyn.

Inzwischen ziehe ich hieraus den Schluß, daß es bei einer solchen Gefahr weit besser sey, die Hunde gleich tödten zu lassen. Denn hiedurch wird diese Gelegenheit, das Viehsterben einzuschleppen, mit einmahl gehoben, und die Bauern bekommen eher wieder Hunde, als Ochsen und Kühe.

Wenigstens ist solches an den inficirten Orten der kürzeste Weg, indem die Einwohner daselbst sich um die Verbreitung des ihnen betroffenen Unglücks wenig bekümmern, vielmehr es, nach der bekannten Bauertücke, öfters wohl gerne sehen, wenn solches auch ihren Nachbarn wiederfähret.

§. 67.

§. 67.

Von der Vorsicht, daß bei einer in der Nachbarschaft sich geäußerten Viehseuche, keine giftfangende Sachen durch die reinen Oerter durchgelassen, auch die auswärts verschickt gewesene Bauern und Knechte keine Strohwiepen wieder zurück bringen, sondern solche vor dem Dorfe verbrennen müssen.

So bald in einer Gegend sich die Viehseuche geäussert hat, müssen in den reinen Orten keine giftfangende Sachen durchgelassen, sondern die damit beladene Wagen um das Dorf herum gewiesen werden.

Besonders hat man auch darauf Achtung zu geben, daß die auswärts mit Getreide oder sonst verschickt gewesene Knechte oder Bauern, keine Strohwiepen wieder mit zurück bringen, sondern solche vor dem Dorfe verbrennen.

Solches muß ohne Ausnahme geschehen, und auf das Vorwenden, daß sie keinen inficirten Ort berühret hätten, nicht Rücksicht genommen werden. Man kann nicht allemahl wissen, wo sie gewesen sind, und wenn eine Gegend schon einmal mit diesem Uebel verunreiniget ist, so fähret man am sichersten, daß man alles auf gleichen Fuß behandelt, zumahl der Verlust eines Strohwisches nicht der Rede werth ist.

§. 68.

Dem Vieh alle drey Tage die Nase mit frischen Theer zu beschmieren, oder ihm öfters Knoblauch einzustecken, gehöret mit zu den vernünftigen Vorsichten und Präservativ-Mitteln, deren man sich bei einer in der Nähe ausgebrochenen Viehseuche bedienen kann.

Bei einer in der Nachbarschaft graßirenden Viehseuche, ist auch unter andern sehr dienlich, wenn man dem Vieh,

besonders wenn es noch auf die Weide gehet, die Nase um den dritten Tag mit frischen Theer beschmieret.

Man nimmt wahr, daß das Rindvieh eine sehr subtile Witterung hat, und, wenn es nur von weiten den Geruch eines andern Viehes merket, den Kopf in die Höhe hält, und mit Maul und Nase nach der Luft schnappet. Daß hiedurch das Vieh gar leicht die bei dem in einer Gegend überhand genommenen Viehsterben, in der Luft herum schwebenden Gifttheilchen auffangen, und dadurch, besonders wenn schon seine Säfte selber nicht die besten sind, angestecket werden könne, ist ganz natürlich.

Durch den starken Geruch des frischen Theeres aber, wird diese Witterung unterbrochen, und es ist in so weit die Anwendung dieses Mittels, zumahl es weder sonderliche Kosten noch Mühe machet, nicht unvernünftig.

Eine gleiche Bewandtniß hat es auch mit der Gewohnheit, die gemeiniglich von den gemeinen Bauersleuten bei einer Viehsterbens-Gefahr beobachtet wird, daß man dem Vieh des Morgens bei dem Austreiben Knoblauch einstecket.

Dieses Gewächse hat schon an und vor sich eine, allen giftigen Anfällen, widerstehende Kraft, und behindert besonders die Fäulniß, weshalb es auch in der Pest mit grossen Nutzen gebrauchet wird.

Ausserdem aber thut er wegen seines ungemein starken Geruches, eben diejenige Wirkung, und fast in einem noch höhern Grade, als wir oben von dem Theer bemerket haben.

§. 69.

§. 69.

Von den Ausdünstungen der Pferde und ihres Mistes, als eines gegen die Viehseuchen dienlichen Mittels, und was deshalb in den Königl. Preußischen Landen verordnet worden, warum aber diese Verordnung nur in kleinen Wirthschaften Statt finden könne.

Seit einigen Jahren ist man durch verschiedene Erfahrungen, auf die Meinung gebracht worden, daß der Geruch des Pferdemistes, eine vorzügliche Kraft, das Rindvieh gegen das Gift der ansteckenden Seuche zu bewahren, bei sich führe.

Selbst große und berühmte Aerzte scheinen dieser Meinung beyzupflichten, und es ist deshalb in den Königlichen Preußischen Landen in der schon vorhin angeführten *Instruction* vom 18. Jan. 1752. ausdrücklich verordnet worden, daß bei einer an einem Orte entstandenen Viehseuche, das noch gesunde Vieh alsobald in den Pferdestall gebracht, die Pferde hingegen in den Kuhstall gezogen werden sollen, weil beobachtet worden, daß die Ausdünstung des Pferdemistes dem *Miasmati* zuwider sey.

In den sehr nützlichen Leipziger Intelligenzblättern findet man in deren Sammlung vom Jahr 1763. *No.* 29. *Art. X.* eine besondere Nachricht von einer von dem Postmeister zu Coelleda mit dem Pferdemist, bei einer an gedachtem Orte entstandenen Viehseuche, gemachten Erfahrung, wodurch derselbe, ohnerachtet an besagtem Orte über 400 Stück gefallen, sein sämmtliches Vieh gesund erhalten hat.

Erwähnter Postmeister hat, nach seiner eigenen davon aufgesetzten Beschreibung, das Vieh, so bald die Seuche in der Stadt bemerket worden, im Stalle behalten, jedoch den Stall nicht dergestalt verstopft, daß die Dünste von dem Vieh nicht verfliegen können. Alle zwei, drei auch vier Tage, hat er frischen Pferdemist in den Stall bringen lassen, und von dem darinn gelegenen, wieder so viel herausgeschaft, daß das Vieh nur stehen können.

Es ist zwar, wie auch schon ein anderer Freund in der gedachten Sammlung der Leipziger Intelligenz-Blätter vom Jahr 1764. S. 24. angemerket hat, zweifelhaft, ob diese Wirkung des Pferdemistes blos durch den Geruch und Ausdunstung desselben hergerühret habe, oder nicht vielmehr seiner bei sich führenden Wärme, wodurch das in dem Stalle stehende Vieh eine freye Ausdunstung erhalten hat, zuzuschreiben sey. Inzwischen wird doch auch das erstere durch mehrere Erfahrungen, die hier alle anzuführen zu weitläuftig fallen würde, bestätiget.

Diese Erfahrung ist nicht ohne allen physikalischen Grund, wovon ich bereits in der *XXXII.* Abhandlung dieses Bandes §. 6. *Nota* 9. bei einer andern Gelegenheit das nöthige angeführet habe.

Nur besorge ich, daß dieses Bewahrungsmittel in der Art, als es der Herr Postmeister Büchner in Ausübung gesetzet hat, nicht allenthalben Statt finden wird.

Vor einen Postmeister, welcher seines Amtes wegen gemeiniglich mehr Pferde als Rindvieh hält, gehet es wohl an, daß er seine Rindviehställe mit Pferdemist anfüllen, und den alten immer wieder mit neuen abwechseln kann.

Auch

Auch ist solches allenfalls in einer kleinen Bauerwirthschaft bei wenigem Rindvieh möglich.

In großen Wirthschaften hingegen, wo die Zahl der Pferde mit dem vorhandenen Rindviehstande in keinem Verhältniß stehet, giebet es die Vernunft selber, daß dieses Präservativmittel auf die vorbeschriebene Weise nicht Platz greiffen könne. Denn was wollte wohl der Mist von 8 bis 10 Pferden in einem Rindviehstall von 100 und mehrern Stücken sagen, und was vor Wirkungen könnte man sich von den Ausdünstungen so weniger Pferde, zum Besten einer solchen zahlreichen Heerde, versprechen?

Selbst die vorgedachte in den Königl. Preußischen Landen ergangene Instruction vom Jahr 1752, vermöge welcher bei einer entstandenen Viehseuche, das noch gesunde Rindvieh in die Pferdeställe, und die Pferde hingegen in die Kuhställe gebracht werden sollen, kann nur blos bei den Bauerhöfen, wovon sie eigentlich auch nur redet, eine Anwehre finden.

In großen Wirthschaften vereitelt, wie ein jeder von selbst ermessen wird, die Ohnmöglichkeit diese Vorsicht von selbst.

Sehr weise und vernünftig ist daher dasjenige, was ein vornehmer Wirthschaftsfreund, nach dem Inhalt der vorgedachten 32sten Abhandlung dieses Bandes §. 6. hierunter veranstaltet hat, indem er seine Pferdeställe in den Abseiten der Rindviehställe angebracht, und in denselben hin und her kleine Lucken gelassen, damit die Ausdünstungen der Pferde in die Rindviehställe beständig eindringen können.

Hat es seine Richtigkeit, daß die Ausdünstungen der Pferde und ihres Mistes bei dem Rindvieh diejenigen Wir-

kungen hervor bringen, die man denselben zuschreibt, so hat der aufmerksame Erfinder dieser Veranstaltung, seinem Rindvieh dadurch ein immerwährendes Präservativmittel gegen alle ansteckende Seuchen verschaffet.

§. 70.

Von dem öftern Räuchern in den Rindviehställen, und was sich hiezu am besten schicke.

Bei einer sich annähernden Gefahr des Viehsterbens, gehöret das fleißige Räuchern der Ställe ebenfalls zu den vernünftigen Präservativmitteln, indem dadurch die sich etwa eindringende giftige Ausdünstung vertheilet, und das Eindringen derselben auf das Vieh verhindert wird.

Dieses Räuchern pfleget mit vielerley Dingen zu geschehen, und man hat dazu besonders solche Sachen zu nehmen, welche einen starken Geruch von sich geben. Man wählet dazu Schwefel, Schießpulver, Wachholderbeeren und Sadelbaum. Auch nimmt man wohl zu dem bekannten Teufelsdreck, Haaren, wollenen Lappen, und dergleichen anderen stinkenden Sachen, seine Zuflucht.

Das vernünftigste unter allen diesen vielfältigen Räucherwerke ist wohl sonder Zweifel der Weineßig, wenn in denselben glühende Steine eingetauchet werden, und der Stall mit dem davon entstehenden Dampf angefüllet wird.

Daß der Weineßig die Luft reinige, und dem aus einer schädlichen Fäulniß herrührenden Gift auf das kräftigste widerstehe, ist jedermann bekannt, und daher kein Zweifel vorhanden, daß derselbe eben so, wie er in der Pest selber ein allgemeines Präservativmittel ist, auch in den Viehseuchen eine gleiche Wirkung verspühren lassen werde.

Jedoch

Jedoch muß mit diesem Räuchern kein Spielwerk getrieben, sondern dahin gesehen werden, daß der Dampf den ganzen Stall anfülle, und ein jedes Stück Vieh davon genungsam berühret werde.

§. 71.

Von denjenigen Präservativmitteln, die alsdenn, wenn schon die Seuche sich in einer Heerde geäußert hat, dienlich sind.

Was bisher angeführet worden, gehöret eigentlich zu den äußern Bewahrungs- und Präservativmitteln, die hauptsächlich in dem Fall, wenn eine Heerde noch rein ist, und ihr nur durch die in der Nachbarschaft wütende Seuche eine nahe Gefahr angedrohet wird, anzuwenden sind.

Aeußert sich aber schon in der Heerde selber eine Krankheit, deren Merkmale, daß sie ansteckend seyn werde, zu erkennen geben, so muß dieses einen Eigenthümer schon aufmerksamer machen, und er es nicht blos bei den vorhin erwähnten Vorsichten bewenden lassen. Das Feuer brennet ihm nunmehr auf die Nägel, und er hat Ursache, Tag und Nacht darauf bedacht zu seyn, wie er solches nach Möglichkeit dämpfen, und wenigstens einen Theil seiner Heerde retten könne.

Ich erinnere hiebei nochmahls, daß er die ihm bekannt gewordenen Mittel nicht ohne Ueberlegung anhäufe, sondern eine vernünftige Wahl darunter treffe, und bei dem einmahl gewählten, ohne sie alle Augenblick mit neuen abzuwechseln, unverrückt verbleibe. Denn ohnstreitig wahr ist es, daß die in dieses Unglück gerathene Gutsbesitzer, durch den Gebrauch gar zu vieler öfters gegen einander laufender Mittel, die Sache eher schlimmer als besser machen.

§. 72.

Von der unumgänglich nöthigen Absonderung des kranken und gesunden Viehes, sobald sich die Seuche in einer Heerde zu äußern angefangen hat, und warum das letztere, wenn die Pferdeställe nicht geraumig genung dazu sind, ganz bequem in die Schafställe untergebracht werden könne.

Da wir gegenwärtig nur noch von den nahen Präservativmitteln, die alsdenn, wenn die Viehseuche sich in einer Heerde zu äußern angefangen hat, zu beobachten nöthig sind, nicht aber von den wirklichen Heilungsmitteln, wodurch man das schon kranke Vieh zu retten suchet, reden, so bestehet das vornehmste Präservativmittel von dieser Gattung hauptsächlich darinn, daß man das gesunde Vieh von dem kranken, ohne den geringsten Anstand absondere, und jedes an einen besondern von einander entfernten Ort bringe.

Es ist, nach meiner Einsicht, nicht genung, daß man nur blos das krank gewordene Vieh aus dem Stalle wegschaffe, das gesunde aber noch ferner in demselben lasse.

Die größeste Vermuthung ist vorhanden, daß das in einem Stalle ausgebrochene Gift den ganzen Stall bereits verunreiniget habe, und es bleibet daher das gesunde Vieh, wenn es darinn ferner gelassen wird, ebenfalls in steter Gefahr, davon angegriffen zu werden.

Der Stall also, worinn die Seuche zuerst ausgebrochen ist, und, wie es im Anfange nicht anders seyn kann, das kranke Vieh schon einige Tage, bis man von dem wirklichen Daseyn einer ansteckenden Seuche überzeuget worden, gestanden hat, muß ganz von Vieh leer gemachet, und

und weder das kranke noch gesunde darinn gelassen werden.

Bei den Bauersleuten kann die oben von uns angeführte Verordnung, daß nähmlich das gesunde Rindvieh in die Pferdeställe, und hingegen die Pferde in die Rindvieh-Ställe gebracht werden sollen, ganz füglich in Erfüllung gesetzet werden.

In großen Wirthschaften gehet zwar dieses aus den §. 69. bemerkten Ursachen nicht wohl an. Inzwischen bleibet doch auch da zu einer dergleichen Verwechselung der Ställe ein Mittel übrig.

Man bringe nur das Rindvieh in die Schafställe, und die Schafe hinwiederum in die Rindviehställe, so wird jenes von der Gefahr, durch das in ihrer vorigen Wohnung zurück gebliebene Gift angestecket zu werden, befreyet, und beide Arten von Vieh genungsamen Stallraum haben. Denn sollte gleich die Schafheerde verhältnißmäßig stärker als die Rindviehheerde seyn, so ist es auch nicht nöthig, daß der ganze Schafstall dem Rindvieh eingeräumet werde, sondern die Vernunft lehret es selber, daß demselben nur der nöthige Raum abgeschlagen werden dürfe, der übrige Platz aber vor die Schafe bleiben könne.

§. 73.

Warum die Schafställe hiezu ganz bequem sind, wird mit mehrern ausgeführet.

Ich will zwar nicht behaupten, daß die Ausdünstungen der Schafe und ihres Mistes, dem Rindvieh, zur Bewahrung vor ansteckenden Seuchen, eben so dienlich und heilsam sind, als man von den Ausdünstungen der Pferde angiebet.

Inzwischen ist doch so viel gewiß, daß der Schafmist und dessen starker durchdringender Geruch, dem darauf gestellten Rindvieh keinen Schaden zufügen kann, und hat er gleich keine solche Kraft, wie der Pferdemist, dem Miasmati der Viehseuchen zu widerstehen, so ist doch wenigstens so viel nicht zu leugnen, daß er ebenfalls das Eindringen der vergifteten Luft abhält und verhindert.

Ueberdem führet der Schafmist viele nitreuse Theile bei sich. Daß aber diese in den ansteckenden Rindviehkrankheiten ein heilsames Mittel sind, und zur Dämpfung der Folgen, die aus diesem schädlichen Gift entstehen können, ein vieles beitragen, ist bereits oben bemerket worden, und wird auch unten bald mit mehrern gezeiget werden.

Gewiß ist es wohl, daß der Schafmist, in Ansehung seiner Bestandtheile, mit dem Pferdemist die meiste Aehnlichkeit hat. Warum sollte man sich nicht auch in ähnlichen Fällen von beiden gleiche Folgen versprechen können? Ueberdem hat man ja schon vorhin Beispiele, daß der Geruch und die Ausdünstung des Schafmistes bei andern Viehearten gute Dienste thut und heilsam ist.

Die kranken Pferde, besonders diejenigen, die mit Bauchweh geplaget sind, darf man nur auf den Schafmist bringen, und daselbst einige Stunden stehen lassen, so wird man, wenn sonst keine andere gefährliche Umstände damit verknüpfet sind, gar bald eine Besserung bei ihnen verspühren.

Auch ist gegenwärtig der Vorschlag, das gesunde Rindvieh in den Schafstall, und die Schafe in den Rindvieh-Stall zu bringen, nicht in der Absicht, um sie dadurch gegen das Anstecken der Seuche zu bewahren, geschehen, sondern

dern man hat nur blos ein bequemes Mittel, weil bei grossen Heerden das noch gesunde Rindvieh, wegen der zu enge fallenden Pferdeställe, dennoch auf andere Art untergebracht werden könne, an die Hand geben wollen.

§. 74.

Daß das kranke Vieh ebenfalls, weder in dem Stalle, worinn es krank geworden, noch auch in dem Dorfe zu lassen, sondern an einem entlegenen Orte zu bringen, und was hiebei wegen der dazu zu bestellenden Wärter beobachtet werden müsse.

Mit Recht mag behauptet werden, daß alsdenn, wenn das Gift der Viehseuchen nicht mehr bloß in der Nachbarschaft ist, sondern sich auch schon wirklich in der Heerde selber geäußert hat, die Absonderung des kranken und gesunden Viehes dasjenige Mittel ist, wovon man sich nach der Erfahrung die meiste Wirkung versprechen kann, und ein mit diesem Uebel betroffener Landwirth, der sich darunter nachläßig befinden lässet, hat es seiner eigenen Saumseeligkeit zuzuschreiben, wenn ihn solches doppelt drücket.

Wo bei dieser Absonderung das gesunde Vieh unterzubringen sey, haben wir vorhin gezeiget. Nunmehr werden wir auch die Maaßregeln, die wegen des bereits kranken Viehes hierunter zu nehmen sind, bemerken müssen.

Ist es schon alsdenn, wenn die Seuche noch in der Nachbarschaft, und folglich in einer gewissen Entfernung ausgebrochen ist, alle mögliche Vorsicht, um das gesunde Vieh gegen dessen Einhauchung sicher zu stellen, anzuwenden nöthig, so giebet es die Vernunft, daß diese Vorsichten bei der Gelegenheit, wo diese ansteckende Krankheit sich schon unter der Heerde selber zu äußern angefangen hat, verdoppelt werden müsse.

Das

Das krank gewordene Vieh muß aus dieser Ursache, weder in dem Stalle, worinn es krank geworden, noch auch in dem mit der Seuche angesteckten Dorfe gelassen, sondern, so viel möglich, an einem von demselben entfernten Orte gebracht, und gewissen dazu bestellten Leuten, welche die ganze Zeit über, da die Viehseuche währet, nicht wieder ins Dorf kommen, noch mit den Einwohnern desselben einige Gemeinschaft haben müssen, zu Pflege und Wartung übergeben werden.

Ganz ohne Aufsicht und Beobachtung können diese Leute zwar freylich nicht bleiben, sondern es müssen von Zeit zu Zeit ihre Handlungen untersuchet, ihnen auch die nöthigen Lebensmittel überbracht werden. Weil aber solches gemeiniglich von den Wirthschaftern zu geschehen pfleget, so ist nöthig, daß selbige zur Zeit solcher Untersuchung ihre gewöhnliche Kleidung, in welcher sie sonst bei dem gesunden Vieh umzugehen pflegen, ablegen, und diese zu keiner andern Zeit, wenn sie in dem Dorfe Verrichtungen haben, und dem gesunden Viehe nahe kommen, anziehen.

Ueberröcke von einer dünnen Wachsleinewand, worinn das Gift der Seuchen nicht einziehen, noch darauf haften kann, würden hiezu nicht undienlich seyn.

Diejenigen Leute, welche den Wärtern des kranken Viehes die nöthigen Lebensmittel und andere Bedürfnisse überbringen, müssen sich dem Orte, wo das kranke Vieh aufbehalten wird, ebenfalls nicht nähern, sondern diese Lebensmittel und Bedürfnisse auf einen gewissen bestimmten Ort, der wenigstens einige hundert Schritte von dem kranken Vieh entfernet seyn muß, absetzen, von welchem es sich

alsdenn

alsdenn die Wärter, nachdem ihnen deshalb ein gewisses Zeichen gegeben worden, abholen können.

§. 75.

Wie der Ort, wohin das kranke Vieh währender Seuche zu bringen, beschaffen seyn müsse.

Zu der Aufbehaltung des kranken Viehes während der Seuche muß nicht allein ein so viel möglich von dem Dorfe entfernter Platz, sondern auch ein solcher, wo das Gift der Seuche nicht so leicht ausgebreitet, und weiter fortgepflanzet werden kann, gewählet werden.

Ist ein Landgut mit Waldung versehen, so ist, dem kranken Vieh in dieser Waldung einen Ort, bei welchen aber nothwendig in der Nähe ein reines Wasser befindlich seyn muß, zu seinem Lazareth anzuweisen, rathsam.

Befindet sich aber innerhalb den Gränzen eines mit der Viehseuche inficirten Landgutes keine dergleichen Waldung, dergestalt, daß es eine Nothwendigkeit ist, das kranke Vieh im Freyen zu lassen, so muß doch wenigstens ein tiefliegender Grund, welcher ebenfalls in der Nähe frisches Wasser hat, dazu ausersehen werden.

Die Krankenställe auf einem Berge anzulegen, würde sehr widrig und unzweckmäßig gehandelt seyn, weil alsdenn die giftigen Ausdünstungen desselben, sich ungehindert auszubreiten, Gelegenheit hätten. In einem etwas tiefliegenden Grunde aber wird diese freye Ausbreitung der schädlichen und ansteckenden Ausdünstungen durch die herum liegenden Anhöhen gewissermaßen verhindert.

§. 76.

Landesbibliothek Mecklenburg-Vorpommern Günther Uecker
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1759087653/phys_0293
DFG

§. 76.

Was bei Einrichtung dieser Viehkrankenställe, nach Verschiedenheit der Jahreszeiten, wahrzunehmen sey.

In Ansehung der Nebenumstände und übrigen Veranstaltungen, die man wegen des abgesonderten kranken Viehes zu machen hat, muß allerdings auf den Unterscheid der Jahreszeiten Rücksicht genommen werden.

Stellet sich das Viehsterben im Sommer, auch zu einer solchen Frühjahrs- oder Herbstzeit ein, wo so wohl Vieh als Menschen im Freyen ausdauern können, so ist weiter nichts nöthig, als daß derjenige Platz, der zur Aufbehaltung des kranken Viehes bestimmet worden, berücket, oder mit einem leichten Gehege versehen, den dabei bestellten Wärtern aber, eine geraumige Strohhütte, worinn sie des Nachts ihre Schlafstelle haben, erbauet, und solche, nach geendigter Viehseuche, verbrannt werden.

Schon mehrern Schwierigkeiten ist dieses alles unterworfen, wenn von einem dergleichen Unglück die Einwohner eines Dorfs zu Winterszeiten, wo weder Menschen noch Vieh ohne Bedeckung in freier Luft bleiben und aushalten können, überfallen werden.

Alsdenn ist kein ander Mittel übrig, als daß nicht allein vor das kranke Vieh eigene Schuppen von Brettern aufgerichtet, sondern auch vor die zu dessen Beobachtung und Pflege bestellte Wärter gleichmäßige Hütten erbauet werden.

Diese Vorsicht mag um so weniger unterlassen werden, als, wie unten bald mit mehrern gezeiget werden wird, die Beförderung der Ausdunstung des kranken Viehes, eines

der

der sichersten und zuverläßigsten Mittel ist, wodurch dessen Genesung wieder erhalten werden kann. Daß aber diese Ausdünstung bei einem in der Kälte im Freyen stehenden kranken Vieh, ohnmöglich zu hoffen sey, giebet die Vernunft von selbst.

Ein Glück ist es, daß sich die Viehseuchen nur selten im Winter zu äussern pflegen, sondern man vielmehr aus der Erfahrung wahrnimmt, daß dieselben, wenn sie vorher gewütet haben, bei einer entstandenen Kälte sich öfters von selbst wieder zu endigen, oder doch wenigstens nachzulassen pflegen.

§. 77.

Daß bei der Wahl des, vor das kranke Vieh zu bestimmenden Ortes, auch auf eine solche Lage Rücksicht zu nehmen, damit der Wind nicht nach dem Dorfe zu, sondern von demselben abstehen möge.

Bei der Wahl des Ortes, an welchem das kranke Vieh, während Seuche aufzubehalten, ist auch zugleich auf die nach Verschiedenheit der Jahreszeiten gewöhnliche Richtung der Winde, damit solche, so viel möglich, nicht auf das Dorf zu, sondern von demselben abstehen mögen, Acht zu haben.

Denn es ist schon oben bemerket worden, wie gefährlich es sey, wenn der Wind von einem inficirten Orte herkommt, und daß alsdenn, das Vieh gesund zu erhalten, wenige Hofnung vorhanden.

Auf einerlei beständige Richtung des Windes, kann man zwar zu keiner Jahreszeit sichere Rechnung machen. Inzwischen lehret doch die Erfahrung, daß im Winter die Winde gemeiniglich aus Norden und Osten, in den übri-

gen

gen Jahreszeiten aber, mehr aus Süden und Westen zu wehen pflegen.

Nach dem nun die Viehseuchen in einer von diesen Jahreszeiten graßiret, ist auch der vor die Aufbehaltung des kranken Viehes nöthige Ort zu bestimmen.

Besonders muß hierauf Rücksicht genommen werden, wenn man das kranke Vieh im freyen Felde stehen zu lassen genöthiget ist. Bei solchen Gelegenheiten, wo man dasselbe in einem Walde oder andern mit hohen Bäumen umringten Ort unterbringen kann, hat die Sache weniger Gefahr, und man darf alsdenn auf diesen Umstand nicht so genau sehen, indem der vorliegende Wald die Mittheilung des Giftes durch die Luft, schon von selbst verhindert.

§. 78.

Der Aufbehaltungsort vor das kranke Vieh, muß von den Wegen und Landstraßen entfernet seyn, und der bei den Städten angeordnete Anbindungs-Pfahl ist auf den Dörfern ebenfalls nöthig.

Auch ist bei der Wahl dieses Krankenstalles eben so, wie oben erwähntermaßen in den Königlichen Preußischen Landen bei den Städten verordnet worden, darauf Acht zu haben, daß solche von den öffentlichen Wegen und Landstraßen so viel möglich entfernt, und abgelegen seyn mögen.

Dieses gereichet nicht nur den Einwohnern des inficirten Dorfes selber, wegen ihres noch gesunden Viehes, zur Sicherheit, sondern es wird auch dadurch eine öftere Gelegenheit, dieses Unglück durch die Reisenden in andere Gegenden zu verbreiten, gehindert.

Daß bei den Städten zwischen die beiden Schuppen, worin theils das gesunde, und theils auch das kranke Vieh

stehet,

stehet, ein Pfahl eingegraben, und daselbst das in dem gesunden Stall aufs neue krank gewordene Vieh, damit es von den Leuten aus dem kranken Stall abgeholet werden könne, angebunden werden müsse, ist eine Vorsicht, die auch auf den inficirten Dörfern billig zu beobachten wäre. Denn an beiden Orten muß zwischen den Leuten, die mit dem gesunden Vieh umgehen, und denen, so zur Wartung des kranken bestellt sind, so viel möglich alle Gemeinschaft vermieden werden, und eben dieses ist die Absicht des bey den Städten angeordneten Anbindepfahls.

§. 79.

Daß auch noch überdem mit den schon vorhin angeführten Präservativmitteln ununterbrochen fortzufahren.

Ausser der Absonderung des kranken und gesunden Viehes, sind in dem Fall, wenn sich die Viehseuche schon wirklich in einer Heerde geäussert hat, auch die meisten von den schon vorhin bemerkten Präservativmitteln, so wir eigentlich nur bei einer erst in der Nachtbarschaft sich geäusserten Gefahr, in Vorschlag gebracht haben, in so ferne sie der Sache angemessen, noch fernerhin fortzusetzen.

Besonders ist dieses wegen des fleißigen Räucherns und öftern Beschmierung des Rindviehes an der Nasen mit Theer, mit gedoppelter Aufmerksamkeit zu beobachten.

Denn je näher die Gefahr des Ansteckens ist, je mehr muß Sorgfalt, um solches zu verhüten, angewandt werden.

§. 80.

Von den innern Präservativmitteln, und daß solche der Natur der Krankheit angemessen seyn müssen, wenn sie nicht mehr Schaden als Nutzen stiften sollen.

Auch ist alsdenn die eigentliche Zeit vorhanden, wo

man bei dem noch gesunden Vieh vernünftige innere Präservativmittel zu gebrauchen nöthig hat.

Diese innere Präservativmittel müssen, wenn sie vor vernünftig geachtet werden, und nicht mehr Schaden als Nutzen stiften sollen, mit den wirklichen Heilungsmitteln, deren man sich sonst bei dem schon erkrankten Vieh bedienet, von einerlei Art, beide aber der eigentlichen Natur der Krankheit angemessen seyn.

Hierin versehen es die meisten, so wohl bei den Präservativ- als Heilungsmitteln. Sie brauchen Dinge, so der Krankheit des Viehes offenbar zuwider sind, und solche mehr verstärken und befördern, als lindern. Sie wollen ihr erkranktes Vieh gesund machen, statt dessen aber tödten sie es.

So gehet es bei den Menschen, und so gehet es auch bey dem Vieh.

Mancher Mensch würde, besonders auf dem Lande, erhalten werden können, wenn er nicht ohne Unterscheid alles, was ihm Unverständige und alte Weiber anrathen, durcheinander brauchte, wovon gemeiniglich das eine des andern Wirkungen verhindert, und wodurch er wohl gar ein Schlachtopfer der Quacksalber wird.

Eine gleiche Bewandniß hat es auch mit den Vieh-Krankheiten. Manches Stück Vieh würde wieder genesen, wenn man es nicht durch den unrichtigen und überhäuften Gebrauch widriger Mittel recht muthwillig tödtete.

Man brauche lieber nichts, sondern lasse der Natur ihren Lauf, als daß man sich solcher Dinge, die den Tod nothwendig befördern müssen, bediene.

§. 81.

§. 81.

Wie die sogenannte Hausmittel bei den Viehseuchen beschaffen seyn müssen.

Der Gebrauch kostbarer Arzneimittel, es geschehe zur Präservirung oder wirklichen Heilung, kann freilich den wenigsten Wirthen, bei ihren öfters starken Heerden zugemuthet werden.

Es ist auch solches nicht nöthig, indem es hinreichende so genannte Hausmittel giebet, deren Wirkungen öfters den besten und kostbarsten Arzeneien gleich kommen.

Nur muß man hierunter keine unglückliche Wahl treffen, noch in der richtigen Anwendung solcher Hausmittel fehlen. Niemahl kann es gut thun, wenn man in hitzigen Krankheiten hitzige, und in Zufällen, wo die Natur des Körpers eine Stärkung nöthig hat, kühlende und erschlaffende Mittel anwendet.

Wenn man die Natur der Krankheit, die man durch den Gebrauch selbst erwählter Mittel vorbeugen oder dämpfen will, nicht gehörig kennet, so ist einem jeden wohlmeinend anzurathen, daß er sich mit der Bestimmung der Hülfsmittel gegen die Viehkrankheiten nicht selber abgebe, sondern verständige und in der Sache erfahrne Leute dabei zu Rathe ziehe.

§. 82.

Die in den ansteckenden Viehkrankheiten zu gebrauchende innere Mittel, müssen von der Beschaffenheit seyn, daß sie der Fäulniß und Entzündung gehörig widerstehen können.

Dieses alles als ohnleugbar vorausgesetzet, fräget es sich nunmehr, um der Sache näher zu kommen, wie die

vernünftige bei den Viehseuchen anzuwendende, so wohl Präservativ- als Heilungsmittel, wenn sie der Natur dieser Krankheit anpassend seyn sollen, beschaffen seyn müssen.

Um dieses genau und richtig zu bestimmen, müssen wir auf dasjenige, was oben von der Entstehung der Viehseuchen gesaget worden, zurück gehen.

Daß bei allen solchen ansteckenden Viehkrankheiten, eine Fäulniß der Säfte und Entzündung zum Grunde liege, haben wir daselbst deutlich dargethan.

Nichts ist daher natürlicher, als daß die dagegen anzuwendende Präservativmittel die Entzündung und Fäulniß zu verhindern, die Heilungsmittel aber diese beide tödtende Ursachen zu dämpfen und zu heben, im Stande seyn müssen.

Wem die hiezu diensame Mittel nicht selber bekannt sind, der muß solche von denen, so die gehörige Kenntniß und Einsicht davon haben, zu erforschen suchen, und eine ihm davon gegebene Anleitung nicht verwerfen.

§. 83.

Als vernünftige und der Natur der Viehseuchen angemessene innere Präservativmittel, werden besonders der Wein-Eßig, Salpeter und Kampfer angepriesen.

Ohne mich in ein weitläuftiges Verzeichniß a) aller derjenigen Mittel, so wider die Fäulniß so wohl, als Entzündung mit Nutzen gebrauchet werden können, einzulassen, will ich nur drei derselben, nehmlich den Wein-Eßig, das *Nitrum* oder Salpeter, und den Kampfer nahmhaft machen.

Die Wirkungen dieser drei Mittel, sind nicht allein einem jedem Landmann, auch selbst denen, die sonst von andern in die Arzeneiwissenschaft einschlagenden Dingen, keine

ne Kenntniß haben, bekannt, sondern gehören auch zu denjenigen Waaren, die nicht so theuer sind, daß sie nicht das davor verausgabete Geld, durch den von ihnen gestifteten Nutzen reichlich wieder bezahlen sollten.

Sie können überdem theils ein jedes vor sich allein gebrauchet, theils aber auch mit einander verbunden werden.

Sie geben nicht allein bei dem gesunden, der Gefahr des Viehsterbens aber nahen Viehe, ein kräftiges und sicheres Präservativmittel ab, sondern man kann sie auch zu den vernünftigsten unter den innern Heilungsmitteln mit Recht zählen, wenn anders in den Viehseuchen, wie unten bald mit mehrern bemerket werden wird, die innern gebrauchte Heilungsmittel von einiger Wirkung seyn können.

Anjetzt erwähnen wir diese drei Dinge nur in der Absicht, daß sie bei dem gesunden mit der Seuche noch nicht befallenen Vieh, præservative angewendet werden sollen, und es wird nicht an Gründen fehlen, um begreiflich zu machen, daß deren richtige Anwendung in dieser Absicht nicht ohne den gehofften Nutzen seyn werde.

a) Wer sich von der ungeheuren Menge der Hülfsmittel, so die Erfindungskraft zur Abwendung der Viehseuche an die Hand gegeben hat, überzeugen will, der darf nur in den Leipziger Intelligenz-Blättern, vom Jahr 1765. No. 54. S. 490., den daselbst mitgetheilten Aufsatz eines Ungenannten, von einigen Hülfsmitteln gegen die Viehstaupen, nachschlagen.

Hier werden nur blos aus dem vegetabilischen Reiche von allen Gattungen der Gewächse eine bewundernswürdige Anzahl von Dingen angepriesen, um sie bei sich ereignenden Viehseuchen als nützliche Präservativmittel gebrauchen zu können, als

1) Von den Wurzeln:

Pestilenzwurzel, Liebstöckel, Angelickwurzel, Carlin und Schwalbenwurzel.

2) An Kräutern:

Wermuth, Salbey, Krausemünze, Feldkümmel, Bitterklee, Rosmarin ꝛc.

3) Von Früchten und Gesäme:

Carbe, Kramerkümmel, schwarzer Kümmel, Fenchel, Angelicksaamen, die Nüsse von wilden Kastanienbäumen nebst ihren Blättern, die äußere Schalen von welschen Nüssen, welche aber, damit sie nicht faulen, auf einem Ofen getrocknet werden müssen, desgleichen Lorbeer- und Wachholderbeeren.

Das beste dabei ist, daß man nicht alle diese Dinge zugleich brauchen, sondern sich nur eines davon, und zwar dasjenige, was am leichtesten zu bekommen, und am wohlfeilsten ist, ausersehen darf. Denn der ungenannte Herr Verfasser setzet ausdrücklich hinzu:

Von diesen Stücken wählet man eines und das andere, was am leichtesten und wohlfeilesten zu haben, weil es nicht nöthig ist, diese *Species* alle zusammen zu mischen, stosset diese Sachen, so viel von einem als von dem andern, zu gröblichen Pulver, thut endlich, wenn man will, eine Portion gestoßenen Schwefel dazu, und giebt davon täglich zwey bis dreymahl einen Löffel voll in warmen Gesäufe ein.

Wie schwer muß nicht demjenigen, der sich dieser Mittel bedienen will, die Wahl darunter zu treffen, fallen? und er würde nicht übel thun, wenn er hierunter der Methode jenes empirischen Arztes folgte, von welchem erzählet wird, daß er alle seine Recepte in einen Beutel zusammen geworfen, und so oft, als er vor einen Kranken Arzeney verschreiben sollen, in denselben, gleich einem Glückskopf, hinein gegriffen, eines von den Recepten, so ihm zuerst in die Hände gekommen, heraus gezogen, und sich dabei der Worte: Gott gebe, daß es das rechte sey, bedienet habe.

§. 84.

Warum der Wein-Eßig ein kräftiges Präservativmittel gegen die Viehseuche sey.

Die Kraft und Wirkungen, so der Wein-Eßig, um beiden, der Fäulniß und Entzündung zu widerstehen, bei sich führet, darf nicht erst von den Aerzten und Collegiis

Sanita-

Sanitatis bestätiget werden, sondern sie ist schon vorhin einem jeden Landmann aus ganz gemeinen Erfahrungen, zur Gnüge bekannt.

Eine vernünftige Hauswirthin, die gerne einen Braten länger erhalten will, leget ihn in Eßig, weil sie weiß, daß derselbe solchen gegen die Fäulniß zu erhalten im Stande ist.

Wenn sich jemand an einem Knöchsel oder sonst an einem andern Ort gestossen hat, und derselbe sich zu inflammiren anfängt, so leget er zu wiederhohlten mahlen ein in Wein-Eßig getunktes Läppchen darauf, weil er durch die Erfahrung überzeuget ist, daß eine dergleichen Entzündung durch den Gebrauch des Wein-Eßigs, sehr leicht gehoben werden könne.

Diese ganz gemeine und fast täglich vorkommende Erfahrungen, können denn einen jeden nur etwas aufmerksamen und nachdenkenden Landwirth wohl nicht in Ungewißheit lassen, daß nicht der Wein-Eßig bei den ansteckenden Vieh-Seuchen, wo Fäulniß und Entzündung zusammen kommt, ein sehr bewährtes und wirksames Mittel seyn sollte, wie wir schon oben, wo derselbe zum Ausräuchern der Ställe, in Vorschlag gebracht worden, vorläufig bemerket haben.

§. 85.

Daß aber hiezu ein reiner und unverfälschter Weineßig genommen werden müsse, und woran dieser von jenem zu unterscheiden sey.

Jedoch muß man sich sehr wohl in Acht nehmen, daß man reinen und unverfälschten Weineßig dazu bekomme, indem dieses nothwendig erfodert wird, wenn man sich bei den Rindvieheuren eine erwünschte Wirkung davon versprechen will.

Nicht aller Weineßig, den man bei den Krämern zum Kauf bekommt, ist rein und unverfälscht. Auch in diesem Stücke gehen unzählige Betrügereyen, besonders in unsern Tagen, wo das Eßigbrauen überall zur Mode geworden ist, im Schwange.

Eigennützige Krämer und Weinschenken, suchen dem Eßig, anstatt seiner natürlichen Weinsäure, durch Alaun, Vitriol und spanischen Pfeffer, eine höchst schädliche Schärfe, welche dem natürlichen und reinen Weineßig gerade entgegen gesetzte Wirkung thut, zu geben.

Nimmt man sich nun hiebei nicht gehörig in Acht, sondern bedienet sich eines solches schädlichen Mischmasches, ohne alle Vorsicht, so darf man sich nicht wundern, wenn dieses sonst so heilsame und zuverläßige Mittel nicht allein fehl schläget, sondern auch wohl gar die Gefahr, so man dadurch vermeiden wollen, eher vermehret als vermindert.

Höchst nöthig ist es daher, daß man bei dem Einkauf des Weineßigs, den man zu diesem Behuf gebrauchen will, solchen vorher genau prüfe, und sich dadurch, ob er echt und unverfälscht sey, vergewissere.

Man darf nur einen Löffel voll davon über ein Wachs-Licht oder Kohlfeuer verrauchen lassen, so wird man bald inne werden, ob der zum Verkauf angebotene Eßig von rechter Art oder verfälschet sey. Ist das erstere, so bleibet in dem Löffel, nachdem das Liquidum verrauchet, kein Sedimentum zurück. Ist aber das letztere, so wird man die Theile des unreinen Zusatzes, die nicht mit verdunsten können, gar bald in dem Löffel gewahr werden.

Ueberhaupt thut man wohl, daß man den Weineßig, den man, um sich dessen in der Viehseuche, es sey zum räu-

chern

chern oder zum innerlichen eingeben, bedienen will, nicht von den kleinen Stadtkrämern, die Quartweise damit handeln, sondern von großen Kaufleuten, welche ihre Waaren nicht anders als im Großen und Fässerweise verkauffen, nehme. Die Ursachen, warum man bei den letztern weit sicherer als bei den erstern fähret, fallen, ohne daß sie erst weitläuftig angeführet werden dürfen, schon von selbst in die Augen.

§. 86.

Ursachen, warum der Salpeter nebst dem Kampfer ebenfalls kräftige Präservativmittel gegen die Viehseuche sind.

Mit dem Nitro oder Salpeter hat es eine gleiche Bewandniß. Auch von diesem ist schon durch gemeine Erfahrungen allen denen, die ländliche Haushaltung treiben, nicht unbekannt, daß er eine Kraft, sowohl der Fäulniß als der Entzündung zu widerstehen, besitzet.

Eine jede vernünftige Hauswirthinn nimmt bei dem Einsalzen des auf den Winter eingeschlachteten Fleisches, wohlbedächtig eine Portion Salpeter dazu, weil sie überzeuget ist, daß das Fleisch weit länger darnach dauert, und der Corruption nicht so leicht unterworfen ist.

Wer nur jemahls an einem Fieber, bei welchem eine Art von Entzündung zu befürchten gewesen, krank gelegen, und dabei einen geschickten Arzt gebraucht hat, der wird sich noch wohl zu erinnern wissen, daß die meiste und hauptsächlichste Arzeney, so ihm verordnet worden, in dem Nitro depurato, oder gereinigten Salpeter, bestanden habe.

Auf solche Art kennet auch schon ein jeder, ohne daß er ein geübter Arzeneygelehrter seyn darf, die Würkungen des Salpeters aus der täglichen Erfahrung, und er muß daher

überzeuget seyn, daß, wenn der Salpeter zu einem sichern Präservativmittel bei ansteckenden Viehkrankheiten angerathen wird, ihm ein wirklich heilsames Mittel vorgeschlagen werde.

Die Natur des Kampfers bringet es ebenfalls mit sich, daß derselbe besonders allen Entzündungen mit Nachdruck widerstehet.

Dem Landmann sind zwar dessen Wirkungen nicht so bekannt, als von dem Weineßig und Salpeter. Inzwischen wird doch wohl kein Arzt, solches zu bestätigen, Anstand nehmen.

Bei dem Gebrauch desselben kann man es, da er in seinen Wirkungen weit stärker und heftiger als der Salpeter ist, nicht auf eines Jeden Willkühr ankommen lassen, sondern man thut wohl, daß man die Bestimmung der Portion, so dem Vieh davon zu geben ist, einem geschickten Arzt überlässet.

§. 87.

Daß daher das gemeine Schießpulver, mit Weineßig eingegeben, ein sehr vernünftiges Hausmittel gegen das ansteckende Viehsterben sey.

Ein nicht unbekanntes Hausmittel ist es, daß man dem Vieh, bei entstandenen Viehsterben, einen guten Schuß Pulver in Eßig eingerühret eingießet.

Wie vernünftig dieses Hausmittel sey, erhellet aus demjenigen, was vorhin von den Wirkungen des Weineßigs und Salpeters, gegen alle Arten von Fäulniß und Entzündung gesaget worden, von selbst, und zu wünschen wäre es, daß alle andere Hausmittel, womit der Landmann sein Vieh bei dergleichen Gelegenheiten überhäuffet, und öfters ihren Tod beschleuniget, von gleicher Art seyn möchten. Denn

obgleich

obgleich das Schießpulver nicht bloßer Salpeter ist, so bestehen dennoch dessen Haupttheile daraus, und man kann sich daher einen gleichen Erfolg versprechen.

Möchten nur diejenigen, so in dieses Unglück verwickelt werden, sich dieses vernünftigen Hausmittels fleißig bedienen, und dabei das, was wegen der höchst nöthigen Absonderung des kranken und gesunden Viehes angerathen worden, genau beobachten, so würde gewiß manches Stück Vieh, ja wohl manche Heerde, so bei den vielen und unrichtig angewandten Mitteln ein Raub der Seuchen wird, erhalten werden.

§. 88.

Was in den Königl Preußischen Landen, wegen dieser drey Stücke, zur Präservirung des noch gesunden Viehes bei ansteckenden Viehseuchen verordnet worden.

In den Königl Preußischen Landen ist in der mehrmahl angeführten *Instruction* vom 18 *Jan.* 1752, auf abgestatteten Bericht und Anrathen des berühmten und gelehrten Herrn Geheimenraths und ersten Leibmedicus Cothenius, bei Gelegenheit einer damahls in dem Clevischen graßirenden gefährlichen Viehseuche, der Gebrauch des Weineßigs, Salpeters und Kampfers, in einer verhältnißmäßigen Verbindung, ebenfalls als ein bewährtes Präservativmittel bei dem gesunden Vieh vorgeschrieben worden, indem es daselbst §. 5 ausdrücklich heißet:

Dem gesunden Vieh aber muß zur Ader am Halse gelassen, und wenigstens ein Quart abgezapfet, darauf demselben alsofort, auch nachher noch einige Tage, des Morgens eine Dosis von folgenden präservirenden Pulvern, in Wasser, mit Weineßig vermischt, gegeben werden.

Nam

Man nimmt gereinigten Salpeter 2 Pfund, gebrannt Hirschhorn $1\frac{3}{4}$ Pfund, Kampfer $\frac{1}{4}$ Pfund, welches alles zu Pulver gerieben und vermischt wird.

Die Dosis ist ein Loth, worauf man das Vieh fasten läßt. Alle Abend giebet man es in dem achten oder sechsten Theil von einem Quart scharfen Bier, oder besser Weineßig, welches so lange zu continuiren, bis von der Seuche nichts mehr zu spühren, wobei dasselbe Morgens und Abends fleißig zu striegeln ist.

Und §. 10., wo das Räuchern der Ställe, nach unsern schon oben gethanen Vorschlage, mit Weineßig auf einen glühenden Stein vorgeschrieben ist, wird ausdrücklich hinzu gesetzet:

Da nichts kräftiger ist, der Fäulung zu widerstehen, als die Säure, deswegen auch der innere Gebrauch des Eßigs das beste Präservativmittel ist.

Diese Verordnung, welche sich auf das Gutachten eines so großen und geschickten Arztes gründet, kann und wird dasjenige, was wir vorhin von dem Eßig, Salpeter und Kampfer gesaget haben, vollkommen rechtfertigen.

§. 89.

Noch ein anderes als bewährt angegebenes inneres Präservativmittel, welches aber gar sehr zusammen gesetzet ist, und daher in seinen Wirkungen mehr zweifelhaft zu seyn scheinet.

Recht sehr zu wünschen wäre es, daß keine andere, als diese Mittel, bekannt seyn möchten. Sie würden in allen Fällen, bei deren fleißigen und richtigen Gebrauch, das Vieh bei ansteckenden Seuchen, so viel es möglich ist, und die Umstände es zulassen wollen, zu erhalten im Stande seyn.

Wenig-

Wenigstens kann ein jeder, der auch sonst von der Arzeneywissenschaft keine Kenntniß hat, sich davon weit eher, als von nachstehenden vor sehr bewährt ausgegebenen, und aus 18 mit einander vermischten Species bestehenden Präservativmitteln, wovon man in den mehr bemeldeten Leipziger Intelligenz-Blättern vom Jahr 1753. *No.* 15. *pag.* 123. eine Nachricht findet, überzeugen.

Das Recept dazu ist folgendes:

	ganz			gestoßene		
Pf.	Thlr.	Gr.	Pf.	Thlr.	Gr.	Pf.
¼ Venet. Mithridat	—	10	—	—	10	—
— Wermuthsknöpfe	—	2	—	—	2	6
— Raute	—	2	—	—	2	6
— Christwurz	—	3	—	—	3	6
— Baldrian	—	3	—	—	3	6
— Angelica	—	2	—	—	2	6
— Lorbeeren	—	—	9	—	1	—
— Kupferwasser	—	—	6	—	—	6
— Ganzen Schwefel	—	—	9	—	1	—
— Wiedertodt	—	2	—	—	2	6
— Bilsenkörner	—	2	—	—	2	6
— Weissen Senf	—	—	9	—	1	—
— Dille	—	1	—	—	1	3
— Fenchel	—	—	9	—	1	—
— Assa foetida	—	12	—	—	16	—
— Kampfer	—	11	—	—	12	—
— Myrrhen	—	8	4	—	9	—
— Weyrauch	—	3	—	—	4	—
4½ Pf.	Summa	2 Th.	16 gr. 6 pf.		3 Th. 4 gr. 3 pf.	

Alle diese Species werden, jedes besonders, in einem Mörser klein gestossen, und eines nach dem andern in 1 Quart Heringslacke, in einen neuen großen und reinen Topf geschüttet, und alles darinn wohl durchgerühret. Man läs-

set

set diese Heringslacke mit den obigen Species zusammen ohngefähr 6 Stunden wohl bedeckt stehen, damit alles rechtschaffen extrahire, wobei es aber alle Stunden aufs neue umgerühret wird. Nachgehends werden 6 Quart frischer Theer allmählig dazu gegossen, und solches mit dem Theere tüchtig durchgearbeitet, und alsdenn in eben demselben Topfe, an einem kühlen Ort, wohl bedeckt aufbehalten.

Dieses ist die Zubereitung erwähnten Präservativmittels, so, wie sie c. l. angegeben worden ist.

Dessen Gebrauch wird auf folgende Art bestimmet:

Man giebet nähmlich einem jeden Stück Vieh von dieser Masse jährlich zweymahl, nähmlich im Herbste und Frühjahr, wenn es gesund ist, nüchtern eine Messerspitze voll auf Brod geschmieret, ein, und lässet es nach 3 Stunden allererst fressen, jedoch muß es im abnehmenden Monde gegeben werden. In der Krankheit aber, und wenn die Seuche in der Gegend sich äußert, muß es dem Viehe im abnehmenden Monde eingestecket werden. Junges Vieh bekommt, nach Proportion seines Alters, nur die Hälfte einer Messerspitze. Auch kann man, bei starker Annäherung der Seuche, dieses Mittel dem Vieh alle 8 Tage des Morgens und Abends eingeben.

Die Wirkungen dieses Mittels bin ich, aus Mangel eigener Erfahrung davon, zu beurtheilen nicht vermögend. Die Heringslacke und der Theer wird, meines Erachtens, wohl das beste dabei thun, und es sind die Salze nebst dem Theer, schon oben, sowohl unter die entfernten als nahen Präservativmittel, mit aufgeführet worden.

Sonst ist das ganze Mittel gar zu sehr zusammen gesetzt, welches, da leicht eines des andern Wirkungen hindern kann, selten gut zu thun pfleget. Die größesten Aerzte unserer Zeiten sind, auch selbst bei den Curen derer Menschen, mehr vor die simplicia als composita. Und ich glaube, daß man nicht unrecht handelt, wenn man, in Ansehung der Viehkrankheiten, eben so denket.

Dieses

Dieses Mittel soll in dem Königreich Preussen sehr bewährt befunden worden seyn. Es kann seyn, daß es einige privat Wirthe daselbst gebrauchet, und einen guten Erfolg davon verspüret haben. Daß es aber durch öffentliche Verordnungen bekannt gemacht und angerathen worden wäre, davon habe ich nichts auffinden können.

§. 90.

Seltsames Präservativmittel, welches in Schlesien gebrauchet worden, und gut gethan haben soll, und wovon, da es an sich unschädlich, fernere Versuche anzustellen nicht undienlich wäre.

Zum Beschluß der Materie von den Präservativmitteln, will ich noch eines derselben, so in den eben bemeldeten Leipziger Intelligenzblättern, welche in diesem Stück sehr reich und ergiebig sind, vom Jahr 1766. *No* 7. S. 56 bekannt gemacht worden ist, anführen, indem dazu Dinge gebrauchet werden, die wir bisher bei unserm Vortrage zu berühren, noch keine Gelegenheit gehabt haben.

Es soll solches in der Herrschaft Klitschdorf in Schlesien, bei einer daselbst im Jahr 1765. entstandenen Vieh-Seuche entdecket, und mit glücklichen Erfolge gebrauchet worden seyn.

Nachdem man daselbst die von dem dortigen Creis-Physicus verordnete Mittel, welche in gewissen Kräuter-Pulvern, die in einem Quart des sogenannten Pest oder Rauten-Essigs täglich eingegeben werden müssen, so wohl præservative als curative, jedoch ohne Wirkung, gebrauchet gehabt, auch zum Theil dem kranken Vieh China und Salpeter vergeblich eingegeben worden, so hat man endlich dem gesunden Vieh ungelöschten Kalk und Asche, vom ersten $\frac{1}{3}$tel und von der zweiten $\frac{2}{3}$tel untergestreuet, und solches im Stalle während der Zeit, da man dem Vieh brennenden Schwefel unter die Nase gehalten, stark umgerühret,

rühret. Von dieser Zeit an, soll kein Stück mehr erkranket seyn.

Ueberdem sind die Ställe dabei mit Wacholderbeeren und Wagenschmier fleißig ausgeräuchert, auch dem Vieh klein gestossene Wacholdernadeln mit Steinsalz vermischt, unter das Futter vermengt, zu fressen gegeben worden. Ueberdem hat man, so bald ein Stück erkranket, solches sogleich von dem gesunden weg, und in einen abgelegenen Stall gebracht.

Es ist eine Frage, ob nicht die Beobachtung der letztern Vorsicht, die wir oben als höchst nothwendig und heilsam angerathen haben, schon allein die guten Wirkungen, die man hauptsächlich dem Kalk und der Asche zuschreiben will, hervorgebracht habe. Denn ich bin überzeuget, und die Erfahrung lehret es auch, daß diejenigen Wirthe, die bei der Absonderung des kranken und gesunden Viehes, mit der gehörigen Genauigkeit verfahren, bei den entstandenen Viehseuchen, weit weniger Vieh verlieren, als andere, die zu tausend Künsteleien und allerlei innern Mitteln ihre Zuflucht nehmen.

Sonst ist es auch ganz natürlich, daß das gesunde Vieh, so lange nur noch das Gift der Seuchen seine Säfte zu corrumpiren, nicht angefangen hat, durch den vielen Rauch und Dampf, der durch den ungelöschten Kalk und brennenden Schwefel von Zeit zu Zeit verursachet worden, gegen das Eindringen des Giftes, von aussen sicher gestellet worden ist.

Es würde daher von diesem Mittel, zumahl es in Ansehung der Kosten, wenig bedeutend, auch an sich unschädlich ist, noch fernere Versuche anzustellen, nicht undienlich seyn.

Berliner Beiträge
zur
Landwirthschaftswissenschaft.

Vierten Bandes
Siebentes Stück.

Landesbibliothek Mecklenburg-Vorpommern Günther Uecker
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1759087653/phys_0313
DFG

Fortsetzung
der
Drey und Dreyßigsten Abhandlung.
Von den verschiedenen Seuchen und Krankheiten des Rindviehes, deren Entstehungs-Ursachen, Kennzeichen, und den dagegen nöthigen Präservativ- und Heilungsmitteln.

§. 91.
Von den theils äusserlichen, theils innerlichen Heilungs-Mitteln, und warum zuförderst die Frage, ob bei dem an der Seuche kranken Vieh die innerlichen Mittel, wegen der entgegen stehenden Struktur seines Körpers, eine Wirkung thun können, erörtert werden müsse.

Nachdem wir in den beiden letztern Stücken eigentlich nur von den Präservativmitteln, die bei entstandenen Viehseuchen, um das Vieh davor zu bewahren, und gesund zu erhalten, so wohl äusserlich als innerlich, mit Nutzen gebrauchet werden können, geredet haben: so erfodert es die Ordnung, daß wir nunmehr auch von den wirklichen Heilungsmitteln, die bei dem erkrankten Vieh, welches durch die Präservativmittel vor den Anfall

der Seuche nicht gerettet werden können, anzuwenden sind, das nöthige beibringen.

Diese Heilungsmittel sind ebenfalls theils innerliche, theils äusserliche. Von beiden unsere Gedanken zu eröffnen, ist unser Vorsatz.

Ein Gutachten aber, so ich abermahl in den sehr nützlichen und berühmten Leipziger Intelligenz-Blättern vom Jahr 1764. S. 42. und 51. angetroffen habe, und gewiß einen gelehrten und erfahrnen Mann zum Verfasser haben muß, giebet mir Anlaß, zuförderst die Frage, ob auch bei einem an der Viehseuche erkrankten Stück Viehe, innerliche Heilungsmittel eine Wirkung haben können? zu erörtern.

Der Verfasser gedachten Gutachtens entscheidet diese Frage verneinend, und suchet aus der innern Struktur des Rindviehes darzuthun, daß alle innere Arzeneimittel, bei einem wirklich an der Seuche kranken Vieh, vergeblich angewandt werden, und niemahl eine Wirkung davon zu erwarten stehe, woraus er den fernern Schluß machet, daß das erkrankte Vieh nicht wohl anders, als durch äussere vernünftige Mittel, gerettet und wieder hergestellet werden könne.

Die Gründe, so zur Bestärkung dieses Satzes angeführet werden, sind stark und überzeugend. Ich erachte mich dahero verpflichtet, solche dem geneigten Leser zu seiner nähern Prüfung vorzulegen.

Denn, ist seine Meinung wahr, so würde ja ein jeder Wirth, den das Schicksal des Viehsterbens trift, thöricht handeln, daß er sich bei dem Gebrauch der innern Heilungs-

lungsmittel einen Augenblick aufhielte, und dadurch unnöthiges Geld verschwendete. Nur allein zu den äussern Mitteln, wodurch das kranke Vieh vernünftiger Weise gerettet werden kann, müste er seine Zuflucht nehmen, und auf deren richtigen Gebrauch, alle mögliche Aufmerksamkeit wenden.

§. 92.

Die innere Struktur des Rindviehes überhaupt, wird beschrieben.

Der Hauptgrund, worauf der Satz, daß bei dem an der Seuche kranken Hornvieh', keine innere Heilungsmittel etwas fruchten können, beruhet lediglich auf die innere Struktur dieses Viehes.

Es wird daher nöthig seyn, solche näher bekannt zu machen, indem dadurch zugleich mancher Wirth von vielen Dingen, die er bisher vielleicht nicht so genau gewußt hat, ein Licht bekommen wird.

Es wird aber die innere Struktur des Rindviehes von dem oben bemeldeten Verfasser des erwähnten Gutachtens, dessen eigene Worte ich hierunter beibehalten werde, folgender Gestalt beschrieben:

Das Hornvieh, saget er, hat einen vierfachen Magen, als 1.) den Wanst, 2.) das Netzförmige oder der Magenzipfel, 3.) das Tausendfach, und 4.) den Rohden oder Fettmagen.

Der Wanst, welchen man füglich den Kropf nennen könnte, ist gleichsam das Magazin, wohin zuerst die Speise dieser Art Thiere, durch ein begieriges Schlingen, eingeführet wird.

Dieser ist, weder zur Verdauung, noch zur Durchlassung des darinn gesammleten großen Vorraths von roher Speise geschaffen, sondern, wenn derselbe angefüllet, so gehet solche, vermöge der Struktur dieses großen Behältnisses, bei dazu nöthiger Muße, *successive* durch *ructus* zum Wiederkäuen, wieder herauf zum Rachen.

Einen andern Ausgang hat dieser Wanst zu seiner Erledigung nicht, sondern die Speise muß wieder herauf an das *Orificium* kommen, wodurch die *Ructus*, welche solche durch den Schlund in den Rachen führen, erreget werden.

Durch das Wiederkäuen wird die aus dem Wanst herauf gekommene Speise alsdenn zur *passirung* des Tausendfaches, und zur Verdauung erst geschickt gemacht. Man sehe bei einem eröfneten Stück Rindvieh das in dem Wanste befindliche Futter an, und betrachte dabei den engen Gang in das Tausendfach, und die enge Fächer desselben; so wird man finden, daß jenes diese, ohne erst zermalmet und zärter gemacht zu werden, nicht *passiren* könne.

Das Wiederkäuen ist also eine nothwendige Sache.

Das Wiedergekäute fällt nicht wieder in den Wanst, sondern durch den Schlund, und durch das Netzförmige in das Tausendfach.

Das Netzförmige ist jederzeit leer, und so beschaffen, daß die etwa von dem Viehe mit eingeschluckte Steinchen, Nadeln, Nagel und dergleichen, dem zar-

ten

ten Gewebe des Tausendfaches schädliche Dinge, sich daran anhangen, und zurücke bleiben müssen.

Es machet den Wanst und das Tausendfach, davon jenes zur Rechten, dieses aber auf der linken Seite lieget, an einander hangend, und der Schlund gehet in dasselbige hinein, welcher geschickt ist, dem Wanste die rohe, dem Tausendfache aber die wiedergekäuete Speise, vermittelst dieses Netzförmigen zuzuführen. Der Mund des Tausendfaches ist etwa eines Gulden groß, und kann sich weder zusammen ziehen noch erweitern. Und eben so ist auch der Ausgang desselben beschaffen. Seine innere Fächer aber haben einen noch keinen halben Zoll starken Zwischenraum.

Auf das Tausendfach folget der Roden oder Fett-Magen, welcher nach aller Wahrscheinlichkeit der eigentliche Magen ist, darinn die Verdauung geschiehet.

§. 93.

Wie die innere Theile des Körpers bei einem an der Seuche kranken Viehe beschaffen sind, und was darinn vorgehet.

Warum nun bei dieser innern Struktur des Hornviehes, den an der Seuche bereits kranken Stücken, durch die innere gebrauchte Arzeneimittel, keine wirkliche Hülfe wiederfahren könne, solches wird aus folgenden Gründen dargethan:

So bald ein solches Stück Vieh, saget gedachter Verfasser weiter, an der Seuche krank wird, so höret es mit dem Fressen und Wiederkäuen auf, hat auch dazu die nöthige *Ructus* nicht.

Alle Speise, so es zu der Zeit, da es krank geworden, in dem Wanste und Tausendfache hat, bleibet daher stehen, nicht das geringste gehet aus beiden derselben heraus, wird auch während der Krankheit bis zum Tode, nichts davon verdauet, und was es etwa noch genisset, oder ihm mit Gewalt eingeschüttet wird, auch die Arzenei selbst, wird darinn vergraben.

Wenn man das an der Seuche crepirte Vieh eröfnen lässet, so findet man den Wanst voll von stinkenden Futter und Gauche, welche auch öfters schon beim Hinausschleppen, aus dem Rachen schießet, nachdem man dem kranken Viehe, viel oder wenige Feuchtigkeit eingeschüttet hat. Das Tausendfach aber ist sehr veste und vollgestopft von trockenen Futter, welches man in Stücken zerbrechen kann. Der Roden hingegen und alles Gedärme sind ganz leer, und letztere voll Wind, roth und schwarz angelaufen, so den Brand anzeiget. Die innere Haut des Wanstes und die Fächer des Tausendfaches sind auch vom Brande angegriffen.

Alles an dieser Seuche crepirte Hornvieh hat dieses mit einander gemein, daß der Wanst voll von Futter und Gauche, und das Tausendfach voll von trockenen Futter, beide aber verstopft, und das kleine Gedärme leer, voll Wind und angezündet sind. Andere Anzeigen, wenn das Vieh sonst vorher gesund gewesen, findet m n nicht, ausser noch, daß die Gallenblase voller, als gewöhnlich, ist.

Da

Da nun beide Magen, als der Wanst und das Tausendfach, so dichte an einander liegen, und gleichwohl das Flüßige dem Trockenen von der Flüßigkeit bei der Seuche nichts mittheilet; so lernet man daraus einsehen, daß hiemit noch ein Drittes verbunden, welches dieses bewirken, und bei der Seuche unterbrochen seyn müsse. Dieses aber ist nichts anders, als das Wiederkäuen.

Daß das Wiederkäuen mit den Verrichtungen des Wanstes und Tausendfaches in der genauesten Verbindung stehe, ist ohnleugbar, folglich eines dem andern nothwendig.

Wenn also das Wiederkäuen in seinen Verrichtungen unterbrochen wird, so werden auch die Verrichtungen der andern beiden Stücke mit unterbrochen, und folglich die Verdauung gehemmet.

§. 94.

Aus vorstehenden wird erwiesen, daß bei einem an der Seuche kranken Vieh, wegen des gänzlich aufgehörten Wiederkäuens, keine innere Arzneymittel etwas fruchten können.

Aus diesen voraus geschickten Wahrheiten und Erfahrungen, die aus der vorhin beschriebenen innern Struktur des Hornviehes von selbst folgen, machet denn der vorgedachte Verfasser nachstehenden sehr einleuchtenden, wenigstens höchst wahrscheinlichen Schluß:

Wenn es demnach wahr ist, daß, in so ferne die Arzeneyen bei dem an der Seuche krankenden Hornvieh wirken sollen, selbige durch die angezeigte 4 Mägen

bis in die Gedärme dringen müssen, dahin aber aus oben angezeigten Gründen nicht kommen, sondern im Wanste, als einem gleichsam stinkenden Cloacke vergraben werden, wie ist es alsdenn möglich, daß sie den gehofften Nutzen haben können?

Man versuche es, so wird man die dem kranken Viehe eingegebene Arzeneyen, wenn sie kennbar sind, bei deren Eröffnung alle wieder finden.

§. 95.

Warum diese Meynung viele Wahrscheinlichkeit vor sich habe, und worauf es ankomme, daß sie unwidersprechlich werde.

Ich gestehe gar gerne, daß, ob mir zwar die Umstände von der innern Beschaffenheit des Viehes, so wie sie vorhin erzählet worden, nicht gänzlich unbekannt gewesen sind, ich dennoch in der Zergliederungskunst dieser Thiere nicht genungsame Kenntniß und Erfahrung besitze, daß ich es, hievon etwas entscheidendes zu sagen, ohne Verwegenheit wagen könnte. Vielmehr muß ich es blos denenjenigen zur Beurtheilung überlassen, deren erlernte Wissenschaft, dieses gründlich zu verstehen, es mit sich bringet.

Nach meinen hievon habenden dunkeln Begriffen kommt es wohl hauptsächlich darauf an, ob die dem Viehe eingegebene Arzeney ebenfalls zuerst in den Wanst, gleich dem andern trockenen Futter, gehen, und aus demselben bei Gelegenheit des Wiederkäuens wieder herauf gebracht werden müsse, oder ob solche nicht vielmehr gleich unmittelbar in den Fettmagen, ohne daß es die übrigen Gänge vorher passiren dürfe, geführet werden könne.

Ist

Ist das erstere, so sehe ich nicht, was den Gründen, worauf die Meynung dieses Verfassers beruhet, entgegen gesetzet werden könne.

Ist aber das letztere, so sind allerdings seine Gründe, und folglich auch seine ganze Meynung falsch. So viel bewundere nur, daß, ohnerachtet die innere Struktur des Hornviehes schon von jeher allen Aerzten bekannt gewesen, dennoch Niemand von Ihnen auf diesen ganz natürlichen Satz gefallen, sondern man noch immerfort den Gebrauch innerer Heilungsmittel, bei dem an der Seuche kranken Vieh, angerathen hat.

§. 96.

Daß daher vorzüglich von den äußern Heilungsmitteln gehandelt, die innern aber, in so weit sie ohnschädlich sind, auch nicht gänzlich übergangen werden sollen.

Da ich inzwischen nicht leugnen kann, daß ich diese Meynung vor sehr wahrscheinlich halte, und kaum glaube, daß derselben etwas gegründetes entgegen gesetzet werden kann, so werde ich auch vorzüglich die äußern Mittel, die zur Wiederherstellung des an der Seuche kranken Viehes etwas beitragen können, vorzutragen, und in ein näheres Licht zu setzen, beflissen seyn.

Jedoch sollen in dem Fall, daß die Meynung des vorerwähnten Freundes unrichtig wäre, und bei einer genauern Prüfung keinen Stich halten könnte, auch die innern Heilungsmittel gegen die graßirenden Viehseuchen, nicht gänzlich übergangen werden.

Nur

Nur aber werde ich hievon solche in Vorschlag bringen, von welchen Jedermann überzeuget seyn kann, daß sie dem Vieh, wenn sie auch gleich demselben nicht nützlich wären, dennoch keinen mehrern Schaden zufügen können.

Bei allen innern Arzeneymitteln ist dieses genau zu beobachten, weit nöthiger, als bei den äußern, indem, um mich in der Sprache der Arzeneygelehrten auszudrucken, von den letztern die partes nobiles des thierischen Körpers nicht so unmittelbar, als von den erstern geschiehet, berühret werden.

§. 97.

Daß alle äußere bei dem an der Seuche kranken Vieh anzuwendende Heilungsmittel, wenn sie vor bewährt geachtet werden sollen, von der Beschaffenheit seyn müssen, daß dadurch der Schleim und die ungesunden Säfte, so die Ursache der Krankheit sind, abgeführet werden können.

Schon bei den Curen, so in den menschlichen Körpern bei bösartigen faulenden Fiebern vorgenommen werden, verspüret man von den äussern Hülfsmitteln, wodurch der in dem Körper befindliche Schleim, so von diesen ungesunden Säften herrühret, abgeführet wird, eine sehr große Wirkung, und es wird die Genesung eines solchen kranken Menschen dadurch öfters mehr, als durch alle innerlich gebrauchte Arzeneien, befördert.

Alle Arten von Vesicatorien, die ein vernünftiger Arzt bei einem bösartigen faulen Fieber wohl niemahls vergessen wird, können ein unwidersprechliches Zeugniß davon ablegen.

Warum

Warum aber bei dem ähnlichen Bau aller thierischen Körper, nicht auch ein gleiches bei den faulenden Fiebern des Rindviehes Statt finden sollte, davon ist keine Ursache vorhanden.

Ich lege also hiebei zum Grunde, daß alle diejenige äussere Mittel, die zur Hebung der Viehseuchen vor nützlich und heilsam anerkannt werden sollen, die Beschaffenheit an sich haben müssen, daß dadurch der Schleim und die verdorbene Säfte, welche die nächste Ursache von dem Tode dieser Thiere, nehmlich die Entzündung wirken, weggeschaffet werden könne.

Alle andere Mittel, so scheinbar sie auch sind, und so viel Rühmens davon gemacht werden mag, sind zu diesem Endzweck, nehmlich zur wirklichen Genesung des schon kranken Viehes, nicht hinreichend.

Sie können allenfalls als gute Präservativmittel bei dem noch gesunden Vieh, damit es vor dem Eindringen des sich ausserhalb ihnen befindlichen Giftes bewahret werde, angesehen werden. Die wirkliche Genesung des kranken Viehes, so das Gift schon in seinen Adern führet, wird aber niemahls durch sie erhalten werden können.

§. 98.

Warum daher bei den Seuchen dem kranken Vieh durch Weineßig und Salpeter das Maul und Rachen fleißig zu reinigen, und wie, um den mehrern Ausfluß des Schleimes zu befördern, wobei zugleich der sogenannten Maulsucht oder Schlabberseuche gedacht, auch davon eine kurze Beschreibung gegeben wird.

Bei Entledigung des kranken Viehes von den bei sich führenden ungesunden Schleim und Säften, zeiget die Natur

tur schon selber den Weg, den man nur folgen, und darunter ihre Wirkungen befördern helfen darf.

Die Erfahrung lehret, daß der Schleim bei dem an der Seuche kranken Vieh sich hauptsächlich nach dem Kopf und Rachen ziehet a), welches das stets geifernde Maul, und die voller Materie sitzende Augen und Nase zur Gnüge zu erkennen geben. Ja, wenn man dem kranken Vieh das Maul aufbricht, so wird man finden, daß die Zunge und der Gaum überall mit einem garstigen stinkenden Schlamm überzogen, und der ganze Rachen davon voll ist.

Nichts ist daher natürlicher, als daß man der Natur hierunter zu Hülfe komme, und theils das Maul und Rachen von diesem Unflath fleißig reinige, theils aber auch die muskulösen Theile des Maules und Rachens durch allerhand dazu dienlame Mittel, damit sie von dem in dem Körper des kranken Viehes befindlichen Schleim und faulenden Säften immer mehr auswerffen mögen, zu reitzen suche.

Beides geschiehet nicht füglicher, als wenn man dem kranken Viehe mit einem in scharfen mit Salpeter vermischten Eßig eingenetzten wollenen Lappen das Maul und Rachen täglich wenigstens zweymahl reiniget, und recht tüchtig auswäschet.

Dadurch wird nicht allein der schon extravasirte und in dem Maul und Rachen befindliche Unrath, zur großen Erleichterung des kranken Viehes, weggeschaffet, sondern auch durch die Schärfe des Eßigs und des Salpeters das Auswerfen mehrern Schleims befördert.

In der letztern Absicht ist nöthig, daß man den Salpeter nicht zu fein stoße, sondern ihn etwas gröblich lasse, damit durch die von demselben in dem Rachen zurück bleibende

bende Theilchen die darinn befindliche Muskeln, den Schleim immer häufiger auszuwerfen, gereitzet werden mögen.

Sonst ist es eine nicht zu unterlassende Vorsicht, daß man den wollenen Lappen, womit diese Reinigung geschehen ist, sofort tief vergrabe, damit er keinem gesunden Vieh zu nahe komme.

2) Wenn das Seuchengift theils nicht so heftig, und theils auch nicht so häufig ist, so pfleget es nur blos dabei zu bleiben, daß das erkrankte Vieh durch Maul und Nase einen stinkenden Schleim auswirft, und ihm fast, wie man zu reden pfleget, die Augen aus dem Kopfe schweren, auch demselben wohl die Klauen abgehen.

Da in diesen Fällen die faulende Materie, die sonst diese Thiere tödtet, mehr nach den äußern Theilen des Körpers zugeführet wird, und daselbst einen häufigen Ausgang findet, so sterben an diesem Zufalle, der ebenfalls ansteckend ist, nur wenige Stücke, sondern die meisten kommen wieder auf.

Es hat hierunter fast eben die Bewandniß, als bei dem Menschen mit dem Cathar oder Schnupfen. Der Schnupfen, bösartige faulende Fieber, Fleckfieber, und selbst die Pest, haben einerley Materiam peccantem zum Grunde. Blos ihre verschiedene Menge und Schärfe bestimmet die Verschiedenheit der daraus entstehenden Krankheiten. Ist die Materie nur in geringer Menge vorhanden, und ihre Schärfe nur gelinde, so bricht sie blos in einen Husten oder Schnupfen aus, wodurch die Natur solche abzuführen, und den Körper davon zu reinigen, suchet. Hat sich aber die bösartige Materie schon so stark angehäuffet, daß sie durch die gewöhnliche natürliche Wege nicht mehr fortgeschaffet werden kann, auch in ihrer Schärfe dergestalt zugenommen, daß sie die innern Gefäße angegriffen, und darinn eine Disposition zur Entzündung

zündung veranlasset hat, so sind die oben bemerkten heftigen Krankheiten die gewissen Folgen von diesem im Anfange geringe scheinenden Uebel.

Schon selbst der Schnupfen stecket, wie jedermann bekannt ist, an, und was derselbe, wenn er zur Unzeit gestopfet und unterdrucket wird, vor unglückliche Folgen haben, und ebenfalls in bösartige Fieber verarten kann, lehret die tägliche Erfahrung zur Gnüge.

Eben so verhält es sich auch mit der Maulsucht oder sogenannten Schlabberseuche bei dem Rindvieh. Selbige ist, wenn der Natur in Abführung des Schleimes, durch allerhand vernünftige dazu diensame Mittel, zu Hülfe gekommen wird, wenig gefährlich. Geschiehet aber dieses nicht, so kann sich zuletzt die zurückbleibende bösartige Materie dergestalt anhäuffen, daß sie ebenfalls eine innere Entzündung der Gefäße verursachet.

Bei der gewöhnlichen Viehseuche und der Maulsucht liegen zwar einerley Entstehungsursachen zum Grunde. Darinn sind sie aber unterschieden, daß mit der erstern eine Entzündung, wodurch eben der unvermeidliche Tod dieser Thiere verursachet wird, verknüpfet ist, bei der letztern hingegen, weil der faulende Schleim mehr nach den äußern Theilen zufließet, und daher leichter abgeführet werden kann, frey davon bleibet.

§. 99.

Von der Erfindung einer Halsbürste, wie solche beschaffen, und warum sie allerdings die Abführung des überflüßigen Schleims sehr bequem befördern könne.

In den Leipziger Intelligenzblättern vom Jahr 1764. *pag.* 490. findet man eine Nachricht, einer von einem Bauer erfundenen sogenannten Halsbürste, wodurch ebenfalls die Reinigung des an der Seuche kranken Rind-

viehes

viehes, von dem überflüßigen Schleim bewirket, und dessen stärkere Abführung befördert wird.

Die Erfindung ist neu, dabei aber dergestalt einfach, und ungekünstelt, daß sie von jedermann nachgeahmet werden kann, weshalb man sie auch, zumahl die ihr zugeschriebene Wirkungen sehr wahrscheinlich sind, mit gutem Recht unter die vernünftigen Hausmittel zählen mag. Ich kann sie daher bei dieser Gelegenheit, da sie den von mir behaupteten Satz, von Abführung des Schleimes, offenbar bestätiget, nicht übergehen, sondern will die davon c. l. gegebene Nachricht hiermit einrücken.

Bei einem Bauer in dem Dorfe Wannewitz, heisset es daselbst, waren von 4 Stück Rindvieh schon 2 crepiret, als dieser Bauer mit einer Art von Strohbürste, welche in Oehl eingetauchet wird, und in dem Leipziger Intelligenz-Comtoir zu sehen ist, den noch lebenden 2 Stücken durch einigemahl wiederhohltes Hin- und Herfahren, den Hals reinigte.

Ohnerachtet man seither das Rindvieh auf keinerlei Art zu einigen Auswurf hatte bringen können, so that doch diese Strohbürste, welcher wir nunmehr den Namen einer Halsbürste geben wollen, den glücklichen Effect, daß das Vieh eine überaus stinkende Materie durch den Hals und durch die Nasenlöcher auswarf, sofort Luft bekam, und binnen wenigen Tagen völlig gesund war.

In meinem neben diesem Bauer gelegenen Vorwerke, waren zu gleicher Zeit nur noch 2 Stück Rindvieh lebendig, jedoch sehr krank, als ich anbefohl, dem Exempel des Bauers zu folgen. Es geschahe solches

mit einerlei Nutzen. Meine beide Stück Rindvieh warfen unerträgliche stinkende Materie heraus, und wurden in wenigen Tagen völlig gesund.

Die Bürste wird an dem Ende eines anderthalb bis zwei Ellen langen Fischbeines, oder einer eben so langen biegsamen und zähen Ruthe angebunden, und bestehet eigentlich nur aus einem kleinen kurz und Borstenmäßig verschnittenen Strohwische.

Wenn dasjenige, was ich vorhin von der nöthigen Abführung des Schleimes, bei dem an der Seuche kranken Vieh gesaget habe, wahr ist, und Beifall findet, so wird auch nicht geleugnet werden können, daß die hier beschriebene Bürste, ein sehr bequemes und geschicktes Werkzeug sey, um diesen Endzweck zu erreichen.

Es kann damit weit mehr, als durch das Reiben des Maules und der Zunge mit einem wollenen Lappen, welches Mittel ich in dem nächst vorstehenden §. angerathen habe, ausgerichtet werden, indem diese Bürste bis tief in den Rachen und Schlund reichet, und folglich den Auswurf des Schleimes noch weit mehr befördert.

Jedoch würde es gut seyn, beide Mittel, so wohl dieses, als das in dem nächstvorstehenden §. erwähnte, mit einander zu verbinden. Denn zur Reinigung des Mauls und der Zunge, ist diese Bürste nicht so bequem, als ein wollener Lappen.

Auch stelle ich anheim, ob es nicht besser gethan seyn würde, wenn man die Bürste, anstatt des Oehls, in Eßig mit Salpeter vermischt, eintauchte, indem durch dieses letztere die Muskeln, so von der Bürste berühret werden, mehr zum fernern Auswurf des Schleims gereitzet werden können.

Man

Man hat vielleicht das Oehl deshalb hiezu erwählet, weil man befürchtet, daß der Schlund des Viehes durch die scharfe Strohhalme verletzet werden möchte, welches man denn durch das Oehl, damit diese Verletzung nichts schädliches nach sich ziehe, wiederum lindern und gut machen wollen.

Es ist auch solches an und vor sich nicht unrecht, sondern ganz vernünftig gedacht. Man könnte aber meines Erachtens, auch diese Mittel ganz füglich mit einander verbinden, und, nachdem man das erstemahl bei dem Einfahren in den Rachen die Bürste in Wein-Eßig und Salpeter getauchet, sie das zweitemahl in Oehl eintauchen. Auf solche Weise würde dieser doppelte Endzweck zu gleicher Zeit erreichet.

Wir werden unten, wo wir von den innern Heilungsmitteln zu reden gedenken, unter andern erweißlich machen, daß unter denselben die Brechmittel die wirksamsten und nützlichsten seyn möchten.

Ob man sich nicht hiezu auch dieser Bürste bedienen könne, soll bei dieser Gelegenheit daselbst mit mehrern untersuchet werden.

§. 100.

Warum die §. 52. unter den Präservativmitteln aufgeführte faule Fisch-Eingeweide, Theer und Christwurzel auch sehr wohl *curative* gebrauchet werden können.

Wir haben bereits §. 52. unter den Präservativmitteln der verfaulten Fisch-Eingeweide, des Theers und der Christwurzel in der Art gedacht, daß, wenn das noch gesunde Vieh mit den beiden ersten Sachen an den Kopf geschmieret, und die letztere ihnen forn in der Brust durchge-

zogen wird, dadurch ein Abzug der ungesunden Materie, so das Vieh öfters auch noch bei gesunden Tagen bi sich führet, verschaffet werde, auch schon damahl dabei erwehnet, daß solches als eine Art von Vesicatoriis angesehen werden könne.

Wenn ich nun ferner §. 97, behauptet habe, daß alles dasjenige, was die Wirkungen eines Vesicatorii hervorbringet, mit vielen Nutzen auch curative gebrauchet werden könne, so muß ich billig diese c. l. unter den Präservativmitteln angeführte Mittel auch anjetzt anhero wiederholen, um so mehr, als sie in der That bei dem kranken Vieh, welches bereits mit schleimichten und unreinen Säften angefüllet ist, weit wirksamer seyn können.

§. 101.

Von dem Ziehen des Haarseils, warum solches ebenfalls ein vernünftiges äusseres Heilungsmittel bei den Viehseuchen sey, und wie dabei zu verfahren.

Wem aber auch diese Mittel, besonders das erstere in verfaulten Fisch-Eingeweiden bestehende, weil es wohl wenig bekannt ist, zum Gebrauch nicht anständig seyn sollte, der kann seinem kranken Vieh schon blos dadurch einen vortheilhaften Abzug der ungesunden Säfte verschaffen, wenn er demselben ein Haarseil in den Ködder, worunter die vor der Brust des Rindviehes hangende Haut verstanden wird, ziehen lässet. Solches ist ebenfalls vermögend, eine Menge von ungesunden Säften abzuzapfen.

Es ist dieses zwar ein sehr gemeines und bekanntes Mittel, wovon jeder Bauer Wissenschaft hat. Man bedienet sich desselben aber mehrentheils bei geringen Zufällen, indem man glaubet, daß solches bei dergleichen schweren

Krank-

Krankheiten nicht kräftig genug sey, welcher Irrthum aus keiner andern Ursache entstehet, als daß man die Beschaffenheit dieser Krankheit nicht gehörig kennet, noch einsiehet.

Das Haarseil kann entweder aus bloßen Pferdehaaren, oder aber aus baumwollenen und leinenen Töchten bestehen.

Es muß aber, damit es die gehörige Wirkung thun könne, oder nicht zuletzt gar verwachse, alle Tage hin und her gezogen, auch so lange, als Gefahr vorhanden ist, darinn gelassen werden.

Sollte das Haarseil vor sich alleine keinen Eiter setzen und verursachen wollen, so muß solches mit einer Salbe, welche aus 2 Loth ungesalzener Butter und 2 Quentchen Spanischenfliegen-Pulver bestehet, eingeschmieret werden.

§. 102.

Warum auch alles dasjenige, wodurch bei dem an der Seuche kranken Vieh, der Schweiß und Ausdünstung befördert wird, als ein vernünftiges Heilungsmittel anzusehen sey.

Wenn man die Krankheiten des Viehes, nach einer vernünftigen Analogie der menschlichen Krankheiten und ihrer Hülfsmittel, wie allerdings geschehen kann und muß, behandeln und beurtheilen will, so muß man nicht blos bei dem Auswurf des Schleimes, der bei diesen Thieren durch Maul und Nase bewirket werden kann, stehen bleiben, sondern sich erinnern, daß die Natur den ungesunden Säften der thierischen Körper, auch einen Ausgang durch die Schweißlöcher angewiesen hat.

So bald ein kranker Mensch, besonders in bösartigen Fiebern, in welchen es hauptsächlich auf eine hinlängliche

Entledigung des Körpes, von den in ihm steckenden ungesunden Säften ankommt, in den Schweiß geräth, so ist er der Genesung nahe.

Warum sollte es nicht bei dem kranken Vieh eben so seyn. Ein jeder kranker thierischer Körper, er mag von einer vernünftigen oder unvernünftigen Seele bewohnet werden, wird wieder gesund, wenn die Ursachen seiner Krankheit, welche in diesem Fall in nichts, als den überhäuften bösartigen Säften bestehen, gehoben sind.

Da nun auch bei dem Vieh diese bösartige Säfte durch den Schweiß abgeführet werden können, so ist dessen Beförderung allerdings zu den bewährten Heilungsmitteln in der Viehseuche, zu rechnen.

Nur muß die Beförderung des Schweisses gleich im Anfange der Krankheit geschehen, und nicht so lange, bis die Schärfe der Säfte schon die festen Theile des Körpers angegriffen, und darinn eine Entzündung, als welche bei dem Vieh die eigentliche nächste Ursache des Todes ist, verursachet hat, gewartet werden.

§. 103.

Daß zur Bewirkung des Schweißes bei dem kranken Vieh, hauptsächlich genugsame äussere Wärme nöthig sey, und, um solche dem Vieh zu verschaffen, besondere Anstalten, und Vorkehrungen gemachet werden müssen.

Schon bei den menschlichen Körpern ist bekannt, daß dieselben nicht blos durch innere Mittel zum Schweiß gebracht werden können, sondern auch eine äussere Warme dazu kommen muß.

Bei der gewöhnlichen Pflege und Wartung des kranken Viehes, wo man dasselbe entweder in den ordinairen

Stallen

Ställen läßet, oder ins Freye bringet, ist an dergleichen Schweiß, wodurch das Vieh von den bei sich führenden verdorbenen Säften entlediget werden kann, nicht zu gedenken.

Besonders fällt dieses hinweg, wenn die Seuche zu einer solchen Jahreszeit ausbricht, wo die Witterung schon frisch und kalt ist, und das gesunde Vieh genug zu thun hat, um sich in den gewöhnlichen Ställen des Frostes zu erwehren.

Will man daher dieses Mittel ergreiffen, und das kranke Vieh durch den Schweiß zur Genesung bringen, so müssen dazu nothwendig besondere Anstalten und Vorkehrungen gemacht werden.

§. 104.

Warum die Beispiele, wo man das kranke Vieh zu solchem Ende in eingeheitzte Stuben gezogen, und sie dadurch in den Schweiß gebracht und erhalten hat, nur in kleinen Bauerwirthschaften, nicht aber bei zahlreichen Heerden, nachzuahmen möglich sey.

Man hat Beispiele, daß gemeine Leute, welche nur wenig Vieh gehabt, die kranke Stücke in die eingeheißte Stube gezogen, und, nachdem sie das Vieh wohl bedecket, dadurch zum Schweiß und Genesung gebracht haben.

Allein ein jeder siehet von selbst ein, daß dieses wohl im Kleinen angehe, im Großen aber und bei zahlreichen Heerden ohnmöglich sey.

Es würden öfters in dem ganzen Dorfe nicht so viel Stuben, als das kranke Vieh, um sämmtlich untergebracht zu werden, nöthig hätte, vorhanden seyn.

In den gewöhnlichen Ställen zum heitzen bequeme Ofen anzubringen, würde ebenfalls ohne Gefahr nicht füglich angehen, wenigstens die Ställe an den meisten Orten, eine ganz andere Einrichtung und Abtheilung bekommen müssen. Hiezu würden Kosten erfodert werden, welche man bei ungewissen und zweifelhaften Sachen nicht gerne anzuwenden pfleget.

Will man also hierunter zu seinem Endzweck gelangen, so müssen schon kürzere Anstalten, welche nicht mit so vielen Weitläuftigkeiten und Kosten verknüpfet sind, möglich zu machen gesuchet werden.

§. 105.

Vorschlag eines Geistlichen, wie man, zur Zeit der Viehseuche, die gewöhnliche Ställe in eine Art von Badestuben, um das kranke Vieh darinn zum Schweiß zu bringen, verwandeln könne.

Die Leipziger Intelligenzblätter müssen mich hier abermahls aus der Noth helfen, und sie enthalten wirklich einen so großen Schatz von vernünftigen und zum Theil seltenen Mitteln und Erfindungen, um die Viehseuche zu heben, daß sie blos dieserhalb gelesen, und von Jedermann angeschaffet zu werden verdienen.

In der Sammlung dieser Blätter vom Jahr 1765. S. 112. hat ein Landgeistlicher einen der Sache sehr angemessenen Vorschlag gethan, um die Rindviehställe auf eine Zeitlang in eine Badstube zu verwandeln, und dadurch das darinn stehende kranke Vieh in den Schweiß zu bringen.

Zu diesem Vorschlage hat erwähntem Herren Geistlichen eine kluge kranke Kuh, die einem seiner Herrn Amts-Brüder gehoret, Gelegenheit gegeben.

Bei

Bei dieser Kuh hatte die Seuche schon dergestalt überhand genommen, daß man wegen ihrer Wiedergenesung zu zweifeln anfing. Sie mußte daher, da bei ihr alle Arzeneyen versaget hatten, ihre alte mit giftigen Dünsten angefüllte Wohnung verlassen. Sie wurde in den Garten gejaget, und, ohne ferner darnach zu sehen, sich und ihrer Natur überlassen. Diese Kuh war, wie sich der vorerwähnte Herr Geistliche ausdrucket, klüger, als alle ihre Aerzte. Sie folgte dem ihr eingepflanzten Triebe ihrer Erhaltung nach. Denn als die Frau Magisterinn nach zweyen Tagen Brod zu backen nöthig hatte, der Backofen am Garten ansteht, und mit einem Backhause, damit sich die Hitze nicht so leicht verlieren kann, umgeben ist, so begab sich diese Kuh, nachdem das Brod in den Backofen eingeschoben, und alle Leute wieder weggegangen waren, so krank sie auch war, in das Backhaus. Hier trat sie mit Zittern vor das heisse Ofenloch, und durchhitzte eine Seite nach der andern, bis durch den ganzen Körper ein so starker Schweiß ausbrach, der mit einem Auswurfe des Schleimes durch Nase und Hals begleitet wurde. So bald sie in diese Umstände versetzet gewesen, hat sie das Fieber verlassen, und ist, zur Verwunderung aller Leute, völlig wieder gesund geworden.

Nach vorangeschickter Erzählung dieser Geschichte, setzet der Herr Verfasser solcher an das Leipziger Intelligenz-Comtoir eingeschickten Nachricht, von seinen eigenen hierüber hegenden Gedanken folgendes hinzu:

Sollte diese seltene Begebenheit der Natur nicht würdig seyn, daß man derselben mit mehrern nachspührte? Sollte sie nicht zu einem Beweise dienen, daß

die bei dem Vieh einmahl eingerissene Seuche durch äusserliche Wärme, und durch Reinigung der faulen Dünste im Stalle, müsse zugleich geheilet werden? Wie wäre es anzufangen, daß man die Ställe auf eine Zeitlang, so lange es nähmlich dem kranken Viehe nöthig ist, um solches in Schweiß zu setzen, in eine Art der Badstuben verwandele, und zugleich den giftigen Dunst daraus entferne?

Ich halte dafür, daß solches durch Pferdemist und ungelöschten Kalk am ersten zu bewerkstelligen sey.

Gesetzt, der Pferdemist ist bereits gebraucht, aber nicht allemahl bewährt befunden worden, vielleicht sind die Ställe nicht genung verwahret gewesen, oder vielleicht ist derselbe nicht in genungsamer Menge genommen worden, daß die daraus entstandene Wärme mit der Grösse des Stalles in keinem Verhältniß gestanden, und mithin die gehofte Wirkung nicht hat erfolgen können. Die Wirkungen der Dinge richten sich nach dem Verhältniß der Ursachen. Dieses ist eine in der Natur- und Größenlehre festgegründete Wahrheit.

Damit aber beides desto gewisser geschehen möge, so schaffet man eine Lage guten Pferdemist, wie derselbe zu den Mistbeeten erfodert wird, in den Stall. Auf diesen schüttet ungelöschten Kalk, und darauf bringet wieder eine Lage Mist. Alsdenn begiesset solchen mit genungsamen lauwarm gemachten Wasser, so viel als zum Erhitzen, nicht aber zum Entzünden, nöthig ist.

Den Stall verwahret um und um für alle eindringende Luft und Kälte. Doch lasset oben einige Luft-

Löcher,

Löcher, zündet darauf in demselben in einem Geschirre Schwefel an, oder bringet in denselben recht heiß gemachte Ziegelsteine, und giesset Eßig drauf, daß es einen Dampf errege.

Dem Vieh selber aber hanget, ohne ihm Futter zu geben, Zwiebeln und Knoblauch an, der in etwas zerklopft seyn muß, damit er desto besser ausduften könne.

Durch dieses alles wird das Vieh in kurzem in einen Schweiß gesetzet, und zu gleicher Zeit die giftartigen Theile ausgetrieben werden. Ist hiedurch der äussere Körper einmahl geöffnet, so wird sich, wie bei der oben angeführten Kuh, das Wiederkäuen allmählig wieder finden.

Doch hüte man sich, daß alsdenn dem Vieh nicht zu viel Futter auf einmahl hingeschüttet werde, und lasse es lieber noch halb Hunger leiden, gebe ihm aber zugleich Angelik, Meisterwurzel, Eberwurzel u. s. w. in einem Mehlgesäufe, und zur Minderung der Hitze, wenn noch welche sollte gespühret werden, Salpeter.

§. 106.

Beurtheilung dieses Vorschlages, und warum er nicht gänzlich zu verwerfen sey.

Es ist nicht bemerket, ob von diesem vorgeschlagenen Mittel, schon wirklich einige Versuche gemachet worden, oder solches nur blos ein speculativischer Gedanke geblieben sey.

Besser wäre es zwar, wenn das erstere geschehen, indem man eine jede Sache nach seinen Wirkungen am richtigsten beurtheilen kann.

Inzwi-

Inzwischen führet doch dieser Vorschlag so viel vernünftiges bei sich, daß man ihn blos deshalb, weil er noch durch keine Erfahrungen bestätiget worden, gänzlich zu verwerfen keine Ursache hat.

Daß dem an der Seuche kranken Viehe durch Hervorbringung des Schweißes wieder geholfen werden könne, hiezu aber eine äußere Wärme nöthig sey, haben wir schon oben erwiesen, und selber als richtig angenommen.

Daß aber auch selbst in den Ställen, durch den auf die vorgeschlagene Art vermischten Pferdemist und Kalk, eine dergleichen Wärme geschaffet werden könne, ist wohl ausser allen Zweifel gestellet, und daher kein Grund vorhanden, warum man diesem Vorschlage seinen Beifall versagen wollte.

Ich hoffe und wünsche zwar, daß mich die Vorsehung bei meinem noch kurzen Lebensziel, mit einem solchen Unglücksfall, da ich schon so ofte mit dieser Ruthe gezüchtiget worden, verschonen wird. Sollte aber es dennoch geschehen, so würde ich keinen Anstand nehmen, mich dieses Mittels zu bedienen, in der gewissen Ueberzeugung, daß, wenn noch Hülfe vorhanden wäre, solche hievon gewiß zu erwarten stünde.

§. 107.

Einige Bedenklichkeiten gegen diesen Vorschlag werden angeführet, und dabei zugleich die Ursachen angezeiget, warum bei starken Heerden hiezu kein großer Stall, sondern mehrere kleine Ställe gewählet werden müssen.

Das einzige befürchte nur, daß dem Vieh, wenn es lange auf einem dergleichen mit Kalk vermischten Pferdemist stehen

stehen sollte, zuletzt alle Haare und auch wohl die Klauen darnach abgehen möchten, wodurch denn das Vieh, wenn es auch seine Gesundheit wieder erhielte, dennoch, besonders wegen des letztern Umstandes, zum Theil unbrauchbar werden würde.

Denn, wenn diese Masse länger als 24 Stunden zusammen bliebe, möchte wohl eine in derselben entstehende Entzündung nicht zu vermeiden seyn.

Da es nun hinlänglich seyn dürfte, wenn das kranke Vieh 24 Stunden lang in dem Schweiß unterhalten wird, so könnte alsdenn der mit dem Kalk vermischte Pferdemist, welcher ausserdem eine vortrefliche Düngung abgeben würde, wieder heraus gebracht, und der Stall davon gereiniget werden.

Allein hier stehet hinwiederum im Wege, daß das Vieh nur selten in einer Heerde mit einmahl krank wird, sondern solches erst nach und nach geschiehet.

Man nehme z. B. eine Heerde von 100 Stücken an, so wird die Erfahrung lehren, daß wenigstens 2 Monathe vorbei streichen, ehe selbige völlig ausgestaupet hat. Besonders nimmt man wahr, daß bei dem Mondwechsel sich immer die Seuche von neuen hervor thut, wenn sie auch einige Zeit vorher ganz stille gewesen ist.

Aus diesem allen ergiebet sich von selbst, daß es, diesen Vorschlag in großen Ställen in Ausübung zu setzen, nicht wohl möglich sey.

Will man einen Gebrauch davon machen, so erfodert es die Nothwendigkeit, daß man lauter kleine Ställe von 10 bis 12 Stück dazu wähle. Diese wird man bei einer großen Heerde, in den Viehseuchen, allemahl mit kranken

Vieh

Vieh anzufüllen, Gelegenheit haben, und der hiebei abgezielte Endzweck kann auch bei dergleichen kleinen Ställen, weil sie leichter zu erwärmen sind, viel eher erreichet werden.

Da es auch in einer großen Wirthschaft an solchen kleinen Ställen niemahls fehlet, so kann, so oft man eine Parthie kranken Viehes, die des Schweißes bedürfen, beisammen hat, von Zeit zu Zeit damit abgewechselt werden, damit nicht das neuerlich krank gewordene Vieh auf das schon vorhin in einer solchen Badstube befindlich gewesene warten dürfe.

Bei einer Heerde von 100 Stück, würde ich z. B. zu dem kranken nach und nach in Schweiß zu bringenden Vieh, drey dergleichen Ställe in Bereitschaft halten. Alsdenn könnte alles, nach dem Unterscheide da es krank wird, bequem untergebracht werden.

Auch kommt noch der Zweifel hiebei vor, dessen ich schon oben bei einer andern Gelegenheit gedacht habe, ob man auch bei großen Rindviehheerden eine solche Menge von Pferdemist, als hiezu erfodert wird, aufzubringen im Stande seyn würde. Denn der einmahl hiezu gebrauchte Pferdemist kann hierunter weiter keine Dienste thun. Wenn die erste Gährung, woraus ein vorzügliche Wärme entstehet, vorbei ist, so ist dergleichen Wirkung nicht weiter von ihm zu erwarten.

Jedoch glaube ich, daß man sich, mit Beihülfe des Kalks, des Schafmistes zu diesem Endzweck mit eben so gutem Erfolge bedienen könnte.

§. 108.

§. 108.

Daß man sich auch der an vielen Orten befindlichen Dörrhäuser zu diesem Endzweck bedienen könne, und warum es in großen Wirthschaften rathsam sey, eigne Gebäude, nach Art dieser Dörrhäuser, dazu anzulegen, nebst einer Anzeige, wie diese Gebäude in der Zwischenzeit, bis sich ein Viehsterben ereignete, auf eine nützliche Weise gebrauchet werden könnten.

An den Orten, wo viel Flachs gebauet, oder auch viel Obst gewonnen wird, pflegt man eigne Dörrhäuser, worinn beides auf dazu angebrachte Horden getrocknet wird, zu finden; wie man dergleichen besonders in Schlesien, und auch in vielen andern Gegenden mehr, antrift.

Diese Dörrhäuser sind eigentlich ordentliche Stuben, welche mit verhältnißmäßigen von Mauersteinen aufgeführten Ofen versehen, die von aussen geheitzet werden, so, daß in das Behältniß selber, niemahls das geringste Feuer kommt, und es kann, vermittelst dieses Ofens, darinn ein ziemlicher Grad der Wärme, der wohl einen jeden thierischen Körper in Schweiß zu setzen vermögend ist, zuwege gebracht werden.

Ob nun gleich diese Behältnisse zu nichts weniger, als zum Aufenthalt, weder des gesunden noch kranken Viehes, bestimmet sind, so würden sie doch im Nothfall ganz bequem, eine dergleichen Badstube vor das an der Seuche kranke Vieh abgeben können, und bei einer solchen dringenden Gelegenheit die Trocknung des Flachses und Obstes schon auf andere Art, z. B. in den gemeinen Backofen, wo solches sonst fast überall geschiehet, vorgenommen werden müssen.

Daß

Daß bei diesen Dörrhäusern, um das darinn gezogene kranke Vieh, in den erforderlichen Schweiß zu setzen, weder Pferdemist noch Kalk nöthig sey, sondern solches durch die bloße Ofenhitze, und folglich auf eine weit bequemere Art, bewirket werden könne, siehet ein jeder von selbst ein.

Inzwischen ist gewiß, daß diese Dörrhäuser, wohl an den wenigsten Orten mit dem Verhältniß des Rindviehstandes, als auf welchen bei deren Anlegung keine Rücksicht weder genommen werden können, noch dürfen, übereinstimmend sind. Es wird daher in den gewöhnlichen Dörrhäusern nur immer eine sehr geringe Anzahl von kranken Vieh untergebracht werden können, wiewohl auch dieses manches Stück, so sonst verlohren gegangen seyn würde, zu retten Gelegenheit geben kann.

Unnöthige und überflüßige Gebäude zu erbauen, kann einem vernünftigen Wirth wohl nicht zugemuthet werden, und ich habe solches in meinen andern Schriften selber, als einen merklichen Fehler in den Landwirthschaften getadelt.

Da aber zu jetzigen Zeiten die Viehseuchen dergestalt überhand nehmen, und sich so ofte einstellen, daß man fast keine Stunde davor sicher ist, so würde ein Landwirth keine vergebene Kosten anwenden, wenn er auf diesen Nothfall ein eigenes Gebäude zur Aufbehaltung und Wartung des krank gewordenen Viehes errichten, und solches mit einer solchen Art von Ofen, als wir bei den Flachs- und Obsthäusern erwähnet haben, versehen ließe.

Dieses Gebäude müßte, bei einer Heerde von 80 bis 100 Stücken von einer solchen Größe seyn, daß wenigstens 20 Stück Vieh Platz darinn hätten, dabei aber zwey Abtheilungen haben, deren jede von einem eigenen Ofen geheizet

zet werden könnte, damit man das Vieh, so wie es nach und nach krank wird, hinein zu stallen, und durch die Wärme des Ofens in den Schweiß zu bringen, im Stande seyn möge.

Diese Behältniße könnten, damit sie mittlerweile nicht ganz unnütze und unbrauchbar wären, entweder von kleinen Hausleuten bewohnet, oder zur Aufbehaltung von allerley Wirthschafts-Produkten, woran es ohnedem in den mehresten Wirthschaften zu fehlen pfleget, angewendet werden, und schon dadurch die auf sie verwandte Kosten hinlänglich bezahlen.

Nur blos in dem Fall, wenn sich eine Viehseuche ereignete, wären sie von allen zu räumen, und ihrer eigentlichen Bestimmung gemäß zu gebrauchen.

Mancher wünschet, wenn der Fall da ist, eine solche Gelegenheit, um sein Vieh retten zu können, zu haben. Allein alsdenn ist es zu spät, und die Zeit erlaubet es nicht, daß man erst zu bauen anfängt. Hat man aber schon vorher die nöthigen Anstalten dazu gemacht, so brauchet man nicht weiter darum bekümmert zu seyn.

Ich gestehe gar gerne, daß dieses ebenfalls ein blos speculativischer Gedanke ist, der wohl noch niemahl in Ausübung gesetzet worden. Allein wenn man nicht bei Zeiten auf Mittel, um einem solchen großen Uebel Widerstand zu thun, sinnen will, so bleibet die Sache immer bei dem alten.

Man stelle, so bald nur nichts unmögliches noch unvernünftiges darinn gefunden wird, genugsame Versuche davon an, und alsdenn erst, wenn solche nicht gelingen

wollen, so hat man ein Recht, dergleichen Vorschläge als leere Hirngespinste zu verwerfen.

§. 109.

Daß man, wenn man das kranke Vieh in den erfoderlichen Schweiß bringen, und darinn erhalten will, dasselbe auch gehörig bedecken, und mit Strohwischen reiben müsse.

Sonst muß ich noch erinnern, daß zur Hervorbringung des Schweisses bei dem kranken Vieh, nebst der ihm von aussen gegebenen Wärme, dessen Bedeckung mit wollenen Decken, und fleißige Reibung mit Strohwischen, ebenfalls sehr viel beitragen könne.

Die geringste von aussen auf den Körper fallende Luft oder Kälte, verhindert den schon in Bewegung gesetzten Schweiß, und es bleibet derselbe öfters dadurch ganz und gar zurück, welches das Uebel eher vermehret, als mindert, wie solches bei dem menschlichen Körper die tägliche Erfahrung lehret. Ist aber das kranke Vieh gehörig bedecket, so kann der ausgebrochene Schweiß nicht so leicht wieder zurück treten, sondern es behält die Natur die völlige Freiheit, ihre hierunter angefangene heilsame Wirkungen gehörig zu vollenden.

Durch das fleißige Reiben des Viehes, werden die von dem Staub und Unflath verstopfte Schweißlöcher wiederum geöfnet, und dadurch den aus dem Körper ausbrechen wollenden Ausdünstungen, ein freyer Ausgang verschaffet.

Beides ist also, wenn man das kranke Vieh durch die ihm von aussen gegebene Wärme in den Schweiß setzen will,

will, zu dessen Beförderung und Erhaltung nothwendig, und muß daher niemahl, unter dem nichtigen Vorwande, daß es eine überflüßige Vorsicht sey, und die Wärme schon allein ihre Wirkungen thun würde, unterlassen werden.

§. 110.

Von dem Gebrauch der Bollen, als einem ebenfalls vernünftigen Heilungsmittel, und warum solches, ob es gleich allenthalben bekannt ist, nicht allemahl die gehörige Wirkung gethan hat.

Auch der Gebrauch der gemeinen Bollen oder Zwiebeln kann, aus dem Grunde, weil dadurch der Schleim häufig abgeführet wird, als ein vernünftiges Heilungsmittel bei dem an der Seuche kranken Vieh angesehen werden.

Es ist zwar dieses Mittel ziemlich, auch selbst unter dem gemeinen Mann, bekannt. Daß aber solches nicht allenthalben die erwartete Wirkung gethan, mag wohl theils daher rühren, weil man nicht gehörig dabei verfahren, und theils auch seinen Grund in der Ungeduld und Unbeständigkeit der meisten Leute haben, welche den gebrauchten Mitteln nicht die erforderliche Zeit, um wirken zu können, lassen, sondern, wenn solche nicht so gleich auf der Stelle helfen wollen, davon wieder abstehen, und sie mit andern verwechseln.

Dieses Mittel ist von der Art, daß sich die völlige Wirkung davon, welche in der Wiedergenesung des kranken Viehes bestehet, nicht auf einmahl zeiget, sondern erst nach und nach erfolget, wie sich aus dessen nahern Beschreibung von selbst ergeben wird.

§. III.

Wie bei diesem Mittel zu verfahren.

Man nimmt, so bald ein Stück Hornvieh im Fressen nachlässet, 3 bis 4 Stück ganze Zwiebeln, ziehet selbige auf einen Bindfaden, und hänget sie dem krank gewordenen Vieh um den Hals.

Da diese Bollen schon des andern Morgens den Gift des kranken Viehes dergestalt an sich gezogen haben, daß sie ganz weich und schlammigt davon geworden, und, als wenn sie gekocht wären, aussehen, so müssen solche alle Morgen mit frischen umgewechselt, auch so lange damit fortgefahren werden, bis das Vieh wiederum gesund ist.

Ueberdem müssen an den Balken in den Ställen ebenfalls hin und her einige dergleichen auf Schnüren gereihete Bollen aufgehangen werden, bei welchen man, wenn mehreres Vieh in dem Stalle ist, so die Seuche schon in sich hat, eine gleiche Verwandelung verspüren wird; weshalb man sich auch dieses als eines Kennzeichens, ob bei dem Viehe schon der Seuchengift vorhanden ist, oder nicht, bedienen kann. Ist das Vieh, so in dem Stalle stehet, noch sämmtlich gesund, so bleiben die aufgehangene Zwiebeln auch nach einigen Tagen gut und frisch. Bemerket man aber, daß sie weich und schlammigt geworden sind, so kann man sichere Rechnung machen, daß die Seuche mit ihren Gifte schon in solchen Stall eingedrungen sey.

Als eine Neben-Vorsicht ist hiebei zu erinnern, daß die dem kranken Vieh abgenommene oder auch in den Ställen aufgehangen gewesene Bollen, nicht im Freyen weggeschmissen,

schmissen, sondern tief vergraben werden müssen, indem das Federvieh, wenn es solche frisset, davon stirbet.

§. 112.

Von den Wirkungen dieses Mittels.

Bei dem fleißigen und unausgesetzten Gebrauch dieses Mittels, hat man angemerket, daß bei einigen Stücken des kranken Hornviehes, eine große Menge von stinkenden Schleim aus Maul und Nasen gehet, anderes aber einen starken Durchfall darnach bekommt.

Beide Wirkungen zeigen an, daß die Bollen eine besondere Kraft, den Schleim aufzulösen und abzuführen, bei sich führen müssen, weshalb sie auch von den Kräuter-Verstandigen denjenigen, die ein schleimigtes Geblüte haben, anempfohlen werden, weil durch ihre subtile Schärfe, der zähe Schleim incidiret wird, und die alten Arzenei-Gelehrten haben den Knoblauch und die Bollen den Theriak der Bauern genannt.

Das kranke Vieh bekommt zwar nach diesem Gebrauch der Bollen, steife und dicke Beine. Hieran aber muß man sich nicht kehren, sondern dem ohnerachtet mit deren fleißigen Gebrauch fortfahren, indem dieses selber ein sicheres Kennzeichen ist, daß der in den innern Gefäßen des Viehes befindlich gewesene Schleim bereits zertheilet ist, und nunmehr seinen Ausgang nach den äussern Theilen des Körpers suchet.

Es vergehet auch dieser Geschwulst der Beine durch den fortgesetzten Gebrauch dieses Mittels zuletzt von selbst, und das Vieh wird durch den häufigen Auswurf des Schleimes völlig wieder gesund.

Man hat dieses Mittel im Jahr 1765. besonders in dem Amte Calbe, sehr bewährt gefunden, indem bei der damahl grassirenden heftigen Seuche, nach dessen Gebrauch, kein einziges Stück crepiret seyn soll, weshalb solches auch damahls in den Königl. Preußischen Landen durch ein besonderes Circulare bekannt gemachet worden.

§. 113.

Daß alle sonst noch bekannte Heilungsmittel, wenn sie eine erwünschte Wirkung thun sollen, nach dem §. 97. angeführten Grundsatz geprüfet werden müssen.

Der Raum dieser Blätter würde zu enge werden, wenn ich alle äussere Heilungsmittel, die sonst noch bekannt sind, und gebrauchet zu werden pflegen, erzählen und anführen wollte.

Die bisher bemerkte, haben mir hauptsächlich deshalb näher erörtert, und zu einem vernünftigen Gebrauch vorgeschlagen zu werden, werth geschienen, weil sie dem von uns §. 97. bei der Prüfung vernünftiger Heilungsmittel angenommenen Grundsatz, daß nehmlich dem kranken Viehe der Schleim und die ungesunden Säfte, so die Ursachen der Krankheit, abgeführet werden müssen, am meisten angemessen sind. Sollten noch mehrere, von denen man sich vernünftiger Weise eine gleiche Wirkung versprechen kann, befunden werden, so habe ich nichts dawider, daß man sie diesen gleichfalls an die Seite setze, und einen Gebrauch davon zu machen suche.

§. 114.

Nach was vor Grundsätzen die Wirksamkeit und Vernunftmäßigkeit der innern Heilungsmittel zu beurtheilen.

Da ich der den innern Heilungsmitteln aus denen §. 91. bis 95. angeführten Ursachen, entgegen stehenden Ungewiß-

gewißheit, ob sie bei dem an der Seuche bereits kranken Vieh etwas wirken können, oder nicht, ohnerachtet, dennoch §. 96. solche nicht gänzlich zu übergehen mich anheischig gemachet habe, so soll der übrige Raum dieser Blätter, um das nöthige davon anzuführen, angewendet werden.

Ich habe bereits §. 82, wo ich von den innern Präservativmitteln, und den dabei zum Grunde zu legenden allgemeinen Sätzen gehandelt, als ohnstreitig angenommen, daß alle anzuwendende Präservativmittel, die Entzündung und Fäulniß zu verhindern, die Heilungsmittel aber, diese beide tödtende Ursachen zu dämpfen und zu heben, im Stande seyn müssen.

Eben diesen Grundsatz setze ich hier abermahls zum voraus. Weil aber dieser Endzweck bei den innern Heilungs-Mitteln nicht wohl anders, als durch eine erleichterte Abführung des in den Gefäßen des kranken Viehes befindlichen Schleimes geschehen kann, so muß bei deren Beurtheilung zugleich auch auf dasjenige, was §. 97. von der Beschaffenheit der äussern Heilungsmittel gesaget worden, Rucksicht genommen werden.

Bei einer nach diesen Sätzen vorgenommenen Prüfung wird sich von selbst darlegen, in wie weit sich unter der grossen Menge der innern Heilungsmittel, die gegen dieses große Uebel bisher bekannt gemachet, und gebrauchet worden sind, einige befinden möchten, welche vor vernunftmäßig gehalten werden können.

§. 115.

Warum, bei dem an der Seuche kranken Vieh Brechmittel zu gebrauchen, sehr vernünftig sey.

Wenn es nach den von uns angenommenen Grundsätzen wahr ist, daß vernünftige Heilungsmittel die Kraft,

die Fäulniß und Entzündung zu heben, besitzen sollen, den in den Gefäßen des kranken Viehes befindlichen Schleim und ungesunde Säfte in gehöriger Menge abzuführen im Stande seyn müssen, dieses letztere aber, nach der Analogie bei den menschlichen Curen in faulenden Fiebern durch vernünftig angewandte Brechmittel am füglichsten zu geschehen pfleget, so fällt hiebei sogleich die Frage vor, ob nicht auch bei dem kranken Hornvieh dergleichen Mittel möglich zu machen wären?

Die Erörterung dieser Frage verdienet um so mehrere Aufmerksamkeit, als den Brechmitteln bei dem kranken Vieh, nicht diejenige Ursachen der Unmerksamkeit, die sich bei den übrigen innern Viehcuren äußern, und die wir §. 91 seqq. mit mehrern bemerket haben, entgegen stehen.

Denn gehen gleich die dem Vieh zum Brechen eingegebene Arzeneyen ebenfalls gerade in den Wanst, so ist eben dieses der Ort, wo es, um ihn von der darinn steckenden überflußigen Galle zu befreyen, seine vornehmste Wirkung thun muß.

Wer dasjenige, was ich §. 93. von der innern Beschaffenheit des kranken Viehes bemerket habe, nachlesen will, der wird davon schon von selbst überzeuget seyn.

§. 116.

Warum das Hornvieh zum Erbrechen zu bringen ganz wohl möglich sey, welches durch ein Beispiel bestätiget wird.

Nicht alle Arten von Vieh sind zu derjenigen Bewegung der Natur, die man das Brechen nennet, zu bringen. Bei den Pferden z. B. sind alle Versuche, die man deshalb angestellet hat, vergeblich gewesen.

Bei

Bei denjenigen Thieren aber, welchen die Natur das Wiederkäuen beigeleget hat, zu welcher Classe das Rind-Vieh gehöret, scheinet das Brechen um so weniger ohnmöglich zu seyn, als schon das Wiederkäuen selber eine körperliche Bewegung ist, welche dem Erbrechen sehr nahe kommet.

Auch hat man von dem Erbrechen des kranken Horn-Viehes wirkliche Beispiele.

In den im Leipziger Intelligenzblatt vom Jahr 1764. *pag.* 117. befindlichen, und von einem Ungenannten mitgetheilten vorläufigen Gedanken über die Hornvieh-Seuche ist bemerket worden, wie man bei drey Stücken Hornvieh wahrgenommen, daß solche einen Trieb zum Brechen bekommen, und viele Galle und schleimigte Materie von sich gegeben. Diese hätten nachher keinen weitern Anstoß von irgend einigen Zufällen der Seuche bekommen, ohnerachtet sie vorher, wie das andere Vieh, erkranket gewesen.

Der ungenannte Freund, der diese Nachricht ertheilet hat, giebet daher c. l. selber den Rath, daß man dem kranken Viehe gleich bei dem ersten Anfange der Seuchen etwas, welches das Erbrechen erregte, beizubringen suchen solle.

§. 117.

Von dem Mittel, so in dem vorangeführten Beispiel, um das Vieh zum Erbrechen zu bringen, gebrauchet worden.

In der Bestimmung des bequemsten Mittels, wodurch das kranke Rindvieh zum Erbrechen gebracht werden kann, wollen wir bei dem Vorschlage desjenigen Freundes, dem wir obige Nachricht zu danken haben, verbleiben.

Derselbe erzählet ferner, daß er, nachdem er den natürlichen Trieb zum Brechen bei den vorbemeldeten drey Kühen wahrgenommen, einer von seinen krank gewordenen Kühen vier Quentchen Haselwurzel a) mit warmen Bier und Butter eingeben lassen. Es sey zwar darauf kein wirkliches Erbrechen, wohl aber ein starkes Purgieren b) erfolget. Noch eben denselben Nachmittag, fraß, saget er, die Kuh wieder, war munter und frisch, bekam auch ihre Milch wieder.

Weil die Haselwurzel, das Erbrechen zu bewerkstelligen, nicht hinlänglich gewesen, so glaubet er, daß, wenn noch ein Quentchen weisser Vitriol zu obiger Haselwurzel genommen würde, das Erbrechen darnach nothwendig erfolgen müßte.

Er schläget dabei ferner vor, daß nachher, wenn das Erbrechen geschehen, dem Vieh ein Loth Ochsenzungen-Wurzel c), oder Königskerzen-Wurzel, oder Hundes-Läufte, mit ½ Loth Salpeter eingegossen, und warmes Mehlsauffen zu trinken gegeben, dasselbe auch dabei in die freye Luft getrieben werden müsse.

a) Die Haselwurzel, Lateinisch Asarum, oder Nardus sylvestris et rustica genannt, ist, nach der Beschreibung der Kräuterverständigen, ein stark und wohlriechendes Kraut, welches an bergichten und schattigten Orten, besonders um die Haselstauden, wächset. Es hat kurze eckigte und zarte Stengel. Seine Blätter sind grün, rund, und am Ende spitzig, gleichsam wie ein Ohr gestaltet, die Blumen braun oder purpurfarbig, und gleichen den Glöcklein- oder Bilsenkraut-Blümlein. Sie kommen nahe bei der Wurzel unter den Blättern heraus, hangen an zarten langen Stielen, lassen sich im Frühlinge und Herbste sehen, und geben einen pfeffrichen Geruch von sich.

Die

Die Wurzel dieses Krautes, welches sehr scharf und wie Ingwer brennet, führet die meiste Kraft bei sich. Sie verursachet ein heftiges Erbrechen, purgieret auch von unten stark. Ueberdem wird ihr die Eigenschaft zugeschrieben, daß sie die verstopfte Leber, Miltz, Gallen-Blase und Gekröß-äderlein eröffne, und den Leib von allen bösen Feuchtigkeiten reinige.

b) Dieses scheinet demjenigen, was wir §. 94. aus der Meynung eines ungenannten Freundes angeführet haben, offenbar zu widersprechen, und deren Unrichtigkeit zu erweisen.

Denn wenn dasjenige wahr ist, was in dem angeführten §. von der in dem Wanste vergrabenen Medicin gesaget worden, so könnte selbige bei dieser Kuh wohl ein Erbrechen erreget, niemahls aber ein so starkes Purgieren, als hier angegeben wird, verursachet haben.

Allein es ist wohl zu merken, daß bei dem Satz, daß die innern Heilungsmittel keine Wirkung haben können, jederzeit voraus gesetzet wird, daß das kranke Vieh schon gänzlich wieder zukäuen aufgehöret habe. Denn so lange es noch wiederkäuet, ist es, ob gleich solches weit langsamer, als bei gesunden Tagen, geschiehet, noch allemahl möglich, daß die in den Wanst gegangene Medicin durch dieses Wiederkäuen wieder herauf gebracht werden, und nachher in den Gedärmen seine Wirkung thun könne.

Nun aber ist bekannt, und schon oben, wo wir von dem Anfange und Fortgange dieser Krankheit eine umständliche Beschreibung gegeben haben, bemerket worden, daß das krank gewordene Vieh nicht sofort wiederzukäuen aufhöret, sondern wohl drey bis vier Tage vorbei gehen, ehe solches völlig geschiehet. Vermuthlich ist also diese Kuh noch in dem ersten Anfange dieser Krankheit gewesen, in welchem sie das Wiederkäuen noch nicht gänzlich verlohren gehabt.

c) Ochsen-

c) Ochsenzunge, Lateinisch *Buglossum* genannt, ist ein bekanntes Kraut, welches auf den Feldern und Aeckern wächset, auch in den Gärten gezeuget wird, und hechlichte rauhe Blätter nebst einem schleimigten Saft hat. Einem von dieser Wurzel gemachten Decoct wird die Eigenschaft zugeschrieben, daß er das Geblüt reinige und abkühle, auch das Herz stärke.

Nach dieser Beschreibung ist es gar nicht unvernünftig, wenn man solches, mit einem Zusatze von Salpeter, welcher, wie schon mehrmahls bemerket worden, ebenfalls eine kühlende Kraft hat, bei dem krank gewesenen und nunmehr auf dem Wege der Genesung begriffenen Viehe brauchet.

Denn, nachdem solches von der Menge des schädlichen Schleimes durch das Erbrechen oder Purgieren befreyet worden, so hat man wohl hauptsächlich davor zu sorgen, daß nicht noch von der etwa zurück gebliebenen Schärfe eine Entzündung entstehen möge, und hiezu wird der Gebrauch dieser Wurzel, nach den ihr zugeschriebenen Kräften, mit einigem Zusatz von Salpeter, allerdings dienlich seyn.

§. 118.

Warum die Haselwurzel allerdings vor das beste und bequemste Miteel, um das Vieh zum Erbrechen zu bringen, anzusehen sey.

Aus den in den vorstehenden §. §. und beigefügten Anmerkungen enthaltenen Umständen, nehme ich keinen Anstand, bei dem an der Viehseuche kranken Viehe, die Haselwurzel als das beste und bequemste Erbrechungsmittel anzuempfehlen, weil diesem Gewächse, nach dem Zeugniß aller erfahrnen Aerzte, die Kraft, ein starkes Erbrechen zu erregen, auch zugleich die Galle, Leber und Milz, welche, wie

wie gleich Anfangs bemerket worden, bei den Seuchen am meisten leiden, zu reinigen, zugeschrieben wird.

Ich glaube auch nicht, daß, nach der Meinung desjenigen Freundes, der dieses Mittel in einer solchen Absicht bekannt gemacht hat, noch eine Portion vom weißen Vitriol hinzugesetzet werden dürfe.

Denn hat gleich seine Kuh nach der bloßen Haselwurzel kein Erbrechen, sondern statt dessen ein starkes Purgiren bekommen, so ist doch bekannt, daß viele Brechmittel von der Natur sind, daß sie nicht allemahl durch ein wirkliches Erbrechen, sondern an deren statt durch den Mastdarm wirken, nachdem sie den Körper mehr zu einer oder andern Entledigungsart disponiret finden.

Selbst bei der berühmten Ipecacuanha, welches eines der besten und sichersten Brechmittel ist, nimmt man dieses wahr.

Genug, daß die Kuh quæstionis durch dieses Mittel wieder zu ihrer Gesundheit gelanget, und es ist an und vor sich wohl einerlei, ob solches von hinten oder von forne geschehen.

Jedoch bleibet hiebei allemahl eine nothwendige Regel, daß man den Gebrauch dieser und aller andern Mittel nicht erst bis zuletzt, da dem Viehe, so zu reden, der Tod schon in dem Rachen sitzet, verschieben muß.

Gleich im Anfange, und so lange das Vieh noch nicht das Wiederkäuen gänzlich verlohren hat, muß solches aus oben angeführten Gründen geschehen.

Bedienet man sich dieses Mittels zu spate, so hat alsdenn theils die Natur des Viehes nicht mehr Kräfte genug, bei den dem Vieh eingegebenen Mitteln mit zu wirken,

und

und theils kann man alsdenn auch nicht sicher davor seyn, daß nicht schon in dem Viehe eine Entzündung entstanden. Ist diese schon da, so ist alles Erbrechen und Purgieren ohnedem vergebens.

§. 119.

Warum man sich der oben gedachten Halsbürste ebenfalls als eines bequemen Erbrechungsmittels, bei dem kranken Vieh bedienen könne.

Wir haben bereits §. 99. einer von einem Bauer erfundenen Halsbürste, welche in der Abführung des in den kranken Vieh steckenden häufigen Schleimes vortreffliche Dienste gethan, erwähnet, uns auch dabei zugleich die Frage, ob man sich nicht dieser Bürste, um bei dem Vieh einen Trieb zum Erbrechen rege zu machen, bedienen könne, näher zu erörtern vorbehalten.

Aus der gemeinen Erfahrung bei den Menschen ist bekannt, daß man, wenn man sich den Finger etwas tief in den Hals stecket, auch ohne Hülfe innerlicher Mittel, ein Erbrechen zuwege bringen könne.

Es ist also kein Zweifel, daß solches nicht ebenfalls bei dem Rindvieh, vermittelst dieser Halsbürste, welche, wegen des langen Stiels, woran sie gebunden ist, tief in den Rachen, besonders an das Orificium, in welchem, so wie die Ructus, auch die Erbrechungs-Bewegungen, rege gemacht werden, langen kann, geschehen sollte.

Allem Vermuthen nach, ist die Abführung des häufigen Schleims, die in dem §. 99. angeführten Beispiel durch die Halsbürste bewirket worden, nichts anders, als eine Art des Erbrechens gewesen.

Ich

Ich halte daher davor, daß man sich des erwähnten Werkzeuges, um bei dem kranken Vieh ein Erbrechen zu erregen, ganz füglich bedienen könne. Ja, gewissermaßen mag man dieser Methode vor den innern Brechmitteln deshalb einen Vorzug geben weil jene bei dem Vieh, wenn es schon zu wiederkäuen gänzlich aufgehöret hat, wohl wenig fruchten möchten, diese aber zu allen Zeiten, wenn auch gleich das Vieh nicht mehr wiederkäuet, seine Wirkung thun kann.

§. 120.

Von den Purgiermitteln, besonders der Rhabarbara, in wie weit solche bei dem an einer mit Verstopfung begleiteten Seuche kranken Viehe mit Nutzen gebrauchet werden könne.

Da das §. 117. und 118. angeführte Beispiel lehret, daß das kranke Vieh auch durch ein in ihm zuwege gebrachtes Purgieren wieder zu seiner vorigen Gesundheit gebracht werden könne, so fräget es sich billig, ob nicht auch diese Heilungsart durch innere Mittel zu bewirken rathsam sey.

Unter diesen Mitteln stellet sich zuerst der Gebrauch der Rhabarbara dar. Da dieses bekannte vortrefliche Mittel bei allen menschlichen Krankheiten, besonders aber denen, wo die Abführung des in dem Körper befindlichen überflüßigen Unraths nöthig ist, ganz ausnehmende Dienste thut, so fräget es sich nicht ohne Grund, ob man nicht solche auch bei dem an der Seuche kranken Viehe mit Nutzen anwenden könne?

Selbst die berühmtesten Aerzte haben solches angerathen, und es ist daher in der schon mehrmahl erwähnten

Instru-

Instruction vom 18. Januar 1752. auf Veranlassung des eben so gelehrten als erfahrnen Herrn Geheimen-Raths Cothenius, ausdrücklich verordnet worden, daß man dem kranken Viehe, wenn es gleich Anfangs verstopft ist, 1 Loth gestoßene Mönchs-Rhabarbara und 1 Loth Salpeter mit 8 oder 10 Löffel Lein- oder Baumöhl, eingeben solle.

§. 121.

Ursachen, warum nach der Theorie die Rhabarbara bei den mit einem Durchfall verknüpften Seuchen, fast noch bessere Dienste thun müsse.

Ich habe schon oben bemerket, daß sich die Viehseuchen auf eine doppelte Art, theils mit Verstopfung, und theils mit einem garstigen stinkenden Durchfall, zu äußern pflegen.

Die vorhin angeführte Verordnung, will zwar den Gebrauch der Rhabarbara, nur in dem Fall, wenn das Vieh verstopfet ist, anempfehlen, und ich muß dessen Wirkungen an seinen Ort gestellet seyn lassen.

Sonst sollte ich, wenn man die Sache nach dem ähnlichen, so man von diesem Heilungsmittel in menschlichen Krankheiten wahrnimmt, beurtheilen will, davor halten, daß die Rhabarbara bei den mit einem Durchfall begleiteten Seuchen, wo nicht mehrere, doch eine gleiche Wirkung thun müßte.

Denn wem ist nicht bekannt, was selbige bei allen Durchfällen, besonders aber auch bei der Ruhr, womit diese Art von Seuchen eine große Aehnlichkeit hat, vor Nutzen stifte?

Sie

Sie ist fast das einzige Hauptmittel, wodurch die an diesem Uebel erkrankten Menschen gerettet, und dem Tode aus dem Rachen gerissen werden können.

Da die Rhabarbara nicht allein die Kraft besitzet, den Schleim und Unrath des Körpers abzuführen, sondern auch zugleich der Entzündung zu widerstehen, so ist aus diesen beiden Wirkungen offenbar, daß sie bei den Viehseuchen, und besonders denjenigen, die mit einem Durchfall verknüpfet sind, wenn anders noch eine Rettung vorhanden ist, und dieses Mittel nicht zu späte gebrauchet wird, ersprießliche Dienste leisten könne.

§. 122.

Der Verfasser erzählet seine von dem Gebrauch der Rhabarbara bei den Viehseuchen habende selbsteigene Erfahrung, nach welcher solche keine Wirkung gethan.

Von dem Gebrauch der Rhabarbara bei den Viehseuchen habe ich selbst eigene Erfahrung. Ich kann mich aber nicht rühmen, daß ich damit glücklich gewesen wäre, oder nur die geringste Wirkung davon verspühret hätte.

Die Seuche, bei welcher ich mich dieses Mittels bedienet, war mit einer hartnäckigen Verstopfung des Viehes begleitet.

Schon einige Wochen vorher, als dieselbe in meiner Heerde ausbrach, gab ich, auf Anrathen des berühmten

und geschickten Herrn Hofraths von Hahn zu Breslau, einem jeden Stück Viehe 1 Loth von der besten und feinsten Rhabarbara ein. Dazumal that selbige die beste Wirkung, und das Vieh vermehrte meine Misthauffen in einem Tage mehr, als sonst vielleicht nicht in einer ganzen Woche geschehen seyn würde.

Als ich aber hiedurch das wirkliche Ausbrechen der Seuche in der Heerde selber nicht abwenden können, sondern sich solche in derselben wirklich zu äußern anfieng, so wiederholte ich dieses Mittel ohnverzüglich noch einmahl, und gab aufs neue einem jeden Stück 1 Loth davon ein.

Anstatt daß das erstemahl das sämmtliche Vieh sehr stark purgieret hatte, merkte ich nunmehr nicht die geringste Wirkung davon, ausser bei zwey Stücken, bei welchen es einen gleichen Effect that.

Diese zwey Stücke blieben auch unter einer Heerde von 120 Stücken nur allein von der Seuche verschonet, und die andern, bei welchen die Rhabarbara das zweytemahl keine Wirkungen thun wollen, giengen alle verlohren.

Mir ist daher wohl nicht zu verargen, daß ich bei dieser Erfahrung von den guten Folgen des Gebrauchs der Rhabarbara in den Viehseuchen keine Ueberzeugung habe, zumahl da ich mir nicht vorwerfen kann, daß ich mich dieses Mittels nicht zeitig genung bedienet hätte. Denn es geschahe gleich bei dem Anfange der Krankheit.

Jedoch

Jedoch verlange ich nicht, daß man solches deshalb gänzlich verwerffen solle. Es können vielleicht dazumahl besondere Umstände, die sonst nicht allemahl vorhanden sind, die Wirkung dieses Mittels verhindert haben.

Inzwischen bestärket mich der Umstand, daß die Rhabarbar das zweitemahl bei dem Vieh, so nachher crepiret, gar keine Wirkung thun wollen, nicht wenig in den Gedanken, daß die §. 94. angeführte Meinung, nicht gänzlich ungegründet sey.

§. 123.

Von dem Gebrauch der gemeinen weißen, auch Venetianischen Seiffe, um den Leib des Viehes in einer gelinden Oefnung zu erhalten.

Sonst schlagen auch einige bei den mit Verstopfung begleiteten Seuchen, um dem Vieh eine gelinde Oefnung des Leibes zu erhalten, den Gebrauch der weißen Seiffe, und andere wohl gar der Venetianischen, vor.

Ich finde aber nirgends Beispiele angeführet, daß hiedurch das kranke Vieh wirklich gerettet worden wäre.

Man kann es daher allenfalls nur als ein unschädliches Beihülfsmittel, nicht aber als ein solches, von welchem man die Wiedergenesung des Viehes ohnfehlbar zu erwarten hätte, ansehen.

§. 124.

Von dem Gebrauch des China-Pulvers bei den Viehseuchen, und was davon zu halten sey.

Bei der Heilung des an der Seuche kranken Viehes, ist nicht allein auf die Abführung des schädlichen Schleimes und Unraths zu sehen, sondern man muß auch auf Mittel bedacht seyn, daß die Entzündung nicht überhand nehme, und dadurch der Tod des Viehes verursachet werde.

Viele schlagen hiezu den Gebrauch des China-Pulvers vor, und verordnen auf jedes Stück 2 Loth davon.

Wahr ist es zwar, daß man bei menschlichen Curen, durch den Gebrauch des China-Pulvers, die Entzündung in den innern Theilen des Körpers zu verhindern suchet, und nach der Analogie dieser Curen, sollte man solches auch bei dem kranken Vieh wahrscheinlicher Weise vermuthen können.

Allein ich muß hier abermahl erinnern, daß ich zwar die Anrathung dieses Mittels in den bei dieser Gelegenheit nachgeschlagenen Nachrichten von den Hornvieh-Seuchen, mehrmahl angetroffen, nirgends aber ein Beispiel, daß solches wirklich gute Dienste gethan, und das Vieh gerettet hätte, gefunden habe.

Bei der Entgegenstehung desjenigen, was §. 94. von der Unwirksamkeit der innern Heilungsmittel gesaget worden, würde man vielleicht von dem Chinapulver einen mehrern

rern Nutzen zu hoffen haben, wenn man solches dem kranken Vieh durch ein Klystier beizubringen suchte.

§. 125.

Von dem Wein-Essig, Salpeter und Kampfer, als dem sichersten Heilungsmittel, um die Entzündung zu dämpfen, und was deshalb in den Königlichen Preußischen Landen verordnet worden.

In so ferne es auf Abwendung oder Dämpfung der innern Entzündung ankommt, wird wohl allemahl der Wein-Essig, Salpeter und Kampfer das sicherste und vernünftigste innere Heilungsmittel verbleiben, so wie wir solches schon zur Präservirung des noch gesunden Viehes aus zureichenden Gründen vorgeschlagen haben.

Man wird von der guten Wirkung dieses Mittels um so mehr überzeuget seyn können, als in der so oft angeführten Königl. Preußischen *Instruction* vom 18 Jan. 1752. §. 6. zur Dämpfung der Entzündung des kranken Viehes nachstehendes resolvirende Pulver Morgens und Abends einzugeben, verordnet worden:

Man nimmt, heißet es daselbst, reinen Salpeter $3\frac{3}{4}$ Pfund, *Cremor Tartari* $1\frac{7}{8}$ Pfund, Kampfer 12 Loth vermischt und zu feinen Pulver gemacht. Die Dosis ist 5 Quentlein.

Wobei zugleich festgesetzet ist, daß dem kranken Vieh des Mittages, bei dem Gebrauch des obigen Pulvers, der

4te oder 6te Theil eines Quarts Weineßig oder scharfen Biereßig, mit 2 Löffel voll frischen Leinöhl, gegeben werden müsse.

Im übrigen ist §. 8. bemeldeter Instruction sehr vernünftig hinzu gesetzet worden, daß alle andere Arzeneyen verboten seyn sollen, indem die Vielheit allemahl schädlich ist, und öfters Dinge bei dieser Seuche angewendet werden, die gar nicht hieher gehören.



Berliner Beiträge
zur
Landwirthschaftswissenschaft.

Vierten Bandes
Achtes Stück.

Landesbibliothek Mecklenburg-Vorpommern Günther Uecker
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1759087653/phys_0367
DFG

Inhalt.

Vier und dreyßigste Abhandlung.

Von der Nutzbarkeit, verhältnißmäßigen Anzahl, verschiedenen Arten, auch richtigen Pflege und Wartung des in einer jeden Landwirthschaft zu haltenden Schafviehes.

Landesbibliothek Mecklenburg-Vorpommern Günther Uecker
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1759087653/phys_0368
DFG

Vier und Dreyßigste Abhandlung.

Von der Nutzbarkeit, verhältnißmäßigen Anzahl, verschiedenen Arten, auch richtigen Pflege und Wartung des in einer jeden Landwirthschaft zu haltenden Schafviehes.

§. 1.

Einleitung in diese Abhandlung.

Daß die Schafe unter dem nutzbaren Vieh, so den Wohlstand der Landwirthschaft erhält und befördert, die nutzbarsten sind, ist eine ökonomische Wahrheit, die wohl so leicht von keinem in Zweifel gezogen werden wird.

Zahlreiche und dabei wohl unterhaltene Schafheerden sind ein sicheres Kennzeichen einer blühenden und wohl eingerichteten Wirthschaft.

Wir würden daher unsern Absichten zuwider handeln, wenn wir dieser so vorzüglich nutzbaren Thiere in unsern Blättern vergessen, und ihrer nicht ebenfalls eingedenk seyn wollten.

Ein Landwirth hat eines vollständigen Unterrichts von der richtigen Behandlung des Schafviehes und der Schäfereyen um so mehr nöthig, als diese Viehart unter allen die genaueste Pflege und Wartung erfordert.

Sehr leicht kann in dem geringsten Umstande etwas versehen werden, so einen auf viele Jahre unersetzlichen Schaden nach sich ziehet.

Ein Wirthschaftstheil, der an und vor sich so nutzbar ist, dabei aber in seiner Behandlung die äusserste Behutsamkeit erheischet, verdienet es wohl, daß man sich davon vollständige und zureichende Begriffe zu verschaffen suche.

Die vielfältige bei den Schäfereyen vorfallende Umstände, so theils durch die Natur der Schafe selber, theils aber auch durch das verwickelte Betragen derjenigen, deren Pflege und Wartung sie anvertrauet sind, verursachet werden, machen es nöthig, daß sich ein Landwirth hierunter nicht blos an allgemeinen Begriffen begnügen kann. Er muß, wenn er nicht unzähliger Gefahr ausgesetzet, und alle Augenblick übervervortheilet seyn will, auch das Innere dieser Wirthschaftsrubrik gründlich verstehen und kennen.

Wir werden uns daher, dem geneigten Leser, in so ferne unsere eigene Kenntniß und Erfahrung dazu hinreichend seyn will, hierunter ein gehöriges Gnüge zu leisten, angelegen seyn lassen.

§. 2.

In welcher Ordnung die zu dieser Abhandlung bestimmte Wahrheiten vorgetragen werden sollen.

Damit aber eine so wichtige Sache nicht ohne Ordnung vorgetragen werden möge, so werden wir zuförderst die Nutzbarkeit des Schafviehes näher auseinander setzen, und bei einer jeden der verschiedenen Arten, womit die Schafe den Landmann bereichern, die nöthigen Anmerkungen beifügen, auch der Abweichungen, die sich

öfters

öfters wegen ihrer Nutzbarkeit ereignen, Erwähnung thun.

Demnächst wird die Bestimmung der verhältnißmäßigen Anzahl von Schafen, nach dem Umfange eines jeden Landguts und der dabei befindlichen Weide, ein Haupt-Gegenstand dieser Abhandlung seyn.

Ferner ist nöthig, die verschiedene Gattungen dieser Viehart kennen zu lernen, und dabei, welche von denselben sich vor einer jeden Art nach Verschiedenheit der Weideplätze und Himmelsgegend am besten schicken, festzusetzen.

Auch hievon soll das Nöthige bemercket, und bei dieser Gelegenheit zugleich von der Veredelung des Schaf-Viehes durch fremde und ausländische Böcke einige Nachrichten und Erfahrungen mitgetheilet werden.

Welches das beste Sommer- und Winterfutter vor das Schafvieh sey, und wie bei dessen richtigen Anwendung verfahren werden müsse, gehöret sonder Zweifel mit zu den Haupt-Kenntnissen, in welchen ein Landwirth, dem der Wohlstand seiner Schäferey am Herzen lieget, nicht unwissend seyn muß, und wir werden daher, hievon umständlich zu handeln, und dazu die nöthige Anweisungen zu geben, nicht ermangeln.

Da aber ein Landwirth die Pflege und Wartung des Schafviehes nicht auf die Art, wie bei den andern Viehearten möglich ist, übersehen, und beständig unter Augen haben kann, sondern dazu gewisse Sachverständige, das ist, Schafmeister, Schäfer und Schäferknechte erforderlich sind, so fällt von selbst in die Augen, daß die Tüchtigkeit dieser Leute nicht übergangen werden kann.

Und weil auch verschiedene Bedingungen, unter welchen die Schäfereyen diesen Sachverständigen anvertrauet zu werden pflegen, eingeführet und gewöhnlich sind, so wird auch hievon das Nöthige angemerket, und, welche von diesen verschiedenen Bedingungs-Arten vor die besten und rathsamsten zu achten, bestimmet werden müssen.

Die hiebei anzustellende Betrachtungen werden uns von selbst zu den gewöhnlichen Bevortheilungen der Schäfer führen, und zu einer Anleitung, wie solche theils am leichtesten entdecket, theils aber auch vermieden werden können, Anlaß geben.

Wenn im übrigen die Schafe unter allen Landwirthschaftlichen Thieren am meisten mancherley Krankheiten und Zufälle ausgesetzet sind, und die Unwissenheit in den darwider diensamen Mitteln öfters einen gar wichtigen sehr wohl zu vermeidenden Verlust verursachet, so soll auch hievon das Nöthige beigebracht, dazu aber besonders die nächst folgende Abhandlung gewidmet werden.

§. 3.

Von der Nutzbarkeit des Schafviehes überhaupt.

Wer sich von der vorzüglichen Nutzbarkeit der Schafe einen recht lebhaften Begriff machen will, der darf nur die mannigfaltige Art und Weise, in welcher sich diese Nutzbarkeit äussert, in Betracht nehmen.

Sie mögen leben oder sterben, so ziehet ihr Herr und Eigenthümer jederzeit Vortheile von ihnen, die er von andern Vieharten nicht zu erwarten hat.

Jedoch wir wollen uns bei diesen allgemeinen Vorstellungen, die ein jeder von selbst nachdenken, und sich davon

davon durch Zergliederung derjenigen Stücke, die an den Schafen nutzbar sind, überzeugen kann, aufhalten, sondern nur blos bei dem Hauptnutzen, den dieses Vieh einem Landwirth auf eine unwiedersprechliche und in die Augen fallende Weise gewähret, stehen bleiben.

Der Hauptnutzen bestehet

a. in der Wolle
b. in den zu verkaufenden Schlachthammeln und Merz- oder Brack- auch wohl Wehrvieh,
c. in der Milch,
d. in dem Dünger.

Diese vier Stücke zusammen genommen machen die eigentliche Nutzbarkeit des Schafviehes aus, womit es schon so manchen Eigenthümer bei seinem glücklichen Fortgange bereichert hat.

Bei einer jeden dieser vier verschiedenen Abnutzungs-Arten kommen mancherlei Bemerkungen vor, die nicht übergangen werden können. Wir wollen daher eine jede derselben besonders in Betracht nehmen, und, um alle vorfallende Zweifel, aus dem Wege zu räumen, über das dabei zu erinnern nöthige unsere Gedanken eröfnen.

§. 4.

Von der Nutzbarkeit des Schafviehes in Ansehung der Wolle, und daß die Erhaltung und Vermehrung der Schäfereien selbst in das Beste des gemeinen Wesens einen starken Einfluß habe, und vor die Wohlfahrt des ganzen Staats eben so nothwendig, als nützlich sey.

Unter den vorbenannten gewöhnlichen Abnutzungs-Arten der Schäfereyen gebühret der Wolle, so die Schafe liefern, billig der Vorzug und die erste Stelle.

Es ist dieses eine Waare und Landesprodukt, welches auch ohne Rücksicht auf die Privat-Eigenthümer, wegen der davon zuwachsenden Vortheile, vor den Staat selber eben so nothwendig, als nützlich ist.

Die Hauptkleidung der Bürger eines Staats bestehet, sowohl in Ansehung des männlichen als weiblichen Geschlechtes, vornehmlich in Tuch und andern wollenen Waaren.

Nothwendig ist es daher, daß die Schäfereyen eines Landes mit den Kleidungsbedürfnissen der Einwohner in einem richtigen Verhältniß stehen müssen, damit das Einbringen fremder Wolle und davon verfertigter Waaren, wodurch sonst dem Staat ansehnliche Summen entzogen werden, vermieden werde.

Nützlich ist es einem Staat, wenn die darinn befindliche Schäfereyen dergestalt zahlreich sind, daß von der darinn gewonnenen Wolle nicht allein die Einwohner des Landes mit den benöthigten daraus verfertigten Waaren versorget, sondern solche auch an Fremde und Auswärtige überlassen werden können.

Das Beispiel der Königl. Preußischen Lande bestärket zur Gnüge, wie sehr der Reichthum eines Staats durch wohl angelegte Tuch- und Woll-Fabriken zu befördern möglich sey.

An der Erhaltung und Erweiterung dieses Handlungszweiges ist dem gemeinen Wesen um so mehr gelegen, als nicht allein ein großer, sondern auch der ärmste Theil der Bürger davon seine Nahrung und Unterhalt erhält, wie solches, besonders in den Königl. Preußischen Staaten, an der großen Menge der in allen Städten,

ten, und zum Theil auch auf dem platten Lande, befindlichen Wollspinner offenbar zu Tage lieget.

Diesen schon vorhin in der äussersten Armuth und Dürftigkeit lebenden Personen würde nichts, als die öffentliche Ergreifung des Bettelstabes, übrig bleiben, wenn wegen Mangel der Wolle, die mit so vieler Ueberlegung und Fleiß angelegte Tuch- und Woll-Fabriken eingehen, oder doch wenigstens in ihrem Betriebe geschwächet werden sollten.

Hieraus erhellet zur Gnüge, daß selbst die Wächter des Staats vor den Wohlstand der Schäfereyen zu sorgen, und alles dasjenige, was demselben hinderlich seyn kann, durch kluge Vorkehrungen und heilsame Verordnungen abzuwenden die größeste Ursach haben.

Ganz natürlich ist es, daß ein leichter und häufiger Absatz der gewonnenen Wolle die Eigenthümer der Schäfereyen vorzüglich aufmuntert, und zu immer mehrern auf diesen Wirthschaftstheil anzuwendenden Fleiß aureitzet, gleich wie das Gegentheil davon den Betrieb dieses Nahrungszweiges gar sehr schwächet.

§. 5.

Warum die Wolle, auch vor einen jeden Privat-Eigenthümer ein sehr wichtiges und einträgliches Wirthschaftsprodukt sey.

Jedoch es ist meine Sache nicht, diese Materie gegenwärtig mit einem politischen Auge zu beleuchten, und nach den Regeln der Staatswirthschaft zu beurtheilen. Dasjenige, was in dem vorstehenden §. beiläufig davon berühret worden, hat nur blos den Endzweck, damit die Größe des Nutzens, den die Schafe in Ansehung der

Wolle gewähren, destomehr in die Augen fallen, und ein jeder davon mit zuverläßiger Gewißheit überzeuget werden möge.

Ich kehre daher zu meiner eigentlichen Absicht wiederum zurück, und schränke mich blos auf diejenige Vortheile, so den Güterbesitzern durch die von ihren Schäfereyen gewonnene Wolle zuwachsen, um so mehr ein, als es ein sicherer Schluß ist, daß dasjenige, was dem ganzen Staat offenbar Vortheile bringet, auch einem jeden privat Eigenthümer nützlich und zuträglich sey.

Die von den Schafen geschorne Wolle verdienet in Ansehung der Eigenthümer um so mehr eine Aufmerksamkeit, als sie eine baldige baare Einnahme gewähret, und auf deren Verlosung, besonders in Ländern, wo die Tuch- und Woll-Fabriken in gehörigen Gange sind, nicht erst lange gewartet werden darf.

Fast in allen Provinzien sind in einer oder andern dazu bequemen Stadt bald nach der Wollschur Wollmärkte angesetzet, auf welchen sich die Käufer einstellen, und wo ein jeder Gutsbesitzer die abgeschnittene Wolle nach den Umständen der Zeiten, bald theurer und bald wohlfeiler, a) ohne Weitläuftigkeit absetzen kann.

Alle diejenigen Landesprodukte aber, welche leicht und ohne Schwierigkeit abgesetzet werden können, haben vor andern, wozu sich nur selten Liebhaber finden, und die man, wie man im Sprichworte zu reden pfleget, wie sauer Bier ausbiethen muß, einen großen Vorzug.

Die Hauptabsicht in der Landwirthschaft bestehet in einer bequemen und baldigen Verwandelung der gewonnenen Früchte in baares Geld. Diejenige nun, die hiezu am geschicktesten sind, verdienen auch mit Recht

unter

unter die vorzüglichsten und nutzbarsten gezählet zu werden.

a) Der Preiß der Wolle kann nicht zu allen Zeiten gleich seyn, sondern er steiget und fällt, wie es ganz natürlich ist, nachdem entweder der Absatz der davon zu verfertigenden Waaren stark oder geringe gewesen, oder auch die Wollschuren mehr oder weniger reich ausgefallen.

Der Absatz und der Ueberfluß einer Sache bestimmet jederzeit ihren laufenden Werth.

Es giebet aber verschiedene eigensinnige Wirthe, welche sich an diese Regel, ohnerachtet sie in der Natur der Sache selber gegründet ist, nicht binden wollen, sondern auf einen sich in ihrer eigenen Einbildung gemachten Preiß bestehen, und lieber ihre Wolle ohnverkaufet liegen lassen, als daß sie sich mit demjenigen, was andere vor ihre Wolle empfangen, begnügen wollen. Bisweilen glückt es ihnen, daß sie in der Folge, besonders wenn sich die vorräthige Wolle vergriffen hat, und zu dem Betriebe der Tuch- und Woll-Fabriken nicht hinlänglich seyn will, einen höhern Preiß erzwingen. Gemeiniglich aber erndten sie von diesen ihren Eigenthum nichts als Schaden ein, und sehr häufige Beispiele lehren es, daß sie nach Jahr und Tag mit noch geringern Preisen, als ihnen anfänglich gebothen worden, zufrieden seyn müssen.

Durch eine vieljährige Erfahrung habe ich wahrgenommen, daß bei dem Woll-Verkauf der erste Käufer gemeiniglich der beste ist, wenn nur der Preiß, den er biethet, gegen die Umstände der Zeiten, das ist, gegen den Absatz der wollenen Waaren und Vorrath der Landes-Wolle, welche beide Stücke ein vernünftiger Landwirth allemahl selber beurtheilen kann, nicht gar zu unverhältnißmäßig ist.

Mir selber ist es, besonders bei meiner ehemahligen schlesischen Wirthschaft, einigemahl wiederfahren, daß

daß ich den ersten zu meiner Wolle sich darstellenden Käufer, weil er meinem Sinne nach nicht genung both, gehen lassen, einige Stunden nachher aber vor jeden schweren Stein einen Thaler weniger, als sein Geboth war, nehmen mußte. Seitdem habe ich es mir fast zur Regel gemacht, daß ich nicht gerne den ersten Käufer, in so ferne nur, wie vorhin erwehnet worden, der von ihm gebothene Preiß nicht gar zu unverhältnißmäßig ist, ausser Händen lasse, und die Folgen haben auch dieses mein Betragen in den meisten Fällen gerechtfertiget.

Inzwischen kann ich hiebei nicht unerinnert lassen, daß sich auf diesen Wollmärkten, besonders in unsern Tagen, von Seiten der Käufer ein schädlicher Mißbrauch eingeschlichen hat, wodurch der verkaufende Landmann gar sehr gedrucket, und in seiner Schäferey-Einnahme zurück gesetzet wird.

Die Käufer die sich auf diesen Wollmärkten einzufinden pflegen, halten mit ihrem Einkauf durch eine entweder geheime oder stillschweigende Verabredung so lange zurück, bis ihnen von ein paar Verkäufern, denen die Zeit zu lang wird, und die des Geldes höchst benöthiget sind, die Wolle vor einen unverhältnißmäßig wohlfeilern Preiß angebothen werden muß.

Nach solchen wenigen abgezwungenen Beispielen reguliren sie den allgemeinen Marktpreiß, und wer Geld haben will, der muß sich solchen gefallen lassen. Durch Gesetze lässet sich dieser Mißbrauch, weil die Freyheit des Handels mit dem Zwange der Gesetze nicht wohl zu paaren stehet, nicht hemmen.

Nur allein die Verkäufer könnten diesen Kunstgriff der Käufer vereiteln, wenn sie sich ebenfalls untereinander verbänden, daß keiner seine Wolle eher losschlagen wollte, bis ein verhältnißmäßiger Preiß festgesetzet wäre.

Hätten

Hätten wir lauter bemittelte Landwirthe, so würde dieser Vorschlag gar leicht ins Werk gesetzet werden können. Allein die meisten, so ihre Wolle zu Markt gebracht haben, können es, theils wegen ihrer Gläubiger, und theils auch wegen ihrer Verpächter nicht wagen, mit leeren Beutel zurück zu kehren. Sie müssen daher, aus Noth gedrungen, nehmen, was ihnen gebothen wird.

Unter diesen Umständen kann es den bemittelten Landwirthen, die sich außer dem Wollgelde auf andere Art zu retten wissen, nicht verarget werden, wenn sie der oben gegebenen Regel zuwider ihre Wolle nicht so gleich gegen das erste Geboth loßschlagen, sondern mit deren Verkauf so lange Anstand nehmen, bis die Käufer selber, nach aufgearbeiteten Vorräthen, die Wolle bei ihnen suchen, und alsdenn billigere Preise machen müssen.

Dergleichen unvermerkten Bedruckungen ist der arme Landmann zu jetzigen Zeiten sehr häufig ausgesetzet, und es daher kein Wunder, wenn der größeste Theil davon, alles angewandten Fleißes und Mühe ohnerachtet, dennoch auf keinen grünen Zweig kommen kann.

§. 6.

Daß, da die Wolle von je her einen Haupttheil der wirthschaftlichen Einnahme ausgemachet hat, die Landwirthe zu jetzigen Zeiten, bei den so ansehnlich erhöheten Woll-Preisen, die Sorgfalt vor ihre Schäfereyen zu vermehren Ursache haben.

Schon unsere Voreltern sahen die Gelder, so sie vor die von ihren Schäfereyen gewonnene Wolle einzuheben hatten, als einen Haupttheil ihrer Wirthschafts-Einnahme an, und aus eben diesem Grunde haben vernünftige Wirthe von je her vor die Erhaltung und Vermeh-

rung

rung ihres Schafstandes eine besondere Sorgfalt getragen.

Bekannt aber ist, daß der Preiß der Wolle zu alten Zeiten niemahls so hoch, als er in unsern Tagen, aller geheimen Bedruckungen der Käufer ohnerachtet, gestiegen ist, gestanden hat.

Ich weiß mir selber von meiner Jugend her seit mehr denn 50 Jahren zu erinnern, daß der gewöhnliche Woll-Preiß in 2 Rthlr. 12 bis 16 Gr. bestand, und die Herren Wolljunkers sehr vergnügt wieder zu Hause kamen, wenn sie wider Vermuthen 3 Rthlr. vor einen schweren Stein erhalten hatten.

Anjetzt hingegen will man kaum zufrieden seyn, wenn man vor eine gute Mittelwolle, ich rede hier hauptsächlich von den märkischen eine reine Wolle zeugenden Gegenden, 5 bis 6 Rthlr. erhält.

Diesen Umstand und vorgefallene Erhöhung des Wollpreises führe ich blos an, um zu zeigen, daß die Einkünfte der Schäfereyen in unsern Tagen weit höher sind, als sie zu den Zeiten unserer Vorfahren gewesen.

Haben nun schon diese bei der weit geringern Woll-Einnahme so vielen Fleiß und Mühe auf die Erhaltung und Vermehrung ihres Schafstandes angewandt, so lieget gewiß den heutigen Wirthen ob, diese Sorgfalt, womit ihnen ihre Voreltern vorgegangen sind, zu verdoppeln.

Dieser Schluß folget von selbst aus der allgemeinen Wahrheit: daß eine jede Sache, nach dem Verhältniß ihrer mehrern Nutzbarkeit, auch mehrere Aufmerksamkeit verdiene.

§. 7.

§. 7.

Erörterung der Frage: warum die Wollpreise in unsern Tagen gegen die vorigen Zeiten so ansehnlich erhöhet sind, und daß die Vermehrung der Menschenzahl, in Ansehung der Totalität von Deutschland, nicht als die eigentliche Ursache davon angesehen werden könne.

Bei dieser Gelegenheit kann ich nicht umhin, die hiebei ganz natürlich aufstoßende Frage: woher es komme, daß die Wolle zu unsern Zeiten, gegen die vorigen, so hoch im Preise gestiegen sey? mit wenigen zu berühren.

Die Erörterung dieser Frage halte ich dem gegenwärtigen Vortrage um so mehr anpassend zu seyn, als die darunter zum Grunde liegende Ursachen dem wirthschaftenden Landmann die trostvolle Ueberzeugung geben können, daß er in den jetzigen Wollpreisen so leicht keine Aenderung und Erniedrigung zu befürchten habe, folglich die ihm angerathene Verdoppelung seiner vor die Schäferey zu tragenden Sorgfalt beständig fortzusetzen, einen genungsamen Bewegungsgrund behalte.

Wenn ich voraus setze, daß der Wollpreiß gegen die vorigen Zeiten, nicht blos in einer oder andern Provinz, sondern in ganz Deutschland, ja fast möchte man sagen, in ganz Europa so ansehnlich gestiegen sey, so kann die Vermehrung der Menschenzahl hiebei nicht zum Grunde geleget werden.

Ob schon in einer oder andern Provinz, durch eine kluge Staatswirthschaft, die Anzahl der Einwohner gegen die vorigen Zeiten vermehret worden, so wird doch sol-

solches schwerlich in der Totalität von ganz Deutschland, oder auch ganz Europa, behauptet werden können.

Die Vermehrung der Menschenzahl in einigen Ländern, ist hauptsächlich durch die Emigration der Einwohner aus andern Ländern bewirket worden. Der Zuwachs an Menschen in einer Gegend hat also nothwendig den Abgang der Menschenzahl in andern Gegenden nach sich ziehen müssen.

Deutschland, um bei diesem Reiche, als unserm allgemeinen Vaterlande, stehen zu bleiben, behält daher, überhaupt genommen, einerley Seelenzahl, deren Körper mit Wolle bekleidet werden müssen.

Sollte es auch gleich erweislich seyn, daß die Totalität der Menschen in ganz Deutschland, durch die natürliche Zeugung zugenommen hätte, so wird doch dieser Zuwachs niemahls wichtig genung seyn, um dadurch eine dergleichen Veränderung in den Wollpreisen, welche gegen die vorige Zeiten über die Hälfte gestiegen sind, zu verursachen.

Wir müssen daher einen andern Grund dieser augenscheinlichen Veränderung aufsuchen.

§. 8.

Daß die seit 40 Jahren in Deutschland gewüthete Kriege, die Hauptursache des erhöheten Wollpreises sind.

Nach diesem Grunde werden wir nicht lange forschen dürfen, wenn wir nur auf die verschiedene blutige Kriege, die beinahe seit 40 Jahren die Ruhe von Deutschland und fast ganz Europa gestöhret haben, Rücksicht nehmen, und dabei in Erwegung ziehen, mit was vor zahl-

zahlreichen Kriegesheeren die Krieg führende Mächte gegen einander ins Feld gerücket sind.

Nicht allein die unter dem Gewehr stehende Mannschaft, sondern auch der dazu gehörige Troß, hat neu und öfters, als sonst gewöhnlich, bekleidet werden müssen.

Wie viele Mondirungen und andere von Wolle verfertigte Kleidungsstücke, sind nicht durch die Ueberläufer, in den Schlachten gebliebene, und von dem Feinde Gefangene, verlohren gegangen? welche von neuen wieder angeschaffet werden müssen.

Ueberhaupt fällt es von selbst in die Augen, daß die Kleidungsstücke eines im Felde stehenden Soldaten, der die meiste Zeit Tag und Nacht unter freyen Himmel zubringen muß, nicht so lange halten und dauern können, als wenn er ruhig in seinen Standquartieren stehet, und daselbst nur blos alsdenn, wenn er zur Wachtparade oder andern militairischen Uebungen berufen wird, völlig angezogen erscheinen darf.

Man überdenke dieses alles, so wird man gar bald überzeuget werden, daß die seit einigen Jahren gewütete Kriege, einen ganz ausnehmenden Absatz von Tuch und wollenen Waaren verursachen müssen, und es wäre kein Wunder, wenn diese so oft hinter einander gefolgte Kriege, alle Vorräthe von dieser Art der Waaren erschöpfet hätten.

Ich habe schon oben bemerket, daß der häufige Absatz einer Sache eine der Haupturſachen ihrer Preißerhöhung sey, und es ist daher ganz natürlich, daß bei so be-

wandten Umständen auch der Preiß der Wolle gegen die vorigen Zeiten, wo man weder von so öftern und häufigen Kriegen, noch auch von so zahlreichen Kriegesheeren etwas wußte, ansehnlich steigen und verdoppelt werden müssen.

Hiezu tritt noch, daß, besonders in dem letzten schlesischen Kriege, die Schäfereyen fast allenthalben, theils durch den Feind, theils durch die starke Consumtion der eigenen Heere, und theils durch andere unglückliche Zufälle, gar sehr geschächet worden, und man hat Ursache zu zweifeln, ob schon anjetzt der Schafstand allenthalben so zahlreich sey, als er vor diesem Kriege gewesen.

Daß aber der Abgang und Mangel einer Sache deren Preiß ebenfalls erhöhen müsse, habe ich schon oben bemerket.

§. 9.

Beantwortung eines Einwandes, der hiegegen wegen künftig wiederum zu befürchtenden niedriger Wollpreise gemacht werden könnte.

Daß die öftere und häufige Kriege bisher von dem erhöheten Preise der Wolle die Hauptursache gewesen, wird mir vielleicht ein jeder, weil es zu einleuchtend ist, gar gerne zugeben.

Der Einwand aber, daß man deshalb nicht auf einen beständigen höhern Preiß dieses Landesprodukts Rechnung machen könnte, sondern die Wolle, wenn in Deutschland die vorigen ruhigen Zeiten wieder erhalten, und in dreyßig und mehrern Jahren von keinem Kriege wei-

weiter etwas erfahren sollte, alsdenn nothwendig zu ihrem vorigen niedrigen Preise zurück fallen würde, bleibet mir annoch zu beantworten übrig.

Die lange und immerwährende Fortdauer des unschätzbaren Friedens wünsche ich, nebst allen redlichen Patrioten und Weltbürgern, aufrichtig. Der Himmel verzeihe mir aber, daß ich mich selber als einen Kleingläubigen anklagen muß.

Gesetzt aber auch, daß unser deutsches Vaterland wiederum in einer langen Reihe von Jahren von keinem Kriegesgeschrey etwas hörte, so werden doch die Wirkungen, so die vorige Kriege in diesem Stücke verursachet haben, noch lange fortdauern, und es wird, des Friedens ohnerachtet, so leicht keine Herabsetzung des gegenwärtigen höhern Wollpreises zu befürchten seyn.

Der Krieg hat, daß ich mich dieses Ausdrucks bedienen darf, einen langen Arm, und seine Folgen erstrecken sich auch auf entfernte Zeiten.

Um den erhöheten Wollpreiß beizubehalten, ist nicht nöthig, daß Deutschland selber durch Kriege beunruhiget werde.

Auch die in entfernten Landen entstandene Kriege tragen das ihrige dazu bei, und haben wir hievon nicht noch ein ganz frisches Beispiel, wenn selbst die Amerikaner ihre Bedürfnisse an wollenen Waaren in Deutschland einkaufen, und ihre auf den Beinen habende Kriegesmacht damit versorgen.

§. 10.

Warum, wenn auch gleich eine lange Reihe von Friedens-Jahren in Deutschland erfolgen sollte, dennoch, wegen der allenthalben auch in Friedenszeiten verstärkten Krieges-Heere, kein so niedriger Wollpreis, als er vor Alters gewesen, zu befürchten stehe.

Könnte auch gleich auf dieses alles keine Rücksicht genommen werden, so ist doch noch ein anderer Grund, der ebenfalls aus dem vorerwehnten entspringet, vorhanden, welcher den um die Schwächung seiner Einkünfte bekümmerten Landmann von aller Furcht, daß er seine Wolle wieder eben so wohlfeil, als ehedem geschehen, werde verkaufen müssen, völlig befreyen kann.

Die gewesene und stets zu befürchtende Kriege haben es verursachet, daß fast alle Mächte, auch selbst zu Friedenszeiten, weit stärkere Kriegesheere, als sonst gewöhnlich war, auf den Beinen halten.

Oesterreich und Preußen geben hievon ein unwiedersprechliches Beispiel, und selbst die wenig mächtigern Fürsten haben ihre Truppen gegen die vorigen Zeiten gar sehr verstärket.

Deutschland unterhält anjetzt nach der mildesten Berechnung gewiß dreymahl hundert tausend Mann an Kriegesvölkern mehr, als vor 40 Jahren in diesem Reiche befindlich waren.

Die Bedürfnisse an Tuch und wollenen Waaren, so zur Bedeckung der Kriegesvölker nöthig sind, belaufen sich zwar im Kriege weit höher, als zu Friedenszeiten. Inzwischen ist doch die Consumtion, die durch eine so starke Vermehrung der Armeen in der Wolle verursachet

wird,

wird, auch im Frieden ansehnlich genung, um das Herunterfallen der jetzigen höhern Wollpreise zu verhindern.

Man nehme an, daß ein Soldat an Tuch und wollenen Waaren jährlich nur 4 Rthlr., welches mit Einrechnung der Officier nicht zu hoch gerechnet seyn wird, verbrauchet, so beträget solches auf die in Deutschland vorausgesetzte Truppen Vermehrung von dreymahl hundert tausend Mann Eine Million und zweymahl hundert tausend Thaler.

Eine so ansehnliche Summe, so auf wollene Waaren jährlich mehr verwandt werden müssen, kann dem Landmann vor die beständige Fortdauer des jetzigen Wollpreises sichere Bürgschaft leisten.

Es ist zwar wahr, daß auch diejenigen, womit die Truppen vermehret worden, in ihrem vorigen Stande zu ihrer Bedeckung Kleider nöthig gehabt haben. Allein ein Bauerknecht, der die ganze Woche hindurch in seinem leinenen Kittel gehet, und sich nur blos des Sonntages ordentlich anzuziehen nöthig hat, kann mit einem tuchenen Rock vier bis fünf Jahr auskommen, dahingegen der Soldat jährlich neuer Kleidung bedarf, auch sich noch überdem verschiedenes, so zur Nothwendigkeit erfordert wird, ausser seinen Mundirungsstücken, anschaffen muß, weshalb denn obige Berechnung des Ueberschusses, der in Deutschland jährlich mehr ausgegebenen Gelder vor wollene Waaren, dieses Einwandes ohnerachtet, ganz sicher beibehalten werden kann.

§. 11.

Von der zweyten Schäfereynutzungsart, nehmlich dem Verkauf des Brackviehes, der Schlachthammel und des Wehrviehes, und was dabei vor Grundsätze anzunehmen.

Jedoch ich komme von dieser kleinen Ausschweifung, die ich, um den Landmann in seiner Sorgfalt vor die Schäferey aufzumuntern gewaget habe, wieder zurück, um auch die andere Abnutzungsarten des Schafviehes, aus welchen dessen vorzügliche Nutzbarkeit hervor leuchtet, in ein näheres Licht zu setzen.

Eine wohl unterhaltene und gepflegete Schafheerde wächset alle Jahre dergestalt zu, daß nicht allein der gewöhnliche Abgang davon ersetzet, sondern auch der Ueberfluß verkaufet, und eine baare Einnahme davon geschaffet werden kann.

Wir werden unten bei dem zweyten Hauptpunkt in dieser Materie mit mehrern erweisen, wie es nicht rathsam sey, daß eine Schäferey in der Anzahl übertrieben, und höher, als die reichliche Futterung zureichet, zu Winter geschlagen werde.

Hieraus ergiebet sich von selbst, daß der jährliche Ueberschuß, der in einer Schäferey aus dem Zuwachs entstehet, eine gewisse bestimmte Einnahme gewähren kann und muß.

Das Schafvieh, so in einer ordentlich gepflegten und wohl von statten gehenden Schäferey diese Einnahme gewähret, ist unter dem Nahmen theils von Brackvieh, theils von Schlachthammeln, und theils auch selbst von Wehrvieh bekannt.

In

In einer verhältnißmäßig eingerichteten Schäferey muß billig die Hälfte aus Mutterschafen, und die andere Hälfte aus Hammeln und andern gelten Vieh bestehen.

Höchstens bis in das siebente Jahr ist das Schafvieh, es sey männlichen oder weiblichen Geschlechtes, in einer Schäferey nutzbar.

Ereignen sich nicht besondere Unglücksfälle, so kann man, ein Jahr dem andern zu Hülfe genommen, in Ansehung des Zuwachses mehr nicht als ein drittel Abgang rechnen.

Aus diesen drey Sätzen zusammen genommen ergiebet sich folgendes.

1. Der siebente Theil der Schäferey muß jährlich ausgebracket, oder, wie es an einigen Orten genannt wird, ausgemärzet werden.

2. Von dem Zuwachs, der von den Mutterschafen jährlich zu erwarten stünde, ist nur auf zwey drittel Rechnung zu machen.

§. 12.

Die vorbemeldete Grundsätze werden näher erläutert.

Die Anwendung dieser Sätze wird sich in einem angenommenen Beispiel am deutlichsten zeigen lassen.

In einer Schäferey, wo das eigene herrschaftliche Vieh tausend Stück beträget, sollen unter denselben billig fünf hundert Mutterschafe seyn, und von selbigen auch eben so viel Lämmer erwartet werden.

Wegen der Verlammung und anderer den Lämmern selbst zustoßenden Unglücksfälle rechnet man aber ein Drittel davon mit hundert sieben und sechzig Stücken

ab, dergestalt, daß der wirkliche jährliche Zuwachs in 333 Stück bestehet.

Wenn nun nach obigen Grundsätzen der siebente Theil ausgebracket werden muß, so beträget dieses Brackvieh in einem jeden Jahre hundert drey und vierzig Stück.

Nach Abzug dieser hundert drey und vierzig Stück Brackvieh bleibet von den jährlichen Ueberschuß einer wohl gepflegten und glücklich fortgehenden Schäferey noch immer ein Quantum von hundert neunzig Stück übrig, welche natürlicher Weise von den besten und ältesten Hammeln oder Schöpsen ausgehoben, und zum Verkauf gebracht werden müssen.

Offenbar ist es daher, daß in einer Schäferey von vorbenannter Stärke jährlich 143 Stück Brackvieh und 190 Hammel verkaufet und ins Geld gesetzet werden können.

§. 13.

Von dem Nutzen, der von dem Brackvieh in einer Schäferey zu erwarten ist.

Das Brackvieh kann freylich, weil es an und vor sich das älteste und untauglichste ist, und sowohl aus Mutterschafen, als sonst untauglichen Vieh bestehet, nicht nach dem Preise, der sonst den schlachtbaren Schafen angemessen ist, gerechnet werden.

Auch erfordert es die Wirthschafts-Nothdurft fast eines jeden Ortes, daß nach der Verschiedenheit des mehrern oder wenigern Gesindes, ein Theil desselben zur häuslichen Wirthschafts-Consumtion verbrauchet werden muß.

Schon

Schon eine sehr weitläuftige ländliche Haushaltung müßte es seyn, wo zu diesem Endzweck 40 Stück nöthig wären.

In dem angenommenen Beispiel werden also allemahl noch 103 Stück von diesem Brackvieh zum Verkauf übrig bleiben.

Diese zum Verkauf übrig bleibende 130 Stück Brackvieh, müssen natürlicher Weise nur hauptsächlich aus alten, oder zum Lämmer tragen untauglichen Mutterschafen bestehen, weil man, die darunter befindliche Hammel, in so ferne sie nicht gar zu sehr überaltet sind, den besonders zum Verkauf ausgesetzten Schlacht-Hammeln zuzugesellen, eine vernünftige Ursache hat.

Diejenige Gegenden, wo sich Gelegenheit findet, dergleichen Brackvieh fett zu machen, haben in deren Verkauf vor andern Orten, wo es hieran fehlet, allerdings einen großen Vorzug.

Ein mageres Merzschaf kaufet niemand so leicht, da hingegen sich zu einem fett gemachten, auch wohl selbst unter den Schlächtern, allenthalben Liebhaber finden.

Ehedem galt ein mageres Merzschaf höchstens 10 bis 12 Groschen, und ein fettes wurde mit 14 bis 15 Groschen bezahlet. Auch dieses hat sich in unsern Tagen gar sehr geändert, und man kann anjetzt ein mageres Merz-Schaf unter 16 bis 18 Groschen nicht leicht bekommen, gleich wie vor ein fett gemachtes gemeiniglich 20 bis 22 Groschen gefordert werden.

Die Schäferey-Einnahme hat also auch in diesem Stücke eine ansehnliche Erhöhung erhalten, und ich habe folglich Ursache, auch aus diesem Grunde den Landmann

zur Verdoppelung seiner Sorgfalt vor den Schafviehstand anzumahnen.

§. 14.

Von dem Schäferey-Nutzen, in Ansehung der Schlachthammel.

Zu den, ausser dem Brackvieh, zum Verkauf auszusetzenden Schlachthammeln, muß man billig, wie schon oben beiläufig bemerket worden, die besten und stärksten bestimmen.

Die Schlächter, so die gewöhnliche Aufkäufer dieser Schlachthammel sind, sehen mehr auf das Gewicht, als auf den Wohlschmack des Fleisches, indem sonst wohl gewiß ist, daß das Fleisch eines vier- und sechsjährigen Hammels weit zarter und wohlschmeckender, als das von einem vollsetzigen, sechs- oder siebenjährigen, ist.

Der Unterscheid, ob diese Hammel vor ihrem Verkauf fett gemachet werden können, oder als mager verloset werden müssen, ist eben so, wie bei dem Brackvieh, nicht gänzlich ausser Augen zu setzen, indem daraus allerdings eine gar große Verschiedenheit in Ansehung des Preises erwachsen muß.

Inzwischen ist einem Landwirth, der nicht besonders ganz eigene zur Mastung der Hammel sich nur allein schickende Fettweiden besitzet, die Anmästung der zu verkaufenden Hammel, zu jetzigen Zeiten mit gutem Fuge nicht anzurathen. Denn die tägliche Erfahrung lehret, daß der Absatz solcher auf Fettweiden angemästeten Hammel, weil man sich auf gar zu vielen Orten darauf beflissen hat, nicht mehr so gut und sicher ist, als er ehedem war.

Da

Da nun bei dergleichen auf Fettweiden angemästeten Hammeln, wie es die tägliche Erfahrung lehret, das fäulisch werden eine sehr natürliche und gemeine Folge ist, so laufet ein Landwirth, der sich damit ohne gegründete Ursache abgiebet, bei einem solchen Hammelverkauf sehr viele Gefahr.

Weit sicherer fähret er, wenn er seine Schlachthammel in dem magern Zustande, wie sie von der gemeinen Weide kommen, zu verkaufen suchet.

Ein guter Schlachthammel galt zu den Zeiten unserer Voraltern 20 Groschen, höchstens einen Thaler, jedoch NB. ausser der Wolle. Nach dem letztern Kriege ist ein dergleichen Hammel, eine geraume Zeit her, mit 1 Rthlr. 12 bis 16 Gr. bezahlet worden, und noch anjetzt bestehet der Preiß davon, nachdem die Hammel stark oder schwach sind, in 1 Rthlr. 8, 10 bis 12 Gr.

Wie sehr auch hiedurch die Schäferey-Einnahme in der Landwirthschaft erhöhet worden, fällt von selbst in die Augen.

Ob dieser erhöhete Preiß auch bei einem lange fortdauernden Frieden fortdauern werde, davor kann niemand Bürge seyn, weil es hierunter eine ganz andere Bewandniß, als mit der Wolle, hat.

Inzwischen wird doch, wenn auch dieser erhöhete Preiß einen Abfall leiden sollte, diese Abnutzungsart der Schäfereyen allemahl wichtig genung bleiben, um den Landmann zu einer vor seinen Schafstand zu tragenden Aufmerksamkeit aufzumuntern.

§. 15.

§. 15.

In welchem Fall ein Landwirth auch Wehrvieh verkaufen, und daraus eine Schäferey-Nutzung ziehen könne.

Bei der im vorstehenden §. wegen des Verkaufs des Brackviehes und der Schlachthammel angelegten Berechnung, habe ich ausdrücklich ein Drittel an Abgang von dem Zuwachs voraus gesetzet.

Bei einem glücklichen Fortgange der Schäfereyen, besonders an den Orten, wo gute und gesunde Schaf-Trifften sind, träget es sich öfters zu, daß dieser Abgang kaum den vierten oder fünften Theil betrifft.

Da es aber, den Schafstand nicht über das Verhältniß der Ausfutterung anzulegen, ein unverbrüchliches Wirthschaftsgesetz ist, so würde bei einem dergleichen geringen Abgange des Zuwachses, die Schäferey endlich dergestalt zunehmen, daß sie durch das gewöhnliche Ausbracken und Aussetzen der Schlachthammel, nicht mehr in den gehörigen Schranken erhalten werden könnte.

Dieses allein nur ist der Fall, in welchem ein Landwirth, um einen Theil seiner Schäferey als Wehrvieh zu verkaufen, gerechtfertiget werden kann. Denn sonsten würde es sehr unvernünftig und höchst unwirthschaftlich gehandelt seyn, wenn man sein junges im vollen Anwachs stehendes Schafvieh verkaufen, und dagegen das alte oder doch wenigstens der Unbrauchbarkeit nahe, behalten wollte.

§. 16.

§. 16.

Was unter dem Wehrvieh, wenn bei dessen Verkauf keine besondere Bedingungen gemacht worden, zu verstehen ist, und in welcher Art die Ablieferung desselben geschiehet.

Was unter dem Ausdruck von Wehrvieh verstanden werde, habe ich bereits in dem ersten Hauptstück des ersten Bandes der *Oeconomia forensis* §. 113. *Nota b.* bemerket, und besonders angeführet, daß bei dem Verkauf von Wehrvieh, wenn nicht andere Bedingungen dabei gemachet worden, jederzeit die Hälfte aus Schafen weiblichen Geschlechts bestehen müsse.

Wer seinen Ueberschuß der Schäferey als Wehrvieh zu verkaufen genöthiget ist, der wird sich dieser c. l. von mir gegebenen Erklärung auch sonder Zweifel unterwerfen müssen, weil den Landwirthen, die ihren geschwächten Schafstand durch einen Ankauf ergänzen wollen, mehr an den Mutterschafen, als Hammeln, gelegen ist.

Oefters ereignet es sich aber, daß das Wehrvieh mit einer gewissen Begierde gesuchet wird, und man daher sich andere Bedingungen dabey zu machen im Stande ist.

Alsdenn ist es rathsam, nur hauptsächlich diejenigen Sorten, die vorzüglich überschiessen, loßzuschlagen, indem ein jeder vernünftiger Wirth gerne die Sorten seines Schafstandes gleich hat, weil eine darinn befindliche Ungleichheit bei dem Ausbracken mancherley Irrungen machet, und besonders, daß nicht in allen Jahren gleich viel ausgebracket werden kann, verursachet.

Sonst, und wenn man hierauf Rücksicht zu nehmen nicht Ursache hat, geschiehet gewöhnlicher Weise die Ablie-

Ablieferung des verkauften Wehrviehes durch den Lauf nach allen in der Schäferey befindlichen Sorten.

Ein Landwirth, z. B. der nur tausend eigene Schafe ausfuttern kann, hat durch einen glücklichen Zuwachs seine Schäferey bis auf zwölf hundert Stück vermehret, und er will daher zwey hundert Stück von seinem gegenwärtigen Bestande als Wehrvieh verkaufen, welches den sechsten Theil der ganzen Schäferey ausmachet. Zu solchem Ende wird das sämtliche Schafvieh in die gewöhnliche Sorten gesetzet, da denn der Käufer von jeder Sorte bei dem Kaufe das sechste Stück wegnimmt.

Ich habe dieses hier mit Fleiß umständlich anmerken wollen, weil ich durch die Erfahrung wahrgenommen habe, daß man nur selten, wie bei der Ablieferung des verkauften Wehrviehes zu verfahren sey, unterrichtet ist. Denn der Verkauf des Wehrviehes ist eine Sache, die nicht so gewöhnlich, als andere Geschäfte des menschlichen Lebens, ist.

§. 17.

Von den Preisen des Wehrviehes, und daß man dabei hauptsächlich auf die Sorten, woraus solches bestehet, zu sehen habe.

Der Preiß des Wehrviehes ist eben so verschieden, als die verschiedene Gegenden, und darinn befindliche Schafarten sind.

Ein Eigenthümer, der von der Gesundheit seines Viehes überzeuget ist, wird an Orten, wo es wenigstens eine gute mittel Wolle giebet, nach den gegenwärtigen Preisen das Stück nicht gerne unter 20 Gr. bis 1 Rthlr.

1 Rthlr. überlassen, wobei sich aber von selbst verstehet, daß von den unter dem Wehrvieh befindlichen Lämmern zwey Stück auf eines gerechnet werden.

Die Sache kommt hauptsächlich auf die Beschaffenheit der Sorten an. Giebet es in der Schäferey mehr vier- und sechs zähnige, als Zuchtvieh und Jährlinge, so kann der Preiß schon höher, als wenn sich das Gegentheil befindet, gesetzet werden, denn die vier- und sechszähnige sind nicht allein, es mögen Mutterschafe oder Hammel seyn, der Nutzbarkeit weit näher, als jene, sondern auch mehr dauerhaft, und der Gefahr des häufigen Wegsterbens nicht so ausgesetzet.

Eine Heerde von Wehrvieh, wo der größeste Theil aus so genannten Jährlingen bestehet, ist zu kaufen sehr gefährlich, indem der Schaftod unter diese Sorte gemeiniglich am meisten zu wüthen pfleget, und man daher keine sichere Rechnung auf sie machen kann.

§. 18.

Anmerkung, daß der Verkauf des Wehrviehes weit sicherer, als der Einkauf desselben sey, und was daher bei dem leztern besonders zu beobachten.

Ueberhaupt ist hiebei nicht unerinnert zu lassen, daß der Verkauf des Wehrviehes weit sicherer, als der Einkauf desselben ist.

Der Verkäufer kennet den innern Zustand seiner Heerde, und weiß, ob sie gesund ist, oder nicht. Einem fremden Käufer aber ist dieses verborgen, indem die äußern Kennzeichen von der innern Güte des Schafviehes sehr trüglich sind.

Es fehlet nicht an Beispielen, daß eigennützige und übel denkende Wirthe, wenn sie merken, daß ihre Heerde, auf der Weide oder sonst, einen Anfall bekommen hat, bei welchen sie, solche gehörig durchzuwintern Gefahr laufen, einen Theil derselben zum Verkauf als Wehrviehes ausbiethen.

Fremde und unwissende Käufer können hiedurch gar sehr angeführet, und in großen Schaden gesetzet werden.

Mir ist vor einigen Jahren dergleichen selber wiederfahren. Bei meiner durch die Räude geschwächten Schäferey trachtete ich, solche durch einen Ankauf von Wehrvieh zu ergänzen. Ich vernahm, daß in einer hochliegenden Gegend, auf welcher man vorzüglich gesunde Schafe zu bekommen hoffen konnte, eine Menge von Wehrvieh zum Verkauf feil stünde. Nichts natürlicher war daher, als daß ich diese Gelegenheit mit Freuden ergriff, und einige hundert Stück davon einkaufen ließ.

Nicht ein Drittel aber habe ich davon durch den Winter gebracht, und es zeigte sich ganz deutlich, daß sie schon bei dem Verkauf durch Behütung sumpfigter Brücher einen Anfall bekommen hatten.

Meine eigene Erfahrung hat also zu dieser Erinnerung und Warnung Gelegenheit gegeben, und ich bin auch hiebei von der Wahrheit des Sprichwortes: daß man durch Schaden klug werden müsse, überzeuget worden.

Einem jeden, der Wehrvieh anzukaufen nöthig hat, ist daher wohlmeynend anzurathen, daß er sich nach den Umständen der Schäfereyen, aus welchen er solches kaufen

sen will, sehr wohl erkundige, und besonders zu erforschen suche, ob das Wehrvieh blos deßhalb, weil der Schafstand über das Verhältniß der Futterung angewachsen, verkaufet werde. Findet sich dieses nicht, so muß der Käufer billig Bedenken tragen, sich in einen solchen Kauf einzulassen, weil zu vermuthen stehet, daß in solchen Fall zu diesem Verkauf ein in der Heerde eingerissener innerlicher Schaden Anlaß gegeben habe.

Denn thöricht und höchst unwirthschaftlich würde es seyn, wenn jemand gesundes Vieh, so er selber brauchet, und daher wieder anschaffen muß, verkaufen wollte.

§. 19.

Warum heute zu Tage die Schäfereyen ihre Herren nicht mehr so bereichern, als ehedem.

Wenn man dasjenige, was bisher von dem Verkauf des Brackviehes, der Schlachthammel und des Wehr-Viehes gesaget worden, nur ein wenig überrechnet, so wird man, wie nutzbar das Schafvieh auch in diesem Artikel sey, ganz deutlich überzeuget werden.

Ein Landwirth, der auf seinem Gute eine gesunde Schafweide hat, und des seltenen Glücks, einen erfahrnen und treuen Schafmeister zu haben, genießet, kann durch eine wohl unterhaltene Schäferey seine Vermögensumstände gar sehr verbessern, und es hat vor Alters nicht an Beispielen gefehlet, daß viele adliche Eigenthümer, durch den glücklichen Fortgang ihrer Schäfereyen, zu einem ansehnlichen Reichthum gelanget sind.

Was ehedem möglich gewesen, ist auch noch jetzt nicht unmöglich, zumahl, wie schon vorhin bemerket wor-

den, der Preiß der jährlich zu verkaufenden Schafsorten ebenfalls gegen die vorigen Zeiten gar sehr gestiegen ist.

Ich glaube aber, daß diejenige Wirthe, die ehedem durch die Schäfereyen reich geworden sind, mehr eigene Sorgfalt, als von den jetzigen geschiehet, vor den Wohlstand ihrer Schafheerden getragen haben.

Der Gutsherr kann zwar nicht selber Schäfer seyn, er muß aber doch, wenn er einen glücklichen Fortgang seiner Schäferey erwarten will, den bestellten Schäfer und dessen Knechte beständig unter Augen haben, und sie in ihrem Betragen beobachten.

Dieses ist nicht blos des gewöhnlichen Betruges der Schäfer wegen, sondern hauptsächlich deßhalb, weil die wenigsten Schäfer ihre Profeßion recht verstehen, oder sie doch äußerst vernachläßigen, nöthig.

Will aber ein Gutsbesitzer seinen Schäfer mit Nutzen beobachten, und dessen begangenen Fehler verbessern, so muß er natürlicher Weise von den zu einer guten und vernünftigen Schafzucht diensamen Regeln selber eine hinlängliche und vollständige Kenntniß haben.

Hieran nun fehlet es wohl unsern meisten heutigen Wirthen, und es ist daher kein Wunder, daß man in unsern Tagen keine dergleichen reiche Schafherren mehr antrifft.

Ein in der Schafwirthschaft unerfahrner und unwissender Gutseigenthümer muß seinen Schäfer schlechterdings schalten und walten lassen. Es liegen aber, ob er einen guten oder schlechten Schäfer bekomme, die Würfel beständig auf dem Tisch. Ist das erstere, so wird er zwar seine Schäferey zu erhalten das Glück haben, das

fette

fette davon aber hauptsächlich dem Schäfer, den er bei seiner Unwissenheit zu übersehen nicht im Stande ist, zufliessen. Trifft ihn hingegen das letztere, so kann er durch seine Schäferey, an statt reich werden zu wollen, leicht in Armuth gerathen.

Diese Umstände, die in der Wahrheit und täglichen Erfahrung gegründet sind, sollten billig einen jeden, der sich der Landwirthschaft gewidmet hat, aufmuntern, daß er sich nicht allein um den Zustand seiner Schäferey selber bekümmere, und solche unter täglicher Aufsicht halte, sondern sich auch von den Regeln, die zur gehörigen Pflege und Wartung des Schafviehes erforderlich sind, einen gründlichen Unterricht zu verschaffen suche, indem er, wie vorhin bemerket worden, jenes ohne diesen nicht verrichten kann.

§. 20.

Von der dritten Abnutzungsart des Schafviehes, nehmlich der Milch; wobei zuförderst die problematische Wirthschaftsfrage, ob das Melken oder nicht Melken rathsam sey? zu erörtern, und worauf es bei Entscheidung dieser Frage ankomme.

Die dritte Abnutzungsart der Schafe, die dem Eigenthümer ebenfalls eine Einnahme gewähret, bestehet in der Milch und der davon verfertigten Butter und Käse.

Es ist schon vorhin bekannt, daß nicht in allen Gegenden und an allen Orten das Schafvieh gemolken wird. Es ist daher die problematische Wirthschaftsfrage entstanden, ob das Melken oder nicht Melken der Schafe rathsam sey?

Ob gleich das Melken der Schafe gegen die andern Abnutzungen dieses Viehes nur vor eine Kleinigkeit zu achten ist, so gewähret doch dasselbe eine nicht allein in der Wirthschaft bequeme, sondern auch baare Einnahme, die ohne zureichenden Grund zu verabsäumen unwirthschaftlich wäre.

Da es inzwischen die Regeln einer vernünftigen Wirthschaft erfordern, daß das kleine dem größern weichen muß, so wird es bei Entscheidung dieser Frage hauptsächlich darauf ankommen, ob durch das Melken der Schafe in den beiden Hauptabnutzungsarten, deren wir in dem vorstehenden umständlich gedacht haben, mehr Schaden gestiftet werde, als die von dem Melken selber zu erwartende Einnahme beträget.

Ist das erstere, so muß allerdings das Melken der Schafe als schädlich verworfen werden. Uebertrifft aber der Nutzen, den das Melken bringet, den Schaden, so dadurch in den übrigen Hauptnutzungen angerichtet werden kann, so ist vernünftig, daß dasselbe beibehalten werde.

§. 21.

Phisikalische Gründe, warum das Melken der Schafe das Wachsthum und die Menge der Wolle verhindere.

Um dieses näher auseinander zu setzen, ist die Wolle, welche wir oben als die erste Hauptabnutzungsart der Schafe angeführet haben, allerdings von der Beschaffenheit, daß die Menge derselben durch das Melken gehindert werden muß.

Der

Der berühmte Herr Commercienrath Geuthebrück giebet in seinem gesammleten Unterricht von Schafen und Schäfereyen, und zwar in dem ersten Theil S. 332, hievon folgende physikalische Gründe an.

Die Wolle ist nichts anders, als eine Ausdünstung einer öhlichten mit irdischen Theilen vermischten Feuchtigkeit. Diese Feuchtigkeit hat ihren Zufluß hauptsächlich von der Milch; Je mehr nun die Milch denen Schafen benommen wird, desto weniger öhlichte Theile dringen zur Nahrung der Wolle in die Haut des Schafes. Je weniger öhlichte und fettige Theile aber in der Wolle sind, destomehr muß dieselbe an ihrem Wuchs und Menge verlieren.

Daß diese Gründe sehr vernünftig sind, und einen allgemeinen Beifall verdienen, wird wohl nicht geleugnet werden können. Es erhellet aber daraus nur blos so viel, daß das Melken die Wolle überhaupt vermindere. Wenn es aber hauptsächlich darauf ankommt, ob diese Verminderung der Wolle den Nutzen, der durch das Melken geschaffet wird, übersteige, so wird auch dieses noch näher auszumitteln seyn.

§. 22.

Das die Verringerung der Wolle, so durch das Melken unmittelbar bei den Mutterschafen verursachet wird, dem Nutzen, den das Melken stiftet, nicht gleich komme, folglich dieses allein noch keine Ursache sey, das Melken abzuschaffen.

Der Abgang, der durch das Melken unmittelbar in der Wolle verursachet wird, betrifft nicht die ganze

Heerde, sondern nur die Mutterschafe, die wirklich gemolken werden.

Weil auch an den Orten, wo nicht gemolken wird, die Lämmer bis Johannis saugen, und dadurch den Schafen ebenfalls die Milch, deren öhlichte Theile zur Wolle geführet werden sollten, entzogen wird, so kann nicht auf die ganze gewöhnliche Melkzeit, sondern nur auf den Termin von Johann bis alt Michael, Rücksicht genommen werden.

Inzwischen hat der vorbemeldete Herr Commercien-Rath Geuthebrück uns auch zu einer nähern Berechnung in diesem Stücke eine Anleitung gegeben, indem er c. l. §. 337 und 339 zwey Schäfereynutzungs-Rechnungen, die eine wo nicht gemolken, und die andere, wo gemolken wird, mitgetheilet.

Aus diesen beiden Berechnungen erhellet, daß in einer Schäferey, wo nicht gemolken worden, 12 Stück alte Mutterschafe einen schweren Stein Wolle gegeben haben, dahingegen in der andern Schäferey, wo das Melken eingeführet gewesen, nur von 15 Stück dergleichen alten Mutterschafen ein schwerer Stein Wolle gefallen ist.

Das Melken hat also nach diesem Verhältniß die Wolle bey den gemolkenen Mutterschafen um den 5ten Theil vermindert.

Dieser 5te Theil würde auf 100 Stück Schafe ohngefehr $1\frac{1}{2}$ schweren Stein betragen. Gewöhnlich aber ist, daß von 100 Stück tragenden Vieh, welche wirklich

Läm-

Lämmer zur Welt gebracht haben, jährlich 20 Rthlr. Molkenpacht entrichtet wird.

Rechnet man nun den oben bemerkten Abgang der Wolle, den Stein zu 5 Rthlr., so würde der Schaden, der durch das Melken unmittelbar bei den melkenden Schafen in der Wolle verursachet wird, nur in 7 Rthlr. 12 Gr. bestehen, folglich der Nutzen des Melken noch immer größer, als der dadurch gestiftete Schaden, bleiben.

Dieser Verlust der Wolle wird solchemnach nicht hinreichend seyn, einen vernünftigen Landwirth zu bewegen, daß er das Melken der Schafe gänzlich einstelle.

§. 23.

Warum aber das Melken der Schafe nicht allein das viele Gelte bleiben des Mutterviehes, sondern auch überhaupt eine schwache und geringe Lämmerzucht, worauf der Wohlstand der ganzen Schäferey beruhet, verursache.

Gewiß aber ist es, daß das an vielen Orten eingeführte Melken nicht blos der Wolle von dem Mutterschafen zum Nachtheil und deren offenbaren Verringerung gereichet, sondern auch das sämmtliche Schafvieh, und besonders die junge Zucht, gar sehr darunter leidet.

Um dieses deutlich einzusehen, muß man hauptsächlich auf folgende Stücke Rücksicht nehmen.

Zuförderst wird an den Orten, wo das Melken gewöhnlich ist, das Schafvieh bis alten Michael, so den 9ten October eintrifft, ohne Unterlaß weggemolken, und da-

dadurch dasselbe, weil die eigennützigen Schäfer der Milch niemahl genung bekommen können, gar sehr entkräftet.

So bald das Melken ein Ende genommen hat, werden die Böcke zur Heerde gelassen, in der Absicht, daß sich die Schafe mit ihnen begatten sollen.

Es ist aber in dem ganzen Thierreiche eine unwidersprechliche Regel, daß ein entkräftetes und abgemattetes Stück Vieh, es sey von welcher Art es wolle, weder die gehörige Begierde zu den Zeugungswerken von sich blicken lässet, noch auch in seinem entkräfteten Zustande zur würklichen Conception so fähig, als ein anderes ist, welches sich in guten Wohlstande befindet, und, wie man zu reden pfleget, den vollen Marks in den Knochen hat.

Ganz natürlich ergiebet sich hieraus, daß das Melken eine Hauptursach von dem vielen Geltebleiben der Mutterschafe in einer Heerde sey, und es ist daher offenbar, daß in einer Schäferey, wo gemolken wird, von einer gleichen Anzahl Schafen nicht so viele Lämmer, als in andern Schäfereyen, in welchen man von Melken nichts weiß, erwartet werden können.

Demnächst wird wohl kein Sachverständiger zu leugnen begehren, daß ein wohlgepflegtes, und bei voller Macht erhaltenes Schaf ein theils größeres, und theils weit dauerhafteres Lamm, als ein mattes und entkräftetes, bringen müsse.

Hieraus folget abermahl von selbst, daß der ganze Stamm einer Schäferey weit größer und dauerhafter falle,

falle, wenn nicht gemolken wird. Nicht zu gedenken, daß bei starken und gesund zur Welt gebohrnen Lämmern weit weniger Abgang zu befürchten ist.

Eine gute und starke Lämmerzucht leget natürlicher Weise den ganzen Grund von den ältern Sorten in der ganzen Heerde.

Wo starke und gesunde Lämmer gezeuget werden, da muß es auch starke und gesunde, sowohl Hammel als Mutterschafe, in allen verschiedenen Sorten geben.

Wenn nun das Melken Schuld daran ist, daß nur schwache und elende Lämmer gebohren werden, so ersiehet man hieraus zur Gnüge, wie sehr durch dasselbe der Wohlstand der ganzen Schäferey gehindert werde.

§. 24.

Von den verschiedenen Folgen, so das Melken und Nicht-Melken der Schafe, besonders in Ansehung der Jährlinge hat.

Besonders nimmt man den Unterscheid des Melkens und Nichtmelkens bei den sogenannten Jährlingen wahr.

Nur sehr selten wird es geschehen, daß in einer Schäferey, wo gemolken wird, sich nicht ein ansehnlicher Abgang in denselben ereigene, den man hingegen an den Orten, wo das Melken abgeschaffet ist, wenn es nicht von den Schäfern und ihren Knechten durch unbehutsames Hüten auf ungesunde Weideplätze verursachet worden, nicht so ofte verspühret.

Ich habe in meinem eigenen Dorfe seit ein paar Jahren eine unwidersprechliche Erfahrung davon gemacht.

Die herrschaftlichen Schafe werden gemolken, die Schafe der Bauern aber nicht. Seit zwey Jahren, wo ich hierauf nur erst mehrere Achtung zu geben angefangen, sind meine Jährlinge, ohnerachtet sie in den besten Umständen zu seyn schienen, bei eingetretenen Frühjahre größestentheils crepiret, die Bauern hingegen haben fast gar keinen Abgang gehabt.

Diese Erfahrung kann um so weniger zweifelhaft bleiben, als sie, aus vorhin angeführten Ursachen, ganz offenbar in der Vernunft gegründet ist.

Fast möchte man sagen, daß diese beide angeführte verschiedenen Folgen von dem Melken und Nichtmelken der Schafe nothwendig sind, und es vor ein großes Glück zu halten, wenn eine Schäferey, in welcher gemolken wird, ein oder ander Jahr von dem Jährlings-Tode verschont bleibet.

§. 25.

Daß auch in Ansehung der Wolle, wenn man nicht blos die Mutterschafe, sondern die ganze Heerde und alle darinn befindliche Sorten in Betracht nimmt, der Verlust, welcher durch das Melken verursachet wird, ansehnlich sey.

Ob ich gleich §. 22. bemerket habe, daß das Melken der Schafe, in Ansehung der wirklich melkenden Schafe, wegen seines unmittelbaren Einflusses den Verlust des Melkens durch den Gewinn der Wolle nicht überwiege, so ist doch so viel gewiß, daß, wenn das Melken der Schafe in dem ganzen Schafvieh eine Vergrößerung und Verstärkung verursachet, auch dadurch zugleich mittelbar

telbar ein mehrerer Ertrag der Wolle gewähret werden müsse.

Nehmen wir zu den vorhin bemerkten von dem Herren Commercienrath Geuthebrück mitgetheilten verschiedenen Schäferey-Nutzungsberechnungen unsere Zuflucht, so werden wir daraus gewahr werden, daß sich der Gewinnst der Wolle in einer ohne Melkerey bestehenden Schäferey, gegen einer andern, worinn gemolken wird, folgendergestalt verhalte.

1) In einer Schäferey, wo nicht gemolken wird, geben 10 Stück alte Hammel einen schweren Stein Wolle; da hingegen in einer Schäferey, wo das Melken eingeführet ist, nur von 12 Stück alten Hammeln ein schwerer Stein gerechnet werden kann.

2) In einer ohne Melkerey eingerichteten Schäferey tragen 15 Stück Jährlinge einen schweren Stein Wolle. In einer Melkschäferey aber müssen auf einen schweren Stein Wolle 20 Stück Jährlinge gerechnet werden.

3) In einer Schäferey, wo gemolken wird, tragen nur 100 Stück Lämmer einen Stein Wolle, da hingegen in einer Schäferey ohne Melkerey nur 80 Stück dazu nöthig sind.

Ganz offenbar ergiebet sich hieraus, daß auch schon in Ansehung der Wolle, wenn man eine ganze Schäferey, in welcher nicht gemolken wird, in Betracht nimmt, vor diejenigen Schäfereyen, in welchen das Melken eingeführet ist, sich ein ansehnlicher Ueberschuß ereigne.

Daß

Daß großes und starkes Vieh mehrere Wolle, als kleines und schwaches, liefern müsse, ist eine Wahrheit, so der Vernunft, auch ohne dazu tretende Erfahrung, gemäß ist.

§. 26.

Von dem Schaden, den das Melken der Schafe, auch in dem Verkauf der Hammel und des Brack-Viehes, stiften muß.

Eben diesen Grund müssen wir auch billigermaßen, bei der zweyten Abnutzungsart der Schäfereyen, nämlich dem Verkauf des Brackviehes, der Schlachthammel und des Wehrviehes, annehmen.

Die Vernunft und Erfahrung lehret von selbst, daß starkes und großes Vieh auch bei dem Verkauf in seinem Werthe einen Vorzug haben müsse.

Bei dem Verkauf der Hammel, worinn die hauptsächlichste Abnutzungsart der Schäfereyen bestehet, nehmen die Schlächter und Aufkäufer ihr Augenmerk vorzüglich auf solches Vieh, welches groß, und in seinen Knochen stark ist.

Ganz natürlich folget hieraus, daß der Preiß der großen und starken Hammel gegen diejenigen, so kleiner und schwächer sind, weit höher gesetzet werden müsse.

Das Gewichte, welches die natürliche Bestimmung aller zum feilen Verkauf stehenden Sachen ist, setzet auch in diesem Stücke den Unterscheid zwischen starken und schwachen Hammeln fest.

Wenn

Wenn nun bei den erstern ein Schäferey-Eigenthümer weit mehrere Vortheile, als bei den letztern zu erwarten hat, so folget auch von selbst, daß, da durch das unterlassene Melken das in einer Schäferey befindliche Vieh weit stärker fällt, als in einer andern, wo gemolken wird, das Melken einen wahren und empfindlichen Schaden stifte.

Will man auch hierunter die vorgedachte doppelte Berechnung des Herren Commercienraths Geuthebrücks zum Grunde legen, so ergiebet sich deßhalb folgender Unterscheid.

1) In einer Schäferey, wo nicht gemolken worden, hat man den Merzhammel à 1 Rthlr. 16 Gr., in einer Melke-Schäferey aber nur zu 1 Rthlr. 12 Gr. verkaufet.

2) Eben so sind auch in einer Schäferey ohne Melkerey die Merzlämmer zu 12 Gr., die in einer Melken-Schäferey befindliche aber à 10 Gr. 6 Pf. verkaufet worden.

Wollte man von diesen verschiedenen Preisen der aus einer mit oder ohne Melkerey verknüpften Schäferey entstehenden Abnutzungen, in Ansehung des Verkaufs der Schlachthammel und des Brackviehes, eine nähere Berechnung anlegen, so würde ganz offenbar werden, daß diejenigen Schäfereyen, in welchen nicht gemolken wird, vor die andern, wo das Melken eingeführet ist, einen großen Vorzug haben.

§. 27.

Noch einige zu den vorigen von der Schädlichkeit des Melkens angeführten Gründen gehörige Anmerkungen.

Alles dieses zusammen genommen, wird einen jeden genungsam überzeugen können, daß das Melken der Schafe mehr schädlich als nützlich sey, und daher ein Landwirth, der eine gesunde starke und dauerhafte Lämmerzucht wünschet, diesen üblen Gebrauch in seiner Schäferey abzuschaffen, gegründete Ursache habe.

Ohne diese Entschliessung wird er sich mit der Schafzucht von einem Jahre zum andern fortquälen, und dabey niemahls auf einen grünen Zweig kommen.

Gehen gleich auch in einem oder andern Jahre, wo die Witterung besonders günstig gewesen, die in einer Melk-Schäferey erzeugete schwache Lämmer ziemlich gut fort, so werden sich doch dagegen drey und mehrere Jahre wiederum einstellen, wo von der ganzen Lämmerzucht, nachdem sie den besten Theil des Heues und andern Futters verzehret, wenig oder nichts übrig bleibet.

Alles dieses hat ein Eigenthümer, der seine Schafe nicht melken lässet, nicht zu befürchten.

Wie sehr besonders den Lämmern das Melken ihrer Mütter nachtheilig sey, hat unter andern der schon vorhin angeführte Herr Commercienrath Genthebrück c. l. S. 330. in folgender Stelle, die ich, weil dieser Mann hievon mit vieler Erfahrung und Ueberlegung geschrieben, hiermit einzurücken kein Bedenken trage, näher

ausein-

auseinander gesetzet, wenn es daselbst ausdrücklich heisset:

So viel aber die erste Frage anbelanget, so ist nicht zu leugnen, daß, wenn auch der Schäfer 4 bis 5 Gr. vor das Stück Pacht geben wollte, dennoch das Melken nicht vor nützlich erkannt werden kann, indem Mutter und Lamm dadurch verletzet und ruiniret wird: zumahl allemahl unter einigen hundert Mutterschafen, so bei der Schäferey sind, sich viele finden, welche in etwas zärtlich und kränklich sind, dahero solche auch zärtliche Lämmer bringen, welche aber bei rechter Wartung, wenn sie alleine gesperret und gepfleget werden, sich bessern, auch die Lämmer, wenn sie ihre völlige Milch bis Johannis behalten, sich erhohlen und oft die schönsten Schafe werden. Hingegen solche schwache Mütter und Lämmer gehen, wenn gemolken wird, alle, wie man saget, vor die Hunde. Und dieses ist kein Wunder; denn eine solche zärtliche Schafmutter wird täglich dreymahl dergestalt an dem Eyter getreckt und gedrückt, daß man meinen sollte, sie müste sterben. Damit aber hat es sein Bewenden noch nicht; sondern es ist noch mehr, daß die arme Schafe, wo die Schäfereyen stark sind, und im Frühjahr das Futter knapp wird, täglich dreymahl eine so lange Zeit, als gemolken wird, stehen und hungern müssen; und wenn es gegen Abend annoch schön, warm, trocken Wetter und zu fressen genug im Felde ist, so daß die Schafe noch ein bis zwey Stunden sich draußen satt

fressen

fressen könnten, so muß des Melkens wegen schon eingetrieben werden.

Weiter, da beim Melken die Lämmer zeitig abgewöhnet werden müssen, so kann aus denselben nichts rechts werden, sie bleiben klein und putzig, und geben niemahl die rechte Quantität Wolle.

§. 28.

Daß auch in denen Provinzien, wo, weil ein starkes Bauer-Deputat und häufige Verspeisung der Butter vor das Hofgesinde gebrauchet wird, das Melken der Schafe nothwendig zu seyn scheinet, daraus kein gegründeter Vorwand gegen die angerathene Abstellung desselben genommen werden könne.

Ich habe bereits in dem ersten Hauptstück des ersten Bandes der Oeconomia Forensis §. 134. Nota a bemerket, daß viele Wirthe zwar, daß das Melken der Schafe der Aufnahme der Schäfereyen schädlich sey, überzeuget wären, sie aber durch ihre Wirthschaftsverfassung von dessen Abstellung abgehalten würden.

Dieser Anstand ereignet sich besonders in den unter dem Königl. Preußischen Zepter stehenden märkischen und pommerschen Provinzien.

In diesen Provinzien muß nicht allein an vielen Orten von den Herrschaften an die angesetzte Bauern und Cossäten eine Menge von Butter und Käse zum Deputat gegeben werden, sondern es wird auch hievon zur Speisung des eigenen Hofgesindes sehr viel erfordert.

Die-

Dieses Deputat und Zubrodt blos von den Kühen zu nehmen, würde nach ihrer Meynung, da die Kuhbutter jederzeit in einem weit höhern Preiß stehet, die bisher gewöhnlichen Wirthschaftskosten gar sehr vermehren.

Aus diesem Grunde bleibet man an solchen Orten noch immerhin bei dem ehemahligen Schlendrian.

Ich glaube aber nicht, daß wenn man die Sache gehörig überlegen, und genau berechnen wollte, ein genungsamer Grund vorhanden sey, um sich wegen dieser kleinen Erspahrung des großen Vortheils, so die Schäfereyen, in welchen nicht gemolken wird, gewähren, verlustig zu machen.

Der Unterscheid des Preises von der Kuhbutter gegen die Schafbutter bestehet gemeiniglich in einer Kleinigkeit, und beträget auf ein Faß von 9 Pfund die meiste Zeit ohngefehr 4 Groschen.

Schon eine sehr weitläuftige Haushaltung müste es seyn, wenn durch diese Erspahrung jährlich 10 Rthlr. gewonnen werden sollten, und diese würden wohl dem Schaden, der durch das Melken in einer Schäferey auf so vielfältige Weis angerichtet wird, niemahl das Gleichgewicht halten.

In der That bestehet auch die Erspahrung, die man in der Verspeisung der Schafbutter an statt der Kuhbutter zu erhalten vermeinet, mehr in einer leeren sich auf einem eingerissenen Vorurtheil gründenden Einbildung, als daß sie wirklich seyn sollte.

Die Schafbutter führet, wie allen erfahrnen Hausmüttern bekannt ist, lange nicht so viele Fettigkeit, als die Kuhbutter, bei sich, und daraus folget ganz natürlich, daß von jener, sowohl zur Zubereitung der Speisen, als auch zum Zubrodt vor das Hofgesinde, weit mehr, als von dieser, nöthig sey.

Demnächst lehret auch die Erfahrung, daß die Schafbutter, nicht allein wegen ihrer wenigern Fettigkeit, sondern auch ihres schwammigten Wesens, weshalb sie nicht recht dichte geschlagen werden kann, in der Verspeisung nicht so gegen hält, als die Kuhbutter.

Eine jede erfahrne Landwirthin, die sich um dasjenige, was in ihrer Haushaltung vorgehet, selber bekümmert, wird zugestehen müssen, daß man mit drey Hälftgen gute Kuhbutter, wo nicht weiter, doch wenigstens eben so weit, als mit vier Hälftgen Schafbutter, kommen könne. a)

Ist aber dieses, so ergiebet sich von selbst, daß die Sparsamkeit, die man in der Verspeisung der Schafbutter an statt der Kuhbutter auszuüben vermeinet, eine leere Einbildung sey, die an und vor sich keinen Grund hat.

a) Ein Hälftgen ist ein Buttergefäß, so vier Quart Brandenburgisches Maaß halten muß, welches hier anzumerken vor nöthig erachte, weil diese Art von Buttermaaß nicht allenthalben gewöhnlich seyn möchte.

§. 29.

§. 29.

Anmerkung, warum durch das Abstellen des Schafmelkens, und dadurch wegfallende Schafbutter, dem ganzen Staat ein Nutzen gestiftet werden könnte.

Es bleibet solchemnach auch in solchen Gegenden, wo ein starkes Bauerdeputat gegeben werden muß, und zur Speisung des Gesindes mehrere Butter und Käse, als an andern Orten, nöthig sind, keine wahre und gegründete Ursach übrig, warum nicht daselbst das schädliche Melken der Schafe ebenfalls abgeschaffet werden könnte.

Nicht allein die Privat-Güterbesitzer würden dadurch sehr wichtige Vortheile genieſſen, und man allenthalben die besten, gesundesten und stärkesten Schäfereyen antreffen, als wovon Schlesien, woselbst das Melken der Schafe eine unbekannte Sache ist, ein unwiedersprechliches Beispiel giebet, sondern der Staat selber könnte durch das Wegfallen der bisher an vielen Orten gewöhnlichen Schafbutter und Käse vieles gewinnen.

Man wird wahrnehmen, daß in den Gegenden, wo die Schafe gemolken werden, die Kuhbutter gemeiniglich nur in einem geringen Preise zu stehen pfleget, denn durch die viele Schafbutter und Käse, so durch das Melken gewonnen werden, wird die Consumtion der Kuhbutter und Kuhkäse gar sehr geringert.

Schon mehrmahl aber habe ich erinnert, daß der Landmann in seiner Industrie durch den schlechten Ab-

satz, so seine erzeugete Produkten haben, schläfrig gemacht werde.

Ganz natürlich ist es daher, daß die Landwirthe, an dergleichen Orten an die Vermehrung ihres Kuhviehstandes, wenig gedenken, weil sie die daran gewonnene Früchte, wegen der allenthalben in Menge zu bekommenden Schafbutter und Schafkäse, entweder gar nicht, oder doch nur vor einen so geringen Preiß, welcher ihnen ihre verwandte Kosten kaum wieder ersetzet, zu verlosen im Stande sind.

An den Orten, wo Melkschäfereyen und Kuhmelkereyen beisammen sind, möchte dieser Einwand unerheblich zu seyn scheinen, indem ein Landwirth, der beides hat, dasjenige, was er an dem einen verlieret, an dem andern wiederum gewinnet.

Allein nicht zu gedenken, daß aus vorangeführten Gründen der Gewinnst, den ein Landwirth von der Schafbutter und Schafkäsen hat, indem seine Schäferey dadurch zu Grunde gerichtet, und in schlechtere Umstände gesetzet wird, ein bloßes Blendwerk und Vorspiegelung ist, so giebet es auch nicht an allen Orten, wo Kuhmelkereyen sind, dergleichen Zuchtschäfereyen, in welchen gemolken werden kann.

In niedrigen Gegenden, wo fettes Gras wächset, können zwar auf eine nützliche Art Kuhmelkereyen gehalten werden. An Zuchtschäfereyen aber ist, weil solche wegen der fetten Weide nicht füglich überwintert werden kön-

können, nicht zu gedenken. Nur allenfalls Hammel-Schäfereyen finden an solchen Orten statt.

Offenbar ist es solchemnach, daß die Eigenthümer von solchen Landgütern, wenn die von ihren Kuhmelkereyen gewonnene Milchwaaren durch den Ueberfluß der Schafbutter und Schafkäse heruntergesetzet werden, gar sehr leiden.

Daß ich hiebei das ganze gemeine Wesen mit interessiren wollen, wird vielleicht manchem wiedersinnig zu seyn scheinen, da einem Staat der Ueberfluß von Butter eher nützlich, als schädlich seyn muß.

So wahr dieses ist, so wahr ist es auch, daß, um einen dergleichen Ueberfluß dem Staate nützlich zu machen, vor solche Preise gesorget werden müsse, wobei diejenigen, die diesen Ueberfluß durch ihre Industrie bewirken sollen, bestehen können.

Geschiehet dieses nicht, so wird gewiß an keinen Ueberfluß zu denken seyn, sondern wohl eher, an statt dessen, Mangel zu befürchten stehen.

Sehr nützlich vor den ganzen Staat würde es seyn, wenn der Ueberfluß an Butter und Käse so hoch getrieben werden könnte, daß man nicht allein keine fremde Butter ins Land kommen lassen dürfte, sondern auch wohl gar fremde Gegenden damit versehen könnte. Dazu aber ist die Schafbutter, weil sie nicht dauerhaft genug, nicht tauglich, und den Ueberfluß der Kuhbutter verhindert sie, indem sie ihren Absatz und Preiß verringert.

§. 30.

Von den verschiedenen Abnutzungsarten des Molkenwesens bei den Schäfereyen, und warum es, welche davon die beste und zuträglichste sey, zu untersuchen nöthig.

Jedoch wir wollen uns hiebei nicht länger aufhalten, indem wir versichert seyn können, daß dasjenige, was davon vorgetragen worden, zureichend ist, um einen jeden, der sich überzeugen lassen will, von der Schädlichkeit des Schafmelkens zu überführen.

Die Vorurtheile sind inzwischen auch in diesem Stücke an den Orten, wo das Melken bisher gewöhnlich gewesen, dergestalt tief eingewurzelt, daß auch bei der größten und deutlichsten Ueberzeugung, dennoch eine gänzliche Abstellung dieses schädlichen Gebrauchs nicht zu hoffen stehet, sondern vielmehr zu befürchten ist, daß die meisten Wirthe, zumahl das Melken der Schafe jährlich eine gewisse baare Einnahme, die sie nach ihrer sinnlichen Denkungsart mit künftigen weit größern Vortheilen zu verwechseln sich nicht entschließen können, gewähret, bei ihrer üblen Gewohnheit noch immerfort beharren werden.

Es wird daher nöthig seyn, diese Milchnutzung selber in nähern Betracht zu nehmen, und auf welche Art solche am besten genutzet werden könne, zu untersuchen.

In den gewöhnlichen Mengeschäfereyen ist es durch den Gebrauch eingeführet, daß die Milch aus der ganzen Schäferey, folglich auch von dem Melkenvieh des

Schä-

Schäfers und der Knechte, dem Grundherren allein zukommt, und diese nicht den geringsten Antheil daran haben.

Darinn aber sind die Gewohnheiten unterschieden, daß an einigen Orten die Herrschaft die Milch selber nimmt, an andern aber selbige dem Schäfer Pachtweise überlassen wird.

Wo das letztere geschiehet, wird wiederum ein Unterscheid unter der Geldpacht und der Molkenpacht in natura gemacht.

Welche von diesen verschiedenen Abnutzungsarten die beste und bequemste sey, wollen wir kürzlich zu erforschen bemühet seyn.

§. 31.

Erörterung der Frage: ob es vor eine Herrschaft vortheilhafter sey, die Milch von den Schafen selber zu nehmen, oder solche dem Schäfer Pachtweise zu überlassen? wobey zugleich, wie viel auf ein Schaf die ganze Milchzeit über an Milch zu rechnen sey, angezeiget wird.

Ob es besser sey, daß die Herrschaft die Milch selber nehme, oder sich von dem Schäfer Pacht davor geben lasse, kann durch einen ohngefähren Ueberschlag, wie viel die Milch von einem Schaf jährlich beträget, am sichersten entschieden werden.

Der Herr Commercienrath Geuthebrück kommt uns in dem ersten Theil seines mehrmahls angezogenen

Werkes S. 328. auch herunter zur Hülfe, wenn er daselbst als ein in der Schäfereywissenschaft besonders erfahrner Landwirth angiebet, daß ein Schaf, so dreymahl gemolken wird, täglich ein halb Maaß Milch gebe.

Wenn nun die Schafe gewöhnlicher Weise vom Georgetage bis Bartholomäi, welcher Zeitraum 124 Tage beträget, täglich dreymahl gemolken werden, so würden binnen dieser Zeit auf ein jedes Stück 62 Maaß kommen.

Von Bartholomäi bis Crucis, welche Zeit 25 Tage ausmachet, ist das Melken der Schafe täglich nur zweymahl gewöhnlich, und es können daher vor die ganze Milchzeit 78 Maaß gerechnet werden.

Wenn nun vorbenannter Schriftsteller dabei ferner annimmt, daß ein jedes Quart Schafmilch à vier Pfennige zu rechnen sey, so würde die Milch eines Schafes jährlich 1 Rthlr. 2 Gr. betragen.

Könnte man auf diese Milchnutzung der Schafe durchgehends eine sichere Rechnung machen, so würde wohl keinem Zweifel unterworfen seyn, daß es den Herrschaften vortheilhafter wäre, die Milch selber zu nehmen, als solche dem Schäfer in Pacht zu überlassen, indem die Molkenpacht, so die Schäfer zu entrichten gewohnet sind, sich sehr selten über 4 bis 5 Groschen vor jedes Stück zu erstrecken pfleget.

§. 32.

Warum aber, ob gleich bei der eigenen Milchnutzung mehrere Vortheile zu seyn scheinen, solche dennoch nicht rathsam sey.

Allein der Herr Commercienrath Geuthebrück hat *c. l.* S. 330. schon selber angemerket, daß, wenn eine Herrschaft die Selbstnutzung der Milch erwählen wollte, der Schäfer von einem Schafe täglich nicht ein Viertel, und öfters wohl gar ein Achtelquart liefern, auch noch beständig Leute, um melken zu helfen, begehren würde.

Dieses ist auch, wenn man von den gewöhnlichen Praktiken und Kunstgriffen der Schäfer, wodurch sie die Herrschaft in ihrer Schäfereynutzung zu verkürzen suchen, nur einige Kenntniß hat, höchst wahrscheinlich.

Schon bei dem Kuhvieh ist es offenbar, daß eine Kuh, die in Pacht ausgethan ist, weit mehr Milch giebet, als der Herr davon bekommt, wenn er sie selber durch seine Mägde melken lässet.

Theils haben die Pächter bei dem Melken einen besondern vortheilhaften Griff, wovon das unerfahrne Gesinde nichts weiß, und anderntheils ist es dem faulen Dienstvolk gleich viel, ob eine Kuh recht rein ausgemolken ist, oder nicht; da hingegen der Pächter und seine Leute, ihres eigenen Nutzens wegen, das Euter nicht eher aus den Händen lassen, bis sie überzeuget sind, daß weiter keine Milch darinn befindlich ist.

Bei dem Melken der Schafe kann der Schäfer und seine Knechte noch weit weniger beobachtet werden, in-

dem die wenigsten von denen, die nicht zu dem Schäfer-Geschlechte gehören, und bei dieser Handthierung gebohren und erzogen worden, wie mit dem Melken der Schafe zu verfahren sey, verstehen.

Der Schäfer kann also der Herrschaft, ohne daß selbige ihm darüber Vorwürfe zu machen im Stande ist, so viel Milch liefern, als er will, und es wird solches gewiß wenig genung werden, um dem Herren wegen der Nutzbarkeit der Schafe keine Augen zu machen.

§. 33.

Fortsetzung des Vorigen, besonders wegen der Milchpreise, warum auf solche aber nur an solchen Orten, die grossen und volkreichen Städten nahe liegen, Rechnung zu machen sey.

Der Preiß der Milch scheinet, da solche nur das Quart zu vier Pfennige angenommen werden wollen, ebenfalls nicht zu hoch zu seyn, indem man solche in den Städten bekanntermaßen weit höher bezahlen muß.

Demohnerachtet ist auf diesen Preiß, so geringe und niedrig er auch zu seyn scheinet, nur blos an solchen Orten, die einer Stadt sehr nahe liegen, und woselbst die Milch, ohne sie erst in Butter und Käse zu verwandeln, frisch verkaufet werden kann, Rechnung zu machen.

Bei einer solchen Lage gebe ich es gar gerne zu, daß die eigene Nutzung der Milch weit vortheilhafter sey, als wenn man dem Schäfer das Molkenwesen der Schafe vor die sonst gewöhnliche Pacht überlassen wollte.

Die

Die Einwohner in allen, besonders aber großen Städten, bezeigen eine übertriebene Begierde nach der frischen Schafmilch, und jedermann ist bekannt, wie häufig und wie theuer solche an dergleichen Orten verkaufet werden kann.

Die nahe an dergleichen Städten belegene Schaf-Herren können daher, von der Milchnutzung ihres Schafviehes sehr großen Vortheil ziehen, und sie thun recht wohl, wenn sie sich dieser Thorheit der Menschen auf alle mögliche Art zu nutze machen. a)

Die arme städtsche Einwohner in Schlesien aber beklage ich, indem daselbst auch nicht so viele Schafmilch, als zur Stillung des Appetits einer schwangern Frau nöthig wäre, zu bekommen seyn würde. Wollen daselbst die Milchmäuler nicht mit der gewöhnlichen Kuhmilch sich begnügen, so müssen sie sich an die Ziegenmilch halten, wie denn auch in diesem Lande, besonders in dem Gebürge, die Ziegenkäse die Stelle unserer hiesigen Schafkäse vertreten.

a) Ohngefehr eine viertel Meile von Berlin lieget der so genannte Wedding, welches ein dem berühmten Herren Doctor Böhm gehöriges Vorwerk ist.

Auf diesem Vorwerk werden ohngefehr vier- bis fünf hundert Schafe gehalten. Ich bin aber überzeuget daß solche wegen des benachbarten Berlins, und besonders weil der dortige Gesundbrunnen daran stößet, blos durch die frisch zu verkaufende Milch mehr einbringen, als sonst nicht von einer Schäferey, die zwey tausend Stück stark ist, erwartet werden kann.

Man

Man siehet aber von selbst ein, daß dieses eine gar seltene Ausnahme sey, nach welcher keine Regeln angenommen noch festgesetzet werden können.

§. 34.

Weitere Fortsetzung des Vorigen, und warum sich ein Landwirth, der die Milchnutzung, ohne auf die Lage des Orts Rücksicht zu nehmen, vielen Schaden und Verlust aussetzen würde.

Außer einer solchen besondern Lage wird der bestimmte Werth der Milch, das Maaß zu vier Pfennige, noch allemahl zu hoch bleiben, und ein Landwirth sehr unrecht handeln, wenn er sich durch eine dergleichen Berechnung, die Milchnutzung der Schafe selber zu übernehmen, verleiten lässet.

Gesetzt auch, daß er einen Theil der Schafmilch das Quart vor vier Pfennige, und vielleicht auch noch wohl höher verlosen könnte, so wird er doch noch immer in großer Verlegenheit bleiben, was er mit der übrigen Milch, die er zu verlosen nicht im Stande gewesen, anfangen soll.

Die Verfertigung der Schafbutter und Käse, wozu dergleichen übrig bleibende Milch angewandt werden könnte und müste, verstehet nicht eine jede Hauswirthin, wenn sie auch sonst alle nöthige Erfahrungen besitzet.

Es wird dazu eine besondere Wissenschaft erfordert, welche nur allein dem aus dem Schäferstande entsprossenen weiblichen Geschlechte eigen ist.

Und

Und auch unter diesen trifft man kaum unter zehen eine an, die gute und wohlschmeckende Schafbutter und Käse zu verfertigen im Stande ist, worüber man von den adlichen Hauswirthinnen beständige Klagen führen höret.

Gewiß ist es solchemnach, daß ein Landwirth, der die Schafmilch selbst übernimmt, dabei vielfältigen Schaden ausgesetzet bleibet.

§. 35.

Von der verschiedenen Art und Weise die Milch der Schafe zu verpachten, und was dabey überhaupt, um die Anzahl der zu verpachtenden Schafe gehörig auszumitteln, zu beobachten sey.

Zur allgemeinen Regel mag es daher ganz sicher angenommen werden, daß außer in den oben bemerkten außerordentlichen Fällen, die Verpachtung des Molkenwesens der eigenen Milchnutzung jederzeit vorzuziehen sey.

Wir haben aber schon oben bemerket, daß es eine doppelte Art der Molkenpacht gebe.

Die eine wird in Gelde, die andere aber in natura oder durch Ablieferung einer gewissen Quantität Butter und Käse vor jedes hundert melke Schafe, entrichtet.

Was sowohl bei beiden überhaupt, als auch bei einer jeden insbesondere, zu wissen nöthig ist, will ich hier vorläufig mit wenigen anführen, um dadurch einen

jeden

jeden in den Stand zu setzen, daß er, welche von diesen beiden Verpachtungsarten die beste und vortheilhafteste sey, selber beurtheilen könne.

Zuförderst ist zu bemerken, daß bei einer jeden Verpachtung vor allen Dingen eine richtige Berechnung derjenigen melkenden Schafe, von welchen, es mag in Gelde oder Natura geschehen, Pacht gegeben werden soll, angeleget werden müsse.

Diese Berechnung geschiehet gewöhnlicher weise bei der Hämmelung oder Leuchtung der Lämmer, indem bei dieser Handlung am sichersten ausgemittelt werden kann, wieviel wirklich Milchbringende Schafe in einer Schäferey vorhanden sind.

Die Berechnung selber aber wird auf folgende Art angeleget:

Ein jedes Schaf, so ein lebendiges Lamm hat, wird vor voll gerechnet.

Die Ammen aber, worunter diejenigen Schafe verstanden werden, welche verlammet haben, und daher in der Setzzeit zum Säugen derjenigen Lämmer, die entweder schwach, oder deren Mütter gestorben sind, gebrauchet werden, schläget man zur Hälfte, das ist, zwey auf eines, an.

Eben dieses geschiehet auch in Ansehung derjenigen Schafmütter, deren Lämmer man unter den Nahmen von Säugern zum Schlachten in die Küche ausgesetzet hat.

Nach-

Nachdem diese verschiedene Sorten an melken Schafen ausgemittelt worden, wird die ganze Summe, nachdem sie theils als vollmelkend, theils aber nur als halbmelkend anzusehen sind, zusammen gerechnet, und nach deren Anzahl die zu entrichtende Pacht bestimmet.

Zu bemerken ist hiebei noch, daß, wenn gleich nach der Hämmelung und der bei dieser Gelegenheit festgesetzten Anzahl der melkenden Schafe, eines oder das andere abgehet, solches von dem Schäfer bei der Molkenpacht nicht in Abzug gebracht werden kann, sondern er die einmahl festgesetzte Summe demohnerachtet richtig vergeben muß.

Die vernünftige Ursache hievon bestehet darinn, daß die Schäfer vor die ihnen zur Pacht geschlagene Schafe, ihres eigenen Vortheils wegen, die meiste Vorsorge zu tragen Ursache haben, und es ihnen frey stehet, wenn bei der Hämmelung eines oder das andere von den Schafen sich in den Umständen, daß es die Milchzeit nicht aushalten könnte, befinden sollte, solches gehörig anzuzeigen.

Jedoch ist hiebei eine billige Ausnahme zu machen, wenn sich in einer Schäferey unter dem Melkenden Viehe ein unvermuthetes allgemeines Sterben ereignete.

Daß der Schäfer hievon die Gefahr nicht alleine übernehmen könne, giebet die Vernunft von selbst.

§. 36.

§. 36.

Was besonders bei der Molkenpacht, die in Gelde entrichtet wird, gewöhnlicher Weise zu beobachten ist.

Vorstehendes sind die allgemeinen Maaßregeln, die bei einer jeden Schaf-Molkenpacht überhaupt, sie mag in Gelde, oder in natura entrichtet werden, zu wissen und zu beobachten sind.

So viel demnächst die in Gelde zu entrichtende Pacht anbetrifft, so war solche ehedem höher nicht, als auf 16 bis 18 Rthlr. vor jedes Hundert bestimmet.

Zu jetzigen Zeiten, wo die Milchwaaren eben so wie die Wolle, in ihrem Preise gestiegen sind, wird wohl an keinem Orte unter 20 Rthlr., und, wo die Weide nur einigermaßen nahrhaft ist, unter 22 Rthlr., vor jedes Hundert an Pacht entrichtet.

Der geringste Preiß der Schafbutter bestehet in 20 Groschen, und die Mandel Schafkäse, die wegen der Wirthschaftseinrichtung nicht besonders klein gemachet werden müssen, gilt allenthalben 8 Groschen.

Aus diesem Preise der Milchwaaren ergiebet sich von selbst, daß die Schäfer bei der jetzt gewöhnlichen Pacht von 20 bis 22 Rthlr., gar wohl bestehen können, welches sich unten, wenn wir von der in natura zu entrichtenden Pacht reden werden, noch mit mehrern ergeben wird.

Die Erfahrung lehret auch, daß die Schäfer zu der Geldpacht weit geneigter, als zu der Pacht in natura, sind.

Die

§. 37.

Von demjenigen, was bei der Natural-Molkenpacht nach der eingeführten Gewohnheit zu beobachten ist, und warum es, besonders wegen der Käse, sehr diensam wäre, wenn solche, nach einem gewissen zu bestimmenden Gewichte, abgeliefert werden müßten.

Die Wirthschaftsumstände erlauben es nicht allemahl, daß ein Landwirth sich mit einer Geldpacht begnügen kann, sondern er ist öfters, wegen seiner eigenen Bedürfnisse, auf die Naturalpacht zu bestehen genöthiget.

In solchem Fall ist es, wenigstens in den hiesigen märkischen und pommerschen Gegenden, gebräuchlich, daß von einem jeden Hundert vier Achtel Butter und acht Achtel Käse entrichtet werden müssen.

Ueberdem ist der Schäfer annoch schuldig, von der ganzen Schäferey ein Schock Herbstkäse, welche wegen ihrer besondern Fettigkeit, vorzüglich berühmt sind, und mit Kümmel oder allerley andern Gewürzen, noch desto schmackhafter gemacht zu werden pflegen, nebst zwey Achtel sogenannten Kompos, in die herrschaftliche Haushaltung zu liefern.

Die Butter muß mit einem guten Haufen geschlagen werden, und ein jedes Achtel wenigstens 32 Pfund oder 16 Quart Berlinischen Maaßes in sich halten.

Die Käse werden gewöhnlicher Weise in ein Achtel eingepackt, und so viel, als darinn gebracht werden können, nach oben bestimmter Summe der Achtel abgeliefert.

Weil aber dieses sehr unzuverläßig ist, und daher zu mancherley Irrungen und Zwistigkeiten zwischen der Herrschaft und den Schäfern Anlaß zu geben pfleget, so wird an vielen Orten, um solches zu vermeiden, ein Schock Käse auf ein jedes Achtel gerechnet.

Dergleichen Käse aber müssen wenigstens von der Größe seyn, daß daraus vor jeden Knecht, oder andere im herrschaftlichen Dienste befindliche Mannsperson, zwey gute Portionen genommen werden können.

Das gewöhnliche Maaß solcher Käse muß von der Beschaffenheit seyn, daß das Stück davon nach den hiesigen Preisen vier Pfennige gilt.

Auch hiebei zwar nehmen die Schäfer mancherley Gelegenheit, ihre vorzügliche Neigung zur Bevortheilung der Herrschaften kund werden zu lassen, und es fehlet wohl so leicht in keiner Wirthschaft an Klagen, über die zu klein gemachte und schlecht gerathene Schafkäse.

Inzwischen können dieselben bei dieser Methode eher übersehen werden, und man hat allenfalls das Recht, ihnen gewisse Formen darunter vorzuschreiben.

Wollte man die Sache recht genau nehmen, und allen deshalb zu befürchtenden Verdrießlichkeiten entgehen, so würde es das sicherste seyn, ein jedes Schock Käse nach einem gewissen Gewichte zu bestimmen.

Durch diese Bestimmung würde den Schäfern alle Gelegenheit zu ihren sonst in diesem Stücke gewöhnlichen Betrügereyen benommen werden.

Diese Bestimmung nach dem Gewichte aber wäre nach einen Ueberschlag, den man von gut gerathenen Käsen von dieser Art machte, gar leicht zu bewirken.

§. 38.

§. 38.

Entscheidung der Frage, ob es vor einen Gutsherren, die Molkenpacht in Gelde oder in natura zu nehmen, rathsamer sey.

In den nächst vorstehenden beiden §. §. haben wir die Hauptstücke, die bei einer jeden Art von Schafmolkenpacht besonders vorkommen und gewöhnlich sind, angezeiget.

Nur darauf wird es noch beruhen, welche von diesen beiden Pachtarten vor einen Landwirth die nutzbareste und vortheilhafteste sey?

Ich habe schon in dem nächstvorstehenden §. bemerket, daß es nicht allemahl in eines jeden Landwirths freyen Wahl stehe, ob er die Molkenpacht von seinen Schafen in Gelde, oder in natura, nehmen will, indem er öfters an dem erstern durch die Verfassung seiner Wirthschaft gehindert wird.

Ist aber dieses nicht, sondern ein Landwirth hat hierunter die freye Wahl, so wird diese Frage nicht besser zu entscheiden seyn, als wenn wir von der Natural-Molkenpacht einen kurzen Anschlag machen, und solchen mit der gewöhnlichen Geldpacht in Vergleichung setzen.

Von selbst wird sich hieraus ergeben, was einem Gutsherren, der durch die Einrichtung seiner Wirthschaft keine gebundene Hände hat, hierunter den meisten Vortheil bringe.

Die Natural-Molkenpacht träget nach einer davon anzulegenden mäßigen Berechnung folgendes ein:

1) Vier

1) Vier Achtel Butter, das Achtel zu 3 Rthlr. 8 Gr.		13 Rthlr. 8 Gr.
2) Acht Schock Käse, das Schock zu 20 Gr.		6 - 16 -
3) Ein Schock Herbstkäse		1 - 8 -
4) Zwey Achtel Kompos, das Achtel à 1 Rthlr.		2 - —
	Summa	23 Rthlr. 8 Gr.

Diese Berechnung ist vor solche Schäfereyen gemacht, wo gewöhnlicher Weise vor jedes Hundert melke Schafe 20 Rthlr. an Gelde entrichtet zu werden pfleget.

Es ist nun zwar offenbar, daß nach dieser Berechnung die Natural-Pacht die Geldpacht mit 3 Rthlr. 8 Gr. vor jedes Hundert übersteiget.

Gewiß aber ist es auch, daß einem Gutsherren, der Natural-Pacht nimmt, öfters solche schlechte Waare geliefert wird, die er kaum vor die Hälfte des oben angesetzten Preises loß werden kann, sondern eine Wirthin noch glücklich genung ist, wenn sie solche zum Seifkochen zu gebrauchen Gelegenheit hat.

Auf diese gefährliche Brücke zu treten, kann ich daher niemanden anrathen, sondern ein jeder wird besser thun, wenn er, in so ferne es die Umstände seiner Wirthschaft erlauben wollen, die Geldpacht der Natural-Pacht vorziehet.

Die Butter, und besonders die Schafbutter, ist ein Product, welches, wenn bei dessen Verfertigung nicht alle Genauigkeit beobachtet worden, von weniger Dauer, und dem Verderben gar bald ausgesetzet ist.

Landesbibliothek Mecklenburg-Vorpommern Günther Uecker
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1759087653/phys_0434
DFG

Berliner Beiträge
zur
Landwirthschaftswissenschaft.

Vierten Bandes
Neuntes Stück.

Landesbibliothek Mecklenburg-Vorpommern Günther Uecker
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1759087653/phys_0435
DFG

Inhalt.

Fortsetzung der vier und dreyßigsten Abhandlung.

Von der Nutzbarkeit, verhältnißmäßigen Anzahl, verschiedenen Arten, auch richtigen Pflege und Wartung des in einer jeden Landwirthschaft zu haltenden Schafviehes.

Landesbibliothek Mecklenburg-Vorpommern Günther Uecker
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1759087653/phys_0436
DFG

Fortsetzung
der
Vier und Dreyßigsten Abhandlung.

Von der Nutzbarkeit, verhältnißmäßigen Anzahl, verschiedenen Arten, auch richtigen Pflege und Wartung des in einer jeden Landwirthschaft zu haltenden Schafviehes.

§. 39.

Von dem Dünger der Schafe, als der vierten Art ihrer Nutzbarkeit, und warum hierauf fast unter allen die meiste Rücksicht zu nehmen.

Die vierte Art der Nutzbarkeit, deren wir §. 3. Erwehnung gethan haben, und wodurch ein Schaf seinen Herrn bereichert, ist der davon fallende Pferch und Dünger.

Wollte man die baare Einnahme der meisten Schäfereyen mit den dazu erforderlichen Kosten und Ausgaben in eine genaue Vergleichung setzen, und eines gegen das andere berechnen, so würde der Ueberschuß des erstern nur immer sehr geringe ausfallen, und dabei zugleich mit vieler Gefahr und Unglücksfällen verknüpfet seyn.

Der schon in diesen Blättern an einem andern Orte angeführte Ausdruck eines alten Dichters: stercus pro solatio habemus, wird daher auch hier, um die Eigenthümer der Schäfereyen in ihrer Sorgfalt vor dieselben aufzumuntern, das beste thun müssen.

Die reichen Ackerfrüchte, die durch eine vernünftige und richtige Anwendung des Schafdüngers, unter der allgemeinen Vorsehung eines gütigen Schöpfers, hervor zu bringen im Stande sind, müssen billig einen jeden Landwirth alle die vielen Kosten und Unglücksfälle, die er an seine Schäfereyen zu verwenden und darinn auszustehen hat, vergessend machen.

Den vorzüglichen Nutzen, den der Schafdünger in Ansehung des Ackerbaues stiftet, habe ich bereits in dem ersten Bande dieser Blätter S. 490. *seq.* umständlich ausgeführet, und ich will mich daher auf alles dasjenige, was ich daselbst davon vorgetragen habe, lediglich beziehen.

Ich bin zwar dabei ohnvergessen gewesen, auch der Fehler, die der Schafmist vor andern Mistarten an sich hat, zu gedenken.

Inzwischen ist und bleibet es doch im allgemeinen gewiß und ausgemacht, daß der Schafdünger vor allen andern Düngungsarten einen großen Vorzug habe, und man es einem Landgute, wo die Schäferey geschwächet ist, oder wohl gar ermangelt, gar bald anzusehen sey.

Der einzige Fehler, den der Schafmist in Ansehung der wenigern Dauer gegen andere Mistarten an sich hat, wird durch dessen geschwinde und doppelte Wirkung reichlich ersetzet.

Ueber-

Ueberdem ist unleugbar, daß die Schafe unter allen Vieharten, wenn es sonst an der gehörigen Einstreue nicht fehlet, den meisten Dünger, ohne daß ihm dadurch an seiner Wirksamkeit und Güte das Geringste abgehet, zu gewähren im Stande sind.

Einer Sache aber, die nicht allein geschwinder und mit doppelter Kraft wirket, sondern auch in größerer Menge erzeuget werden kann, mag wohl der Vorzug mit Recht nicht abgesprochen werden.

§. 40.

Von dem Unterscheide des Hortenschlages, und Sommerstallmistes.

Daß der Schafdünger in Winter- und Sommermist, und dieser hinwiederum in Stallmist und Hortenschlag eingetheilet werde, habe ich bereits c. l., worauf ich mich nochmahl berufe, ebenfalls angeführet, auch dabei zugleich, welchen von diesen drei Arten der Vorzug gebühre, bemerket.

Daß die Excrementen der Schafe im Sommer wegen des grünern und fettern Futters mehrere Wirkung, als im Winter, haben müssen, ist denenselben mit allen andern Vieharten gemein.

Nur blos darauf kommt es an, ob im Sommer der Hortenschlag vorzuziehen, oder, die Schafe auf dem Stalle zu halten, rathsamer sey.

Beides hat seine Gründe vor und wider sich, und ich habe mich bereits c. l. S. 498. vor den Sommerstallmist erkläret, und den Hortenschlag nur blos vor ein Nothmittel solcher Wirthe, denen es an genungsamen

Stroh zur Einstreue fehlet, gehalten, wobei ich auch noch, wegen der ohnstreitigen mehrern Dauerhaftigkeit des Stallmistes, zu beharren Ursache finde.

§. 41.

Ursachen eines berühmten auswärtigen Wirths, warum der Hortenschlag dem Sommerstallmist vorzuziehen sey.

Inzwischen erfordert es die Aufrichtigkeit eines jeden Schriftstellers, daß er auf seine einmahl geäusserte Meynungen nicht eigensinnig stehen bleibe, sondern auch die Gedanken anderer denkenden Wirthe, wenn sie gleich mit den Seinigen nicht übereinstimmen, ohne Verstellung vortrage, zumahl es gewiß ist, daß in unsern Tagen, wegen des allenthalben so ansehnlich vermehrten Rindviehstandes, wohl in den wenigsten Wirthschaften das zur Einstreue des Sommerschafmistes erforderliche Stroh übrig bleibet, und daher der Hortenschlag fast durchgehends eine Nothwendigkeit bleibet.

Unter denen Schriftstellern, die von dem Hortenschlag besonders eingenommen zu seyn scheinen, gehöret auch besonders der von uns mehrmahl angeführte Churfürstlich Maynzische Herr Commercienrath Geuthebrück.

Derselbe führet c. l. S. 363. einen achtfachen Nutzen des Hortenschlages vor den Stallmist an, und diese so vielfache Vortheile bestehen, seiner Angabe nach, in folgenden:

1) Der Schafmist wird bei den Hortenschlag nicht an unnützen Orten verloren, sondern verbleibet auf den

den Acker, wohin er auf solche Art, ohne besondere Mühe und Fuhrwerk kommt.

2) Die Schafe kommen des Morgens, ohne sie erst weiter treiben zu dürfen, auf die Weide, und bleiben auch des Abends länger darauf.

3) Die nahe Weide wird durchs Uebertreiben nicht ruiniret, sondern dem Zuchtvieh zu gute geschonet.

4) Die Schafe können an den Gränzen gehütet werden, da solche sonst die Nachbaren betreiben.

5) Die Arbeiter, die sonst den Stallmist breiten müssen, werden ersparet.

6) Das Unkraut wird durch das Horten vertilget. Denn die Lauge des Pferchs ist so scharf, daß auch der Mooß auf den Wiesen, gleich als durch Kalk, dadurch verzehret wird. Hingegen wird durch den Stallmist allerhand Unkraut, als Rade, Trespe, Vogelwicken, Winde, Distelsaamen, Nächtekampf, Sauerampf, und Hederich auf die Aecker geführet, welches die Felder verdirbet.

7) Es sollen zwey Erndten von gepferchten oder gehorteten Lande besser, als drey, so aus Stallmist erwachsen, seyn.

8) Kann man die Oerter, wohin mit der Fuhre schwerlich zu kommen, als an Bergen, mittelst des Hortenschlages düngen.

§. 42.

Anmerkungen bei den vorstehenden Gründen, des auswärtigen Wirths.

Die mehresten von diesen Gründen sind in der Wahrheit und Erfahrung gegründet.

Ich werde es daher, eine Wiederlegung derselben zu übernehmen, nicht wagen. Nur wird es mir, bei einem und andern Puncte einige bescheidene Anmerkungen zu machen, erlaubet seyn, damit der geneigte Leser alsdenn die Sache desto besser selber beurtheilen könne.

ad 1. Ist zwar wahr, daß durch den Hortenschlag viele Mistfuhren ersparet werden, welche sonst zur Wegschaffung des Stalldüngers nöthig sind. Es ist solches auch in der That eine von den wichtigsten Ursachen, welche den Hortenschlag, besonders wenn die Aecker, die man gerne bedünget wissen will, weit entlegen sind, vor den Stallmist vorzüglich machen.

Inzwischen wird doch zu einer richtig geordneten Wirthschaft, wo Anspannung und Ackerbau gehörig übereinstimmen, dieses noch nicht genung seyn, um die Vorzüglichkeit, die der Stallmist in der längern Dauer hat, gänzlich zu vernichten.

Die zweyte bey diesen Punkt mit eingemischte Ursache von dem Vorzuge des Hortenschlages, weil der Schafmist dadurch nicht an unnützen Orten verlohren würde, sondern auf dem Acker verbleibe, ist mir zu dunkel, als daß ich davon vieles sagen könnte. Das Schaf verliehret den Tag über, so lange es weidet, seinen Mist an unnützen Orten, es mag in den Horten oder

im

im Stalle liegen. Des Nachts aber wird davon in dem Stalle eben so wenig verloren, als in den Horten.

Ueberhaupt kann man auch nicht so schlechterdings behaupten, daß der Mist, den die Schafe bei dem Weiden fallen lassen, gänzlich verloren sey. Er kommt vielmehr den Plätzen, worauf sie weiden, allemahl zu gute, und es würden unsere Hinteräcker, welche niemahl ordentlich bemistet werden können, vorlängst zu tragen, und Früchte zu bringen, gänzlich aufgehöret haben, wenn nicht die darauf weidende Schafe durch den Mist, so sie fallen lassen, ihm von Zeit zu Zeit wieder neue Kräfte gegeben hätten.

Schon ein altes Wirthschafts-Sprichwort ist es, daß das Schaf einen goldenen Fuß habe.

Das aber kann ihm aus keiner andern Ursache, als wegen des Mistes, so es unter dem Weiden verlieret, zugeschrieben werden.

ad 2. Soll ein großer Vortheil des Hortenschlages darinn bestehen, daß die Schafe des Morgens früher, ohne sie erst darnach weit treiben zu dürfen, auf die Weide kämen, auch des Abends länger darauf bleiben könnten.

Dieses gebe ich zu, wenn die Horten in eben dem Felde, wo die Schafe ihre angewiesene Hütung haben, aufgeschlagen sind. Wenn aber das Brackfeld, welches doch gemeiniglich zum Hortenschlag gewidmet zu seyn pfleget, bereits umgepflüget ist, und die Schafe daher in die Roggen- oder Gerstenstoppel getrieben werden müssen, so hat der Hortenschlag, eine diesem Vortheil gerade entgegen gesetzte Wirkung.

Ueberdem würde es auch noch eine große Frage seyn, ob das sehr frühe Austreiben der Schafe zuträglich sey. Vernünftige und aufmerksame Schäfer treiben des Sommers nicht gerne eher aus, bis der Thau, der öfters schädliche Gifte bei sich führet, verwehet und abgetrocknet ist. Dieses können sie gewissermaßen in dem Stalle besser, als in den Horten, abwarten. Denn müssen sie in den letztern, dieses Umstandes wegen, einige Stunden länger als sonst gewöhnlich ist, liegen, so wird der behortete Fleck zu geil, welches in dem künftigen Früchtebringen eher schädlich als nützlich ist.

In dem Stalle hingegen können sie den Zeitpunct des rechten Austreibens, ohne daß der Mist dadurch bei genungsamer Einstreue zu fett werden wird, ruhig liegen bleiben.

§. 43.

Fortsetzung dieser Anmerkung.

ad 3. Soll ein Vorschlag des Hortenschlages vor den Sommermist darinn bestehen, daß die nahe Weide durchs Uebertreiben nicht ruiniret, sondern dem Zugvieh zu gute geschonet werde.

Der Verfasser will damit so viel sagen, daß, wenn die Schafe des Nachts in den Ställen liegen, sie über die nahe Weiden, welche jederzeit die besten zu seyn pflegten, gar zu oft hin und her getrieben werden müßten, dieses aber vermieden würde, wenn die Schafe des Nachts in den Horten gehalten würden.

Wenn der Schäfer bei dem Ein- und Austreiben die nahe Weide gleich über breit mitnehmen will, so wird solches allerdings derselben nicht vortheilhaft seyn können.

Da

Da aber an den meisten Orten ordentliche Schaftriften zur Schonung der nahen Weide gestrichen zu werden pflegen, so darf der Schäfer nur solche gehörig beobachten, und alsdenn fällt diese Ursache von selbst hinweg.

Auch kann das Ein- und Austreiben der Schafe, selbst an den Orten, wo der Hortenschlag eingeführet ist, nicht gänzlich vermieden werden. Denn bei regnigten Wetter wird man doch allemahl diesen Thieren, ihr Nachtlager in den Stall zu nehmen, erlauben müssen.

Ueberdem werden an den Orten, wo gemolken wird, die Schafe wenigstens des Mittags, um diese Handlung in den dazu verfertigten Buchten mit ihnen vorzunehmen, in den Stall getrieben, welches auch, wenn nicht die Milch durch das weite Tragen in der Sommerhitze gänzlich verderben soll, nicht wohl anders möglich ist.

Aus diesem allen ersiehet man, daß diese angeführte Ursache, von der Vorzüglichkeit des Hortenschlages, nicht vor allgemein angenommen werden könne.

ad 4. Wenn hier ein Vortheil des Hortenschlages vor den Sommerstallmist darinn gesetzet werden will, daß die Schafe auf den Gränzen durchgehütet werden können, ehe sie der Nachbar zu betreiben im Stande ist, so gebe ich solches an solchen Oertern, wo Koppelweide vorhanden ist, oder der Nachbar ein Aufhütungsrecht mit seinen Schafen hat, gar gerne zu.

Bei diesen Fällen sind die Aufhütungsberechtigte nur gar zu geneigt, ihr eigen Feld zu schonen, und die Gränzen des dienstbaren fundi vorzüglich zu betreiben.

Solcher Vortheil aber wird ihnen, durch einen an den Gränzen angebrachten Hortenschlag, offenbar vereitelt,

celt, indem alsdenn die Schafe des dienstbaren fundi weit eher, als die Schafe des Aufhütungsberechtigten, auf der Weide seyn können.

In der That ist dieses ein bequemes Mittel, den vielen Schaden, den sonst ein Landgut von der auf ihn haftenden Aufhütungs-Dienstbarkeit zu erwarten hat, zu mäßigen.

Wo aber dergleichen Koppelweiden und Aufhütungs-Gerechtigkeiten nicht sind, da ist nicht abzusehen, daß der Hortenschlag hierunter einen vorzüglichen Nutzen stiften sollte.

Es ist zwar wahr, daß auch diejenigen Nachbaren, oder vielmehr ihre Schäfer und deren Knechte, welche kein Aufhütungsrecht haben, dennoch öfters über die Gränze treiben, und das daselbst befindliche Gras den Schafen des Orts weghüten.

Allein hievor hat man allenthalben Feldhüter und Fluhrschützen, welche darauf Achtung geben, und diejenigen, so sich nicht warnen lassen wollen, pfänden müssen.

§. 44.

Vorige Anmerkungen werden noch weiter fortgesetzet.

ad 5. Ist zwar wahr, daß bei dem Hortenschlage, keine Mistbreiter, und auch, mag man hinzusetzen, keine Mistlader erfodert werden, folglich diese Arbeit dabei gänzlich ersparet wird.

Erfahrne Wirthe aber, welche den Unterscheid des Hortenschlages und des Sommerstallmistes kennen, werden von selbst einsehen, daß diese Kleinigkeit nicht hinreichend

reichend sey, die vorzüglich dauerhafte Wirkungen des Sommerstallmistes gänzlich ausser Acht zu lassen.

ad 6. Gebe ich gar gerne zu, daß der Hortenschlag nicht so viel Unkraut, als der Stallmist, zeuge, wenn nehmlich auf Aecker, die niemahl Mist bekommen haben, sondern ganz mager sind, gehortet wird.

Bedienet man sich aber des Hortenschlages auf alten Mistäckern, so wird man unter dem auf demselben gewachsenen Getreide eben so viel Unkraut, als bei dem Stallmist, wahrnehmen. Denn das Gesäme zu diesem Unkraut lieget schon vorhin in dem alten Mistacker.

ad 7. Kann ich es nicht zugeben, daß zwey Erndten von gepferchten oder gehorteten Lande besser, als drey, so aus Stallmist erwachsen, seyn sollten.

Meine eigene vieljährige Erfahrung, bei welcher ich alle mögliche Aufmerksamkeit angewendet habe, überzeuget mich eines ganz andern.

Ich habe bereits in dem ersten Bande dieser Beiträge S. 498 bemerket, daß sich von dem Hortenschlage nur in der ersten Tracht eine besonders kräftige Wirkung zeige, die zweyte aber nur sehr mäßig sey, dahingegen der Stallmist sechs Jahre gegen halte, und vier gute Trachten liefere.

Ein Hortenschlag auf ganz magern Acker wird in der zweyten Tracht nur eine sehr mäßige Gerste bringen, die derjenigen, so von der vierten Tracht des Stallmistes wächset, bei weiten nicht gleich kommt.

In dem ersten Jahre fallen die Wirkungen des Hortenschlages, weil der Pferch der Schafe so fort den ganzen Acker durchdringen kann, ungemein in die Augen,

und

und das Hortenland wird allenthalben vorzüglich prangen, folglich vor das in dem Stallmist gesäete Getreide einen großen Vorzug zu haben scheinen.

Gemeiniglich ist es aber auch nur der bloße Schein und der größeste Schatz, den der Hortenschlag liefert, bestehet die meiste Zeit mehr in langen und starken Stroh, als in der Menge der Körner.

Faule oder unvernünftige Schäfer, welche den Hortenschlag nicht nach der Kürze oder Länge der Nächte einrichten, können es hierunter gar leicht versehen, und dadurch die Vortheile, so sonst ein gemäßigter Hortenschlag bei sich führet, gänzlich vernichten.

Denn wenn in den langen Nächten die Horten eben so enge, als in den kurzen, geschlagen werden, so ist es ganz natürlich, daß der Acker bei den letzten eine übermäßige Fettigkeit bekommen müsse. Diese verursachet denn, daß auf solchen allzu geilen Plätzen lauter Lagerkorn wächset.

Daß aber das Lagerkorn niemahl recht reif werde, folglich auch nur wenige und schlechte Körner bringen könne, ist eine in der Wirthschaft allzu bekannte Wahrheit, als daß ich mich weiter dabei aufzuhalten nöthig hätte.

Wie ein Hortenschlag vernünftig und dergestalt, daß er weder zu fett noch zu mager gerathe, eingerichtet werden müsse, deshalb beziehe ich mich auf die von mir in dem dritten Stück des gegenwärtigen Vierten Bandes §. 137. und 138. eingerückte Anweisung und Tabelle eines großen und vornehmen Wirths, welche, um den

Hor-

Hortenschlag recht nutzbar zu machen, von jedermann befolget und nachgeahmet zu werden verdienet.

§. 45.

Fernere Fortsetzung des Vorigen, wobei zugleich, daß der Hortenschlag, besonders an den Orten, wo große Feldmarken sind, die mit dem gewöhnlichen Stallmist nicht bestritten werden können, nützlich sey, bemerket wird.

Die ad 8 angeführte Ursache, von der Vorzüglichkeit des Hortenschlages vor den Stallmist, ist diejenige, so den meisten Grund hat.

Einem Landwirth, der viele entlegene Aecker hat, die er mit dem Mistwagen nicht ohne große Beschwerlichkeit erreichen kann, kommt hierunter der Hortenschlag gar sehr zu statten.

In diesem Fall muß ein jeder den Hortenschlag vor den Stallmist vorzüglich erkennen, wenn es ihm auch sonst nicht an genungsamen Stroh zur Einstreuung der Schafställe den Sommer über fehlen sollte.

Nichts ist bei dem Ackerbau schädlicher und unerträglicher, als übermäßige große Feldmarken, wovon man den größesten Theil unbedünget lassen muß.

Hier werden gemeiniglich nichts als Mühe und Kosten geerndtet.

Diesem Uebel abzuhelfen, ist der Hortenschlag um so mehr ein bequemes Mittel, als es wohl nicht geleugnet werden kann, daß man mit dem Hortenschlage in Ansehung der Ackergröße viel weiter, als mit dem Stallmist kommt.

§. 46.

§. 46.

Der im vorstehenden §. angeführte Satz wird näher erwiesen, und dabei zugleich, daß der Hortenschag gegen den Stallmist nur ein bloßes Palliatif der Aecker sey, bemerket.

Wenn die Horten gehörig geschlagen, und dabei besonders auf den Unterscheid der langen und kurzen Nächte Rücksicht genommen wird, so können nach der Meynung des mehrmahls angeführten Commercienrath Geuthebrück, mit 500 Stück Schafen 30 bis 40 Stück Aecker à 180 Ruthen, welches der bei uns bekannten Magdeburgischen Morge beinahe gleich ist, fett gemachet werden, wovon wir nur, um nicht zu weit zu gehen, den Mittelweg mit 35 Morgen annehmen wollen.

So vorzüglich auch der Sommerstallmist in Ansehung seiner Wirkung und Kräfte ist, so kann doch den Sommer hindurch, in Rücksicht der Menge, mehr nicht, als auf jedes Hundert 30 Fuder, folglich von 500 Schafen 150 Fuder gerechnet werden.

Denn die Natur der Sache giebet es, daß, da die Schafe nur blos des Nachts im Stalle sind, in den kurzen Nächten ein mehreres von ihnen nicht erwartet werden könne.

Wenn nun, nach den in dem ersten Bande dieser Beiträge S. 133. von mir angenommenen Grundsätzen, zur Bedüngung eines Stück Ackers von vorbenannter Größe, 15 Fuder Stallmist erfodert werden, so ergiebet sich von selbst, daß ein Landwirth, dessen Schäferey aus 500 Schafen bestehet, mit dem Sommermist mehr nicht als 10 Morgen fett zu machen im Stande sey.

In

In diesem Stücke ist also der Vorzug des Hortenschlages vor den Stallmist offenbar, und einem Landwirth, der viel Acker hat, und mit der Düngung gerne geschwinde herum kommen will, ist der Hortenschlag, auch ohne auf seinen Vorrath von Einstreue Rücksicht zu nehmen, allerdings anzurathen.

Ein Gutsbesitzer hingegen, dessen Ackerbau mit dem Viehstande gehörig übereinstimmet, wird allemahl besser thun, wenn er, in so ferne es die zuwachsende Einstreue verstattet, den Stallmist wählet.

Der Hortenschlag ist nur immer ein bloßes Palliatif, welcher dem Acker niemahls eine dauerhafte Fettigkeit geben kann noch wird.

Man nehme an, daß zwey Landgüter, wo auf einem das Horten, auf dem andern aber der Stallmist gewöhnlich ist, durch einen unglücklichen Zufall ihrer Schäfereyen auf einige Jahre hintereinander beraubet worden, so wird der Ackerbau auf dem letzten, wegen der darinn steckenden mehrern Kräfte, weit länger gegenhalten, als auf dem erstern, und folglich dieser Schäferey-Verlust auf diesen weit weniger merklich seyn, als auf jenen.

§. 47.

Beschluß der Materie von der Nutzbarkeit des Schafviehstandes.

Vorstehendes mag genung seyn, einen jeden von der vielfachen Nutzbarkeit des Schafviehes hinlänglich zu überzeugen.

Nicht ohne Ursache habe ich mich in einer Sache, die schon vorhin ohne Zweifel zu seyn scheinet, länger, als

vielleicht mancher, der die Sache nur oben hin ansiehet, vor nöthig halten möchte, aufgehalten.

Je deutlicher die Begriffe von dem wahren Nutzen eines Wirthschaftsgeschäftes sind, je mehr werden unsere Begierden, die durchgehends unter der Regierung des Eigennutzes stehen, zu deren fleißigen Betriebe angefrischet und aufgemuntert.

Dieses aber zu bewirken, war hiebei mein vornehmster Endzweck.

Vielleicht werden auch bei dieser Gelegenheit manche Dinge, die den Anfängern in der Landwirthschaft aus Mangel der Erfahrung nicht umständlich genung bekannt sind, näher erläutert, und in ein mehreres Licht gesetzet worden seyn.

§. 48.

Von der Nothwendigkeit, den Schafviehstand an einem jeden Orte verhältnißmäßig zu bestimmen.

Der zweyte Gegenstand der gegenwärtigen Abhandlung bestehet, nach der von uns oben angezeigten Ordnung, in der verhältnißmäßigen Anzahl des auf einem jeden Landgut zu haltenden Schafviehstandes.

So nützlich diese Viehart ist, und so viel sie zu dem Wohlstande eines jeden Landgutes beitragen kann, so muß sie doch niemahl unverhältnißmäßig seyn, wenn sie nicht in ihren Wirkungen am Ende mehr schädlich, als nützlich, werden soll.

In dem dritten Bande dieser Beiträge haben wir bereits S. 142 seq. die Schädlichkeit, die eine jede Art des

des Viehstandes, wenn sie übertrieben ist, verursachet, umständlich angemerket.

Die allgemeine Wahrheiten, die wir daselbst von einem übertriebenen Viehstande überhaupt vorgetragen haben, finden auch besonders bei den Schäfereyen ihre Anwehre.

Wer wenigere Schafe hält, als es die Umstände seines Gutes zulassen, der thut sich selber wehe, und beraubet sich dadurch muthwillig einer der wichtigsten Gutsnutzungen.

Eben so verfehlet auch derjenige des rechten Weges, der seinen Schafstand höher, als er ihn reichlich unterhalten kann, anleget.

§. 49.

Von den Ursachen, wodurch viele Landwirthe zur Haltung einer übermäßigen Schäferey veranlasset werden, und was selbige vor schädliche Folgen habe.

Der erste Fehler wird wohl nur hauptsächlich von denjenigen, denen es ihre Umstände, eine vollständige Schäferey zu halten, nicht verstatten wollen, begangen, und diese sind billig zu beklagen.

Zu einem übertriebenen Viehstand aber werden viele durch einen übel verstandenen Eigennutz verleitet.

Durch die Erfahrung sind sie inne geworden, wie reichlich sich ein Schaf in allen Stücken verintereßire, und die an ihn gewandte Kosten wieder einbringe.

Ihre Habsucht wird dadurch angefeuert, und vermittelst derselben eine übertriebene Schäferey, die mit der übrigen Beschaffenheit des Gutes in keinem Verhältniß stehet, verursachet.

Sie bedenken nicht, daß nur ein wohl und reichlich gefuttertes Schaf den Nutzen, der ihnen bisher durch die Erfahrung bekannt geworden ist, liefern könne, bei schlecht gefutterten Schafen aber in der That mehr Schaden, als Vortheil zu erwarten sey.

Blindlings wagen sie es daher, sich in einen übertriebenen Schafstand einzulassen, ohne die schädlichen Folgen, die daraus unausbleiblich entstehen, genungsam zu überlegen.

Mancher Landwirth schätzet sich glücklich, eine starke Schäferey zu haben, da er doch weit glücklicher seyn, und von seinem Schafstand einen größern Nutzen ziehen würde, wenn selbige ein Drittel schwächer wäre.

§. 50.

Warum es daher, das Verhältniß, wornach die Schäferey-Anzahl eines jeden Orts bestimmet werden muß, zu wissen nöthig sey.

Will man hierunter, weder auf der einen, noch auf der andern Seite, auf einen Irrweg gerathen, so ist nöthig, das Verhältniß, wornach die Schäferey eines jeden Landgutes zu bestimmen sey, näher kennen zu lernen.

Es ist auch nöthig, die Maßregeln zu wissen, nach welchen dieses Verhältniß beurtheilet und berechnet werden muß.

Dieses näher anzuzeigen, soll in den nächst folgenden §. §. meine hauptsächliche Beschäftigung seyn, und es wird mir solches um so weniger Mühe machen, als ich bereits, sowohl in der gegenwärtigen, als auch meinen

andern

andern ökonomischen Schriften, das nöthige hiezu vorgearbeitet, und mir hierunter den Weg gebahnet habe.

§. 51.

Daß ein jeder Schafviehstand nach dem Verhältniß des eigen gewonnenen Futters beurtheilet werden müsse.

Das Verhältniß, nach welchen die Anzahl der Schäferey eingerichtet werden muß, ist, überhaupt genommen, die Menge des an einem jeden Ort eigen gewonnenen Futters.

Dieses hat der Schafstand mit allen andern Viehstandsarten gemein, und es wird allemahl vor unverhältnißmäßig erkläret werden müßen, wenn mehr Schafe, als mit eigener Weide, oder mit eigen gewonnenen Winterfutter zu ernähren sind, gehalten werden.

Ja es ist bei den Schäfereyen auf die eigene Weide und das eigen gewonnene Futter, bei ihrem zu bestimmenden Verhältniß um so mehr Rücksicht zu nehmen, als bei denselben die gewöhnliche Industrie, die zur Vermehrung des Rindviehstandes auch gegen das natürliche Verhältniß der Weide und der Futterung wirksam seyn kann, wie ich solches bereits an einem andern Orte angezeiget habe, auf keinerley Weise statt findet.

§. 52.

Von dem Unterscheide des Sommer- und Winterfutters, und warum hauptsächlich auf das erste Rücksicht genommen werden müsse.

Es bestehet aber die Nahrung, so die Schafe nöthig haben, theils in Sommer- und theils in Winterfutter.

Es entstehet daher zuförderst die Frage: welche von diesen beiden Futterungsarten bei Bestimmung des Verhältnisses zum Grunde zu legen sey?

Bereits in dem zweyten Hauptstück des ersten Bandes der *Oeconomia forensis* §. 179. habe ich diese Frage dahin entschieden, daß zwar auf beide Rücksicht genommen werden, hauptsächlich aber die an einem Orte befindliche Weide ein Augenmerk dabei abgeben müsse.

Den Grund dieser meiner Meynung habe ich, wie c. l. mit mehrern nachgelesen werden kann, darinn gesetzet, daß der Mangel der Weide und Hütung, die das Schafvieh auch selbst in dem Winter nicht wohl entbehren mag, hier nicht so, wie bei dem Rindvieh, durch ein anderweitiges Futterungsmittel ersetzet werden kann, indem die angepriesene englische Methode, bei unsern zum Theil starken und zahlreichen Zuchtschäfereyen, wohl schwerlich anzubringen seyn möchte.

Hieraus folget denn von selbst der daselbst gemachte Schluß, daß, wenn auch auf einem Landgut der größeste Ueberfluß von Heu und Stroh gewonnen würde, die Schäferey dennoch nicht höher, als es die vorhandene Huth- und Sommertrifften verstatten, geleget werden könne.

§. 53.

Warum es bei der Weide nöthig sey, unter der bloßen Feldhütung und den dabei zugleich befindlichen Waldhütungen einen Unterscheid zu machen.

Soll aber die Stärke und Anzahl der zu haltenden Schäferey, vornehmlich nach dem Sommerfutter, das

ist,

ist, nach der auf einem Landgut befindlichen sich vor das Schafvieh schickenden Weide festgesetzet werden, so hat man, wie ich ebenfalls c. l. bemerket habe, vor allen Dingen einen zuverläßigen Satz auszumitteln, wie viel die Schafe, wenn sie den Sommer über reichlich unterhalten werden sollen, an Hütung nöthig haben.

Daß hiebei ein Unterscheid zu machen sey, ob die vor die Schafe bestimmte Hütung blos in dem Ackerfelde bestehe, oder auch ausserdem Waldhütung vorhanden sey, habe ich bereits c. l. §. 180. bemerket.

§. 54.

Grundsätze, welche bei der Bestimmung der Schäfereyen, nach der Sommerfutterung, angenommen werden müssen.

Aus einer vieljährigen Erfahrung ist denn von mir c. l. angenommen worden:

1) Daß, wenn die Schafe einen beständigen Hütungsplatz, der niemahls ungeackert, und auch von keiner andern Viehart betrieben würde, zu ihrer Unterhaltung hätten, auf drey auch wohl vier Stück eine Magdeburgsche Morge, in so ferne ein dergleichen besonderer Platz in verschiedene von Zeit zu Zeit zu schonende Koppeln eingetheilet wäre, hinreichend seyn könnte.

2) Daß aber, wenn die Schafe ihre Hütung nur auf den unter dem Pfluge befindlichen Feldmarken hätten, auf zwey Magdeburgische Morgen mehr nicht als ein Schaf zu rechnen sey.

Die Ursache dieses Unterscheides fällt, weil dergleichen Feldmarken die meiste Zeit, dem größesten Theil nach, entweder ungeackert oder wirklich besäet sind, auf selbigen auch alle übrige Vieharten ihre Nahrung suchen müssen, von selbst in die Augen.

3) Sind endlich, ausser der Weide, auf den Feldmarken, noch Waldhütungen oder andere Abtrifften auf Heideländer, bei einem Gute befindlich, so habe ich *c. l.* meine Meynung dahin geäußert, daß alsdenn die Anzahl der sonst bei dem bloßen Ackerfelde nur möglichen Schäferey, um ein Viertel, auch allenfalls nach Befund der Umstände, um ein Drittel erhöhet werden könne.

Daß in diesem letztern Fall kein allgemeiner zuverläßiger Satz festgesetzet werden könne, wird ein jeder schon von selbst bemerken, weil es hierunter lediglich auf die Größe und den Umfang der Wald- und Heide-Hütungen ankommt, solcher aber nicht allenthalben gleich, sondern gar sehr verschieden ist.

§. 55.

Die Anwendung dieser Grundsätze wird durch eine in einem angenommenen Beispiel angelegte Berechnung näher gezeiget und erläutert.

Da die Feldhütung gleichsam der Kern von der Schafweide, selbige auch in den mehresten Gegenden die gewöhnlichste ist, so habe ich in dem angeführten zweyten Stück des ersten Bandes der *Oeconomia forensis* §. 181., um die Sache desto mehr zu erläutern, nach den vorhin bemeldeten Sätzen, in einem angenommenen Beispiel

spiel eine Berechnung angefertiget, und dabei hauptsächlich die Feldhütung zum Grunde geleget.

Ich besorge nicht ohne Grund, daß die gedachte Oeconomia forensis nicht in den Händen aller meiner geneigten Leser seyn möchte. Inzwischen träget doch diese Berechnung zur Erläuterung meiner Gedanken sehr viel bei.

Es wird daher, besonders den praktischen Wirthen, die meine Schriften nicht blos aus Neugierde lesen, sondern auch die Absicht, von den darinn befindlichen Wahrheiten einen Versuch und Anwendung zu machen, haben, nicht mißfällig seyn, wenn ich dieselbe hier mit einrücke.

Auf einem Landgute, wo sich die Ackergröße auf 3000 Magdeburgische Morgen beläuft, und 20 Bauern befindlich sind, würde die Berechnnug des herrschaftlichen Viehes folgendergestalt zu stehen kommen:

Auf 3000 Magdeburgische Morgen können gehalten werden = = = 1500 Stück.

Hierauf gehen ab:

a) Für 20 Bauern, jeden à 25 Stück, thut = 500
b) Für den Bauerhirten oder Schäfer = = 50
c) Für die herrschaftlichen Schafknechte = 175

725 Stück.

bleiben zum Gemenge 775 Stück.

Latus 775 Stück.

Transport	775 Stück.
Hievon gehet ferner ab,	
des Schäfers $\frac{1}{7}$tel mit	155 Stück.
Beläuft sich also die Anzahl der eigenen herrschaftlichen zum Ertrag kommenden Schafe	620 Stück.

Diese von den zum Ertrag zu bringenden Schafen angelegte Berechnung verstehet sich nur blos von solchen Landgütern, wo diesen so nützlichen Thieren nichts, als nur das bloße Ackerfeld zur Hütung offen stehet. An denen Orten aber, wo ausserdem noch genungsame Waldhütung oder Abtrifften vorhanden sind, folglich $\frac{1}{4}$tel bis $\frac{1}{3}$tel Schafe mehr gehalten werden können, muß obiges Quantum auf 800 bis 1000 Stück erhöhet werden.

§. 56.

Noch eine andere dergleichen von einem auswärtigen Wirthe angefertigte Berechnung, welche der vorstehenden ziemlich nahe kommt, und sie daher um so mehr bestärket, wobei zugleich die Ursachen, warum hierunter nach kleinen Gütern kein Maaßstab zu nehmen sey, angeführet werden.

Der schon so oft gedachte Herr Commercienrath Genthebrück führet, c. l. §. 51. unter andern die Berechnung eines erfahrnen adlichen Wirths im Meissenschen, die ebenfalls nach der Ackergröße eingerichtet ist, und welche der Meinigen ziemlich nahe kommt, an.

Es nimmt dieser Wirth auf eine Feldmark von 600 Scheffel dreßdenschen Maaßes Aussaat 1000 Stück Schafe, ausser dem nöthigen Rindvieh, an.

Nach

Nach der Ausrechnung des Herrn Commercienraths Geuthebrück kommt bei dieser Bestimmung auf jedes Schaf 288 sechszehnfüßige Quadratruthen.

In meiner obigen Berechnung setze ich vor jedes Stück zwey Magdeburgische Morgen, oder 360 zwölffüßige Quadratruthen feste.

Wenn man nun die von den Meißenschen Wirthe bei seiner Berechnung angenommene sechszehnfüßige Ruthen auf zwölffüßige reduciret, so bestehet der ganze Unterscheid zwischen seiner und meiner Berechnung in 24 zwölffüßige Quadratruthen.

Die beiden übrigen Berechnungen, so c. l. theils aus den Leipziger Sammlungen, und theils aus des Herrn Eckarts Oeconomie angeführet sind, wo nach der erstern auf 1 Schaf 9, und nach der letztern 30 sechszehnfüßige Quadratruthen kommen, sind, wie der Herr Commercienrath Geuthebrück auch schon selber eingesehen hat, offenbar irrig.

Die Wirthschaften, nach welchen diese Berechnungen angeleget worden, sind auch zu klein, als daß daraus ein allgemeiner Maaßstab vor große und einen weiten Umfang in sich fassende Landgüter, genommen werden könnte.

Denn in kleinen Wirthschaften, wo man sich mit dem Schafvieh genauer abgeben, und demselben mit allerhand kleinen Neben-Nahrungsmitteln zu Hülfe kommen kann, mag wohl zugegeben werden, daß ein stärkerer Schafstand, als sonst die bloße Feldhütung erlaubet, möglich sey.

Die

Die Wirthschaft großer Güter kann nach dergleichen kleinen Gütern, die zum Theil als bloße Bauergüter anzusehen sind, weder eingerichtet noch beurtheilet werden.

§. 57.

Daß bei der §. 55. angelegten Berechnung ein guter Mittel-Boden voraus gesezet worden sey, und daher an den Orten, wo der Acker besser oder schlechter ist, auch eine verhältnißmäßige Erhöhung oder Minderung der ausgerechneten Anzahl Schafe statt finden müsse, indem hiebei nicht blos auf den Umfang der Weide, sondern auch auf deren innere Güte zu sehen ist.

Sonst will zwar der Herr Commercienrath Geuthebrück c. l. S. 52. die Bestimmung des Schafstandes nach der Ackergröße, wegen der verschiedenen Umstände, so dabei vorkommen, fast vor unmöglich halten.

Allein, wo sind wohl allgemeine Regeln, bei welchen nicht Ausnahmen und Einschränkungen statt finden sollten?

Dieses aber ist noch nicht genung, den ganzen Grund, worauf allgemeine Regeln gegründet werden müssen, gänzlich zu verwerfen.

Es kann doch wenigstens nichts vernünftigers zur Bestimmung der zu haltenden Schafanzahl, als der Umfang der Weide, die sie zu genießen haben, angegeben werden.

Freylich ist es wahr, daß es hiebei nicht allein auf den Umfang der Weide, sondern auch deren innere Güte und Beschaffenheit ankommt. Denn wer könnte wohl leugnen, daß auf einer guten und nahrhaften Weide

mehr

mehr, als auf einer schlechten und magern, wenn beide eine gleiche Größe haben, gehalten werden können?

Um diesen Umstand zu heben, setze ich hiebei ausdrücklich voraus, daß die von mir angelegte Berechnung einen guten Mittelacker voraus setze.

Den Mittelboden in dergleichen Bestimmungen zum Grunde zu legen, ist um so vernünftiger, als in demselben, wenn das Verhältniß des guten und schlechten Bodens dagegen gehalten wird, in demselben beides als in einem Mittelpunkt wieder zusammen kommt.

Hat ein Wirth einen Acker, der vor mehr als einen guten Mittelboden geschätzet werden muß, so ist er auch allerdings befugt, seinen Schafviehstand, wegen des mehrern und nahrhaftern darauf wachsenden Grases, verhältnißmäßig zu erhöhen.

Ist aber ein Gutsbesitzer überzeuget, daß seine Aecker nicht zu der Classe des guten Mittelbodens zu zählen sind, so wird er vernünftig handeln, wenn er die von uns angelegte, und nur lediglich auf einen guten Mittelboden eingerichtete Berechnung darnach einschränket.

Denn eine ohnstreitige Wahrheit bleibet es, daß bei der Bestimmung des Schafstandes nicht blos auf die Größe des Ackers, sondern auch auf die innere Güte des auf demselben wachsenden Grases, Rücksicht genommen werden müsse.

§. 58.

§. 58.

Warum besonders an den Orten, wo viele sumpfichte Brücher auf der Feldmark befindlich sind, der Schafstand niedriger gesetzet, da aber, wo viele trockene Feldwiesen vorhanden, derselbe erhöhet werden müsse.

Um mich hierunter in die verschiedenen Beschaffenheiten der Feldhütungen näher einzulassen, finde ich besonders zu erinnern nöthig, daß man bei der besondern Bestimmung des Schafstandes hauptsächlich darauf ein Augenmerk richten müsse, ob auf der Feldmark, die man der Schäferey zur Behütung angerechnet hat, viele sumpfigte Brücher und Hütungsplätze befindlich sind.

Den Schäfereyverständigen ist aus der Erfahrung zur Gnüge bekannt, daß dergleichen sumpfichte Brücher und Hütungsplätze die allerschädlichste Weide vor das Schafvieh sey, und ein jeder vernünftiger Schafmeister solche auf das sorgfältigste zu verhüten suchen müsse.

Ganz natürlich folget hieraus, daß dergleichen sumpfichte Brücher und Hütungsplätze, bei der Bestimmung des wirklich zu haltenden Schafstandes, nicht mit angerechnet, sondern vielmehr von der Größe der vorhandenen Feldhütung abgezogen werden müssen.

Denn eine schädliche und den Tod der Schafe ohnfehlbar nach sich ziehende Hütung ist einer gar nicht vorhandenen gleich zu schätzen.

Ist hingegen eine Feldmark mit vielen trockenen fruchtbaren Wiesenplätzen, die zu allen Zeiten, wenn es die gewöhnliche Schonung nicht verbietet, mit dem Schafvieh sicher behütet werden können, versehen, so

wird

wird dieses bei einer vernünftigen Ueberlegung allemahl einen sichern Grund zur Erhöhung des Schafviehstandes, auch über den von uns angenommenen Satz legen können.

Denn daß auf dergleichen trockenen Feldwiesen die Schäferey bei ungeschlossenen Zeiten eine doppelte Nahrung finde, ist auch selbst den Anfängern in der Landwirthschaft nicht unbekannt.

§. 59.

Warum bei der Bestimmung der Schäfereyen auch auf das eigene zugewachsene Winterfutter Rücksicht zu nehmen sey, daß aber hiebei nur blos das Strohfutter, nicht aber das Heu, zum Grunde geleget werden müsse.

Ob ich gleich, wie vorhin bemerket worden, in der Oeconomia forensis, daß die hauptsächlichste Bestimmung nach der Weide und Hütung einzurichten sey, behauptet habe, so kann doch der Vorrath und die Beschaffenheit des zur Erhaltung einer Schäferey selbst gewonnenen Winterfutters dabei nicht gänzlich ausser Augen gesetzet werden.

Denn es würde, wie ich c. l. §. 182. ausdrücklich bemerket habe, am Ende einerley seyn, ob die über das Futterverhältniß vorhandene Schafe im Winter oder Sommer aus Hunger sterben, oder doch wenigstens in schlechtere und weniger nutzbare Umstände gesetzet werden müßten.

Auf einem Landgute, wo eigener herrschaftlicher Ackerbau befindlich ist, stehet zwar, wie c. l. §. 182.

mit

mit mehrern angeführet worden ist, der Mangel an Winterfutter nicht so leicht zu befürchten, als er sich in der Sommerfutterung ereignen kann.

Bei Landgütern, wo die Besitzer nur blos auf ihren eigenen Feldmarken die Schäferey-Gerechtigkeit zu exerciren befugt sind, wird sich zwischen der Sommer- und Winterfutterung, besonders wenn es an Waldhütungen fehlet, und die Schafweide nur blos auf den Acker eingeschränket ist, immer ein gewisses Verhältniß zwischen beiden, welches in dem Ackerbau selber gegründet, finden.

An solchen Orten hingegen, welche das Recht fremde Feldmarken und Grundstücke mit ihren Schafen zu behüten besitzen, oder Waldhütung von weiten Umfange haben, kann sich hierunter gar leicht eine Ungleichheit ereignen.

Diese zu befürchtende Ungleichheit macht es denn nöthig, nicht blos bei der Bestimmung des Schafstandes nach der vorhandenen Weide und Hütung stehen zu bleiben, sondern auch auf die Winterfutterung Rücksicht zu nehmen.

Das Winterfutter vor die Schafe bestehet, wie bei allen andern Vieharten, theils in Stroh, und theils in Heu.

Das letztere kann, wie jedermann bekannt ist, an vielen, und fast den meisten Orten, gegen baare Bezahlung erkaufet und angeschaffet werden.

Ja, es ist denen Wirthen, die nicht blos hinter ihren Ofen erzogen worden sind, sondern auch von fremden

Landesbibliothek Mecklenburg-Vorpommern Günther Uecker
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1759087653/phys_0466
DFG

den Wirthschaftsarten Erfahrungen gesammlet haben, zur Gnüge bekannt, daß es viele Gegenden giebet, wo die Schafe den ganzen Winter hindurch gar kein Heu bekommen, sondern sich mit bloßen Strohfutter begnügen müssen.

Ein großer Theil von Schlesien, und auch ein Theil des berühmten Pommerschen Weitzackers kann hierunter zu einem unwidersprechlichen Beispiel angeführet werden, und es ist gewiß, daß niemand den dortigen Schafen Mangel des Heues, in Absicht ihres äußern Zustandes, ansehen wird.

Ob ich nun gleich nicht in Abrede stellen will, daß das Heu, in Ansehung der innern Güte, in Ansehung der Wolle und übrigen Schafnutzung, ein vieles beitrage, und dasselbe daher einer Schäferey, wo es möglich zu machen ist, nicht zu entziehen sey, so erhellet doch hieraus wenigstens so viel, daß nicht das Heu, sondern nur blos das Stroh, ein nothwendiges und unentbehrliches Winterfutter vor die Schafe ist.

Hieraus aber folget von selbst, daß bei der Bestimmung des Schafstandes nach dem Winterfutter die Berechnung nur blos nach dem auf einem Gute zugewachsenen Strohfutter, nicht aber nach dem Heu, weil solches theils gänzlich entbehret, theils aber auch von fremden Orten angeschaffet werden kann, anzulegen sey.

§. 60.

Wie die Bestimmung der Schäfereyen nach dem Winterfutter einzurichten sey, wird ebenfalls durch eine in einem angenommenen Beispiel angelegte Berechnung näher erläutert.

Eben dieses habe ich denn auch in dem zweyten Hauptstück des ersten Bandes der *Oeconomia Forensis* vorausgesetzet, wenn ich daselbst §. 182. angenommen, daß auf 10 Magdeburgische Morgen jährlicher Roggen-Aussaat, in einem vermischten, theils starken, theils mittel, und theils schlechten Boden, ganz füglich 50 Stück Schafe ausgehalten werden können.

Zur Erläuterung dieses Satzes habe ich c. l. ebenfalls eine Berechnung in einem angenommenen Beispiel angeleget, welche ich, zur geschwindern Ersehung des geneigten Lesers, hiermit einzurücken, nicht ermangeln wollen.

Nach diesem Satz würde also die Berechnung des Schafstandes auf einem Landgute, welches z. B. jährlich 250 Magdeburgische Morgen säet, folgendergestalt zu stehen kommen.

Auf 250 Morgen Roggen-Aussaat, 10 Morgen auf 50 Schafe gerechnet, können gehalten werden, 1250 Stück.

Hievon gehen ab:

Das Gehalt der herrschaftlichen Schäferknechte = = 175 -

Bestehet das Gemenge aus 1075 Stück.

Hievon gehen ferner ab des Schäfers 15tel mit = = 215 -

Bleibet also herrschaftliches Vieh 860 Stück.

§. 61.

§. 61.

Daß bei dieser Bestimmung nur hauptsächlich auf das Roggenstroh gesehen werden könne.

Wenn ich hier von dem vor das Schafvieh nöthigen Strohfutter rede, so verstehe ich darunter hauptsächlich das Roggenstroh, als welches das gewöhnlichste, gesundeste und zuträglichste vor dasselbe ist.

Daß das in fetten Ländern gewachsene, und daher mit vielen Zusatz, besonders Vogelwicken vermengte Roggenstroh das nahrhafteste vor diese Viehart sey, darf ich wohl nicht erst besonders anführen, weil solches schon vorhin einem jeden Wirthschaftsverständigen aus der Erfahrung zur Gnüge bekannt ist.

An den Orten, wo ein schieres, ohne Zusatz vermengtes Getreide wächset, ist das Roggenstroh nur ein mageres Schaffutter, und an solchen Orten kann eine Schäferey, ohne den nöthigen Heubedarf, den Winter über nicht wohl bestehen.

In geilen und fetten Aeckern hingegen, wo öfters die Garben mehr Zusatz und Unkraut, als wirkliche Getreidehalme in sich fassen, ist das davon abgedroschene Stroh die Stelle des Heues zu vertreten gar wohl vermögend, welches die oben angeführten Gegenden, in welchen es mit dem Getreide die angeführte Beschaffenheit hat, ganz deutlich erwiesen.

§. 62.

Daß aber auch die übrigen Stroharten den Schafen, wenn sie ihnen wechselsweise vorgeleget werden, diensam sind, wobei besonders wegen des Erbs- und Wickenstro- hes verschiedene Vorsichten anempfoh- len werden.

Sonst ist gewiß, daß auch bei andern Stroharten, wenn solche von der Futterung des Rindviehes entbehret werden können, das Schafvieh sehr wohl bestehet, und es demselben gewissermaßen zur Arzeney dienet, wenn damit abgewechselt werden kann a).

Das Erbs- und Wickenstroh ist fast allenthalben zur Nahrung der Schafe ausgesetzet, und diejenigen Wirthe, die gerne viele Erbsen säen, verstecken sich gemeiniglich, wenn solches getadelt werden will, hinter die Entschuldigung, daß sie solches der Schäferey halber thun müßten b).

Wo vieler Weitzen gesäet wird, pfleget ein großer Theil des davon abgedroschenen Strohes ebenfalls vor die Schafe gewidmet zu werden, und in den rechten Weitzäckern, wo der Roggen gleichsam eine Nebenfrucht ist, muß es ihre beste und vornehmste Nahrung abgeben c).

Gersten- und Haferstroh kommt zwar nur selten vor die Schafe. Inzwischen kann man Bürge davor seyn, daß sie solches, wenn es ihnen abwechselnd gegeben wird, nicht allein gerne fressen, sondern sich auch ganz wohl dabei befinden.

a) Da ich vor einigen Jahren, gegen Eintretung des Winters, meinen sämmlichen Rindviehstand zu verlieren, das Unglück hatte, so konnte ich von meinen mir übrig bleidenden

benden Sommerstroh keinen bessern Gebrauch machen, als daß ich solches den Schafen Preis gab.

Ich traf aber dabei die Verfügung, daß damit von Zeit zu Zeit abgewechselt, und ihnen bald das gewöhnliche Roggenstroh, bald aber wiederum Gersten- und Haferstroh eingebändet werden mußte.

Bei diesem wider meinen Willen angestellten traurigen Versuch habe ich befunden, daß die Schafe alle Arten von Stroh, besonders wenn solche umgewechselt werden, mit gleicher Begierde fressen.

Auch habe ich in diesem Jahre einen besondern Wohlstand in meiner Schäferey wahrgenommen, welchen ich, theils dem damahligen Ueberfluß an Futter, theils aber auch dem beständigen Abwechseln der verschiedenen Stroharten, wodurch der Appetit oder Freßbegierde der Schafe von Zeit zu Zeit erneuert wurde, billig beischreiben muß.

Denn bei den Thieren sowohl als bei den Menschen findet das bekannte Sprichwort: variatio delectat, seine Anwähre.

b) Wahr ist es, daß das Erbsen- und Wickenstroh eine sehr gute Nahrung vor das Schafvieh ist, und solches gewissermaßen die Stelle des schlechten Heues vertreten kann.

Inzwischen pflegen die Erbsen und Wicken sehr oft mit Gift und Mehlthau befallen zu werden. Daß aber ein dergleichen vergiftetes Futter dem zarten Schafvieh nicht dienlich seyn könne, giebet die Vernunft.

Inzwischen nehmen die Schäfer dieses Stroh ohne Unterscheid, ob es den bemerkten Fehler an sich habe oder nicht, mit der größesten Begierde nach sich, ohne sich zu bekümmern, was daraus vor Folgen entstehen können.

Die meisten Schäfer sorgen mehr vor die Menge als Güte des Futters, und dieses ist in den mehresten Schäfereyen die wahre Ursache von den vielen sich darinn ereignenden Sterbefällen.

Gewöhnlicherweise wird das Erbsen- und Wicken-Stroh schon gleich im Anfange des Winters, ehe noch die übrigen Schafsorten auf Heufutter gesetzet worden, mit den Jährlingen verfuttert, weil solche, ihrer Zärtlichkeit wegen, des besten und nahrhaftesten Futters vorzüglich benöthiget sind.

Gewiß aber ist es auch, daß das mit Gift befallen gewesene Erbsen- und Wickenstroh bei diesen zarten und jungen Thieren am ersten seine schädliche Wirkung beweiset, und daher ein vernünftiger Schäfer, darunter behutsam zu verfahren, große Ursache hat.

Sonst ist bekannt, daß auch das reineste und mit keinem Gift noch Mehlthau befallen gewesene Erbsstroh, bei den Jährlingen, wenn es mit demselben ununterbrochen weggefuttert wird, Schaden anrichtet.

Denn die Erfahrung lehret, daß dieselben, wenn nicht mit andern Futter abgewechselt wird, das Rothnetzen, woran viele zu crepiren pflegen, darnach bekommen.

Ein Landwirth hat solchemnach seinen Schäfer hierunter sehr wohl zu beobachten, und nicht zuzugeben, daß das Erbsstroh mit den Jährlingen gleich hintereinander verfuttert werde. Haben sie etwa acht oder vierzehn Tage hinter einander davon bekommen, so muß der Schäfer eine eben so lange Zeit damit anhalten, ehe er ihnen solches wieder vorleget.

Um die in allen Stücken so schwer zu beobachtende Schäfer hiezu mit Zuverläßigkeit anzuhalten, muß man die gewonnene Erbsen und Wicken nicht auf einmahl

und

und hintereinander ausdreschen lassen, sondern darunter gewisse Pausen machen.

Hiedurch wird der Schäfer zur Beobachtung obiger Regel von selbst angewiesen.

e) Das Weitzenstroh scheinet zwar fetter und folglich nahrhafter vor die Schafe, als das Roggenstroh zu seyn.

Wenn man aber die Sache genau betrachtet, so sind nur hauptsächlich die an den Aehren zurück gebliebene Hülsen und darinn noch etwa sitzende Körner dasjenige, was den Schafen von den ihm vorgelegten Stroh zum Genuß kommt.

Nun aber ist bekannt, daß die Hülsen der Weitzenähren weit mehr, als die Hülsen der Roggenähren, unter dem Dreschen abgeschlagen werden.

Das Schaf findet also bei dem Roggenstroh weit mehr Fraß und Nahrung, als bei dem Weitzenstroh.

Ueberdem ist dem Schafe, wegen seiner vielen bei sich führenden Feuchtigkeiten, ein trockenes Nahrungsmittel weit zuträglicher, als ein fettes und weiches.

Daß aber das Roggenstroh hierunter vor dem Weitzenstroh einen ohnstreitigen Vorzug habe, wird wohl nicht geleugnet werden können.

Man misset sonst auch dem Weitzenstroh, wenn das Rindvieh im Ueberfluß damit gefuttert wird, die schädliche Folgen bei, daß das Vieh Würmer oder Läuse darnach bekommt.

Ob es bei den Schafen eine ähnliche Wirkung habe, kann ich aus der Erfahrung nicht behaupten, weil ich an einem Orte lebe, wo der Weitzen nicht in solchem Ueberfluß, daß das Stroh davon den Schafen Preis gegeben werden darf, gebauet wird.

Ueberhaupt aber bin ich der Meynung, daß das Roggenstroh den Schafen allemahl viel gesunder und dien-

samer, als das Weitzenstroh sey, und daher auch mit dessen Verfutterung in den Schäfereyen nicht anders, als blos wechselsweise, verfahren werden müsse.

§. 63.

Von dem Unterscheide der Zucht- und Hammel-Schäfereyen, und was unter einer jeden verstanden werde.

Alles was bisher gesaget und angeführet worden, verstehet sich blos von den Zuchtschäfereyen.

Es giebet aber auch Hammelschäfereyen, bei welchen ganz andere Maaßregeln, in Bestimmung ihrer Anzahl sowohl, als auch in Ansehung ihrer Abnutzung, genommen werden müssen.

Es wird, um hierunter desto deutlicher seyn zu können, zuförderst von beiden die erforderlichen Begriffe festzusetzen, nöthig seyn.

Eine Zuchtschäferey nennet man diejenige, wo der Abgang durch eigenen Zuwachs wieder ersetzet wird, mit Einem Worte, mit welcher die Lämmerzucht verknüpfet ist.

In einer Zuchtschäferey giebet es daher verschiedene Sorten, sowohl männlichen als weiblichen Geschlechts.

In einer Hammelschäferey hingegen, werden nur blos Hammel unterhalten, und der jährliche Verkauf derselben, der immer durch einen neuen Einkauf wieder ersetzet werden muß, machet, nebst der von den Hammeln fallenden Wolle, die Hauptnutzung einer solchen Schäferey aus.

§. 64.

§. 64.

An welchen Orten es die Nothwendigkeit erfordert, an statt der Zuchtschäfereyen, welche sonst allemahl den Vorzug haben, Hammelschäfereyen zu halten.

Die Natur der Sache giebet es von selbst, daß es einem Lande, die Anzahl der Hammelschäfereyen ohne Noth vorzuziehen, nicht zuträglich sey.

Denn woher wollten die Hammelschäfereyen ergänzet werden, wenn deren mehrere, als Zuchtschäfereyen, vorhanden wären, indem der jährliche Abgang in jenen aus diesen ersetzet werden muß?

Inzwischen ist bekannt, daß eine Zuchtschäferey, wenn sie bestehen, und den gehörigen Fortgang haben soll, eine zwar zureichende, aber dabei hohe und trockene Weide haben müsse.

Die tief liegende Gegenden, wo fettes und allzunahrhaftes Gras wächset, sind vor diese Gattung der Schäfereyen nicht tauglich, weil das Schafvieh eine allzu fette Nahrung nicht aushalten kann, und besonders die Erfahrung lehret, daß an solchen Orten die Lämmerzucht keinen Bestand hat.

Will nun demohnerachtet der Besitzer eines in dergleichen Lage belegenen Landgutes einen Theil der Nutzungen, den der Schafstand liefert, genieſſen, so muß er sich, lauter Hammel, um solche, nachdem sie zum Schlachten tauglich gemacht worden, mit einem billigen Vortheil wiederum zu verkaufen, zu halten entschlieſſen.

Und dieses ist der wahre Grund von den Hammelschäfereyen, woraus zugleich, an welchen Orten sie rathsam sind, beurtheilet werden kann und muß.

§. 65.

Von den verschiedenen Einrichtungen der Hammelschäfereyen, und was dabei zum Grunde geleget werden müsse.

Die Einrichtung der Hammelschäfereyen kann nicht an allen Orten einerley seyn, sondern es muß dabei auf die verschiedene Beschaffenheit der Weide gesehen werden.

Auf niedrigen und sumpfigten Oertern stehen die Hammel nicht gerne über ein Jahr, sondern müssen, nachdem sie fett gemachet worden, wenn man nicht ohnfehlbaren Schaden dabei leiden will, sofort wieder verkaufet werden.

Es giebet aber auch höher liegende Weiden, wo das Gras zwar vor Zuchtschäfereyen zu fett und untauglich ist, die Hammel aber dennoch ohne Gefahr ein paar Jahre erhalten werden können.

Nach dieser verschiedenen Beschaffenheit der Hütungsplätze können und müssen auch die Hammelschäfereyen ihre verschiedene Einrichtung bekommen.

§. 66.

Von der ersten Art der Einrichtung einer Hammelschäferey.

In dem ersten Fall, wo nichts als niedrige und sumpfigte Weide ist, kaufet der Eigenthümer bei Eintritt des Winters diejenige Menge von Hammeln, die er in dem folgen-

folgenden Jahre fett zu machen und loß zu werden gedenket, ein.

Von selbst verstehet es sich aber, daß diese Hammel von solcher Art und Alter seyn müssen, als sie die Schlächter und Aufkäufer des fetten Viehes verlangen.

Mit jungen Hammeln kann sich daher ein dergleichen Landwirth nicht abgeben, sondern es müssen lauter vollsetzige, oder doch wenigstens sechszähnige seyn, die in dem folgenden Frühjahre vollsetzig werden.

An denjenigen Orten, wo wahre und wirkliche Fettweiden sind, werden gewöhnlicher Weise des Jahres zweymahl Hammel zum Verkauf angemästet, und zwar dergestalt, daß sie das erstemahl gegen Pfingsten oder Johannis, und das zweytemahl gegen Michaelis verkaufet werden können.

Man hält daher die eingekaufte Hammel den Winter über auf den Stall, um davon den Mist, der von dergleichen starken Hammeln bey genungsamer Einstreue in großer Menge geschaffet werden kann, zu gewinnen.

Zum Anmästen dürfen sie alsdenn zwar noch kein Futter bekommen. Inzwischen muß ihnen doch auch keine Noth gelassen, sondern sie von Zeit zu Zeit mit gutem Heu, welches ohnedem an den Orten, wo dergleichen niedrige Fettweiden vorhanden sind, in Ueberfluß zu seyn pfleget, versehen werden.

Denn ganz natürlich ist es, daß ein schlecht und geringe aus dem Winter kommender Hammel auf den Fettweiden weit schwerer und langsamer zunimmt, als ein anderer, der im Winter mit reichlicher Futterung unterhalten worden ist.

So

So bald es im Frühjahre die Witterung erlaubet, wird die ganze vorräthige und bei Eintritt des Winters eingekaufte Hammelheerde geschoren, und die davon fallende Wolle, die man gemeiniglich vor jedes Hundert auf 10 Steine zu schätzen pfleget, ist der hauptsächlichste Gewinn, worauf der Eigenthümer einer Hammelschäferey sichere Rechnung machen kann.

Nachdem solches geschehen, wird die Hälfte der Hammelheerde, oder wie viel ein jeder nach den Umständen des Ortes vor gut befindet, sofort auf die eigentlich bestimmte Fettweiden gebracht, die übrige Heerde aber auf die andern Hütungsplätze, wo das Gras nicht so fett und nahrhaft ist, getrieben.

Die zuerst auf die Fettweide gebrachte Hammel sind zwischen Pfingsten und Johannis schon in dem Zustande, daß sie mit Nutzen verkaufet werden können.

Es pfleget auch dieser Frühjahrs-Verkauf der vortheilhafteste zu seyn, weil alsdenn die fetten Hammel noch nicht in solchem Ueberfluß, als gegen Michaelis, wo auch selbst die Zuchtschäfereyen ihren Ueberschuß anzumästen und zu verkaufen gewohnet sind, vorhanden.

Die Eigenthumsherren der Hammelschäfereyen haben daher auf diese vortheilhafte Verkaufszeit besonders aufmerksam zu seyn Ursache, indem bei dieser Art von Schäfereywirthschaft, wenn sie glücklich von statten gehen soll, auf einen sichern und zuverläßigen Absatz der fettgemachten Hammel alles ankommt.

So bald der erste Theil der Heerde verkaufet ist, wird der zweyte Theil wiederum auf die Fettweide gebracht, und selbiger, so bald er seine erforderliche Anmästung

mästung erhalten, ebenfalls verkaufet, alsdenn aber bei Eintritt des künftigen Winters wieder mit dem Einkauf guter und tüchtiger Hammel auf die Art, wie oben gedacht worden, verfahren.

§. 67.

Von der zweyten Art, wie eine Hammelschäferey eingerichtet werden kann.

In dem zweyten Fall, wo die vorhandene Weide zwar vor die Zuchtschäfereyen zu fett und nahrhaft, solche aber dennoch von der Beschaffenheit ist, daß die Hammel ein paar Jahre ohne Gefahr darauf gehalten werden können, mag folgende Einrichtung vor die beste und bequemste geachtet werden.

Man setzet diejenige Anzahl von Hammeln, die auf der vorhandenen Weide nach ihrem Umfange jährlich unterhalten werden können, in drey Theile.

Einen Theil bestimmet man jährlich zum Fettmachen und Verkauf, die andern zwey Theile aber behält man zu eben diesen Endzweck bis zu den zwey andern Jahren auf.

Zugleich unterscheidet man seine Weideplätze nach dem mehr oder weniger fetten Grase, so dieselben bringen, welchen Unterscheid man allenthalben antreffen wird.

Auf die fettesten Oerter werden diejenigen Hammel, die in dem gegenwärtigen Jahre zum Verkauf bestimmet sind, geweidet, und daselbst auf eben die Art, wie in dem nächstvorstehenden §. bemerket worden, zum Verkauf fett gemacht. Der übrigen Heerde aber, die noch überstehen soll, werden die höhern und in ihrer Fettigkeit

keit geringer fallende Hütungsplätze zur Weide eingeräumet.

Titius kann, um dieses durch ein Beispiel deutlicher zu machen, auf seinen sämmtlichen Hütungsplätzen jährlich 1500 Stück Hammel unterhalten.

Von diesen 1500 Stück werden nur jährlich 500 Stück fett gemachet und verkaufet, die übrigen 1000 Stück aber bis zu den nächstfolgenden Jahren aufbehalten.

Jene müssen daher auf die eigentliche Fettweiden, diese aber nur auf die geringere und hochliegende Plätze, damit sie nicht vor der Zeit ihre volle Mastung bekommen, getrieben werden.

§. 68.

Warum die letzte Einrichtungsart vortheilhafter, als die erste, sey.

Der Vortheil, den diese letztere Einrichtung gegen die erste voraus hat, bestehet hauptsächlich in dem Einkauf.

In dem ersten Fall müssen lauter starke und vollsetzige Hammel gekaufet werden, und zwar die ganze Heerde mit einmahl.

Bei der jetzt vorgetragenen Einrichtung aber darf jährlich nur der dritte Theil der Hammelheerde durch einen neuen Einkauf wieder angeschaffet werden, und solche können ganz füglich in bloßen Ziethhammeln bestehen.

Die Ausgabe, die in dem ersten Fall jährlich nöthig ist, wird hier also nicht allein gar sehr gemindert, sondern der Einkauf selber auch weit wohlfeiler gemacht.

Ein

Ein ausgewachsener Hammel muß selbst in unsern Gegenden, ob gleich hier das Schafvieh nur von mittelmäßiger Größe ist, in der Wolle wenigstens mit 1 Rthlr. 16 bis 18 Groschen bezahlet werden.

Einen Ziethhammel kann man allenthalben vor 1 Rthlr. 4 bis 6 Gr. bekommen, welches auf jedes Hundert einen Unterscheid von 50 Rthlr. machet.

Ein Landwirth hat daher bei dieser Einrichtung nicht allein den erforderlichen Nutzen von seinen Fettweiden, sondern er gewinnet auch bei dem Einkauf der jüngern Hammel einen Theil desjenigen, was sonst die Zuchtschäfereyen durch den Zuwachs gewähren.

Ein Ziethhammel, der bei Eintritt des Winters 1779. erkaufet worden, wird im Frühjahr 1782, als in welchem Jahre er fett gemacht und verkaufet werden soll, schon vollsetzig.

Wenn er nun bei dem Einkauf in der Wolle nur 1 Rthlr. 4 Gr. gekostet hat, und nach zwey Jahren in den Preiß der vollsetzigen Hammel à 1 Rthlr. 16 Gr. tritt, so ist offenbar, daß er seinem Herren in dieser Zeit durch seinen Zuwachs 12 Groschen einbringet.

§. 69.

Dieses wird durch eine von beiden Arten angelegte Berechnung erwiesen.

Man wird vielleicht hiegegen einwenden, daß in dem ersten Fall, wo alle Jahre die eingekauften Hammel auch wiederum fett gemachet und verkaufet werden können, der Vortheil sich weit höher, als in den zweyten Fall, ersteigen müsse.

Wir

Wir wollen, um uns hievon die nöthige Begriffe zu machen, und davon mit Ueberzeugung reden zu können, von beiden Fällen eine kurze Berechnung anlegen.

In dem ersten Fall kömmt die Einnahme folgendergestalt zu stehen.

1) Von 1500 Hammel beträgt der Ueberschuß wegen der Anmäßung, vor jedes Stück 4 Groschen gerechnet. = = = 250 Rthlr.

Die Ausgabe hievon beruhet hauptsächlich auf die Zinsen von dem zum Einkauf dieser 1500 Hammel angewendeten Capitals.

Wenn nun das Stück à 1 Rthlr. 16 Gr. gerechnet, das hiezu nöthige Capital 2500 Rthlr. beträget, so kommen die einjährige Zinsen à 5 pro Cent hier in Abzug mit = = 125 "

bleibet also reiner Profit = 125 Rthlr.

2) In dem zweyten Fall beträget jährlich der Verkauf der 500 Hammel, das Stück à 4 Gr. Profit gerechnet = = = 83 Rthlr. 8 gr.

Der oben erwehnte Zuwachs von 500 Stück Hammeln, bestehet das Stück zu 12 Gr. gerechnet, in 250 " "

333 Rthlr. 8 gr.

Die Ausgaben, die hievon abgehen müssen, bestehen in einjährigen Interessen von einem Capital von

Latus 333 Rthlr. 8 gr.

533 Rthlr.

	Transport	333 Rthlr.	8 gr.
533 Rthlr. 8 Gr. das Stück à 1 Rthlr. 4 Gr. gerechnet à 5 pro Cent		26 =	16 =
bleibet also Ueberschuß	=	306 Rthlr.	16 gr.

Diese Berechnungen werden also wohl keinen Zweifel übrig lassen, daß bei der Hammelschäferey-Einrichtung nach der zweyten Art mehrere Vortheile, als bei der nach der ersten Art, zu erwarten stehen.

Man wird hiebei sonder Zweifel weiter einwenden, daß bei dem Einkauf der Ziethhammel, wenn solche bis in das dritte Jahr, ehe sie zum Verkauf tüchtig werden, stehen bleiben sollten, sich noch vieler Abgang ereignen könne, der hingegen bei den ausgewachsenen Hammeln in dem einen Jahre, so sie nur zu überstehen hätten, nicht zu befürchten wäre.

Die Ziethhammel gehören schon, wenn sie sonst nur von gesunden Orten erkaufet sind, zu den dauerhaften Schafsorten, und es ist bei gehöriger und reichlicher Ausfutterung so leicht kein merklicher Abgang bei ihnen zu befürchten.

Wenn man aber auch in gewöhnlichen Fällen den zehnten Theil als Abgang annehmen wollte, so würde doch dieser Abgang den Ueberschuß, den die zweyte Berechnung gewähret, noch nicht erschöpfen.

Man wird endlich auch dagegen einwenden, daß von 1500 lauter starken und vollsetzigen Hammeln mehr Wolle, als die vier- und sechszähnigen, in welchen Sorten die eingekauften Ziethschafe bei den Wollschuren bereits verartet sind, bringen müßten.

Ob ich gleich dieses nicht so schlechterdings zugeben kann, sondern vielmehr der Meynung bin, daß ein wohl gefutterter vier- und sechszähniger Hammel, den vollsetzigen um so weniger etwas nachgebe, als der Wollwuchs bei dem jungen Vieh, welches man schon bei den Jährlingen wahrnimmt, weit stärker als bei dem alten und abgelebten ist, so kann doch dieses, wenn man auch auf hundert Stück einen Stein rechnen wollte, nur immer eine Kleinigkeit betragen, und den obigen Ueberschuß nicht gänzlich absorbiren.

§. 70.

Die hiergegen vorfallen könnende Zweifel werden ebenfalls durch eine Berechnung widerleget.

Um uns auch davon, ob diese beiden letzten Zweifel gegründet sind, gehörig zu überzeugen, wollen wir davon ebenfalls eine kurze Berechnung anlegen.

1. Der Gewinnst der Hammelschäferey-Einrichtung nach der zweyten Art bestand in = 306 Thlr. 16 gr.

2. Der Gewinnst bei einer Hammel-Schäferey nach der ersten Art betrug = 125 - —

blieb also bei der zweyten Art Ueberschuß = = 181 Thlr. 16 gr.

Man rechne nun auf der zweyten Art noch ferner ab:

1) Das zehnte Theil als Abgang mit 50 Stück, das Stück à 1 thlr. 4 gr. thut 58 Thlr. 8 gr.

Latus 58 Thlr. 8 gr.

2) Auf

	Transport	58 Thlr.	8 gr.
2) Auf jedes 100 von 1000 Stück 1 Stein Abgang in der Wolle, der Stein à 5 Thlr. gerechnet	50	—	
	108	—	8

wird solchemnach abermahl ein Ueberschuß bleiben von — — 73 Thlr. 8 gr.

Nicht zu gedenken, daß bei der zweyten Art der Hammelschäferey-Einrichtung, die jedesmahl unverkauft stehen bleibende 1000 Stück Hammel, in Ansehung der Düngung und des Hortenschlages, einen weit größern Nutzen, als wenn die ganze Heerde alle Jahre verkaufet, und wieder eingekaufet werden muß, stiften können.

Die Sache ist an und vor sich problematisch, und die Verschiedenheit der Lage und der Umstände eines jeden Ortes können bald das eine und bald das andere rathsamer machen. Inzwischen habe ich doch, die im allgemeinen auf beiden Seiten vorwaltende Gründe anzuführen, nicht ermangeln wollen.

§. 71.

Von dem Grundsatz, nach welchen die Anzahl einer Hammelschäferey zu bestimmen.

Daß zur Bestimmung der Hammelschäfereyen, in Ansehung ihrer Anzahl, nicht eben diejenigen Grundsätze, die wir in Ansehung der Zuchtschäfereyen oben angenommen haben, beibehalten werden können, ist von selbst einleuchtend. Denn da ich schon vorhin bemerket habe, daß bei der Festsetzung des Schafstandes nicht blos auf

den Umfang der Hütungsplätze, sondern auch auf deren innere Güte und Beschaffenheit gesehen werden müsse, so folget daraus, daß, weil die Fettweiden nicht allein weit mehreres, sondern auch ein weit fetteres Gras bringen, die in Ansehung der Zuchtschäfereyen angelegte Berechnung bei den Hammelschäfereyen nicht statt finden könne.

Hiezu tritt noch, daß an den Orten, wo wirkliche Fettweiden, welche die Anlegung einer Hammelschäferey nöthig machen, vorhanden sind, auch gemeiniglich besondere Hütungsplätze angetroffen zu werden, und die unter den Pflug stehende Feldmark nur den geringsten Theil der Schafweiden auszumachen pflege.

Dieses beweget mich denn, den §. 54. angenommenen ersten Grundsatz, wo ich auf 3 auch wohl 4 Stück Schafe eine Magdeb. Morge, unter den dabei bemerkten Bedingungen, vor zureichend erachtet habe, anzuempfehlen.

Von selbst verstehet es sich, daß hiebei die Beschaffenheit des Grases, und dessen schnelles und langsameres Wachsthum nicht ausser Augen gesetzet werden müsse.

Auch kann ich hiebei nicht unerinnert lassen, daß ein hohes und langes Gras zum Fettwerden aller Viehharten, besonders aber der Hammel nichts beitrage, sondern dieser Wirkung vielmehr hinderlich sey.

Eine kurz gehaltene, von Zeit zu Zeit aber wieder geschonte und deshalb in Koppeln geschlagene Weide liefert, wegen des beständig hervor sprossenden frischen Grases, weit fettere Hammel, als wenn selbige in dem-

selben

selben gleichsam schwimmen, und bis an den Bauch darinn gehen müssen.

Ist der Grund nur fett, so ist auch das darauf wachsende Gras, so kurz und knapp es auch zu seyn scheinet, dennoch allemahl gedeylich.

§. 72.

Von den verschiedenen Gattungen des Schafviehes, und warum von diesem Artikel drey besondere Abtheilungen gemachet werden sollen.

Nach der §. 2. beliebten Ordnung müssen wir nunmehr, nachdem wir uns von der Nutzbarkeit des Schafviehes genugsam unterrichtet haben, auch ferner die verschiedene Gattungen desselben kennen zu lernen, bemühen.

Ich gedenke von diesem Artikel drey besondere Abtheilungen zu machen.

In der ersten soll aus den bei der Hand habenden Schriftstellern eine historische Nachricht von den verschiedenen, sowohl ausländischen, als einländischen Schafen, mitgetheilet werden.

In der zweyten aber werde ich mich bemühen, dasjenige, was zu den Eigenschaften eines tüchtigen Schafes, es sey männlichen oder weiblichen Geschlechts, ohne Rücksicht auf die verschiedene Landesarten zu nehmen, erforderlich ist, zu bestimmen und festzusetzen.

In der dritten endlich soll von den besten Regeln einer guten Lämmerzucht, weil solche der Grund von dem Wohlstande einer jeden Schäferey ist, gehandelt werden.

§. 73.

Was sich der Verfasser bei der Mittheilung der Historischen Nachrichten von den verschiedenen ein- und ausländischen Schafarten vor einen Leiter erwählet.

In Ansehung der ersten Abtheilung nehme ich abermahls meine Zuflucht zu dem von dem Herren Commercienrath Geuthebrück gesammleten Unterricht von Schafen und Schäfereyen.

Eine zuverläßige Nachricht von den verschiedenen Schafgattungen, sowohl in- als ausserhalb Deutschland, aus eigner Erfahrung mitzutheilen, kann von mir wohl nicht erwartet werden, und es würde eine Verwegenheit seyn, wenn ich mich einer so ausgebreiteten Kenntniß in der Schafwirthschaft rühmen wollte.

Von dem Herren Commercienrath Geuthebrück kann zwar ebenfalls nicht vermuthet werden, daß er die verschiedene Schafarten in allen Welttheilen sollte selber gesehen und geprüfet haben.

Er ist aber ein Mann, der sich der Schäfereywissenschaft ganz besonders beflissen, und daher dasjenige, was er auch selber nicht gesehen und erfahren, aus den besten Quellen zu schöpfen gesuchet hat.

Ich werde daher nicht unrecht handeln, wenn ich ihn hierunter zu meinen Leiter annehme, und von demjenigen, was er von den mancherley Gattungen, sowohl deutscher als ausländischer Schafe, in seinem bemeldeten Werke, zum Theil aus andern Schriftstellern gesammlet hat, einen kurzen Auszug hier mittheile, dabei aber auch

zugleich

zugleich von einigen Hauptarten, die mir selber bekannt geworden sind, mein eigenes Wissen beifüge.

§. 74.

Historische Nachrichten von den spanischen Schafen, und woher deren Verbesserung gekommen.

Die Nachrichten, so in dem vorbenannten Geuthebrückschen Werke von den verschiedenen ausserhalb Deutschland befindlichen Schafen hin und wieder zerstreuet angetroffen werden, sind folgende:

1) Die spanischen Schafe haben feinere Wolle als die englischen, aber nicht so häufige. Sonst giebet es daselbst zweyerley Arten von Schafen. Die erste Art bleibet, wie in Deutschland, beständig an einem Orte, kommt auch im Winter alle Nächte in den Stall, träget aber nicht so gute und feine Wolle, als die zweyte Art.

Diese zweyte Art, welche mit der feinsten Wolle bedecket ist, bringet ihr ganzes Leben unter freyen Himmel zu, und zu Ende des Sommers werden sie aus den im nordlichen Spanien befindlichen kalten Gebürgen, um im Winter in den südlichen warmen Gegenden von Andalusien, Mancha und Estremadura zu weiden, herunter getrieben.

Zehntausend Schafe machen eine Heerde aus, welche wieder in zehn verschiedene Haufen vertheilet wird. Ueber die ganze Heerde von zehntausend Schafen hat ein einiger Mann die Aufsicht. Er muß selbst ein Eigenthümer von 500 Schafen, stark an Kräften des Leibes, emsig, wachsam, und in der Art zu weiden, auch in der Kenntniß der Witterung und der Krankhei-

ten der Schafe, erfahren seyn. Er hat den unumschränkten Oberbefehl über 50 Schäfer und 50 Hunde, von welchen allemal 5 zu einem jeden Haufen gehören.

Diese Unterschäfer erwählet er nicht allein, sondern bestraft sie auch, und ist also der Oberschäfer und Oberaufseher einer ganzen Heerde. Seine Besoldung bestehet jährlich aus 255 Rthlr., wobei ihm noch ein freyes Pferd gehalten wird. Da hingegen der erste Unterschäfer jährlich nur 11 Rthlr. 2 Gr., der zweyte 9 Rthlr. 6 Gr., der dritte 6 Rthlr. 22 Gr., der vierte 4 Rthlr. 4 Gr., und der fünfte, welches ein Junge ist, 2 Rthlr. 18 Gr. an Lohn erhält, auch täglich zwey Pfund Brodt bekommt.

Die sämmtlichen Schafheerden gehöreten ehedem der Krone, jetzt aber sind sie ein Eigenthum der Privat-Güterbesitzer.

Ein jedes Schaf wird in seinem Ertrage jährlich auf 1 Rthlr. 16 Gr. gerechnet. Hievon aber bleiben dem Eigenthümer nicht mehr als 3 Gr. 4 Pf. übrig. Zehn Gr. bekommt der König, und 1 Rthlr. 2 Gr. 8 Pf. gehen auf die Kosten der Weide, der Zehenden, der Schäfer, der Hunde, des Salzes und des Schärens.

Die spanischen Schafe, besonders diejenigen, die des Sommers im Gebürge, und des Winters in der Ebene weiden, bekommen ungemein viel Salz, weil solches zur Erhaltung ihrer Gesundheit unumgänglich nöthig ist.

Besonders aber ist hiebei, daß die Schafe, wenn sie auf einem Kalklande weiden, kein Salz fressen wollen. Weil aber der Schäfer sie nicht lange ohne Salz

lassen

lassen darf, so führet er sie, wenn er solches bemerket, auf einen thonartigen oder leimigten Boden, da sie alsdenn, wenn sie nur eine Viertelstunde darauf geweidet haben, das Salz mit der gehörigen Begierde wieder genießen.

Schon zu Ende des Julius werden die Widder zu den Schafmüttern gelassen, und auf hundert Schafe 6 bis 7 Widder gerechnet.

Wenn der Schäfer glaubet, daß die leztern ihre Schuldigkeit verrichtet haben, so sondert er sie von den Schafmüttern wieder ab, und weidet sie alleine.

Es ist auch eine besondere Heerde von Widdern in jeder Schäferey vorhanden, welche allein gefüttert, und nie unter die Mutterschafe gelassen werden, sondern nur blos zur Wolle und in die Fleischbank dienen. Denn ob wohl die Wolle und das Fleisch der Hammel feiner und wohlschmeckender ist, so wieget doch das Fleisch der Widder schwerer, und sie leben auch länger.

Die Wolle von drey Widdern wiegt gemeiniglich 25 Pfund, da hingegen vier Hammel und fünf Mutterschafe zu 25 Pfund Wolle erfordert werden.

Denen Mutterschafen fallen die Zähne schon nach dem fünften Jahre aus, denen Hammeln geschiehet es nach dem sechsten, und einem starken Widder erst nach dem achten.

Die spanische Wolle soll ehedem von schlechten Werth gewesen seyn. Ein Bürger zu Cadix aber, Marcus Columella, welcher vor einen Vetter des bekannten ökonomischen Schriftstellers dieses Namens

ausgegeben wird, soll sie zu verbessern angefangen haben.

Die africanischen Kaufleute hätten zu Cadix wilde Schafe verkauft, die zur Schau gestellet werden sollen. Gedachtem Columella wäre die Weiße und der Glanz der Wolle in die Augen gefallen. Er habe sich daher zu einem Versuche, sie zahm zu machen, und in den Gegenden von Cadix eine Zucht davon anzulegen, entschlossen. Es sey ihm auch gelungen, und er habe diese Zucht dadurch vermehret, daß er africanische Böcke mit gemeinen Schafen springen lassen.

So glücklich auch dieser Versuch abgelaufen, so sey er doch von niemanden weiter wiederholet worden, bis endlich Don Pedro IV König von Castilien Schafe aus der Barbarey in seinen Staaten fortpflanzen, und eine kleine Anzahl der besten herüber kommen lassen.

Auch dieser Versuch sey vollkommen gut von statten gegangen.

Ohngefähr drey Jahrhunderte darnach sey der berühmte Ximenes in die Fußstapfen des Don Pedro getreten, und habe von den barbarischen Küsten Schafe kommen lassen, die in den Segovischen Gegenden fortgepflanzet worden.

Auf solche Art sind die Spanier zu der schönen Wolle, die wegen ihrer Feinigkeit fast in der ganzen Welt berühmt ist, gelanget. a)

a) Daß dieser Auszug von der Geschichte der spanischen Schafverbesserung etwas weitläuftig gerathen, wird der geneigte Leser um so mehr verzeihen, als die spani-

sche Wolle noch bis anjetzt vor allen andern den Vorzug hat, auch die dortige Schafzucht gleichsam die Mutter von allen guten Schafzuchten in ganz Europa ist.

Ueberdem habe ich in diesem Auszuge verschiedene besondere Umstände, die vielleicht der Neubegierde eines aufmerksamen Lesers nicht unangenehm seyn werden, nicht gänzlich übergehen wollen.

Original-spanische Schafe sind mir zwar selber niemahls zu Gesichte gekommen. Es hat aber der in meiner Nachbarschaft wohnende Königl. Preußische Geheime Finanzrath von Brenckenhoff auf seinen neumärkischen Gütern in dem vorigen Frühjahr aus Schlesien einige Stücke, die von spanischen Böcken erzeuget, aber schon halbschlächtig sind, kommen lassen, und an diesen bemerket, daß sie weit kleinartiger als die englischen, wovon gedachter Herr Geheimerath auch einige besitzet, fallen.

Die Wolle davon übertrifft in ihrer Feinigkeit alles, was man nur in hiesigen Gegenden zu sehen bekommt. Sie ist dabei so dichte ineinander gewebet, daß man sie, wenn man ihre Feinigkeit recht beobachten will, mit den Fingern auseinander ziehen muß.

§. 75.

Historische Nachrichten von den englischen Schafen, und woher solche in den Zustand, worinn sie sich jezt befinden, gerathen.

2) Die englische Schafe sind bekanntermaßen nach den spanischen diejenigen, welche sowohl wegen ihrer Größe, als auch in Ansehung der Wolle, vor allen andern einen Vorzug haben.

Auch England hat diesen Vorzug Spanien zu danken. Denn als der von dem Don Pedro *IV.* mit den

barbarischen Schafen gemachte Versuch den Engländern in die Augen fiel, und sie solche nachzuahmen wünschten, hat König Eduard *IV.* auf sein Ersuchen drey tausend Schafe aus den Staaten von Castilien erhalten, und diese sollen der erste Stamm, wodurch zu der jetzigen so vortreflichen Schafzucht in England der erste Grund geleget worden, gewesen seyn.

Ein erfahrner englischer Landwirth, **William Ellis**, hat Anno 1749. vollständige Abhandlungen versuchter Verbesserungen, die an Schafen, Weide- und Hauslämmern gemachet werden, heraus gegeben, aus welchen die Beschaffenheit der englischen Schafzucht mit mehrern ersehen werden kann.

Dasjenige, was aus dieser Abhandlung zu unserm Endzweck, um das Besondere der englischen Schafzucht und der dortigen Arten einigermaßen kennen zu lernen, zu bemerken nöthig ist, bestehet in folgenden:

In England giebet es große und kleine Schafe, mit oder ohne Hörner.

Ein reiches Feld bringet viele Schafe, und ein abhängig Land giebet Schafe von guter Gestalt und Größe, hingegen ein wilder felsichter Boden giebet kleine matte Schafe.

Bei einem Zuchtschafe soll der Hängebauch hell und weiß aussehen, und die Wolle gleichsam in Falten laufen. Der Hals muß lang, das Euter groß, die Augen goldfarbig hell, die Schenkel lang, schmächtig, und der Schwanz lang, beide aber stark mit Wolle bedeckt seyn.

Ein guter Schafbock muß folgende Eigenschaften an sich haben: Die Augen sollen braun, die Ohren

groß,

groß, die Brust, die Schultern und Lenden breit, die Klöße groß, der Schwanz breit und stark von Wolle seyn. Auch muß er groß und lang von Leibe, der Vorderkopf breit, rund, recht rührig, die Nasenlöcher enge und kurz, das Maul klein, der Hals groß und lang ausgestreckt wie am Pferde seyn. Die Hüften sollen klein, kurz und zart, der Bauch oben tief fallen, und recht wollicht seyn. Er muß weder eine schwarze noch sprenglichte Zunge haben, sonst zeuget er bunte Lämmer. Er muß auch dichte krause Wolle haben, und diese weiß seyn. Es wird auch ein weißes Gesicht, Nase, Klauen, Hoden und Leib erfordert. Mit einem Worte, es muß alles weiß an ihm seyn. Alte Schafe werfen die besten Lämmer, und lammen noch bis ins 12te und 13te Jahr.

Die Engländer geben einem Schaf, das zu schwach ist sein Lamm zu gebähren, ein wenig Roßmünze, in einen halben Pint stark Bier gekocht, ein.

Die Schafe in England bringen sehr oft Zwillinge. Wenn man nun beide aufziehen, doch aber nicht das Schaf aussaugen lassen will, so giebet man dem einen anfänglich warme Kuh- oder Schafmilch mit einem Löffel, und gewöhnt es alsdenn an, daß es aus einer Säugeflasche trinkt. Anfänglich giebet man einem solchen Lamm des Tages viermahl, ist es stärker, dreymahl, und bricht also damit ab.

Die Engländer gewöhnen ihre Lämmer mit Ende des zweyten Monaths ihres Alters ab, weil die Milch sich alsdenn verlieret. Sie nehmen solches um den May, oder sechs Wochen vor der Schafschur vor, welche

che um den 11ten Junius erfolget. Alsdenn bringen sie die abgesetzten Lämmer und Schafe wieder zusammen a).

Ein zweyjähriges englisches Mutterschaf soll an 6 Pfund Wolle, ein Widder bis 8, ein Hammel aber bis 9 Pfund das Jahr über liefern.

Die Schafe aus der Provinz Shropshire werden für die feine Wolle gebensten unter allen englischen gehalten; die Wallischen haben zwar ein besseres Fleisch, aber auch dagegen die schlechteste Wolle.

a) Der vorbemeldete Königl. Preußische Herr Geheime Finanzrath von Brenckenhoff hat in seinen neumärkischen Schäfereyen einen original englischen Bock, den ich öfters gesehen habe.

Die Eigenschaften, die oben von einem guten Schafbock angegeben worden, befinden sich bei demselben fast insgesammt. Er ist von außerordentlicher Größe, und übertrifft unsere hiesige gewöhnliche Schafböcke darunter über die Hälfte. Er ist aus Neubegierde gewogen worden, und soll über zwey hundert Pfund schwer befunden worden seyn.

Wie sich gedachter Herr Geheimerath desselben zum Besten seiner Schäferey bedienet, soll unten, wo wir von der Veredelung der Schäfereyzucht zu reden Gelegenheit zu nehmen gedenken, mit mehrern bemerket werden.

§. 76.

Von den französischen Schafen, und den in Frankreich ebenfalls angestellten Versuchen, die dortige Schafzucht durch die Spanische zu verbessern.

3) Die französischen Schafe sind nicht so gut als die spanischen. Inzwischen hat man verschiedene Versuche,

suche, solche durch die spanische Schafzucht zu verbessern, daselbst angestellet.

Ein gewisser Chauvel de Peru, hat vor einiger Zeit vorgeschlagen, eine wilde Zucht der Schafe aufzurichten.

Dieses in dem Thiergarten des Schlosses Chambord zu bewerkstelligen, ist ihm erlaubet worden. Da nun die gemachte Probe die gehabte Hoffnung erfüllet, so ist er durch Königl. Authorität bevollmächtiget worden, in dem ganzen Königreiche Schafe nach dieser Art zu erziehen. Sein ganzer Satz ist auf die Meynung angekommen: daß bei einer wilden Zucht, welche niemahls aufgestallet würde, die Schafe weit besser, als die zahmen, gedeihen würden.

Herr Feydeau de Brou, Intendant der Generalität Rouen, bewog hierauf den Herren Petit, Pachter Einnehmer des Gutes Genainville, 20 Schöpse den Winter auf freyen Felde zu lassen *a*).

Als dieser Versuch wohl gerathen war, und diese Schöpse sich im folgenden Frühjahr in eben so gutem Stande befanden, als andere, die in der Schäferey gestanden hatten, so brachte es der Herr de Brou dahin, daß der Herr Petit den nachfolgenden Winter mehr als 50 Schafe und Lämmer in Horden einstallen ließ. Die Schafe haben glücklich gelammet, und die Lämmer, bis auf ein einziges, das gestorben ist, die strengste Kälte ausgestanden.

Die Wolle der 20 Schöpse, die im Jahr 1757 den Winter auf dem Felde zugebracht, ist schöner, und ein jedes Pfund auf 4 bis 5 Sols höher, als andre Wolle, geschätzet worden.

a) Daß

2) Daß das Schafvieh, und besonders die Hammel, den ganzen Winter hindurch im Freyen und ohne Bedachung, ohne Gefahr aushalten können, davon bin ich vor drey Jahren in meiner Nachbarschaft ein Augenzeuge gewesen.

Der mehr erwehnte Herr Geheime Finanzrath von Brenckenhoff hatte auf seinem neumärkischen Gute Roßwiese 1100 Hammel, die er noch vor den Winter zu verkaufen gedachte.

Da ihm aber solches fehl schlug, und er auf gedachtem Gute, welches eine neue Anlage ist, noch nicht die gehörige Stallung hatte, so mußte er sie, wenn sie von der Weide kamen, den ganzen Winter hindurch des Nachts unter freyen Himmel auf dem Hofe liegen lassen.

Er hat in meiner Gegenwart bei Eintritt des Frühjahrs den Schäfer über den Abgang dieser Hammel befraget, und derselbe ihn nicht höher, als auf 6 oder 8 Stück, angegeben.

Man siehet hieraus, daß die sowohl in Spanien als Frankreich und England angenommene Sätze, daß die Einstallung der Schafe im Winter mehr schädlich wäre, als Nutzen brächte, nicht ohne Grund sey, und es vielleicht auch in hiesigen Gegenden, wenn man mehrere Versuche davon machte, vortheilhaft seyn würde.

Denn gewiß ist es, daß die Schafe in den engen Ställen viele Hitze, Gestank und anderes Ungemach, so ihnen, da sie die Natur schon vorhin mit einer warmen Winterkleidung versorget hat, unmöglich zuträglich seyn kann, ausstehen müssen.

Auch lehret die Erfahrung in unsern Gegenden, daß in harten Wintern, wo vieler Schnee fällt, und die Schafe folglich eine geraume Zeit beständig in dem Stall stehen müssen, der Abgang der Schäfereyen allemahl weit stärker ist, als wenn sie von Zeit zu Zeit ausgetrieben werden, und die freye Luft genieſſen können.

Landesbibliothek Mecklenburg-Vorpommern Günther Uecker
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1759087653/phys_0498
DFG

Berliner Beiträge
zur
Landwirthschaftswissenschaft.

Vierten Bandes
Zehntes Stück.

Landesbibliothek Mecklenburg-Vorpommern Günther Uecker
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1759087653/phys_0499
DFG

Landesbibliothek
Mecklenburg-Vorpommern
Günther Uecker
https://purl.uni-rostock.de
/rosdok/ppn1759087653/phys_0500
DFG

Fortsetzung
der
Vier und Dreyßigsten Abhandlung.

Von der Nutzbarkeit, verhältnißmäßigen Anzahl, verschiedenen Arten, auch richtigen Pflege und Wartung des in einer jeden Landwirthschaft zu haltenden Schafviehes.

§. 77.
Von den schwedischen und eiderstädtischen Schafen.

4) Der Herr Commercienrath Genthebrück giebet zwar in dem zweyten Theil seines mehrmahls angeführten Werkes, von den schwedischen Schafen eine sehr leichte Nachricht, indem er daselbst S. 57. weiter nichts saget, als daß sie meist weiß, grau und gefleckt wären.

Aus des berühmten Herren Hastfers Goldgrube eines Landes in der Verbesserung der Schafzucht erhellet aber, daß sich die Sache hierunter in Schweden seit 50 Jahren gar sehr geändert habe.

Man hat auch daselbst verschiedene Versuche von der spanischen Schafzucht mit dem besten Erfolge gemacht,

und der ganze Staat diese Verbesserung der Schafzucht dergestalt unter seine Aufsicht genommen, daß zu Höhentorb eine eigene Schäferschule angeleget worden, worinn die Schäfer des ganzen Landes in der Schäferey-Wissenschaft auf das gründlichste unterrichtet werden.

5) Die Schafe in dem Eiderstädtischen, welches eine Gegend im Herzogthum Schleßwig am Eiderstrohm ist, gedeihen auf fetten Boden am ersten. Sie sind groß, und tragen schöne Wolle, die aber etwas geringer als die Englische geschätzet wird.

a) Auch hievon hat der Herr Geheime Finanzrath von Brenckenhoff verschiedene Stücke zur Verbesserung seiner Schäfereyen auf seinen Neumärkischen Gütern angeschafft.

Sie sehen sehr schön aus, und sind, ob sie gleich nicht die völlige Größe der Englischen haben, weit größer als je eine Art der hiesigen Schafe, welchen Vorzug man auch an ihnen in Ansehung der Wolle bemerket.

Sie bringen zwey, öfters auch wohl drey Lämmer, und sind dergestalt Milchreich, daß sie auch bei dem Saugen der Lämmer dennoch gemolken werden müssen.

§. 78.

Von den russischen, pohlnischen, tartarischen, isländischen, techselschen, holländischen und italienischen Schafen.

6) Die russischen, pohlnischen und tartarischen Schafe sollen, nach der Anzeige des Herren Commercienraths Geuthebrücks, bessere Wolle als die deutschen bringen.

Im allgemeinen aber kann dieses wohl nicht behauptet werden. Ich

Ich wohne an der pohlnischen Gränze, wo die hiesigen Einwohner sehr oft Schafe aus Pohlen kaufen. Man bemerket aber fast jederzeit, daß die Wolle derselben weit schlechter ist, als von den hieselbst erzeugten.

7) Die Schafe in Island kommen in keine Ställe, sondern leben zwischen felsigten Anhöhen in den Höhlen, woselbst sie sich wider die Raubvögel, den Frost und die Nacht verbergen. Mehrentheils machen sie mit den Pferden, die in diesem Lande eben so frey herum gehen, Gesellschaft, und folgen denselben im Winter Fuß vor Fuß nach. Sie begleiten sie aber nur aus bloßen Eigennutz. Die Erfahrung hat ihnen diesen Rath gegeben, damit sie auf solche Art einiges Mooß unter dem Eise bekommen können, welches der schwere Huf der Pferde zerbrochen hat. Oftmahls bleiben sie mit geschlossenen Köpfen ohne Bewegung beisammen stehen. Sie beschneien in dieser Stellung völlig, und man siehet von ihnen keine Spur, als nur an dem Dampfe, der von ihnen aus dem Schnee hervor steiget. Ihre Wolle ist sehr grob, steif und schlecht. Im Sommer fängt man sie, und giebet denen dazu abgerichteten Hunden auf dem Horne ein Zeichen, dieselben aus den Felsritzen in eine Art von Horde zusammen zu treiben, welche forne weit und offen ist, und sich endlich in eine geschlossene Spitze verlieret.

Die Schafmütter sowohl, als die Böcke, haben in diesem Lande vier bis acht Hörner, welches auch von den Schottländischen Inseln und der Insel Gothland gilt.

In der Mitte findet sich zuweilen ein ganz gerades Horn. Die abgestreiften Felle der Lämmerchen, denen die Raben die Augen ausgehackt haben, werden in Hollstein und Dännemark unter den Nahmen von Schmaßken verkauft.

8) Die Schafe von der Insel Techsel sind groß und werfen zuweilen wohl vier junge, ein jedes träget jährlich bis 6 Pfund ein.

9) Die holländischen Schafe wurden vor hundert Jahren aus Ostindien herüber geschift, und man bekommt von ihnen ebenfalls vier Lämmer. Ein Lamm von flanderischen Widder und französischen Schafe wird nicht größer, als die gemeine französische Art. Allein man gewinnet von denselben doppelt so viel, und viel feinere Wolle, ob es gleich mit den andern auf einer Weide gehet.

10) Die italienischen Schafe sind eine Mischung von asiatischen und europäischen.

§. 79.

Von genuesischen, arabischen, kretischen und syrischen Schafen.

11) Ein genuesisches Schaf hat die doppelte Größe von unsern Widdern. Der Kopf ist dick, schwarz und der Hintertheil desselben hervorragend.

Der Schwanz hängt bis auf die Füsse herab. Es hat keine Wolle, sondern kurze Bockshaare. Der Kopf, die Ohren und die Hälfte des Schwanzes vom Rücken an sind schwarz, das übrige am Schwanz ist weiß.

Die Haare des Hinterkopfs sind weiß, wie auch die Forderbeine bis auf die Knie herab, unterwärts ist der Fuß schwarz. Die Seiten des Bauches sind hingegen schwarz gefleckt, und die Klauen ganz schwarz. Es träget den Kopf niedrig, und dieser ist gegen die Größe des Schafes klein. Die Hörner bleiben nur kurz. Sie sind nach Schneckenzügen gewunden, und ihre zurückgebogene Spitze berühret fast die Augen. Das längste Haar befindet sich am Halse, und es hängt als eine weiße Mähne fast bis an die Knie herab. Die Grundfarbe ist weiß, auf welcher sich große schwarze Flecken ausbreiten, die Füße sind ziemlich hoch, und der vollkommene cylindrische Schwanz berühret fast die Knie der Hinterfüsse.

12) Das arabische breitschwänzige Schaf. Der Schwanz desselben ist fast eine Elle in der Breite, fett, und wiegt über 40 Pfunde. Dieses Schaf ist ungehörnt. Die Wolle hängt am Widder bis auf die Erde herab. Der Schwanz ist ein dicker runder mit Wolle bekleideter Fettklumpen, welcher kaum bis an das Euter herab hängt.

An den jungen Schafen hält der Schwanz 8 bis 10 Pfund an Gewicht.

In Numidien, Libien und andern dortigen Gegenden giebet es eine Art von Schafen von der Größe eines Kalbes, mit langen herab hangenden Ohren und kurzer zarter Wolle. Die Libier nennen sie Adimmaim; sie erziehen sie wie die Schafe, und melken sie. Sie sind stark genung einen Menschen zu tragen. Das Weib ist gehörnt, der Mann nicht.

13) Das arabische langschwänzige Schaf schleppt den Schwanz, welcher bis drey Ellen lang ist, auf der Erde, und man bedienet sich eines kleinen Rollwagens, vermittelst dessen es seine unbequeme Last selbst fortbringen muß. Es ist gehörnt.

14) Von dem hochgehörnten kretischen Schaf laufen die Hörner in die Höhe, und sind nach gehohlkehlten Schneckenzügen ausgearbeitet.

15) Das syrische Schaf mit lappigen Ohren kommt, in Ansehung des Kopfs und der Wolle, mit den europäischen Schafen überein. Es ist gemeiniglich weiß von Farbe. Manche schleppen die Ohren fast auf die Erde mit sich fort.

§. 80.

Von den ungarischen Schafen, und daß es daselbst mehrere Arten gebe.

16) In den meisten Provinzien des Königreichs Ungarn werden hauptsächlich zweyerley Gattungen Schafe gefunden. Eine Gattung nennet man die ungarische, die andere aber die deutsche. Aus Vermischung dieser zweyen entstehet bisweilen die dritte Art, wenn nehmlich ein deutsches Mutterschaf mit einem ungarischen Widder, oder ein ungarisches Mutterschaf mit einen deutschen Widder sich vermischet, so erzeugen sie einen Bastart, so die Schäfer Racsco nennen, die aber nicht leicht unter der Heerde gelitten werden, weil ihre Wolle nicht so gut, als der andern. Denn ein ungarisches Schaf träget zwar viele und lange, aber auch grobe Wolle, daher auch die Bast-

Bastarte ihnen nacharten. Solches zu vermeiden findet man selten ungarische und deutsche Schafe untereinander, auch aus dieser Ursache mit, weil ein ungarisches Schaf viel stärker als ein deutsches ist, folglich, wenn es zu füttern kommt, allezeit das deutsche von dem ungarischen vertrieben und also geschwächet wird.

Ein ungarisches Schaf ist beinahe eine Faust höher, denn ein deutsches, auch länger und dicker mit hohen Füssen; auf dem Kopfe haben sowohl die Widder oder Schafböcke, als auch die Zuchtschafe oder Schafmütter, zwey gerade stehende und vom Kopfe bis an das spitzige Ende etwas breit gedruckte fahl gewundene oder gedrehete weißbraune Hörner, so den Lämmern gleich in den ersten Monathen zu wachsen pflegen. Ihre Wolle ist lang, zottigt und grob, daher solche in den Tuchfabriken nicht kann angewendet werden, sondern es werden dicke, wollne, weisse Zeuge von besondern Handwerksleuten, so sie Esapo nennen, zu Mäntel und Röcken der ungarischen Bauern daraus verfertiget, oder Kotzen zu den Bettdecken der gemeinen Leute, auch die Pferde Winterszeit zu bedecken. Ein solch ungarisch Schaf giebt 2 bis 3 Pfund Wolle, so aber um ein nahmhaftes wohlfeiler, als von den deutschen Schafen, weil sie außer Landes nicht kann verkaufet werden. Sie werden nur einmahl geschoren, und die Wolle von einem ganzen Schafe wird mit 3 bis 4 Gr. nach deutschen Gelde gerechnet, bezahlt. Hingegen von den Fleischhauern werden sie theuerer, als die deutschen

bezahlt, theils weil das Fleisch mehr ins Gewichte fällt, theils weil das ungeschorne Fell theuer verkaufet werden kann.

Sonst werden sie verpflegt, wie die andern, und ist noch anzumerken, daß sie etwas dauerhafter und stärker sind, als die deutschen: wenn man dahero ihre Lämmer, den Nutzen von ihnen an Schmalz und Käsen (denn ein ungarisch Schaf allezeit wenigstens noch halb so viel Schmalz und Käse, als ein deutsches giebt) nebst ihrer Dauerhaftigkeit mit den deutschen Schafen vergleichet, so wird in Ansehung des Nutzens ein geringer Unterscheid sich befinden, ob schon die meisten Herrschaften, wegen der besser verkäuflichen Wolle, lieber deutsche, als ungarische Schafe, zu halten pflegen, in der Meinung, daß sie bessern Nutzen davon hätten. Denn

Die so genannten deutschen Schafe in Ungarn, welche niedrigere Füsse, als die ungarischen, eine kurze, dicke, krause, aufgeschwollene und mittelmäßig feine Wolle haben, ohne Hörner, auch um ein ziemliches kleiner, als die erstern sind, werden jährlich zweymahl geschoren: einmahl im Frühjahre, und das anderemahl im Herbst: jene Wolle ist besser, dicker, feiner, und daher theuerer, als im Herbst.

Es ist nicht unwahrscheinlich, daß von den vorbemeldeten ungarischen Schafen die so genannte Jackel oder Jäckel, so in gebürgigten Orten in Böhmen und Schlesien bei der Jabelunke herum gehalten werden, herkommen. Es zeiget dieses nicht nur ihre

zockigte

zockigte und ziegenharige grobe Wolle, sondern auch ihre lange gedrehete Hörner.

Die böhmischen Fuhrleute machen mit denen davon verfertigten Pelzen, eben so wie in Ungarn die Schäfer, ihrer Einbildung nach, viel Staat und es scheinet auch, als wenn dergleichen Schafzucht vornehmlich, um die Winterpelze vor die Reisenden davor zu bekommen, an diesen Orten eingeführet worden. a)

a) Der mehrgedachte Herr Geheime Finanzrath von Brenckenhoff hatte vor einigen Jahren sich ebenfalls von diesen ungarischen Schafen eine ziemliche Anzahl auf seinen Gütern angeschaffet. Da er aber seine Rechnung nicht dabei gefunden, so ist er wiederum davon abgestanden, und suchet vielmehr seine Schäfereyen durch englische, spanische und eiderstädtsche Schafe zu verbessern.

Es sind auch in der That diese Zäckel nicht rathsam, indem sie gar leicht räudig werden, und, wenn sie sich mit andern guten und reinen Schafen begatten, die ganze Heerde verderben.

Zwar sind sie von ansehnlicher Größe, und fallen daher in der Fleischbank ziemlich ins Gewichte. Ihr Fleisch aber hat einen geilen Geschmack, und kann daher nicht zu den Delicatessen gerechnet werden.

§. 81.

Von den deutschen, besonders anspachischen, märkischen, bremischen und märkischen Schafen.

Die bisher mitgetheilten historischen Nachrichten, betreffen lediglich die ausser Deutschland befindlichen verschiedenen Schafarten.

Da wir aber in Deutschland leben, und ich eigentlich vor Deutsche schreibe, so erfordert es die Billigkeit,

auch

auch der in diesem Reiche befindlichen verschiedenen Schafarten zu gedenken.

Dasjenige, was der Herr Commercienrath Genthebrück, mit dessen Kalbe ich hier hauptsächlich pflüge, hievon mitgetheilet hat, bestehet kürzlich in folgenden:

1) In dem Anspachischen findet sich eine Art von Schafen, die wegen ihrer vortreflichen und feinen Wolle Zaubelschafe, so wie ihre Tracht Zaubelwolle genannt wird.

Es kann seyn, daß diese Art Schafe in vorigen Zeiten durch einen unbekannten Umstand aus Engeland oder Spanien, oder einer andern warmen Gegend, dahin gebracht worden. Denn sie sind viel weichlicher, als die gemeinen deutschen Schafe, weshalb sie auch des Nachts nicht auf dem Felde gelassen werden können. Dieses mag vielleicht die Ursache seyn, warum man sich ihrer Vermehrung nicht stärker angelegen seyn läßt, da doch ihr Fleisch besser ist, und sie zweymahl des Jahres geschoren werden, ihre Wolle auch weit vortreflicher, als andere fällt.

2) Die Mark Brandenburg hat meistentheils kolbigt und ungehörntes Schafvieh, welches theils ein, theils zweymahl des Jahres geschoren wird. Auch giebet es allda Schafe, die besondere Ohren haben. Etliche sind kleinöhrigt, andere Mauseöhrigt, und einige Gänseöhrigt, bei welchen die Ohren fast nicht zu sehen sind.

Der Güte der Wolle nach haben die Oberbarnimsche in der Mittelmark, in der Neumark aber die Lipenzer, Kirschbäumische, Drossensche und über-

haupt

haupt der Sternbergsche Kreiß den Vorzug vor die Crossensche, Züllchausche, Cottbusische, übrige Neumärkische, Churmärkische und Pommersche. Ja die Wolle von dem rothen Vorwerk bei Frankfurth an der Oder übertrifft alle andere in der ganzen Mark.

3) In dem Bremischen hat man frisische Schafe, welche viel größer als andere sind, auf einmahl drey, vier bis fünf Lämmer werfen, und bis 16 Pfund Wolle geben.

4) In Franken hat man viele von den sogenannten Spiegelschafen, welche um die Augen herum einen schwarzen wollichten Ring haben, und insbesondere in der Gegend des Klosters Vierbrück ein starkes Schafvieh ausmachen, so schöne Wolle hat.

§. 82.

Von den hannöverschen, lüneburgischen, mecklenburgischen, niederlaußnitzischen und sächsischen Schafen.

5) In den hannöverschen und lüneburgischen Landen giebet es dreyerley Gattungen von Schafen.

Man hat daselbst:

a) Die sogenannte Heideschnucken, welche Hörner haben, und sich den größesten Theil noch des Winters draussen nähren, indem sie den Schnee ganz zierlich mit den Füssen wegzukratzen wissen.

Es werden in den dortigen Heideländern, allwo es an gereinigten Triften und großen Heideplätzen nicht ermangelt, viele hundert tausend gehalten, und

man

man siehet daher in dortigen Gegenden Schäfereyen von 5 bis 6000 Stück.

Sie scheinen b) mit den rheinischen, welchen Nahmen man dorten den übrigen beileget, einerley zu seyn. Sie arten sich aber, wenn sie auf einer andern Weide gebracht werden, aus, und es ist unter diesen beiden Schafarten eine solche Antipathie, daß ein rheinisches Schaf nicht frisset, wo Heideschnucken übergetrieben worden sind. Endlich findet sich

c) noch eine mittel Sorte von diesen beiden Schafarten, die man deshalb, halb Gut nennet.

6) In dem Mecklenburgischen giebet es die beste Art der Spiegelböcke, welche diesen Nahmen deshalb führen, weil, wie schon oben gedacht worden, sie einen braunen oder schwarzen wollichten Ring um die Augen haben. Sie sollen die dauerhafteste deutsche Böcke seyn.

7) Die Niederlausnitz hat nur kleines Schafvieh; In den obersächsischen Gegenden aber trifft man die so genannte Land- oder Feldschafe an, welche sich grösstentheils nur von den Brachfeldern erhalten.

Auf offenen, niedrigen, fruchtbaren Ebenen und Aufeldern findet man zwar von diesen Landschafen eine große Art, welche zum Theil eine grobhärige Wolle bringen, und auch, weil sie wegen des Triftmangels größestentheils in den Höfen und Ställen gefuttert werden müssen, nicht in so großer Menge und mit so vieler Bequemlichkeit und geringen Kosten, als in Holz und Heideländern, oder wo sonst

die

die Triften gereinigt und bergigt sind, gehalten werden können.

Jedoch giebet es auch Landschafe, so nur halbweg des Sommers auf den Brackäckern, oder wenigen Angern eine gute, süsse und gesunde Weide finden, welche eine sehr schöne kernigte Wolle haben, und von guter Natur sind. Es giebet zwar gehörnte darunter, aber nicht viel. Inzwischen bestehet ein großer Theil dieser Schafe aus Schmiervieh.

§. 83.

Von den schwäbischen verschiedenen Schafarten.

In Schwaben giebet es eine kleinartige Gattung von Schafvieh, welche, besonders im Anspachschen, Zaubelwaare genannt wird. Sie haben eine hohe, haarichte und lange Wolle und können einschürig nicht gebraucht werden.

Im Herzogthum Wittenberg werden sie nicht gelitten, außer an einigen Grenzorten, woselbst man sie die Hirschwaare nennet.

Im Hällischen, Ulmischen, an der Donau, gegen Rottweil und andern schwäbischen Orten trifft man diese Zaubelgattung häufiger an.

Es sind diese Schafe viel weichlicher, als die andern, haben aber ein schmackhaftes und gutes Fleisch. Sie sind auch kleiner, als andere Schafe, und werden zweymahl des Jahres geschoren, geben auf beide Schuren nur 3 bis 4 Pfund Wolle, da man von den andern Schafen 4 bis 5 Pfund auf einmahl erzielet, warum man sie im Wittenbergischen nicht einzuführen gestat-

gestattet, ist die Ursache, weil sie der Krätze oder Räude sehr unterworfen sind. Ueberdem brauchen sie weit mehr Nahrung, und müssen viel zärtlicher gehalten werden. Wo sie eingeführet sind, lässet man sie mit den Schweinen, Gänsen und Ziegen zusammen auf die Weide gehen.

Die andere Gattung, so durchs ganze Wittenberger Land gehalten wird, heisset die Flammwaare, welches die eigentlichen flämischen Schafe bedeutet.

Die dritte Gattung ist von welscher Art, weshalb man sie Bergomasier nennet.

Sie ist groß, hat schöne Wolle, fällt an der Schnauze und Schenkeln meist lang und zottig, und hat Bocksbäckigte Köpfe. In dem Odenwald giebt es gehörnte Schafe, welche aber anderwärts nicht gut thun wollen.

§. 84.

Von den Eigenschaften eines tüchtigen Schafes, sowohl männlichen als weiblichen Geschlechts, und was dabei vor ein Grundsatz anzunehmen.

Nachdem wir bisher von den verschiedenen Schafarten, sowohl in als ausserhalb Deutschland, zu desto vollständigern Unterricht des geneigten Lesers, einige historische Nachrichten mitgetheilet haben, so wird nunmehr nach der §. 72. dieses Artikels wegen, bemerkten Ordnung, auch von den Eigenschaften eines tüchtigen Schafes, sowohl männlichen als weiblichen Geschlechts, ohne Rücksicht auf die verschiedenen Landesarten zu nehmen, das Nöthige anzuführen seyn.

Wir

Wir werden dieses nicht sicherer bestimmen können, als wenn wir auf die Haupt-Nutzungen, so das Schaf-Vieh seinem Eigenthümer gewähret, zurücke gehen.

Diese Haupt-Nutzungen bestehen aber, wie oben zur Gnüge dargethan worden, hauptsächlich in dem Verkauf der Schafe, und in der Wolle.

Diejenigen Schafe also, so am theuersten verkaufet werden können, und deren Wolle das mehreste Geld einbringet, sind billig zu den besten Arten zu rechnen.

Hierdurch wird der Endzweck des Landwirths, warum er eine Schäferey hält, am vollkommensten erfüllet, und es ist daher seine Pflicht, darauf alle mögliche Aufmerksamkeit zu wenden.

§. 85.

Warum vornehmlich kleinartige Schafe in großartige zu verwandeln, und wie solches theils durch den Ankauf einer größeren Schafart, theils aber durch eigene Zucht, möglich zu machen, warum aber das letzte das rathsamste sey.

Daß großes und stärkeres Vieh im Verkauf theurer zu stehen kommt, und folglich seinem Eigenthumer bei dieser Art der Nutzung mehr baare Einnahme bringet, ist nicht allein der Vernunft gemäß, sondern auch schon von uns an seinem Orte, wo wir von der Nutzbarkeit des Schafviehes gehandelt haben, sattsam erwiesen worden.

Eben so fällt auch von selbst in die Augen, daß der Zuwachs an Wolle, bei einen starken und großen Schaf-Vieh, wenn sonst die Wolle von gleicher Güte ist, weit reichlicher seyn müsse, als bei einem kleinen und schwachen.

Vor eine allgemeine Regel mag es daher angenommen werden: daß sich ein jeder Landwirth, in so weit es die Landesart erlaubet, auf großes und starkes Vieh zu befleißigen habe.

Lauter Schafe, von der Größe wie die Englischen sind, in unsern deutschen Gegenden erziehen zu wollen, wird immer ein leerer Wunsch bleiben, dessen Erfüllung im Ganzen nicht abzusehen ist.

Die davon gemachte sehr wohlgemeynte Versuche, werden schwerlich sich über das Ganze ausbreiten, sondern jederzeit, wenn sie auch festgesetzet werden sollen, sehr enge Gränzen behalten.

Inzwischen giebet es in allen Gegenden größere und kleinere Schafarten, und es wird daher einem Wirth, der Fleiß und Mühe anwenden will, nicht schwer, vielweniger unmöglich fallen, seine kleinartige Heerden mit Schafen von größerer Art zu verwechseln.

Einestheils kann solches durch einen nach und nach vorzunehmenden Einkauf großartiger Mutterschafe und Böcke geschehen. Anderntheils aber ist auch ein jeder, der kleinartiges Vieh hat, dasselbe durch eine vernünftige Lämmerzucht, wovon unten ausführlicher geredet werden soll, in ein großartigeres zu verwandeln im Stande.

Ich gebe zwar gar gerne zu, daß diese Verbesserung der Schäfereyen weit geschwinder von statten gehen werde, wenn zum Einkauf großartiger Schafe Gelegenheit vorhanden ist.

Da sich aber solche nicht allemahl ereignet, so wird das zweyte vorgeschlagene Mittel, seine Schafart durch

eine

eine vernünftige Lämmerzucht zu vergrößern, wohl immer das sicherste und auch wohlfeilste verbleiben.

Daß ein jedes Thier seines gleichen zeuge, und folglich auch von großartigen Schafen und Böcken wiederum großartige Lämmer fallen, ist ein Satz, der wohl von allen vernünftigen Naturforschern nicht geleugnet werden wird.

Es hanget daher von eines jeden Landwirths freyen Willen ab, ob er sich großartiges oder kleinartiges Schaf-Vieh anziehen wolle.

Gegenwärtig wollen wir uns hiebei nicht länger aufhalten, weil solches unten, wo wir von der Lämmerzucht reden werden, mit mehrern ausgeführet werden soll.

§. 86.

Von den zur Erhaltung einer größern Schafart nöthigen Eigenschaften eines tüchtigen Schafbocks.

So viel will ich nur noch hiebei erinnern, daß man zu den Böcken oder Widdern, wie sie an einigen Orten genannt werden, diejenigen Lämmer aussetzen muß, die vorzüglich groß, lang gestreckt, und dabei stark von Knochen und Gliedern sind. Auch ist dabei dahin zu sehen, daß er einen langen und wollreichen Schwanz habe.

Die Vernunft giebet es von selbst, daß hiezu keine Spätlinge genommen werden müssen, weil solche schon von Natur schwach zu seyn pflegen, es auch, sie recht auf die Beine zu bringen, sehr schwer hält.

Auf die Wahl guter Bocklämmer kommt in einer Schäferey, wenn der vorbemeldete Endzweck in Vergrößerung der Schafart erreichet werden soll, sehr viel an,

indem die Erfahrung lehret, daß bei allen Thieren die Beschaffenheit des männlichen Geschlechtes zu ihrer Größe das meiste beiträget.

Bei der Wahl der Bocklämmer kann man nicht immer die zum Springen gehörige Munterkeit, welche doch zum Zeugungswerke vorzüglich nöthig ist, voraus sehen.

Nimmt man daher wahr, daß ein Bock, den man wegen seiner übrigen Eigenschaften hiezu ausersehen hat, schläfrig ist, und nicht die gehörige Begierde zum Springen von sich blicken lässet, so muß er bei Zeiten ausgebunden, und von seinem Amte abgesetzet werden. Denn dergleichen Böcke, denen es an der gehörigen Munterkeit und Begierde zum Springen fehlet, sind eine der vornehmsten Ursachen, warum in den meisten Schäfereyen so viele Schafe gelte bleiben.

Auch ist es ganz natürlich, daß solche unmuntere und schläfrige Böcke nur wiederum schläfrige und unmuntere Lämmer zeugen müssen, wodurch denn zuletzt die ganze Heerde verdorben wird.

Einige sind der Meynung, daß man diejenigen Lämmer zu Böcken gehen lassen solle, welche von Schafmüttern, die öfters Bocklämmer gebracht haben, gefallen sind.

Ich finde aber nicht, daß diese Meynung auf physikalische Gründe beruhe. Sie ist daher ein bloßes Hirngespinste der von Vorurtheilen eingenommenen Schäfer, worauf man keine Rücksicht zu nehmen, sondern nur blos auf die vorbemeldete Eigenschaften eines guten Bock-Lammes zu sehen hat.

Die

Die Rehköpfigten und Mauseöhrigten Böcke hält man vor die dauerhaftesten. Eine physikalische Ursache lässet sich zwar davon ebenfalls nicht angeben. Inzwischen kann man solches doch, wegen der dazu kommenden Erfahrungen, so von allen Schäfern bezeuget wird, eher gelten lassen, weil dergleichen äussere Merkmahle sehr oft Kennzeichen von den innern Eigenschaften sind.

Eben so lehret auch die Erfahrung, daß die gehörnten Böcke, die man aber in den deutschen Schäfereyen, wenigstens in den hiesigen Gegenden, sehr selten antrifft, vorzüglich dauerhaft zu seyn pflegen, und man folglich auch eine dauerhafte Art Lämmer von ihnen zu erwarten habe.

Demohnerachtet werden sie von den Schäfern nicht gerne in der Heerde geduldet, weil sie den Schafmüttern durch die davon ebenfalls mit Hörnern begabte fallende Lämmer, die Geburt sauer machen sollen.

Jedoch kann ich diesen Satz nur blos bei denjenigen Schafmüttern, die von einer ungehörnten Art sind, gelten lassen. Bei der gehörnten Schafart aber fällt solches billig hinweg, weil die Natur in allen von ihr herrührenden Dingen eine gewisse genaue Uebereinstimmung beobachtet.

Dieses wären also die vornehmsten Eigenschaften eines tüchtigen Schafbockes, von welchen eine großartige Zucht zu erwarten stünde.

§. 87.

Von den Eigenschaften eines guten Mutterschafes, um durch die Zucht eine größere Schafart zu erhalten.

Es ist zwar, wie schon vorhin beiläufig erzählet worden, nicht zu leugnen, daß die Stärke und Großartigkeit der Zucht, hauptsächlich auf das zur Zeugung bestimmte männliche Thier ankommt, und die Erfahrung lehret, daß man auch von kleinartigen Mutterschafen, wenn man starke und große Böcke darauf setzet, eine größere Art von Lämmern erzielen könne.

Gewiß aber ist es auch, daß, wenn man hierunter bei beiden Geschlechten eine gleiche Aufmerksamkeit beobachtet, und nicht allein vor starke und große Böcke, sondern auch vor dergleichen Mutterschafe sorget, der oben berührte Endzweck desto eher erreichet werden könne.

Es wird daher nicht überflüßig seyn, auch die Eigenschaften eines guten Mutterschafes, von welchen man sich eine größere Art und Zucht versprechen kann, mit wenigen zu bemerken.

Daß hiezu keine Spätlinge, oder sonst schwache und kröpliche Lämmer gewählet werden müssen, verstehet sich von selbst, weil es die Vernunft giebet, daß aus denselben niemahls ein tüchtiges Mutterschaf erzogen werden kann.

Man thut sehr übel, wenn man alle Lämmer, ohne Unterscheid und Prüfung, ob sie auch zur Zucht geschickt seyn möchten, gehen lässet.

Die Anzahl der Heerde wird zwar dadurch vermehret, Einem vernünftigen Wirth aber ist mehr an einer taug-

tauglichen als zahlreichen Heerde von Mutterschafen gelegen.

Dergleichen untaugliche Mutterlämmer fressen einige Jahre hintereinander den tauglichen das Fueter weg, und am Ende zeiget sich erst ihre wenige Nutzbarkeit.

Weit besser thäte man, wenn man dergleichen Spätlinge oder andere schwache Mutterlämmer, von deren Tüchtigkeit zur Zucht man nicht überzeuget ist, als Säuglinge verkaufte, und dagegen den zur Zucht vorzüglich tüchtigen das vor jene bestimmte Futter zulegte. Auf solche Art würde man zwar weniger zahlreiche, aber desto tüchtigere Heerden bekommen, und von diesen in der That mehrern Nutzen als von jenen erhalten.

Ueberhaupt ist es in der Wirthschaft bei allen Vieh-Arten ein großer Fehler, daß man mehr auf die Zahl als auf die Tüchtigkeit siehet.

Die Untüchtigkeit zur Zucht ereignet sich, eben so wie bei den Böcken angemerket worden, öfters erst in der Folge.

Die besten Mutterschafe, die man als Lämmer nach den äussern Kennzeichen davon gehalten hat, haben nicht selten den Fehler an sich, daß sie sich zwar öfters und vielmahls von den Böcken bespringen lassen, dennoch aber keine Lämmer bringen, sondern von einem Jahre zum andern gelte bleiben.

So bald man diesen Fehler, den man auch bei dem Kuhvieh vielfältig wahrnimmt, verspühret, muß ein dergleichen Schaf nicht weiter unter der Mutterheerde geduldet, sondern unter den Geltehaufen geworfen, und mit den Hammeln verkaufet werden.

Hiebei hat man auch eben keinen Schaden, indem die Erfahrung lehret, daß dergleichen Schafmütter sehr fett zu werden, und öfters eben so hoch, als ein guter Hammel, verkaufet zu werden pflegen. Nur unter den Mutterschafen verdienen sie weiter keinen Platz, weil sie nichts als leere Hoffnung von sich geben, und dabei den tauglichen Mutterschafen das vor sie bestimmte Futter aufzehren helfen.

§. 88.

Warum ein Landwirth bei seinen Schäfereyen auch in Ansehung der Wolle auf die erforderlichen Eigenschaften, sowohl der Schafböcke als der Mutterschafe, Rücksicht zu nehmen Ursache habe.

In Ansehung der Wolle habe ich zwar oben bemerket, daß in deren Ertrage die Größe und Stärke des Schafviehes ebenfalls einen Einfluß habe, indem es ganz natürlich ist, daß ein großes und starkes Schaf mehrere Wolle, als ein kleines und schwaches, bringen müsse.

Wohlbedächtig habe ich diesem angenommenen Satz die Bedingung beigefüget, daß die Wolle von beiden Arten gleicher Güte seyn müsse. Denn sonst ist gewiß, daß auch ein großes Schaf, nicht allein in Ansehung des Gewichtes, weniger Wolle als ein kleines, liefern könne, sondern dieser Unterscheid auch noch merklicher werde, wenn das kleine Schaf feine, das große aber grobe Wolle zeuget.

Aus dieser Ursache kann bei Beurtheilung sowohl eines tüchtigen Bockes, als auch guten Mutterschafes, nicht

nicht blos auf die Größe gesehen werden, sondern man muß dabei auch zugleich auf die Vielheit und Feinheit der Wolle sein Augenmerk richten.

Schafe, die grobe Wolle haben, bringen nach dem Gewichte gemeiniglich mehr von dieser Waare, als andere, die mit einer feinern Wolle bedecket sind.

Der Unterscheid des Preises machet es aber, daß die feine Wolle tragende Schafe, ob gleich deren Gewicht weit geringer ist, dennoch dem Eigenthümer eine stärkere baare Einnahme, als diejenigen, so grobe Wolle tragen, gewähren, welcher Vortheil auch dadurch gar sehr erhöhet wird, daß die feine Wolle gemeiniglich weit eher Käufer und Liebhaber, als die grobe, findet.

Inzwischen kann man es in Ansehung der Wolle nicht immer nach seinem Verlangen zwingen, sondern man muß damit nach der Verschiedenheit der Landesart zufrieden seyn.

In der That ist auch die grobe Wolle eben so nothwendig als die feine. Denn es werden, die Sache im Ganzen genommen, mehr grobe als feine Tücher verbrauchet.

Der Preis der feinen Wolle würde gar sehr fallen, wenn alle Schafheerden nichts als feine spanische und englische Wolle trügen.

Nur hauptsächlich darauf muß gesehen werden, daß die Schafe, die ihnen eigene Art von Wolle, sie mag grob oder fein seyn, auch zugleich in der gehörigen Menge bringen.

§. 89.

Von den Eigenschafen eines guten Schafbockes und Mutterschafes, um eine wollreiche Schäferey und weiße Wolle zu erhalten.

Bei den Böcken sowohl als auch den Mutterschafen, ist daher zuförderst zu untersuchen, ob sie wollreich sind.

Das sicherste Kennzeichen, so hievon angegeben wird, bestehet darinn: daß die Wolle, wenn man den Bock oder das Schaf auf den Rücken greifet, den Leib so dichte bedecken muß, daß man mit den Fingern nicht auf das Fleisch fühlen kann, die Wolle sich auch, wenn es geregnet hat, Reihenweise theilet, und dabei hoch und derb bleibet.

Diejenigen Schafe hingegen, wo man gleich das Fleisch mit der Hand fühlen kann, selbige sich auch nach den Regen platt auf die Haut leget, sind, die Wolle mag sonst grob oder fein seyn, nicht vor wollreich zu achten.

Außer dieser Wollreichheit und deren Feinheit, muß auch zugleich auf ihre Weiße gesehen werden, indem bekannt ist, daß die braune und sprenglichte Wolle keine annehmliche Kaufmannswaare abgiebet, und so gar durch öffentliche Landesgesetze, besonders in denjenigen Staaten, wo ansehnliche Wollfabriken sind, die Duldung der schwarzen, braunen und sprenglichten Schafe in den Schäfereyen verbothen ist.

Sowohl bei den Böcken, als auch den Mutterschafen ist daher hauptsächlich darauf zu sehen, daß ihre Wolle durchaus weiß und ohne alle Flecken seyn möge.

Nicht blos bei der Wolle muß man hierunter stehen bleiben, indem man aus der Erfahrung wissen will, daß bei-

beides die Böcke und Mutterschafe, wenn sie am Gaumen oder auf der Zunge, schwarze, rothe oder braune Flecke haben, ebenfalls bunte oder scheckigte Lämmer zeugen.

Auch muß das Fell untersuchet werden, indem dasselbe, wenn es bunt ist, ob gleich die Wolle ganz weiß fällt, eine Ursach der scheckigten Lämmerzucht seyn soll.

§. 90.

Von dem Unterscheide des reinen und Schmierviehes.

Bei Bestimmung tauglicher Böcke und Schafmütter kommt es hauptsächlich auch mit darauf an, daß dieselbe von reiner Art, und keiner Krätze oder Räude ausgesetzet sind.

Dieses führet mich unvermerkt zu den in verschiedenen Gegenden von Deutschland bekannten Unterscheid zwischen reinen und Schmiervieh.

Das letztere hat seinen Namen davon bekommen, daß auf dessen Fell von Zeit zu Zeit sich ein grindiger Ausschlag zeiget, weshalb sie an dergleichen Orten, so bald es von dem Schäfer oder seinen Knechten bemerket wird, damit solcher Grind nicht überhand nehme und weiter fresse, mit allerhand beißenden Mitteln eingeschmieret werden müssen.

Geschiehet dieses nicht, so frißt der Grind weiter um sich, entblösset die Schafe von der Wolle, und es wird dadurch dieses Uebel sehr oft eine Ursache ihres Todes, wovon wir in den hiesigen pommerschen und neumärkischen Gegenden vor einigen Jahren, als selbige durch einen unglücklichen Zufall zu dergleichen Schmiervieh

kamen,

kamen, die Schäfer aber damit nicht gehörig umzugehen wußten, viele traurige Beispiele gehabt haben.

Durch eine genaue Aufmerksamkeit der Schäfer und Schäferknechte aber kann das Einreissen und Ueberhandnehmen dieses Uebel gar sehr gemindert, und weniger schädlich gemacht werden.

§. 91.

Eigentliche Beschaffenheit des Schmierviehes.

Diese Art des Schmierviehes trifft man nicht allein in dem größten Theil der brandenburgischen Marken, sondern auch durchgehends im Magdeburgschen, Mannsfeldischen und einem Theil von Sachsen an.

Allenthalben findet man die Schäferknechte mit langen Stangen, woran eiserne Hacken befestiget sind, bewafnet.

So bald sie merken, daß ein Schaf sich mit den Füssen an einen Theil seines Leibes kratzet oder sonst reibet, hohlen sie solches vermittelst dieses eisernen Hakens nach sich, nehmen es zwischen die Beine, und untersuchen den Ort, woselbst es sich gekratzet oder gerieben hat, sorgfältig.

Finden sie, daß sich daselbst eine Art des Grindes setzen will, so schmieren sie dasselbe mit der stets bei sich führenden Pechsalbe ein, und lassen es nachher unter die Heerde wieder laufen.

Eben diese Vorsicht muß auch bei dergleichen Schmiervieh, wenn es in den Ställen stehet, und der Witterung wegen nicht ausgelassen werden kann, beobachtet werden.

Schä-

Schäfer und Schäferknechte sind in diesem Fall gleichmäßig die Ställe fleißig zu visitiren, und, wenn sie an einem oder andern Stück ein reiben und kratzen verspühren, ihre Schmierbüchsen zur Hand zu nehmen, und dadurch diesem Unheil zu widerstehen, verbunden.

Durch fleißige Beobachtung dieser Vorsicht wird es möglich gemacht, daß die Räude bei dem Schmiervieh nicht überhand nehmen, und folglich dasselbe, auch in Ansehung der Wolle, nicht gänzlich unnutzbar machen kann.

§. 92.

Von den Ursachen dieses Uebels, und warum es wahrscheinlich sey, daß der Grund davon in der Schafart selber liege, und solches daher durch die Zeugung fortgepflanzet werde.

Die Ursache dieses Uebels ist bisher noch nicht mit einer völligen Gewißheit bestimmet worden.

Man schreibet zwar solches den naßen und tiefen Weideplätzen, imgleichen der naßen Witterung zu.

Inzwischen weiß man doch an den Orten, wo reine Schäfereyen sind, von diesem Unheil nichts, ob gleich in selbigen eben sowohl tiefe als hohe Gegenden mit einander vermischet sind.

Mit gutem Grunde mag man daher behaupten, daß es an den Schafarten selber liege, und ein natürlicher Fehler derselben sey.

Wäre dieses nicht, so würde es allenthalben dergleichen räudige Schafe, die unter den Namen von Schmiervieh bekannt sind, geben müssen, weil wohl keine einzige Ge-

Gegend, die nicht eine Vermischung von hohen und tiefen Lagen hätte, angetroffen wird.

Auch selbst in denjenigen Provinzien, wo das Schmiervieh überall gemein ist, giebet es hohe und niedrige Hütungsplätze, und dem ohnerachtet ist das Schafvieh diesem Zufall auf den erstern sowohl als den letztern ausgesetzet.

§. 93.

Daß dieses Uebel auch ansteckend sey, und die sonst reine Heerden davon inficiret werden können.

Ob dieses Uebel ansteckend sey, ist unter den Sachverständigen ebenfalls streitig.

Daß es ansteckend ist, haben die pommerschen und neumärkischen Gegenden, die vorher gänzlich rein waren, und vor einigen Jahren damit behaftet wurden, auf eine überzeugende Art erfahren.

Ein benachbarter Ort hat den andern angestecket, und es war, diesem Unheil abzuhelfen, kein ander Mittel übrig, als daß durch eine allgemeine Policey-Verordnung, die sämmtliche angesteckte Heerden gänzlich abzuschaffen, und selbige mit reinem Vieh zu verwechseln, befohlen wurde.

Selbst an denjenigen Orten, wo das Schmiervieh überall gemein ist, habe ich mich mit verschiedenen Guts-Besitzern darüber besprochen, und selbige über die Ursachen, warum sie nicht anstatt des Schmierviehes reine Schafe anzuschaffen trachteten, befraget.

Ueberall aber ist mir zur Antwort geworden: daß ihnen solches, so lange nicht ihre Nachbaren ein gleiches thä-

thäten, nichts helfen würde, weil sie beständig, von diesen wieder angesteckt zu werden, befürchten müßten.

Hieraus ergiebet sich von selbst, daß man auch an denjenigen Orten, wo das Schmiervieh gewöhnlich ist, dieses Uebel vor ansteckend und fortpflanzend hält.

Es werden auch an den Orten, wo das Schmiervieh einmahl überhand genommen hat, nur wenige Mittel, solches gänzlich abzuschaffen, übrig bleiben, weil nicht abzusehen ist, woher das reine Vieh, so zu dessen Wiedererſetzung nöthig wäre, genommen werden sollte.

§. 94.

Von dem Unterscheide der nassen und trockenen Räude, und den Kennzeichen, woran die räudigen Schafe erkannt werden können.

Sonst machet man bei dem Schmiervieh unter der nassen und trockenen Räude einen Unterscheid, und es wird bemerket, daß die erstere weit schädlicher und auch schwerer zu heben sey, als die letztere.

Als Kennzeichen der Räude, womit ein Schaf befallen wird, werden von dem Herrn Commercienrath Geuthebrück in dem ersten Theil c. l. S. 23. angegeben: daß den Schafen, die damit befallen sind, die Augen blaß und dunkel werden, da sie sonst, wenn sie gesund sind, roth um die Augen aussehen, auch die Augenlieder eine gleiche Farbe haben müssen. Die Augenhölen fallen weißlich, und die Wolle gehet leicht aus. Die Zähne sind gelb und faul, und wenn sie todt sind, ist der Bauch voll Wasser a).

a) Nach

a) Nach dieser Beschreibung sollte man glauben, daß bei den mit der Räude überfallenen Schafen, das ganze Geblüt scorbutisch sey, und folglich dieser Zufall selbst in ihr innere Beschaffenheit einen großen Einfluß habe.

Da ich aber vor einigen Jahren in meiner Schäferey selbst dieses Unglück gehabt habe, so muß ich aufrichtig anzeigen, daß ich dergleichen niemahls bemerket.

Ich habe den größesten Theil meiner mit diesem Uebel angesteckten Schäferey, um solche nach den Königl. Verordnungen, und auch meines eigenen Nutzens wegen, mit reinen Vieh verwechseln zu können, selber schlachten lassen müssen.

Hiebei habe jederzeit wahrgenommen, daß die innern Theile solcher unreinen Schafe, sich in dem vollkommensten Gesundheits-Zustande befunden haben, welches unter andern daraus abzunehmen ist, daß ich einige hundert Stücke mit den Juden gemeinschaftlich geschlachtet habe, und darunter kaum 2 oder 3 befindlich gewesen sind, die nicht, wie man es nach den jüdischen Ausdrücken zu nennen pfleget, kauscher gewesen.

Ueberhaupt habe ich die ganze Zeit über, in welcher meine Schäferey damahls mit der Räude geplaget wurde, den besten und vollkommensten innern Gesundheits-Zustand der Schafe bemerket.

Niemahls habe ich bessere und schönere Lämmer, als zu dieser Zeit, in meiner Heerde gehabt. Niemahls sind auch meine Schafe und Hammel fetter und talgreicher, als bei dieser Gelegenheit gewesen.

Nur allein der große Verlust, den ich dabei in Ansehung der Wolle, die in der hiesigen Gegend vorzüglich fein fällt, erlitten habe, hat mich zur Abschaffung meiner ganzen Heerde bewegen können.

§. 95.

§. 95.

Von den gewöhnlichen Mitteln, deren sich die Schmier-Schäfer, um das Ueberhandnehmen der Räude zu verhindern, zu bedienen pflegen.

Die verschiedenen Mittel, deren man sich wider die Schafräude zu bedienen pfleget, werde ich zwar unten, wo ich von den Krankheiten des Schafviehes besonders zu handeln gedenke, mit mehrern anführen.

Zur Vollständigkeit des Begriffes, von dem Unterscheide des reinen und Schmierviehes, finde ich inzwischen nöthig, auch hier schon die benöthigten Hülfsmittel, deren sich die Schmierschäfer, um den völligen Ausbruch der Räude zu vermeiden, und dieses Uebel gleichsam in seiner ersten Geburt zu ersticken gewohnet sind, mit wenigen zu berühren.

Solche bestehen theils in einem eigenen dazu präparirten Guß oder Goße, und theils in einem mit verschiedenen andern Ingredienzien vermischten und besonders zubereiteten Schmierpech.

Der Guß oder Goße wird, nach Anleitung des Geuthebrückschen Unterrichts im ersten Theil S. 251. folgendergestalt zubereitet:

Hühnermist wird einen Tag und Nacht in Wasser geweichet, hernach abgeseiget, und unter einem Eymer dieses Mistwassers, vor 2 gute Groschen Tobacksribben genommen, solches abermahl zwey Stunden zusammen gekocht, hernach abgenommen und wohl zugedecket, daß der Broden darinn bleibet.

Die Zubereitung des Schmierpeches aber wird c. l. S. 252. folgendergestalt beschrieben:

Es wird eine Lauge von Strohasche gemacht, welche auf eben die Art, wie die Waschlauge zubereitet wird, solche eine Stunde lang gekocht, und hierauf in gehöriger Proportion, mit ein paar Pfund reinem Theer und einer Metze grob Roggenmehl, so lange in einem besondern Geschirr über das Feuer zusammen gerühret, bis das Phlegma dergestalt weggedunstet, daß das Pech klebrich wird.

§. 96.

Wie bei der Anwendung dieser beiden Mittel zu verfahren.

Das Schmierpech thut der Wolle Schaden, weil es solche wegnimmt, und sie erst im zweyten Jahre auf dem ausgeheileten Fleck wieder wächset.

Auch beschweren sich gemeiniglich die Tuchmacher, daß das Schmierpech aus der Wolle nicht wieder füglich heraus zu bringen sey.

Es ist daher diese Heilungsmethode, wenn es nicht die Nothwendigkeit erfordert, aus vorbenannten Ursachen sorgfältig zu vermeiden, und in einigen Landen ist dieses Mittel gänzlich verbothen.

Inzwischen lehret die Erfahrung, daß in solchen Gegenden, wo es eine sehr fette Weide giebet, der vorbemeldete Guß oder Goße zur Hebung dieses Uebels nicht hinreichend sey, und folglich in solchen Fällen das Schmierpech nothwendig gebrauchet werden müsse.

Ueberhaupt hat man es sowohl bei dem Guß, als Schmierpech, zur allgemeinen Regel anzunehmen, daß das bloße Bestreichen des schadhaften Fleckes nicht hinreichend

reichend sey, sondern der sich auf der Haut äußernde Grind mit beiden Heilungsmitteln recht tüchtig eingerieben, auch zu solchem Ende der schadhafte Fleck, damit dieses Einreiben eine desto bessere Wirkung haben könne, mit den Fingern und Nägeln aufgekratzet werden müsse.

Die Beschaffenheit dieses Uebels machet die vorgeschlagene Verfahrungsart von selbst nothwendig.

§. 97.

Von noch einigen andern wieder die Räude bewährt seyn sollenden Mitteln.

An verschiedenen Orten bedienen sich die Schmierschäfer weder des Gußes noch auch des Schmierpeches, sondern begnügen sich blos daran, daß sie die schadhaften Flecke der Schafe mit gekaueten Rauchtaback, den sie zu solchem Ende beständig bei sich führen und im Munde kauen, auf die vorbemeldete Weise einreiben.

Aus der oben beschriebenen Composition sowohl des Schmierpeches als auch des Gußes erhellet schon, daß der Taback, der bei beiden gebrauchet wird, das gemeinschaftliche Haupt-Ingrediens ist.

Sehr wahrscheinlich wird es daher, daß dasselbe auch ohne fremden Zusatz die erforderliche Wirkung thun könne, zumahl wenn die am Ende des vorigen §. bemerkte Vorsicht dabei gebrauchet wird.

Der Herr Commercienrath Beuthebrück gedenket in dem ersten Theil seines Unterrichts S. 253. noch eines ganz besondern gegen die Schafräude diensamen Mittels, welches darinn bestehet, daß man denjenigen Schafen,

so eine Anwandlung zur Räude von sich spühren lassen, grüne Hanfstengel durch das Maul stecken, und solche hinter den Ohren auf dem Halse zubinden soll.

Die Wirkung hievon wird darinn gesetzet, daß die Schafe, weil sie solche Hanfstengel in der vorbeschriebenen Positur zerkauen, und den Saft davon einschlucken müssen, dadurch zum purgiren und innern Reinigung gebracht werden.

Auch wird c. l. vorgeschlagen, daß man die Schafe an denjenigen Orten, wo Hanf gesäet worden, an die Seite der grünen Hanfstücke, damit sie den Geruch davon empfinden, treibe, wovon diejenigen, so zur Räude incliniren, lariren und ebenfalls besser werden sollen.

Eigene Erfahrungen habe ich zwar hievon selber nicht angestellet, noch in der kurzen Zeit, wo die Räude auf meinem Landgute gewütet, anzustellen Gelegenheit gehabt.

Der Hanf muß inzwischen nicht ohne Wirksamkeit gezen die Schafkrankheiten seyn, weil mir nur noch vor kurzen ein bewährter und glaubwürdiger Wirthschaftsfreund versichert hat, daß er einen Schäfer habe, welcher das Pocken der Schafe blos dadurch, daß er in und vor den Schafställen Hanfkörnerkaff gestreuet, auf viele Jahre zu verhindern gewußt habe.

Ich stelle diese Erfahrung, welche unten an seinem Orte mit mehrern ausgeführet werden soll, zu jedermanns nähern Prüfung und eigenen damit anzustellenden Versuchen anheim. Inzwischen habe ich sie gegenwärtig zur Erläuterung desjenigen, was der Herr Commercienrath Geuthebrück von der Kraft des Hanfes

zur

zur Heilung der Räude anmerken wollen, beiläufig nicht gänzlich unberühret lassen können.

Im übrigen können sowohl die Präservations-Mittel, eine reine Heerde vor der Räude zu verwahren, als auch die Heilungsmittel, wodurch angesteckte und unreine Heerden wiederum gesund zu machen sind, so in dem Geuthebrückschen Unterricht c. l. S. 254. seq. aus des Herrn Doctor Reuß zu Tübingen Disputation de scabie ovium angeführet worden, imgleichen die daselbst aus englischen Schriftstellern dagegen entlehnte Hülfsmittel am angeführten Orte mit mehrern nachgeschlagen werden.

Auch findet man in dem zweyten Theil des Geuthebrückschen Unterrichts S. 24. noch zwey besondere Heilungsmittel wider die Räude, wenn es daselbst heisset:

Der Saft von grünen Schierling oder Wütschweling (cicuta) heilet auch die Räude, wenn er im Frühjahre, da er zwar einen Stengel, doch noch keinen Saamen hat, abgeschnitten und gestossen, sodann der Saft ausgepresset und in einem töpfernen Gefäß aufgehoben wird. Zu zwey Wassereymer dergleichen Saftes mischet man einen halben Scheffel gedörretes Salz, und wenn solches geschehen, gräbt man das damit angefüllete Gefäß in einen Misthaufen, wo es ein ganzes Jahr stehen bleibet. Wenn man es nach solcher Zeit wieder hervor nimmt und brauchen will, so wird es warm gemacht, und damit der krätzige Ort, nachdem man ihn vorher mit einem Scherben oder Bimstein abgerieben und weich gemacht, geschmieret.

Vor die Räude braucht man auch den alten Menschen-Urin, in welchem glühende Steine gesteckt worden. Einige kochen den Urin so lange, bis der fünfte Theil davon eingekocht ist, und mischen hernach eben so viel grünen Schierlingssaft darunter.

Aus eigener Erfahrung muß im übrigen nochmahls so viel versichern, daß bei der vor einigen Jahren in der Neumark und Pommern eingerissenen Räude, zu deren gänzlichen Tilgung kein Mittel hinreichend seyn wollte.

Viele meiner Nachbaren ließen aus fremden Gegenden, wo das Schmiervieh gewöhnlich ist, eigene Schäfer kommen, und von denselben alle nur mögliche Versuche anstellen. Die einzige Wirkung bestand darinn: daß die angesteckten Schäfereyen, wo diese Mittel mit vielen Kosten angewendet wurden, höchstens zwey Jahre von solchem Uebel verschonet blieben. Nachher aber stellete sich solches dennoch wieder ein, und es würde diese Gegend, welche sich beinahe zehn Jahre damit geplaget hat, nicht davon gereiniget worden seyn, wenn sich nicht sämmtliche Güterbesitzer, ihre angesteckte Schäfereyen gänzlich abzuschaffen, und einen Theil davon an die Eigenthümer derjenigen Gegenden, wo das Schmiervieh gewöhnlich ist, gegen einen überaus wohlfeilen Preis zu verkaufen, den Königlichen Verordnungen gemäß, entschlossen hätten.

Dieses war das einzige beste und sicherste Mittel gegen ein so schädliches Unheil, und seit dieser Zeit höret man, dem Himmel sey Dank, davon weiter nichts.

§. 98.

§. 98.

Wie durch eine richtige Wahl der Böcke und Schafmütter, auch eine Schmierschäferey muthmaßlich in eine reine verwandelt werden könne.

Zu der vorstehenden Bemerkung des Unterscheides, zwischen dem reinen und Schmiervieh, bin ich, wie aus dem §. 90. mit mehrern zu ersehen ist, durch die angenommene Regel, daß bei Erwählung sowohl der Schaf-Böcke als Mutterschafe, auf reines Vieh zu sehen sey, veranlasset worden.

Da es aber in einer reinen Schäferey kein Schmiervieh, und in einer Schmierschäferey kein reines Vieh giebet, so scheinet diese ganze Regel vergebens, und so viel als nichts gesaget zu seyn.

Es ist aber §. 92. ausdrücklich bemerket worden, daß das Uebel der Räude, womit das Schmiervieh behaftet ist, hauptsächlich in der Art des Schafviehes selber liege.

Wenn nun alle diejenigen, die mit solchem Schmiervieh umgehen, wahrnehmen werden, daß nicht alle Stücke in einer dergleichen Schmierschäferey zur Räude gleich geneigt sind, sondern viele davon, wo nicht ganz und gar, doch öfters einige Jahre hintereinander damit verschonet bleiben, so wird aus diesem Grunde, die vorbemeldete Regel auch bei den Schmierschäfereyen nicht gänzlich umsonst und vergebens seyn.

Man wähle nur zu den Schafböcken und Mutter-Schafen vorzüglich diejenigen Individua, von denen man vorzüglich bemerket hat, daß sie zu diesem Uebel weniger als andere geneigt sind.

Da ein jedes Thier, wie wir ſchon mehrmahls erinnert haben, ſeines gleichen zeuget, ſo wird die wenigere Neigung zur Räude dadurch auch auf die von ihnen gezeugete Lämmer fortgepflanzet werden, und vielleicht iſt es nicht unmöglich, durch dieſes Mittel, wenn man ſolches von einer Generation zur andern genau beobachtet, zuletzt eine Schmierſchäferey in eine reine zu verwandeln.

Freylich wird ſolches nicht ſo bald geſchehen, ſondern eine geraume Zeit zu dieſer Verwandelung erfordert werden. Allein die daran gewandte Mühe und Sorgfalt iſt reichlich vergolten, wenn man nur endlich hierunter zu ſeinem Zweck gelanget, da ſonſt aus oben bemeldeten Urſachen, an denen Orten, wo das Schmiervieh eingeführet und allgemein geworden, niemahls eine Hoffnung dazu vorhanden.

§. 99.

Von den Regeln einer guten Lämmerzucht.

Nach Anleitung des §. 72. ſoll nun noch ferner von den Regeln einer guten Lämmerzucht, als worauf die Wohlfahrt des ganzen Schafſtandes ankommt, gehandelt werden.

So wichtig auch dieſer Punkt iſt, ſo werde ich mich doch dabei ganz kurz faſſen können, weil ich die Hauptſtücke, worauf eine gute und richtige Lämmerzucht beruhet, ſchon in dem vorhergehenden größeſtentheils berühret und ausgeführet habe.

Nur blos die gehörige Anwendung von demjenigen, was deshalb geſaget worden, wird mir zu machen, und demnächſt noch einige nähere Regeln, deren wir bisher

zu

zu gedenken keine Gelegenheit gehabt haben, beizufügen übrig bleiben.

§. 100.

Erste Regel, welche auf die Unterlassung des Schafmelkens beruhet.

Die erste Regel, die ich bei einer guten Lämmerzucht als nothwendig voraus setze, bestehet darinn, daß die Mutterschafe nach der an vielen Orten eingeführten Gewohnheit nicht gemolken, sondern die Milch derselben den von ihnen gezeugten Lämmern, wenigstens bis Johannis, gegönnet werden müsse.

Der Schaden, der durch das Melken der Schafe in der Abnutzung der Schäfereyen angerichtet wird, ist bereits §. 20. seq. umständlich dargethan, besonders aber §. 23. als eine Ursache der schwachen und geringen Lämmerzucht bemerket worden.

Die daselbst angeführte Gründe sind von der Beschaffenheit, daß sie keinem, der die Sache mit Ueberlegung und ohne Vorurtheil überdenken will, einen Zweifel hinterlassen können, weshalb ich mich auch, um unnütze Wiederhohlungen zu vermeiden, darauf lediglich bezogen haben will.

Die unstreitige Erfahrungen, nach welchen die Lämmerzucht an den Orten, wo die Mutterschafe nicht gemolken werden, vorzüglich blühend ist, sind mir ein genungsamer Bürge, daß die von mir angeführte Gründe auf Wahrheit beruhen.

Ob ich gleich das Säugen der Lämmer nur bis Johannis eingeschränket habe, als welche Zeit, um die

Lämmer, wie man zu reden pfleget, auf die Beine zu bringen, vollkommen hinreichend ist: so will ich doch dadurch das Melken der Schafe von dieser Zeit an bis alt Michaelis, wie an einigen Orten gewöhnlich ist, keinesweges nachgeben. Nein, die Mutterschafe müssen, wenn gleich die Lämmer an ihrer Milch weiter keinen Theil haben sollen, dennoch gar nicht gemolken werden.

Das Melken ist nicht allein den schon erzeugten Lämmern, denen die Milch dadurch zu frühzeitig entzogen wird, sondern auch den künftigen Lämmern, die von den Mutterschafen noch fernerhin erwartet werden, schädlich. Denn daß ein durch das beständige Melken abgemattetes Schaf die zur Zeugung nöthige Lust und Kräfte nicht haben könne, ist ebenfalls schon oben c. l. zur Gnüge erwiesen worden.

Könnte und wollte man ein Melken der Schafe von Johannis an nachgeben, so würde es nur blos in Ansehung derjenigen statt finden, die man in dem künftigen Herbste als zur fernern Zucht untaugliche auszubracken oder auszumärzen gedächte. Denn bei diesen fiele die Ursache, warum wir das Melken der Schafe auch nach Johannis nicht weiter verstatten wollen, von selbst hinweg.

Die Anzahl der Brackschafe aber ist in allen Schäfereyen dergestalt geringe, daß darauf Rücksicht zu nehmen, und damit eine eigene Molkenwirthschaft anzufangen, wohl nicht der Mühe werth ist.

§. 101.

§. 101.

Die zweyte zur guten Lämmerzucht nöthige Regel beruhet auf eine richtige Wahl der zur Zucht erforderlichen Böcke und Mutterschafe.

Der zweyte Grund einer guten und tüchtigen Lämmerzucht beruhet auf die richtige Wahl beides der Schafböcke und Mutterschafe.

Die allgemeine Erfahrung, daß ein jedes Thier seines gleichen zeuge, und daher von schwachen und mit schlechter Wolle versehenen Böcken und Schafen auch keine andere Lämmer erwartet werden können, machet die Beobachtung dieser Regel ebenfalls nothwendig.

Mit Recht mag man behaupten, daß an den Orten, wo dieses unterlassen wird, niemahl eine gute Lämmerzucht zu hoffen sey.

Wie sowohl die Böcke, als auch die Mutterschafe, beides in Ansehung ihrer Größe und ihres wollreichen Zustandes auch übrigen Eigenschaften, wenn man eine tüchtige Lämmerzucht von ihnen erwarten will, beschaffen seyn müssen, solches haben wir bereits §. 84. seq. umständlich nachgewiesen, und uns bleibet weiter nichts übrig, als daß wir uns darauf lediglich beziehen.

Ein jeder, der die daselbst angemerkte Regeln mit einer gewissen Sorgfältigkeit zur Richtschnur nimmt, wird das Vergnügen haben seine Ställe mit lauter gesunden, starken und wollreichen Lämmern angefüllet zu sehen.

Der böse und fast allgemeine Jährlingstod wird ihn nicht so, wie andere, welche die vorbemeldete Regeln mit einer unerlaubten Saumseeligkeit außer Augen se-

tzen,

tzen, betrüben. Denn ein von gesunden und starken Schafböcken und Müttern erzeugetes Lamm, ist allen Zufällen, so diesen jungen Thieren sehr häufig zu wiederfahren pflegen, weit besser zu wiederstehen im Stande.

§. 102.

Dritte Regel, nach welcher eine frühzeitige Zulassung der Böcke zu den Mutterschafen zur Beförderung der Lämmerzucht angerathen wird, warum aber solche in denjenigen Schäfereyen, wo gemolken wird, nicht füglich vor alt Michael statt finden könne.

Eine frühzeitigere Zulassung der Böcke zu den Mutterschafen, als an den meisten Orten gewöhnlich ist, macht den dritten Grund und Regel einer guten und tüchtigen Lämmerzucht aus.

An den Orten, wo die Schafe gemolken werden, können nicht eher, als um alt Michaelis, die Böcke zu denselben gelassen werden, weil das Melken bis zu dieser Zeit fortgesetzet wird, und die Abkürzung dieses Termins eine Unordnung in der gewöhnlichen Molkenpacht, worauf die Eigenthümer welche melken lassen, schon einmahl ihre Rechnung gemacht haben, verursachen würde.

Warum auch schon allein aus diesem Grunde das Melken der Schafe höchst nachtheilig sey, haben wir bereits oben, wo wir von dieser Materie gehandelt, umständlich bemerket.

§. 103.

§. 103.

Ursachen derjenigen, welche, ohnerachtet sie nicht melken lassen, dennoch diese gewöhnliche Zulassungs-Zeit beibehalten.

Allein auch an den Orten, wo das Melken der Schafe abgeschaffet worden, wird hierunter noch immer dem alten Schlendrian gefolget, und es werden die Schafe nicht eher, als nach der Winterzählung, welche gewöhnlicher Weise um Alt-Michael geschiehet, zu den Böcken zugelassen.

Die Tragezeit dieser Thiere hat schon der alte römische ökonomische Schriftsteller Varro auf 150 Tage festgesetzet, und die allgemeine Erfahrung lehret auch bei uns, daß ein Schaf die bei sich tragende Frucht nicht eher, als in der 22sten Woche nach der Conception, zur Welt bringet, welches denn mit der Anzeige des vorbemeldeten Römers vollkommen übereinstimmet.

Würden nun die Böcke allererst um Alt-Michael, welches nach unserm Kalender auf den 9ten October trifft, mit der Heerde der Mutterschafe vereiniget, so ist es eine natürliche Folge, daß der Anfang der Lammzeit in der Mitte des Martius seinen Anfang nehmen muß.

Da diejenigen, welche in ihren Schäfereyen kein Melken verstatten, an der frühern Zulassung der Böcke nicht gehindert sind, so geben sie gemeiniglich von ihrem Beharren auf den alten Zulassungs-Termin zur Ursache an, daß die in der Mitte des März einfallende Lamm-Zeit deßhalb die bequemste sey, weil alsdenn die Schafe schon des grünen Futters genössen, solches aber weit besser als das trockene, zur Milch schlage.

§. 104.

Diese Ursache wird widerleget, und, daß die im Märzmonath einfallende Lammzeit öfters sehr gefährlich sey, gezeiget.

Dieser Satz ist an und vor sich nicht ungegründet, leidet aber in seiner Anwendung auf die Lämmerzucht sehr viele Einschränkungen.

Zuförderst ist es sehr ungewiß, ob, besonders in unsern nordischen Gegenden, der Märzmonath bereits solche Witterung bei sich führe, daß die Schafe ausgetrieben werden, und des grünen Futters genießen können.

Die Erfahrung unserer Zeiten lehret zur Gnüge, wie sehr man sich hierunter öfters irre, und daß es nichts ungewöhnliches ist, noch den ganzen Märzmonath hindurch die Felder mit Eis und Schnee bedecket zu sehen.

Diese Erscheinung aber, die man sich in unsern Tagen jährlich vermuthen muß, machet die späte Lämmer-Zucht höchst gefährlich, und man mag mit Ueberzeugung behaupten, daß solches eine der vornehmsten Ursachen von der starken Schwächung unserer heutigen Schafereyen sey, die man fast allenthalben wahrnimmt.

Denn die Erfahrung lehret, daß das Schafvieh in den Wintermonathen auch bei dem trockenen Futter, wenn es damit in gehöriger Menge und Güte versorget wird, reichliche Milch giebet.

So bald aber das Frühjahr, und die Zeit, wo die Schafe des Austreibens und grünen Futters gewohnet sind, heran nahet, will kein trockenes Futter bei ihnen mehr anschlagen, sondern sie verlieren auch bei dem gröfsesten Ueberfluß desselben die Milch.

Trifft

Trifft nun die Lammzeit in ein solches Jahr, wo die März-Witterung noch nicht von der Beschaffenheit ist, daß das Schafvieh der grünen Weide genießen kann, so ist nichts gewissers, als daß die neugebohrne Lämmer, welche ausser der Muttermilch noch keine andere Nahrung genießen können, größestentheils, wie man im gemeinen Ausdruck zu reden pfleget, auf die Balken reisen, und auch den etwan noch übrig bleibenden, wird der Mangel ihrer ersten Nahrung beständig anzusehen seyn.

Die traurigen Erfahrungen hievon, die bei einem jeden Landwirth, der nur einige Jahre hintereinander gewirthschaftet hat, nicht ausgeblieben seyn werden, würden ihn schon von der Wahrheit desjenigen, was ich hier gesaget habe, von selbst überzeugen, und ich daher zu dessen Erweis nichts weiteres beizufügen nöthig haben.

§. 105.

Die Zulaßzeit bei den alten römischen Wirthen war nach unsern Kalender zwischen der Mitte des Junius und des Julius gewöhnlich.

Schon die alten Römer erwählten, nach dem Zeugniß des vorangezogenen Varro *Lib. II. Cap. II. §. 13.* eine weit frühere Zulassung in ihren Schäfereyen.

Dieser Schriftsteller saget ausdrücklich:

Tempus optimum ad admittendum ab Arcturi occasu ad aquilæ occasum, quod quæ postea concipiunt, fiunt vegrandes atque imbecillæ. d. i.

Die beste Zeit zum Unterlassen der Böcke ist von dem Untergange des Bärenhütergestirns bis

zu

zu dem Untergange des Adlergestirns, weil diejenigen, so nach dieser Zeit empfangen, nur kleine und schwache Lämmer bringen.

Nach der Berechnung und Eintheilung des Wirthschaftsjahres bei den alten Römern, trifft diese Zulaßzeit von der Mitte des Junius bis Julius, die Lammzeit aber mitten im Winter bei uns ein.

Italien lieget freylich unter einer ganz andern Himmelsgegend, als unsere hiesigen nordischen Länder, und der vorerwähnte Varro selber scheinet, in Ansehung der bestimmten Lammzeit, darauf Rücksicht genommen zu haben, wenn er c. l. §. 14. hinzusetzet:

Ovis prægnans est diebus C L. ideaque fit partus exitu autumnali, cum aer est modice temperatus, & primitus oritur herba imbribus primoribus evocata. d. i.

Die Zeit eines tragenden Schafes bestehet aus 150 Tagen, die Geburt desselben folget dahero mit Ausgang des Herbstes, zu einer Zeit, wo die Witterung sehr gemäßiget ist, und das Gras durch die alsdenn gewöhnliche Regen hervor gelocket wird.

Es brauchet keines vielen Nachdenkens, um zu sehen, daß diese Beschreibung der ehemahligen römischen Lammzeit mit unserer Merzwitterung, wie sie ehedem gewesen, vollkommen ähnlich sey.

Inzwischen habe ich schon vorhin bemerket, daß die sonst allgemeine Jahreswitterung zu unsern Zeiten sich gar sehr geändert habe, und man kann daher hierauf weiter keine Rechnung machen.

Folglich

Folglich wird es immer rathsam bleiben, die Zulaßzeit der Böcke auch in unsern Tagen dergestalt zu bestimmen, daß die Lämmer bei ihrer ersten Erscheinung auf der Welt keinem Mangel an Milch ausgesetzet seyn, sondern sie, wenn sich solcher in der Folge ereignen sollte, andere schon zu geniessende Nahrungsmittel, ohne ihr Verderben, zur ertragen im Stande seyn mögen.

§. 106.

Daß auch in unsern nordischen Gegenden, an den Orten, wo nicht gemolken wird, die Mitte des Julius vor die beste Zulaßzeit zu halten sey.

Aus diesem Grunde erachte ich die Zulaßzeit der Böcke zu der Schafmutter-Heerde in der Mitte des Monaths Julius vor die allerzuträglichste, wie solches auch unter andern in Schlesien, welches besonders in der Schaf- und Lämmerzucht, zum Muster vorgestellet zu werden verdienet, beobachtet wird.

Bei dieser Zulassungszeit fallt die Lammzeit in der Mitte des December-Monaths ein, dergestalt, daß acht bis vierzehn Tage nach Weihnachten alle tragbare Schafe völlig abgelammet haben.

Ich gestehe gar gerne, daß diese Methode der Zulaß- und Lammzeit den meisten Wirthen sehr widersinnig zu seyn scheinen, und es daher, eine dergleichen paradoxe ökonomische Meynung von den dagegen zu machenden Einwürfen zu retten, nöthig seyn wird.

Die Lammzeit zu einer solchen Zeit, wo die größeste und strengste Kälte erwartet werden muß, und wo es schlechterdings an allen grünen Nahrungsmitteln fehlet,

zu bestimmen, ist allerdings, sowohl in Ansehung der Mutterschafe selber, als auch der neugebohrnen Lämmer, bedenklich, und ich kann daher nicht verlangen, daß jemand diesen meinen so wiedersinnig scheinenden Antrage, ohne daß er durch genungsame Gründe bestärket wird, einen Beifall geben soll.

§. 107.

Ursachen davon.

Vor allen Dingen wiederhohle ich nochmahls den schon im nächstvorstehenden §. angenommenen und durch die Erfahrung bestätigten Satz, daß die Mutterschafe in den Wintermonathen auch bei trockenen Futter, wenn ihnen solches in gehöriger Menge und Güte gereichet wird, reichliche Milch geben, selbige aber gegen Eintritt des Frühjahres, wenn sie nicht auf die grüne Weide kommen können, fast gänzlich verlieren, und ihnen alsdenn das trockene Futter, es sey von welcher Güte es wolle, nicht mehr auf die Art, als im Frühjahre zu nutze komme.

Zuverläßige Gründe lassen sich hievon nicht so leicht anführen, und, nach meiner wenigen Einsicht, ist hauptsächlich die Sehnsucht nach dem gewohnten grünen Futter, so die Natur schon diesen Thieren eingepflanzet hat, Schuld daran.

Mir ist genung, daß solches bei allen denjenigen, die auf die Begebenheiten in ihren Schäfereyen eine genaue Achtung haben, durch eine allgemeine Erfahrung bestätiget wird.

Ist

Ist es aber wahr, daß die Mutterschafe in den Wintermonathen auch bei genungsamen guten trockenen Futter reichliche Milch geben, so ist ferner wahr, daß diejenige Lämmer, welche im Monath December bis Mitte des Januarius fallen, einer zureichenden Nahrung theilhaftig werden können, und sie niemahl den Mangel derselben auf eine solche Art, als wenn sie in einem im März-Monath, wo die Wälder und Feldfluhren noch mit Eis und Schnee bedecket, gebohren werden, ausgesetzet sind.

§. 108.

Warum der frühen Lammzeit die alsdenn noch vorhandene Kälte nicht entgegen stehen könne.

Sonder Zweifel wird man hiegegen einwenden, daß eben in denjenigen Monathen, die ich zur bequemsten Lämmerzeit vorgeschlagen, die größeste und empfindlichste Kälte in unsern hiesigen nordischen Gegenden einzufallen pflege.

Denn wem ist wohl unbekannt, daß, auch in den gelindesten Wintern, sich doch wenigstens gegen Weihnachten und in den ersten Tagen des Januarius eine vorzügliche kalte Luft äußere.

Allein dieser Einwand kann nur allein von nachläßigen Wirthen, welche nicht vor warme Schafställe die gehörige Sorgfalt tragen, gemachet werden.

In einem Schafstall, welcher nicht allein die gehörige Lage hat, sondern auch in Dach und Fach auf die erforderliche Art erhalten wird, ist ein neugebohrnes Lamm niemahls der Gefahr, vor Kälte umzukommen, ausgesetzet.

Weit eher ist solches zu befürchten, wenn die Lämmer bei der gewöhnlichen Lammzeit im freyen Felde bei öfters sehr rauher Witterung gebohren, und erst nach vielen Stunden, nachdem sie von den hüthenden Knechten in einem dazu mit Stroh zubereiteten Sack aufbehalten worden, zu Hause gebracht werden.

Diese Art der Behandlung bei neugebohrnen Lämmern scheinet mir weit gefährlicher zu seyn, als wenn sie im dem Stall selber jung werden, und man sie daher sofort in eine warme Bucht bringen kann.

§. 109.

Vorzug der frühzeitigen Lämmer in Ansehung der sich öfters ereignenden späten Nachwinter.

Die frühzeitige Lämmer haben den großen Vorzug, daß sie alsdenn, wenn das Frühjahr eintritt, und ihre Mütter die grüne Weide genieſſen können, selber daran Theil zu nehmen, im Stande sind.

Die erst im März gebohrne Lämmer können dieses, wenn auch die Witterung ihren Müttern eine freye Hütung verstattet, nicht thun, sondern sie müssen sich lediglich an der aus dem ersten sehr sparsamen Grase gesamleten Milch begnügen.

Der Unterscheid zwischen der frühen und späten Lämmerzucht wird aber hauptsächlich alsdenn offenbar, wenn auch noch selbst im Frühjahre eine außerordentliche und das Austreiben der Mutterschafe verhindernde Witterung sich ereignet.

In diesem Fall sind die frühzeitige Lämmer bereits geborgen. Finden sie gleich bei ihren Müttern wenige

oder

oder gar keine Milch, so können sie doch, da sie schon fressen gelernet, durch andere Nahrungsmittel gar leicht erhalten, und ihr sonst unvermeidlicher Abgang vermieden werden.

Bei der späten erst im März-Monath ihren Anfang nehmenden Lammzeit gehen die Lämmer, wenn es den Müttern wegen ermangelnden grünen Hütung an Milch fehlet, schlechterdings verlohren, indem sie theils zu den andern Nahrungsmitteln noch nicht angewohnet, theils aber auch solche, wegen ihrer zarten Gefässe, zu verdauen nicht im Stande sind.

Bei unvermutheten Nachwintern, wo der gewöhnliche Vorrath von Futter bereits aufgezehret, und im ganzen Lande auch selbst vor Geld dergleichen nicht zu bekommen ist, geschiehet es nicht selten, daß man die ganze Lämmerzucht tödten, und, um den alten ihren Unterhalt nicht zu benehmen, wegschaffen muß a).

a) Mein verstorbener Vater, welcher sonst nicht unter die sorglosen Wirthe gehörete, hat mir selber erzählet, daß er aus dieser Ursache einsmahls 300 Stück der besten Lämmer todtstechen lassen müssen.

§. 110.

Fortsezung des Vorigen.

Dergleichen Unglücksfälle hat man bei einer frühen Lämmerzucht nicht zu befürchten, denn solche sind zu der Zeit, wenn sich ein dergleichen Zufall ereignet, schon ausser aller Gefahr.

Finden sie gleich bei ihren Müttern keine zureichende Milch mehr, so ist doch ein aufmerksamer Eigenthümer,

deren Abgang durch allerhand andere kräftige Nahrungsmittel zu ersetzen, ganz wohl vermögend.

Wollte es auch an dem sonst gewöhnlichen Lämmer-Heu ermangeln, so können doch diese schon zu einem gewissen Alter gediehene und zum Fressen angewöhnte Lämmer, vermittelst der ihnen eingebenden Hafergarben, oder auch allerhand Arten von Schroot, in dieser traurigen Zwischenzeit ganz füglich erhalten, und ihr gänzliches Verderben dadurch vermieden werden.

Bei den in einer späten Lammzeit fallenden jungen Lämmern aber, die der Muttermilch unumgänglich bedürfen, sind alle diese Mittel vergebens.

§. III.

Daß die frühzeitigen Lämmer weit stärker als Jährlinge in den Winter kommen, ist ebenfalls ein Vortheil, der die frühe Zulaß- und Lammzeit rathsam machet, weßhalb Schlesien zum Beispiel angeführet wird.

Jedermann ist bekannt, daß die späten Lämmer nur sehr schwach als Jährlinge in den Winter kommen, und eben dieses ist die Ursache, warum gemeiniglich der Tod unter sie so sehr zu wüthen pfleget, weil selbige den vielen Zufällen, so ihnen den Winter über zustossen, zu widerstehen nicht im Stande sind.

Ein Lamm hingegen, welches frühzeitig gebohren worden, hat, wenn es als Jährling zu Winter geschlagen wird, schon öfters eben so viel Kräfte, als ein Zieh-Schaf, folglich laufet es auch bei allen widrigen Begebenheiten weit weniger Gefahr, als ein anderes bei einer späten Lammzucht erzeugtes.

Wer

Wer jemahls Lämmer von einer frühen und späten Zucht mit einer gewissen Aufmerksamkeit beobachtet, und ihre verschiedene Beschaffenheit, in Ansehung sowohl der Größe als der Dauerhaftigkeit, bei der Winterzählung gegen einander gehalten hat, der wird von diesem allen auf das lebhafteste überzeuget seyn müssen.

Den großen Vorzug, den Schlesien vor andern hiesigen Ländern in der Schafzucht hat, schreibe ich, und zwar mit Recht, hauptsächlich ihrer frühen Lämmerzucht zu.

Wenn in unsern hiesigen pommerschen und märkischen Gegenden unsere Lämmer erst gebohren werden, so sind die ihrigen schon Creaturen, die sich selber ernähren können, und folglich ihrem Eigenthümer weit wenigern Kummer, als die unsrigen verursachen.

§. 112.

Daß die frühere Lammzeit auch deßhalb einen Vorzug habe, weil alsdenn die tragenden Mutterschafe noch bei voller Macht, und durch den Winter nicht entkräftet sind.

Die bisher angeführten Ursachen, von der Vorzüglichkeit der frühzeitigen Lämmerzucht vor der späten, sind zwar die hauptsächlichsten.

Es giebet aber noch mehrere Gründe, welche den von uns behaupteten Satz rathsam machen, und auch diese können wir nicht ganz unberühret lassen.

Zuförderst rechne ich dahin, daß die Mutterschafe bei einer frühzeitigen Lammzeit sich bei weit mehrern Kräften, als bei der späten, befinden.

Trifft die Lammzeit schon im December und gegen Weihnachten ein, so haben die Mutterschafe noch alle Macht, die ihnen das im Sommer und Herbste reichlich genossene grüne Futter mitgetheilet hat, bei sich, und öfters ist die Witterung um Weihnachten aus noch von der Beschaffenheit, daß sie ungehindert ausgetrieben werden können.

Daß aber ein jedes Thier, folglich auch die Schafe, welches bei vollen Kräften ist, theils eine bessere Frucht bringe, und theils auch mehrere Nahrung zu dessen ersten Erhaltung habe, ist eine Wahrheit, die sowohl Vernunft als Erfahrung bestätiget.

Bei der späten Lammzeit hingegen, die erst in der Mitte des März-Monaths eintrifft, haben die Mutter-Schafe auf dem Stalle mancherley Ungemach ausstehen müssen, nicht zu gedenken, daß sie bei dem in den letzten Monathen genossenen trockenen Futter nicht diejenigen Kräfte, die sie bei der Winteraufstallung von der Weide mitgebracht haben, beibehalten können.

Das Lamm bekommt, wie alle andere Thiere, so lange es sich im Mutterleibe befindet, seine Nahrung von der Mutter, und es ist gewiß, daß es in den letzten Monathen hievon mehr, als in den ersten, nöthig hat.

Von selbst folget hieraus, daß bei der späten Lamm-Zeit die durch den Winter entkräftete Mütter theils keine solche gesunde, starke und muntere Lämmer bringen können, theils aber auch in ihrem entkräfteten Zustande keine so reichliche Milch, als bei einer frühzeitigen Lammzeit möglich ist, zu geben im Stande sind.

Mut-

Mutter und Lamm leidet solchemnach bei der späten Lammzeit offenbar.

§. 113.

Daß bei dem Stehen der Mutterschafe auf den Stall den Winter über die Frucht derselben auf mancherley Art verletzt werden könne, giebet ebenfalls einen Grund ab, warum die vorgeschlagene frühe Lammzeit besser, als die späte ist.

Ein jedes fruchttragendes Thier kann in diesem Zustande durch Stoßen und eine unbequeme Lage leicht Schaden nehmen, und die Frucht dadurch verletzen.

Bei dem lange stehen auf dem Stalle in einem grossen und eingepresseten Haufen ist dieses schwer zu vermeiden, zumahl es auch unter den Schafen, ob selbige gleich zu den sanftmüthigsten Thieren gezählet werden, verschiedene, die zum Stoßen geneigt sind, giebet.

Ueberhaupt ist bekannt, daß dem Schafvieh in seinem Gesundheitsstande nichts nachtheiliger, als das lange stehen auf dem Stalle sey.

Bei der späten Lammzeit aber müssen die Mutter-Schafe bei ordentlichen Wintern die letzten Monathe meistentheils auf dem Stalle zubringen.

Bei diesem lange stehen auf dem Stalle ist daher die bei ihnen befindliche Frucht weit mehrer Gefahr und Verletzung, als bei der frühen Lammzeit, ausgesetzet.

Ich bin überzeuget, daß, wenn man von dem Abgange bei einer späten und frühen Lammzeit eine nähere Berechnung anlegen könnte und wollte, sich derselbe bei der ersten weit stärker, als bei der letzten, darstellen würde.

§. 114.

Vierte zu einer guten Lämmerzucht erforderliche Regel, wohin besonders, daß die Böcke vor der Zulaßzeit einige Wochen besser gefuttert werden müssen, zu rechnen ist.

Dieses mag genung seyn, um die von uns wegen der frühern Zulassung der Böcke zu den Mutterschafen angenommene Regel zu bestätigen, und die Wahrheit davon jedermann einleuchtend zu machen.

Ob wir gleich die Eigenschaften eines guten und tüchtigen Zuchtbockes bereits oben zur Gnüge angezeiget und auseinander gesetzet haben, so sind dennoch verschiedene Anmerkungen, die bei der Zulassung der Böcke nicht ausser Augen gesetzet werden mögen, übrig, und diese werden denn, zusammen genommen, die vierte bei einer guten Lämmerzucht zu beobachtende Regel ausmachen.

Schon die römischen Oekonomen, Palladius, Varro und Columella, haben erfordert, daß die zum Bespringen der Schafe bestimmte Böcke, ein paar Monathe vor der Zulaßzeit besonders genommen, und besser als die übrigen, gefuttert werden sollen.

Denn daß zu diesem Geschäfte Kräfte und Munterkeit nöthig sind, mag wohl, wenn man die Sache aus physikalischen Gründen betrachtet, nicht geleugnet werden.

Ein Schafbock verlieret, nachdem er sein Amt verrichtet hat, sowohl an Kräften als auch an Gewichte.

Nur noch vor kurzen bin ich hievon ganz eigentlich überzeuget worden, indem ich einen vornehmen Freund und Nachbar, bei einem demselben abgestatteten Besuch,

eben

eben in der Beschäftigung befand, daß er einen großen englischen Schafbock, den er nur ein paar Monathe vorher wiegen lassen, auf der Waage gebunden liegen hatte, und ihn von neuen wiegen ließ.

Auf mein darüber geschehenes Befragen erhielt ich zur Antwort: daß solches aus der Ursache geschehe, um zu erforschen, wie viel solcher Schafbock, nachdem er sein Amt im Springen verrichtet, dadurch an dem vorigen Gewichte verlohren hätte.

Ich wohnte dieser Handlung, wie leicht zu vermuthen ist, aus Neubegierde bei, und es fand sich, daß bemeldeter Schafbock 38 Pfund weniger als vorhin wog.

Hieraus ergiebet sich wenigstens so viel, daß das den Schafböcken anvertrauete Zeugungswerk, Kräfte erfordere, und sie daher, wenn sie solche nicht haben, auch ihre Schuldigkeit nicht auf eine wirksame Art verrichten können.

Der Rath der alten römischen Wirthe, daß man die Schafböcke zwey Monathe vor der Zulaßzeit besonders füttern, und sie dadurch zu diesem Geschäfte zubereiten solle, hat solchemnach seinen zureichenden Grund, und ist nicht zu verwerfen.

Wo aber, und in welchen Schäfereyen denkt man wohl hierauf? Die Böcke gehen gemeiniglich bis zur Springezeit unter die gemeine Hammelheerde, welche gewöhnlicher Weise die schlechteste und magerste Hütung zu haben pfleget.

Aus dieser werden sie, ohne an eine weitere Zubereitung derselben zu gedenken, heraus genommen, und unter die Heerde der Mutterschafe, so von ihnen befruchtet werden soll, gesetzet.

Sollte

Sollte dieſes nicht mit eine Urſache ſeyn, warum man in den gemeinen Schäfereyen allenthalben ſo viele ſchwache und untaugliche Lämmer antrifft, zumahl es gewiß iſt, daß die beſſere und ſchlechtere Beſchaffenheit des männlichen Thieres, bei der Zeugung der Jungen das meiſte beiträget.

§. 115.

Warum nach dieſer vierten Regel den Böcken auch nicht zu viel Mutterſchafe zum Beſpringen zuzueignen ſind, und auf einen jeden Bock mehr nicht, als 15 bis 16 Schafe, gerechnet werden müſſen.

Da die Zeugung von Seiten des männlichen Thieres gewiſſe Kräfte erfordert, ſo folget daraus ferner, daß man einem Schafbock nicht mehr Mutterſchafe, als er nach ſeinen Kräften bequem beſtreiten kann, zugeſellen muß.

Die Böcke werden es zwar, wegen der ihnen beiwohnenden Geilheit, an dem beſpringen ſelber nicht fehlen laſſen, wenn auch gleich die Anzahl der Mutterſchafe unverhältnißmäßig iſt. Allein es kommt hier nicht blos auf den öftern Actum des beſpringens, welches vielmehr, wie unten mit mehrern gezeiget werden wird, ſchädlich iſt, ſondern darauf, daß der Sprung cum effectu geſchehe, und das Schaf wirklich darnach beſtehe, an.

Dieſes aber kann von einem Bock, dem eine unverhältnißmäßige Anzahl von Mutterſchafen zugeſellet iſt, füglich nicht vermuthet werden.

Vielmehr glaube ich, daß der Mangel an genungſamen Böcken in einer Schafheerde eine der vornehmſten Urſachen von dem ſo häufigen gelte bleiben der Schafe ſey.

Auch iſt gewiß, daß die Spätlinge, die man öfters in den Schäfereyen unter den Lämmern in übermäßiger Menge antrifft, hievon entſtehen.

Denn ganz natürlich iſt es, daß ein Schafbock, der nur 15 bis 20 Schafmütter zu beſtreiten hat, damit weit

eher.

eher, als ein anderer, dem 30, 40 und wohl mehrere untergeben sind, fertig werden kann.

Die Natur der Sache giebet es, daß bei einer solchen unverhältnißmäßigen Anzahl von Mutterschafen gegen die Böcke eines auf das andere warten muß.

Gemeiniglich kommen die stärksten und munterſten Schafe, zu welchen der Bock allemahl die meiste Lust bezeugen wird, zuerst an die Reihe, und nur alsdenn, wenn diese abgefertiget sind, erhalten die schwachen und schlechten auch ihren Antheil.

Man wird daher finden, daß die meiste Spätlinge von schwachen und schlechten Schafen fallen, und hieraus entstehet ein doppelter Schade, weil das schwache Schaf dem schwachen und schlechten Lamm aufzuhelfen nicht im Stande ist.

Bei diesem allen bleibet noch die Frage übrig, wie viel Mutterschafe eigentlich auf einen Bock zu rechnen sind?

Aus der oben §. 74. seq. eingerückten historischen Nachricht von der spanischen, englischen und andern wohlangeordneten Schafwirthschaften ergiebet sich, daß man einem Bock mehr nicht, als 15 Mutterschafe, zueigne.

Da die Schädlichkeit des Mangels an Böcken aus vorstehenden Gründen sattsam erhellet, so sehe nicht ab, warum man nicht diesen Satz auch in unsern Gegenden ebenfalls beibehalten wolle.

Wenigstens ist gewiß, daß solches der Heerde niemahl nachtheilig, sondern vielmehr nützlich seyn werde.

Sollten auch gleich in einer Heerde von 1000 Stück 15 bis 20 Böcke mehr, als bisher gewöhnlich gewesen sind, gehalten werden müssen, so wird der Eigenthümer dennoch solche, nachdem sie zwey Jahre gesprungen haben, ausbinden lassen, und sie nachher, gleich den übrigen Hammeln, mit guten Vortheil verkaufen können.

§. 116.

§. 116.

Daß die Böcke, nach vollbrachter Springezeit, wiederum von der Heerde der Mutterſchafe abzuſondern nöthig ſey.

Eine üble Gewohnheit iſt es, daß man die Böcke, nach vollbrachter Springezeit, noch ferner unter den Mutterſchafen läſſet, und ſie gemeiniglich nur erſt kurz vorher, ehe die Schafe lammen ſollen, wiederum abſondert.

Zur Urſache hievon pfleget man, daß nicht alle Schafe zugleich bockten, und man daher, bis ſie insgeſammt beſprungen wären, damit Anſtand nehmen müſte.

Allein diejenige Schafe, die nicht wenigſtens binnen zwey Monathen, nachdem die Böcke zugelaſſen worden, zu dem Zeugungswerke Luſt bezeugen, ſind auch zur Zucht nicht tauglich, und es iſt weit beſſer, daß ſolche ganz und gar gelte bleiben, und in dem künftigen Herbſte ausgebracket werden.

Bereits der oben angeführte römiſche ökonomiſche Schriftſteller Varro hat dieſes angemerket, wenn er c. l. §. 14. unter andern ſaget:

> cum omnes conceperunt, rurſus arietes ſecernendi; ita factis prægnantibus, quod ſunt moleſti, obſunt. d. i.
>
> Wenn alle Schafe gebocket haben, ſo müſſen die Böcke wieder abgeſondert werden, denn ſie fallen den trächtig gewordenen nur beſchwerlich.

Die Böcke laſſen, vermöge ihrer natürlichen Geilheit, das Rammeln, wie man es nach dem gemeinen Ausdruck zu nennen pfleget, nicht, und ſie üben daher ihre Geilheitsluſt auch an diejenigen, die bereits beſtanden und trächtig geworden ſind, aus.

Die vorbemerkte Regel wegen Abſonderung der Böcke nach Endigung der Springezeit iſt daher eben ſo nützlich als nothwendig.

In

In den Schäfereyen, wo unserer obigen Regel gefolget, und auf jeden Bock nur 15 bis 16 Mutterschafe gerechnet worden, kann die Absonderung der Böcke ganz füglich nach Verlauf von 4 bis 6 Wochen geschehen.

Ist die Anzahl der einem Bock zugesellten Mutter-Schafe aber größer, so mögen ebenfalls noch 14 Tage zugesetzet werden.

Was nach Verfliessung dieser Zeit nicht bestanden, und erst nachher empfangen, würde nichts als untaugliche Spätlinge, die der Heerde mehr zur Last als zum Aufnehmen gereichen, bringen.

§. 117.

Besonderes Mittel der alten Römer, die Böcke von dem wiederhohlten Bespringen der bereits trächtigen Schafe abzuhalten.

Eben vorbemeldeter Varro ist auch der Meinung, daß ein jedes Schaf, nicht über zweymahl besprungen werden müsse, wobei er zugleich ein bisher bei uns ungewöhnliches Mittel, die zweymahl besprungene Schafe gegen das fernere Bespringen der Böcke abzuhalten, in Vorschlag bringet, wenn er c. l. sich hierüber folgendergestalt ausdrucket:

Deterrent ab saliendo fiscellis e junco, aliaue quare quod alligant ad naturam. d. i.

Von dem weitern Bespringen der bereits trächtig gewordenen Schafe, muß man die Böcke dadurch abzuhalten suchen, daß man den Schafen kleines von Binsen geflochtenes Korbwerk, oder sonst andere Sachen, vor die Schaam bindet.

Die alten Römer müssen entweder mehrere Sorgfalt vor ihre Schafe getragen, oder keine so große Schäfereyen, als man bei uns in Deutschland findet, gehabt haben.

Denn dergleichen genaue Vorsichten von unsern Schäfern zu fordern, würde eben so überflüßig als lächerlich seyn.

Inzwi-

Inzwischen bestätiget dieses doch allemahl den Satz: daß man die Böcke nach vollendeter Springezeit nicht weiter unter den Mutterschafen dulden, sondern sie davon wiederum absondern müsse.

§. 118.

Seltsame Meynung des Aristoteles, daß man eine stärkere und schwächere Anzahl der Zibbe- oder Bockslämmer erhalten könne, wenn man die Böcke entweder gegen den Nord- oder Südwind springen lässet.

Den meisten Wirthen ist daran gelegen, daß sie mehr Zibbe- als Bockslämmer bekommen, weil die erstern zur Vermehrung der Schäfereyen das meiste beitragen.

In unserer heutigen vernünftigen Welt rechnet man es mit Recht zu den Unmöglichkeiten, um dieses durch menschliche Vorsicht bewirken zu können.

Allein der ehemahlige Abgott der Philosophen, der berühmte Aristoteles, hat sich nicht gescheuet, hierunter ein, seiner Meinung nach, sicheres Mittel vorzuschlagen.

Nach dessen Vorschrift, die uns unter andern der bekannte römische ökonomische Schriftsteller Palladius *Lib. VIII. Tit IV.* §. 4. hinterlassen hat, soll man die Böcke, wenn man mehr Lämmer männlichen Geschlechtes haben will, gegen den Nordwind, wenn man aber mehr Lämmer vom weiblichen Geschlechte verlanget, gegen den Südwind springen lassen.

Billig muß einem jeden vernünftigen schon durch das bloße Anhören solcher Sätze ein geheimer Schauder gegen diese alte lächerliche Gedanken, die man von einem so großen Weltweisen wohl billig nicht erwarten sollen, anwandeln. Und wie glücklich sind nicht unsere Zeiten, in welchen wir dergleichen blinden Leitern nicht folgen dürfen, sondern uns ein helleres Licht, dergleichen natürliche Begebenheiten naher zu beleuchten, aufgesteckt ist!

Landesbibliothek Mecklenburg-Vorpommern Günther Uecker
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1759087653/phys_0562
DFG

Berliner Beiträge

zur

Landwirthschaftswissenschaft.

Vierten Bandes

Eilftes Stück.

Landesbibliothek Mecklenburg-Vorpommern Günther Uecker
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1759087653/phys_0563
DFG

Fortsetzung
der
Vier und Dreyßigsten Abhandlung.

Von der Nutzbarkeit, verhältnißmäßigen Anzahl, verschiedenen Arten, auch richtigen Pflege und Wartung des in einer jeden Landwirthschaft zu haltenden Schafviehes.

§. 119.

Daß die tragend gewordene Schafe wohl gepfleget, und vor alle die Frucht verletzen könnende Zufälle sorgfältig in Acht genommen werden müssen.

Soll die Lämmerzucht glücklich von statten gehen, und solche in der herannahenden Lammzeit reichlich ausfallen, so ist nicht genung, daß bei der Begattung der Schafe die vorbemeldeten Vorsichten beobachtet werden, sondern man hat nöthig, auch vor die Schafe, nachdem sie trächtig geworden, damit sie sowohl gut gewartet und gepfleget, als vor alle Zufälle, wodurch der bei sich tragenden Frucht Schaden und Verletzung wiederfahren kann, verwahret bleiben mögen, gehörige Sorge zu tragen.

Daß die Mutterschafe in ihrem trächtigen Zustande, vor allen andern Schafsorten, vorzüglich mit der besten

Weide und Futter versorget werden müssen, lehret schon die Vernunft. Denn ein solches Schaf muß nicht allein sich selber, sondern auch das bei sich tragende Lamm ernähren.

Daß hiezu doppelte Kräfte, die nur allein aus der vorzüglichen Güte des Futters entstehen können, erfordert werden, ist aus dem ganzen Thierreiche zur Gnüge bekannt.

Die Schäfer pflegen es auch wohl hierunter nicht so leicht ermangeln zu lassen, sondern bei allen Fällen den tragenden Mutterschafen, sowohl auf der Weide als im Stalle, den Vorzug zu geben.

Nur fehlen sie gemeiniglich darinn, daß sie, besonders auf der Weide, nicht die gehörigen Vorsichten dabei gebrauchen, sondern durch einen unvernünftigen Ueberfluß diesem Viehe mehr Schaden als Nutzen stiften.

§. 120.

Warum aber hiebei alle mögliche Vorsicht zu gebrauchen, und daß solches besonders bei dem an vielen Orten gewöhnlichen Saathüten nöthig sey.

Besonders nimmt man solches bei dem an den meisten Orten eingeführten Saathüten wahr.

Die Schäfer besitzen gemeiniglich einen rechten Enthusiasmus in Ansehung der Saathütung.

Dieser Enthusiasmus verblendet sie dergestalt, daß sie sich dieses Nahrungsmittels, wenn es ihnen ohne Einschränkung frey gegeben wird, mit Beiseitesetzung aller Ueberlegung, ob es den Schafen schädlich oder nützlich sey, bedienen.

Ich

Ich beziehe mich hierunter lediglich auf dasjenige, was ich bereits in dem zweyten Bande dieser Beiträge S. 33. *seq.* von der Behütung der Saaten mit den Mutterschafen, zu einer solchen Zeit, wenn dieselbe mit Rauh-Reif oder Glatteise überzogen ist, angeführet und erwiesen habe.

Besonders ist daselbst bemerket worden, daß die trächtigen Mutterschafe, nach dem Genuß einer solchen mit Rauhreif oder Glatteis überzogenen Saat, häufig zu verlammen pflegen, und ich schmeichle mich, daß die dabei zum Grunde gelegte Ursachen überzeugend seyn werden.

Die daraus entstehende häufige Verlammung der Mutterschafe, ist ein Schaden, der einem Landwirth, welcher auf eine vollständige Lämmerzucht in seiner Heerde Rechnung gemacht hat, gewiß sehr empfindlich fallen muß.

Unter hundert Schäfern giebet es kaum einen, der dieses einsiehet, sondern das übermäßige Verlammen der Mutterschafe allerley andern Ursachen zuschreibet.

Mir selbst ist von meinen Schäfern sehr oft, wenn ich ihnen das Saatbehüten unter den vorbemeldeten Umständen als schädlich vorgestellet, daß ihnen solches nicht schaden würde, zur Antwort geworden, und meine an ihnen gebrachte Vermahnung wäre gewiß vergebens gewesen, wenn ich ihnen nicht, eine dergleichen Saatbehütung schlechterdings zu untersagen, genungsame Standhaftigkeit besessen hätte.

Dieses muß ich denn auch einem jeden Wirthe, der seine Schäferey hierunter nicht muthwillig in Gefahr setzen will, aufrichtig anrathen.

Die fast allgemein ringerissene Meynung, als wenn die Schäfer solches verstehen, und, ob das Saathüten den Schafen schädlich sey oder nicht, wissen müßten, ist ungegründet, und man kann sich darauf nicht verlassen.

Die meisten unserer heutigen Schäfer sind unwissende Dummköpfe, welche sich nicht durch vernünftige Erfahrungen, sondern nur blos durch eine übertriebene Gierigkeit nach Futter und Weide, lenken und leiten lassen.

Eben aus dieser Ursache ist einem jeden Gutsherren, die Regeln einer vernünftigen Schafwirthschaft selber zu wissen und kennen zu lernen, so höchst nothwendig.

§. 121.

Von den fetten mit jungen Hederig überzogenen Brachweiden, warum solche allem Schafvieh, besonders aber den tragenden Mutterschafen, höchst schädlich werden können, und durch welche Vorsichten diese Schädlichkeit zu vermeiden sey.

Einer von den besten und kräftigsten Hütungsplätzen vor die Mutterschafe, ist sonder Zweifel die stark mit jungen Hederig ausgeschlagene Wendfahre, indem die Erfahrung lehret, daß dieser junge Hederig dem Schafvieh, wegen seiner natürlichen Fettigkeit, sehr viele Kräfte und Nahrungssäfte mittheilet.

So nützlich aber dieses auf der einen Seite ist, so schädlich kann es auf der andern, wenn man nicht vernünftige Vorsichten dabei gebrauchet, werden.

Die Erfahrung lehret, daß das Schafvieh, wenn man es einige Stunden auf dergleichen mit jungen Hederig überzogenen Brachweiden ohne Vorsicht weiden lässet, weil sie dieses süsse und sehr schmackhafte Kraut mit allzu

allzu großer Gierigkeit einschlucken, todt nieder fällt, und auf der Stelle crepiret.

Inzwischen mag eine so nahrhafte Weide dem Schafvieh nicht gänzlich entzogen werden. Nur muß ein vernünftiger Schäfer auf Vorsichten, damit die Schafe davon nicht mit einmahl zu viel fressen, als welches die einzige Ursache des davon erfolgten schnellen Todes ist, bedacht seyn.

Um dieses zu verhüten, giebet die Vernunft von selbst an die Hand, daß sich die Knechte auf dergleichen Hütungsplätze nicht gar zu lange verweilen, sondern die Schafe, wenn solche etwa eine Stunde darauf geweidet haben, weiter treiben müssen. Auf solche Art wird ihnen keine Zeit, sich auf dergleichen Plätzen überfressen zu können, gelassen.

Sonst ist auch ein sicheres Mittel, den Schaden, der durch diese fette Hütungsplätze gestiftet werden kann, zu vermeiden, wenn man die Schafe auf dergleichen mit jungen Hederig überzogene Weideörter, ehe man sie solche beweiden lässet, ein paarmahl mit den Hunden auf und nieder hetzet.

Nachdem solches geschehen, werden die Schafe einige Stunden hintereinander darauf gehütet werden können, ohne daß es ihnen Schaden bringet.

Durch das schnelle Auf- und Abtreiben der Schafe werden die stärksten und geilsten Blätter des Hederigs, welche ihnen vorzüglich schädlich sind, und woran sie sich am ersten überfressen können, zertreten, und es findet folglich das Schafvieh nicht allein den Fraß nicht in übermäßiger Menge, sondern es wird auch seine Gierigkeit

rigkeit darnach durch die zerqueschte und zum Theil in den Sand getretene Blätter gar sehr gemindert.

Man mag daher dieses Mittel nicht vor unvernünftig halten, sondern es vielmehr unter die bewährten zählen.

Auch hat man bemerket, daß dergleichen mit jungen Hederig überwachsene Brachplätze dem Schafvieh weit weniger schädlich werden, wenn der Schäfer die Vorsicht gebrauchet, solches auf demselben, nicht gegen, sondern mit dem Winde, zu hüthen.

Schon einem Menschen, der sich mit übermäßiger Speise überladen hat, fällt es gegen den Wind zu gehen viel schwerer, als mit dem Winde, und er wird in dem erstern Fall weit eher ermüden, als in dem letztern.

Die Aehnlichkeit aller thierischen Maschinen macht daher auch diese Regel bei den Schafen sehr vernünftig.

An den Orten, wo nach dem gemeinen Schlendrian die Zulaßzeit der Böcke erst auf alt Michaelis bestimmet ist, werden die trächtige Schafe dergleichen mit jungen Hederigausschlag bewachsene Brachfelder wohl nur selten zu genieſſen bekommen. Da aber, wo nach unserer vorgeschlagenen Methode eine frühere Zulaßzeit eingeführet ist, kann solches gar leicht geschehen.

Inzwischen werden obige Regeln einem Landwirthe allemahl nützlich bleiben, indem deren Unterlassung nicht allein den tragenden Schafen, sondern auch allem Schafvieh überhaupt, schädlich werden kann.

§. 122.

§. 122.

Warum die trächtige Mutterschafe auch bei den giftigen Herbstnebeln nicht zu frühe ausgetrieben werden müssen, indem daraus eine Ursache zu einer häufigen Verlammung entstehet.

Ueberhaupt sind die trächtige Mutterschafe vor die in den Frühstunden sich öfters ereignende Herbstnebel und damit verknüpfte schädliche Gifte sorgfältig in Acht zu nehmen, und die Schäfer haben sich daher mit dem Austreiben derselben auf die Weide nicht zu übereilen.

Dergleichen Nebel und Gifte sind zwar vor alle Schafsorten nachtheilig. In Ansehung der tragenden Schafmütter werden sie aber um so schädlicher, als die Erfahrung lehret, daß die Schafe sehr leicht darnach verlammen, bei welcher Gelegenheit denn nicht selten, beides Mutter und Lamm, verlohren gehet, folglich der Eigenthümer einen doppelten Schaden leidet.

An der Beobachtung der rechten Austreibezeit kann man einen ächten und vernünftigen Schäfer am allererstenerkennen.

Sollten auch gleich die Schafe bei einem solchen giftigen Nebelwetter des Morgens etwas länger, als es ihnen sonst gewöhnlich ist, hungern müssen, so wird doch solches dadurch gar leicht ersetzet werden können, wenn die Knechte dagegen des Abends desto später auf der Weide bleiben, und erst bei anbrechenden Sternlichte eintreiben.

Die Schäfer und Knechte, die bei dem Aus- und Eintreiben, das Wetter mag beschaffen seyn wie es will,

ihre gewisse Stunden halten, sind nicht werth, daß sie unter die zunftmäßige Schäfer gezählet werden.

Ein zunftmäßiger Schäfer muß sich bei dem Weiden seiner Schafe nicht nach der Tageszeit, sondern nach der Witterung richten.

§. 123.

Von der Beschaffenheit des vor die tragende Mutterschafe zu bestimmenden Winterfutters, und warum dabei die Beobachtung einer gleichen Futterung nothwendig sey.

Die trächtige Mutterschafe bedürfen nicht nur, so lange sie ausgetrieben werden können, einer nahrhaftern Weide, sondern sie haben auch, wenn sie in den Wintermonathen auf dem Stalle stehen müssen, eines vorzüglich nahrhaftern Winterfutters nöthig.

Mit gutem Grunde werden sie daher von den andern Schafsorten abgesondert, und besonders gefuttert.

Das Futterreichste mit Vogelwicken und andern Kräutern vermischte Stroh gebühret ihnen billig, und der Hammelheerde geschiehet nicht Unrecht, wenn sich dieselbe mit den mageren Strohsorten begnügen muß.

Welches Heu, wenn man darunter die Wahl hat, vor die Schafe überhaupt das beste sey, wird unten, wo wir von der Pflege und Futterung des Schafviehes überhaupt zu reden gedenken, mit mehrern bestimmet werden.

Gegenwärtig erinnere nur so viel, daß unter dem vorhandenen vor die Schäferey auserseheneu Heu die trächtige Mutterschafe an dem besten einen billigen Anspruch haben.

Kann

Kann man gleich nicht allenthalben das Heu vor diese Viehart nach Wunsch haben, sondern muß mit demjenigen, was an einem jeden Orte zuwächset, zufrieden seyn, so ist doch wenigstens davor zu sorgen, daß den tragenden Mutterschafen weder Grummet, noch auch dumpfigtes und naß eingebrachtes Heu zu Theil werde.

Denn auch bei diesem Futter läuft ein Eigenthümer einer starken Verlammung Gefahr, wie solches durch die tägliche Erfahrung in nassen Jahren, wo man nicht allemahl recht trocken eingebrachtes Heu haben kann, zur Gnüge bestärket wird.

Der Grummt hat zwar, wenn er nur sonst trocken eingebracht worden, eigentlich diese Wirkung nicht. Inzwischen ist er doch allemahl ein sehr mageres und unkräftiges Futter, woran sich das vor sich und sein Lamm reichliche Nahrung nöthig habende Schaf nicht erholen kann.

Da in den meisten Schäfereyen den Schäfern auf jedes Hundert Schafe den Winter über ein gewisses Heu ausgesetzet ist, dergestalt, daß dieselben, wenn mehr gebrauchet wird, zu dem Zuschuß ihren Antheil mit beitragen müssen, sie aber diesen Beitrag scheuen und nicht gerne daran wollen, so verleitet sie solches zu einer gewissen Sparsamkeit, die aber öfters übel angebracht ist.

In der ersten Zeit, nachdem die trächtige Mutterschafe eingestallet worden, geben sie diesen Thieren entweder gar kein Heu, oder bänden es ihnen doch so kärglich ein, daß die Schafe mehr den Geruch, als den wirklichen Genuß, davon haben.

Kurz

Kurz vor der Lammzeit aber wollen sie diese ihre übel ausgedachte Sparsamkeit wiederum ersetzen, indem sie alsdenn das Heu den Schafen in solchen Ueberfluß, daß sie sich dabei verstänken möchten, vorlegen.

Eine dergleichen ungleiche Futterung, bei welcher bald Mangel, und bald wiederum Ueberfluß herrschet, tauget bei keiner Viehart, am wenigsten aber bei den trächtigen Schafen.

Die Kräfte, so die Schafe in der Lammzeit haben sollen, müssen nicht erst in der letzten kurz vorhergehenden Zeit angeschaffet werden, sondern schon vorher gesammlet worden seyn.

Ein zuerst abgehungertes Schaf braucht den ihm in den letzten Tagen gereichten Ueberfluß mehr, um die verlorne Kräfte zu ersetzen, als daß es neue, wie man in einem irrigen Wahn stehet, davon erhalten könnte.

§. 124.

Daß den tragenden Mutterschafen keine weite Triften gegeben, sie auch vor das gewöhnliche Zusammenhetzen mit den Hunden sorgfältig in Acht genommen werden müssen.

Nicht allein mit einem reichlichen, nahrhaften und gleichen Futter müssen die Mutterschafe in der Tragezeit versehen werden, sondern es ist auch sorgfältig zu vermeiden, daß solche binnen dieser Zeit in keine solche Umstände gesetzet werden mögen, wodurch die bei ihnen befindliche Frucht verletzet werden, und Schaden leiden kann.

So

So lange noch offen Wetter ist, und die tragende Mutterschafe auf die Weide geführet werden können, sind vor dieselben weite und entlegene Triften, welche sie nothwendig ermüden und abmatten müssen, nicht dienlich. Die Ursachen davon fallen von selbst in die Augen.

Verstattet es daher die Gelegenheit des Ortes, so müssen die nächst belegene Hütungsplätze jederzeit vor dieselben geschonet werden.

Besonders ist solches in den beiden letzten Monathen der Tragezeit zu beobachten, weil alsdenn diese eine doppelte Last tragende Thiere durch die weiten Triften am ersten abgemattet werden.

Nicht allein die weite Triften, sondern auch alle gewaltsame unter dem Treiben und Weiden vorfallende Bewegungen sind den tragenden Schafen nachtheilig und gefährlich.

Das öftere und unvernünftige Zusammenhetzen der Schafe mit den Hunden ist daher bei einer solchen Heerde, von welcher man eine reiche Menge von gesunden Lämmern erwarten will, nicht zu dulden, und ein vernünftiger Schäfer hat billig darauf Achtung zu geben, daß der Meisterknecht, welchem gemeiniglich die Heerde der Mutterschafe anvertrauet zu seyn pfleget, keine solche Hunde, die hiezu angewohnet sind, und die Schafe auch öfters ohne Geheiß zusammen sprengen, bei sich führe.

Will ein oder anderes Schaf die Gränzen der bestimmten Hütung überschreiten, so muß der hütende Knecht sich dabei nicht des Hundes gebrauchen, sondern solches selber zurück treiben.

Zu

Zu solchem Ende aber ist nöthig, daß ein Knecht, dem die Mutterheerde anvertrauet ist, sich nicht, wie gemeiniglich zu geschehen pfleget, von derselben entferne, sondern mitten unter ihnen bleibe, und ein jedes Schaf von Zeit zu Zeit selber beobachte.

In dieser Rücksicht, müssen auch billig zur Hütung vor die tragenden Schafe, so viel möglich, solche Plätze gewählet werden, welche keine allzu enge Gränzen haben, oder wohl gar auf beiden Seiten von besäeten Aeckern, die geschonet werden müssen, eingeschlossen sind.

Denn bei einer solchen Lage würde es auch dem aufmerksamsten Schäferknechte nicht möglich fallen, die Heerde ohne Beihülfe eines Hundes in Ordnung zu halten.

Man ersiehet hieraus, daß ein Landwirth, dem die Erhaltung und Vermehrung seiner Schäferey am Herzen lieget, und daher auf eine gute und reichliche Lämmerzucht, ohne welche er diesen Endzweck nicht erreichen kann, bedacht ist, nicht blos bei einigen gewöhnlichen allgemeinen Regeln stehen bleiben müsse, sondern er sich hierunter auch in das Kleine einzulassen, und in demselben ebenfalls die nöthigen Vorbereitungen zu einer sichern Lämmerzucht zu veranstalten habe.

Mit einem Worte, alles, was den tragenden Mutterschafen schädlich seyn kann, muß nach Möglichkeit abgewendet, und folglich auch bei der Eintheilung der Feldfluhren und Hütungsplätze solche Verfügungen getroffen werden, daß diese Thiere eine genungsame breite Trift behalten, und der Schäfer sich nicht mit denselben in enge Oerter zu drängen genöthiget sey.

§. 125.

§. 125.

Warum die tragenden Mutterschafe auch genungsamen Raum im Stalle, imgleichen weder allzu kurze noch allzu hohe Raufen oder Bände haben müssen.

Bei dem Stehen auf dem Stalle können die tragenden Mutterschafe, wenn sie nicht genungsamen Raum haben, sondern allzu sehr in einander gepresset sind, ebenfalls leicht Schaden leiden.

In dem ersten Hauptstück des ersten Bandes der *Oeconomia forensis* §. 211. habe ich den Maaßstab zu einem bequemen und genungsam geraumigen Schafstall angegeben, und dabei auf jedes Schaf einen Platz von acht Quadratfuß gerechnet.

Dieser Raum wird, wenn er bei Anlegung eines Schafstalles gehörig beobachtet worden, auch vor die tragenden Mutterschafe vollkommen hinreichend seyn. Sie behalten alsdenn genungsamen Platz, nicht allein zu einem bequemen Lager, sondern auch zum Fressen aus den Bänden oder Raufen, ohne sich drängen und dadurch einander hinderlich seyn zu dürfen.

Nur dieses ist noch wahrzunehmen, daß auch die Raufen oder Bände in den Mutterschafställen weder allzu kurz noch zu hoch seyn müssen.

Bei dem Fressen drängen und stossen sich die Schafe, wenn sie nicht Raum genung haben, am allererſten, und hiebei gehet manches Lamm, weil das viele Drängen und Stoßen gar leicht zum Verlammen Gelegenheit geben kann, verlohren.

Stehen

Stehen die Bände oder Raufen allzu hoch, so werden dadurch die Schafe, um das Futter desto bequemer zu bekommen, sehr oft zum Aufspringen verleitet, und dieses ist ebenfalls, wie es die Natur der Sache von selbst giebet, besonders gegen das Ende der Tragezeit, gefährlich.

In denjenigen Gegenden, wo das Stallzeug nicht der Herrschaft selber zugehöret, sondern von den anziehenden Schäfern mitgebracht wird, hat man aus dieser Ursache nicht leicht einen Schäfer aus einer kleinen Schäferey zu nehmen, weil dessen mitgebrachte Raufen selten zureichend sind, und diese Leute, sich durch Vermehrung derselben, ob es gleich ihr eigener Vortheil ist, in neue Kosten zu setzen, nur wenige Neigung haben.

§. 126.

Von den Raufenkriechern, und warum solche nicht unter den tragenden Mutterschafen zu dulden.

Aus dieser Ursache hat man auch unter den tragenden Mutterschafen keine sogenannten Raufenkriecher zu dulden.

Diesen Nahmen führen diejenigen, die sich angewöhnet haben, das Futter so aus den Raufen ausstreuet, aufzusuchen, und zu solchem Ende unter dieselben zu kriechen.

Schon an und vor sich selbst sind dergleichen Schafe in einer Heerde nichts nutze. Nicht allein verdirbet das Geäse, so ihnen aus den Raufen auf den Leib fällt, die Wolle, sondern es ziehen auch die andern Schafe, indem sie sich des darinn befindlichen Futtergekrümels theil-

theilhaftig zu machen suchen, solche vollens aus, dergestalt, daß sie zuletzt auf den Rücken ganz kahl werden.

Unter den tragenden Mutterschafen aber sind sie, auch ausser dieser allgemeinen Ursache, besonders deshalb schädlich, weil das Verfolgen der andern Schafe, um des in ihrer Wolle hangenden Futters habhaft zu werden, zu allerhand Händeln Anlaß giebet.

Bald will der Raufenkriecher das Nagen der Schafe auf seinem Leibe nicht vertragen, und suchet sich daher seine Verfolger durch Stoßen abzuwehren; bald aber entstehet auch unter den letztern, indem eines das andre nicht heran lassen, und an diesen Brocken Theil nehmen lassen will, Streit, welcher nicht anders, als durch stossen und jagen, wobei des einen oder andern bei sich tragende Frucht Schaden leidet, geendiget werden kann.

§. 127.

Warum es nöthig sey, daß der Schäfer und seine Knechte, um bei der Geburt die nöthige Hülfe zu leisten, zur Lammzeit sich Tag und Nacht bei der Mutterheerde gegenwärtig befinden.

Bei der Geburt sowohl, als auch nach derselben, muß ebenfalls eine besondere Aufmerksamkeit beobachtet werden, wenn nicht ein Verlust an Lämmern entstehen, und dadurch die Zucht derselben geschwächet werden soll.

Ein treuer und geschickter Schäfer verlässet zur Lammzeit seine Mutterheerde weder Tag noch Nacht, und, was er nicht selbst darunter thun kann, überträget er seinen Knechten.

Die Schafe lammen nicht alle gleich leicht, sondern es hält deren Geburt, besonders wenn sie Zwillinge tragen, wie bei allen Thieren, öfters sehr schwer.

Ist nun in einem solchen Fall weder der Schäfer, noch sonst ein geschickter Knecht so fort gegenwärtig, welcher dem leidenden Schafe Hülfe leisten kann, bei der Hand, so gehet nicht selten entweder das Lamm, oder das Schaf, oder auch wohl alle beide, verloren.

Zu solchem Ende ist nöthig, daß auch des Nachts immer einer von den Knechten im Stalle bleibe, um dergleichen Begebenheiten zu verhüten.

§. 128.

Warum es gut und nützlich sey, daß dem Schafe, ehe das Lamm zum Saugen gelassen wird, die erste Milch abgemolken werde.

Die alten römischen Wirthe, deren wir oben gedacht haben, sind zwar der Meinung, daß man das neugebohrne Lamm, ehe es zur Mutter gelassen wird, an einem Feuer abtrocknen solle.

Vermuthlich sind die Schäfereyen auf den Meyerhöfen der alten Römer nicht sehr zahlreich, und sie daher im Stande gewesen, daß sie sich mit dergleichen Vorsichten abgeben können.

Daß dieses aber in unsern Schäfereyen, wo öfters 30 und mehrere Lämmer in einem Tage jung werden, die Gestalt eines Spielwerks gewinnen würde, fällt von selbst in die Augen.

Ist nur der Stall fest und warm, so ist auch das vorgeschlagene Abtrocknen der jungen Lämmer sehr überflüßig.

flüßig. Vielmehr glaube ich, daß die Lämmer dadurch nur verzärtelt und weichlich gemacht werden würden.

Die Erinnerung der alten Römer aber, daß man das Lamm nicht eher saugen lassen solle, bis man der Mutter die erste Milch, die sie nach der Geburt bei sich führet, abgemolken habe, hat mehrern Grund, und verdienet auch in unsern Schäfereyen sorgfältiger nachgeahmet zu werden.

Denn die Erfahrung lehret, daß diese erste Milch mit vielen Unreinigkeiten vermischet ist, welche dem Lamm nicht dienlich seyn kann.

Mit den Kühen hat es, wie ich an seinem Orte angemerket habe, eine gleiche Bewandniß, indem man denselben ebenfalls die erste Milch, ehe man das Kalb saugen läßt, abmelket.

Bei dieser Viehart giebet man zwar diese mit Unreinigkeit vermischte Milch der Kuh zu saufen, und hält davor, daß es derselben zu besonderer Stärkung diene.

Ob bei den Schafen ein gleiches rathsam sey, lasse ich dahin gestellet seyn. Wenigstens würde es in großen Schäfereyen viele Schwierigkeit verursachen, einem jeden Schaf seine eigene Milch auf eine bequeme Art beibringen zu können.

Daß aber das Schaf, so bald es gelammet hat, von der bei sich führenden dicken und unreinen Milch befreiet, und das Lamm von dessen Genuß zurück gehalten werde, bleibet allemahl nützlich, und vernünftig.

Sogar unter denen Menschen wird keine Mutter ihr neugebohrnes Kind eher an die Brust legen, bis sie sich die erste Milch abgemolken hat.

Daß sich aber die thierischen Maschinen in den meisten Stücken sehr ähnlich sind, und man nicht ohne Grund von der einen auf der andern schliessen könne, habe ich schon öfters bemerket.

§. 129.

Daß es gut sey, die jungen Lämmer, sobald als möglich, bei der Muttermilch zum Fressen mit anzugewöhnen, und was solches vor einen doppelten Nutzen habe.

In den ersten Tagen muß sich das Lamm zwar an der Muttermilch begnügen, weil seine zarte Gefäße, härtere Nahrungsmittel anzunehmen, und zu verdauen, noch nicht geschickt sind.

Inzwischen thut man sehr wohl, damit nicht zu lange zu warten, sondern die Lämmer, so bald als möglich, auch zu einer andern ihrer innern Struktur anpassenden Nahrung nach und nach zu gewöhnen.

Dieses hat einen doppelten Nutzen. Einmahl nimmt ein Lamm, welches bei der Muttermilch auch zugleich zu fressen bekommt, weit besser und geschwinder zu, als ein anderes, so sich nur blos mit der ersten Nahrung behelfen muß.

Demnächst läuft man auch mit den Lämmern, die bei Zeiten zum Fressen angewöhnet sind, bei solchen Begebenheiten, wo die Mütter in späten Nachwintern ihre Milch verlieren, nicht so viele Gefahr, indem ihnen alsdenn, wenn sie auch der Milch verlustig gehen, doch noch andere Nahrungsmittel, wodurch sie wenigstens nothdürftig unterhalten werden können, übrig bleiben.

§. 130.

§. 130.

Hiezu sind feines nicht aber allzu fettes Heu, imgleichen das abgetrocknete Laub von den Bäumen, die besten Nahrungsmittel, wobei zugleich, wie mit der Ablaubung der Bäume zu verfahren sey, eine Anweisung gegeben wird.

Nur müssen die ersten Nahrungsmittel, bei welcher man die Lämmer zum Fressen angewöhnet, wie ich oben wohlbedächtig erinnert habe, ihrer zarten Natur anpassend seyn.

Feines, jedoch nicht allzu fettes Heu, schicket sich sonder Zweifel am allerbesten dazu, und ein aufmerksamer Schäfer wird daher allemahl, bei dem Auffahren des vor die Schäferey bestimmten Heuvorraths, zu diesem Behuf einige Fuder auszusuchen, und bei Seite zu legen haben.

Sonst ist auch das im Herbst gehauene und den Winter über gedörrete Laub von den Bäumen, ein sehr dienſames Futter vor die noch saugende zarte Lämmer. Sie fressen es nicht allein sehr gerne, sondern es ist auch beides kräftig und unschädlich, indem es, der genungsam bei sich führenden Nahrungskräfte ohnerachtet, dennoch keine übermäßige Fettigkeit an sich hat, sondern vielmehr zu den trockenen Nahrungsmitteln zu rechnen ist.

Auf dergleichen trockene Nahrungsmittel aber hat man bei den zarten Lämmern, wenn man sie gesund erhalten will, hauptsächlich zu sehen. Denn die Erfahrung lehret, daß selbige, wenn das Futter, so ihnen gegeben wird, mit vielen öhlichten Theilen versehen ist, den Durchfall darnach bekommen, welcher nicht selten

die Ursache eines starken und häufigen Abganges unter ihnen zu seyn pfleget.

In der Laubfutterung vor die jungen Lämmer giebet unter andern Schlesien ein Beispiel von besonderer Vorsorge.

Man hat daselbst an allen Orten, wo Schäfereyen gehalten werden, einige dazu bestimmte Bäume, von welchen das Laub wechselsweise ein Jahr um das andere gehauen, und gegen die Lammzeit aufbehalten wird.

Das Rüstern- und Büchenlaub hält man vor das zuträglichste. Inzwischen ist, wo man diese Baumarten nicht in genungsamer Menge hat, alles Laub von den Bäumen mit Nutzen hiezu zu gebrauchen.

Nur muß solches Laub zu einer solchen Zeit, wo noch der volle Saft in den Blättern ist, gehauen werden, indem die an dem Baum selber erstorbene Blätter die hiezu nöthigen Kräfte nicht mehr bei sich führen können, sondern als ein Caput mortuum anzusehen sind.

§. 131.

Von noch einigen andern vor die jungen Lämmer, wenn die Milch der Mütter mangeln will, diensamen Nahrungsmitteln.

In den Heumangel habenden Gegenden, ist Haber- und Gerstenschroot, in klein geschnittenen Herel gemenget, ebenfalls ein sicheres Nahrungsmittel vor die zarten Lämmer, um ihnen den sich ereignenden Abgang der Muttermilch erträglich und unschädlich zu machen.

Ein berühmter Wirth in der pommerschen Gegend, hat es möglich gemacht, bei dem in den Jahren 1771 und

und 1772. sich ereignenden allgemeinen Strohmangel, seine ganze Schäferey auf solche Art zu erhalten.

Er ließ das ganze ihm noch übrig gebliebene Roggenstroh zu feinen Hexel schneiden, mengte solches bei seiner starken Brauerey mit Träbern und Branntweinschlempe auf, und erhielt auf solche Art eine Menge von Schafen, die er sonst, wenn er bei der gewöhnlichen Schlendrians-Futterung verblieben wäre, ohnfehlbar verlohren haben würde.

In Ermangelung der Träber und Branntweinschlempe, nahm er seine Zuflucht zu aufgekochten Gerstenschroot.

Mit diesem mengete er den geschnittenen Hexel an, und man hat mir versichert, daß acht Metzen dergleichen Gerstenschroot zur Unterhaltung von 500 Schafen täglich hinreichend gewesen sind.

Vor die jungen zarten noch an der Mutter saugenden Lämmer, würde ich zwar die Träber und Branntweinschlempe nicht vor rathsam erachten, weil solche leichtlich zu allerhand schädlichen Gährungen in den zarten Gefäßen dieser jungen Thiere Anlaß geben können.

Die Aufmengung des Hexels mit gekochten Gersten- oder Haferschroot aber, wird denselben allemahl unschädlich bleiben, und ein sicheres Nothmittel seyn, die sonst bei späten Nachwintern so vieler Gefahr ausgesetzte Säugelämmer glücklich zu erhalten.

§. 132.

Wie alt die Lämmer bei der Hämmelung oder Leuchtung seyn müssen.

Die alten römischen ökonomischen Schriftsteller sind zwar der Meynung, daß man zur Entmannung der Lämmer männlichen Geschlechts, welche Operation in hiesigen Gegenden das Hämmeln oder Leuchten genannt wird, nicht eher schreiten müsse, bis das Lamm wenigstens drey volle Monath alt ist.

Es scheinet mir aber dieser Satz irrig zu seyn, wie er denn auch unserer hiesigen Erfahrung und Praxis zuwider läuft.

Eine solche schmerzhafte Handlung erträget ein Thier, es sey von welcher Gattung es wolle, weit eher in seiner zarten Jugend, als wenn es schon zu einem gewissen Alter, wo ihm die Beraubung seiner Zeugungstheile weit empfindlicher fällt, gediehen ist.

Bei der Entmannung eines jungen Fohlens ist weit weniger Gefahr, als bei der Schneidung eines schon einige Jahre alt gewordenen Hengstes. Eben dieses lehret auch die Erfahrung bei dem Rindvieh.

Mit Recht mag man daher behaupten, daß die Lämmer, wenn sie sechs Wochen alt sind, mit der wenigsten Gefahr gehämmelt oder entlammet werden können.

Nach den gewöhnlichen Schlendrian pfleget man an den Orten, wo die Zulaßzeit der Böcke noch auf Alt-Michaelis bestimmet ist, diese schmerzhafte Operation der jungen Lämmer gemeiniglich einige Tage vorher, ehe sie mit den Müttern ausgetrieben werden sollen, vorzunehmen,

men, und ich glaube, daß solches in dergleichen Gegenden den Umständen der Sache vollkommen gemäß sey.

Inzwischen hat man auch an den Orten, wo eine frühere Lammzeit bestimmet ist, mit dieser Operation keinen längern Anstand zu nehmen, sondern solche ebenfalls nach Verfliessung von sechs Wochen zu veranstalten, weil die oben angeführte Ursache, warum diese Handlung bei den jungen Lämmern weniger gefährlich sey als bei den schon heran gewachsenen, allgemein ist.

§. 133.

Daß die Lämmer nicht vor Johannis mit in die Horten zu treiben.

Sind die Lämmer bereits zu dem Alter gediehen, daß sie mit den Müttern ausgetrieben werden können, so ist zwar alsdenn, weil sie mit diesen gleiche Nahrung und Pflege genießen, in Ansehung ihrer keine weitere Vorsicht zu gebrauchen, sondern sie sind dem Schicksal, so ihre Mütter haben, zugleich mit ausgestellet.

Jedoch finde ich an den Orten, wo der frühzeitige Hortenschlag eingeführet ist, die Säugelämmer zugleich mit in denselben zu treiben, bedenklich.

Nach den Gerechtsamen verschiedener Grundherren, besonders in den pommerschen Provinzien, muß der Schäfer, von Termino Mariä Verkündigung an, oder so bald die Hortenpfähle eingeschlagen werden können, in die Horten treiben.

In Ansehung der alten Mutterschafe hat dieses kein Bedenken, weil selbige alsdenn mit einem Pelz, der sie

vor alle Kälte und widrige Witterung genungsam verwahret, versehen sind.

Ganz anders aber verhält sich die Sache in Ansehung der jungen Lämmer, besonders an den Orten, wo eine späte Lammzeit eingeführet ist.

Die Wolle, die ein dergleichen junges Lamm träget, ist noch nicht hinreichend, solches gegen das Ungemach von Wind und Wetter genungsam zu decken, und überhaupt ist selbiges wegen seiner zarten Gefäße weit empfindlicher, als ein altes schon zu seiner Vollständigkeit gediehenes Schaf.

Nach meinen Grundsätzen würde ich solchemnach das Eintreiben der Lämmer in den Horten, nicht eher als um Johannis verstatten.

Alsdenn ist nicht allein der Körper der Lämmer schon mehr bedecket, sondern die Witterung selber auch dergestalt beschaffen, daß ihnen selbst zu Nachtzeiten die freye Luft, gleich ihren Müttern, mehr vor zuträglich als vor schädlich erachtet werden muß.

§. 134.

Von der Veredelung des Schafviehes durch ausländische Böcke.

Die §. 2. bemerkte Ordnung führet uns ferner zu den Gedanken von der Veredelung des Schafviehes durch fremde und ausländische Böcke.

Wie theils durch die eigene Zucht, theils aber auch durch den Ankauf einer größern Schafart aus den benachbarten Gegenden, kleinartige Schafe in großartige verwandelt werden können, haben wir bereits §. 85. umständlich gezeiget. Daß

Daß von dieser Verbesserung der Schäfereyen gegenwärtig nicht die Frage sey, verstehet sich wohl von selbst, weil wir sonst einerley Sache zweymahl vortragen, und folglich dieses Werk mit unnützen Wiederhohlungen anhäufen würden.

Die Begierde nach dem bessern Zustande der Schäfereyen ist nicht bei den natürlichen Mitteln, solches durch eigene Zucht, oder durch den Schafankauf aus benachbarten Gegenden zu bewirken, stehen geblieben, sondern hat sich auch so weit erstrecket, daß sie dieses auf eine vorzügliche Art durch Anschaffung ausländischer Böcke und Schafe möglich zu machen gesuchet.

Es ist dieses nicht blos ein Werk unserer neuern Zeiten. Schon so lange, als man die besondere Nutzbarkeit des Schafviehes eingesehen, hat man auch dessen Veredelung auf die vorstehende Art zu befördern getrachtet.

Daß die Vorzüglichkeit des spanischen und englischen Schafstandes hierinn seinen Grund habe, erhellet aus den §. 74. seq. eingerückten historischen Nachrichten von dem verschiedenen Zustande der Schäfereyen sowohl in als ausserhalb Deutschland ganz offenbar.

Der alte Trieb bessere Schafe zu haben, ist inzwischen auch in unsern Tagen wiederum aufgewachet, und man trifft in unsern deutschen Vaterlande mehr als jemahl deshalb angestellte Versuche an.

Unsere Abhandlung würde daher sehr unvollständig bleiben, wenn wir nicht auch diesen Artikul besonders in Betracht nehmen wollten.

§. 135.

§. 135.

Von der dreyfachen Abſicht, die man bei dieſer Veredelung haben kann, und daß man dabei zwiſchen den weſentlichen und zufälligen Eigenſchaften des Schafviehes einen Unterſcheid machen müſſe.

Eine größere Schafart, mehr und feinere Wolle zu bekommen, ſind die drey Hauptpunkte, welche diejenigen, ſo durch Anſchaffung ausländiſcher Böcke und Schafe ihre Schäfereyen zu veredlen und zu verbeſſern ſuchen, zur Abſicht haben.

Nöthig wird es daher ſeyn, daß wir uns zuförderſt die Gründe, worauf dieſe ihre Hofnung, wodurch ſie nicht ſelten in ſehr wichtige Koſten geſetzet werden, beruhen, gehörig bekannt machen.

Hiebei wird denn vornehmlich die Frage entſtehen, ob auch wirklich eine dergleichen Veredelung des Schafviehes in allen dreyen vorbenannten Punkten zu bewirken möglich ſey.

Wir werden hiebei unter dem, was dem Schafvieh, durch deſſen Fortpflanzung die Veredelung geſchehen ſoll, weſentlich oder nur zufällig iſt, einen Unterſcheid machen müſſen, und auf dieſer Bahn wird es uns offenbar werden, in wie weit die Hofnung, die man zu einer ſolchen Veredelung träget, wirklich gegründet ſey.

§. 136.

Daß die Größe und Wollreichhaltigkeit der Schafe zu ihren weſentlichen Eigenſchaften gehöre, und es daher, ſolche durch die Veredelung zu erhalten, möglich ſey.

Die Größe iſt zwar, wenn man ſolche im philoſophiſchen Verſtande nimmt, nur ebenfalls etwas zufälliges.

Da

Da aber die Erfahrung lehret, daß es, wie unter allen Viehsorten, auch unter den Schafen, groß- und kleinartige giebet, und diese sich durch die Generation dergestalt fortpflanzen, daß von den erstern wiederum großartige und von den letztern kleinartige fallen, so mag in dieser Absicht die Großartigkeit der Schafe mit Recht als ein wesentliches Stück derselben angesehen werden.

Man nimmt ferner bei den Schafen wahr, daß eine Art vor der andern mehr wollreich ist. Ich will damit so viel sagen, daß die Anlage zum Wolltragen bei der einen Art, in Ansehung der Menge der Wolle, eine Vorzüglichkeit vor der andern hat.

Worinn die Kennzeichen, woran ein mehr wollreichhaltendes Schaf vor ein weniger wollreichhaltendes zu unterscheiden sey, bestehen, habe ich bereits §. 189. bemerket, und es ist unstreitig, daß diese Eigenschaft ebenfalls durch die Generation fortgepflanzet wird, folglich als ein wesentliches Stücke der Schafe anzusehen ist.

Daß ein Thier seine wesentliche Eigenschaften auch den von ihm erzeugten Jungen mittheile, ist ein Satz, der weder nach der Vernunft, noch nach der Erfahrung, geleugnet werden kann.

Die Hofnung derjenigen also, die durch großartige ausländische Böcke oder Schafe großartige, und durch wollreichhaltende eine eben solche Schafart zu erhalten suchen, ist nicht ungegründet.

Sie werden auch darunter ihren Zweck nicht verfehlen, wenn ihnen nur die ordentliche Fortsetzung dieser Veredelung durch äußere Umstände, deren wir unten mit meh-

mehrern Erwehnung thun werden, nicht unmöglich gemacht wird.

§. 137.

Daß aber die Feinigkeit der Wolle als etwas zufälliges anzusehen, und daher durch die Veredelung nicht erzwungen werden könne.

Die dritte Absicht aber, weshalb sich die meisten die Veredelung ihres Schafviehes so viel kosten lassen, nehmlich die Verfeinerung der Wolle, ist nicht von gleicher Beschaffenheit, und folglich auch nicht so leicht zu erhalten.

Gehet man auf den §. 21. von Erzeugung der Wolle angenommenen Grundsatz zurück, vermöge dessen dieselbe nichts anders, als eine Ausdünstung einer öhlichten mit einigen irrdischen Theilen vermischten Feuchtigkeit zum Grunde hat, so fällt von selbst in die Augen, daß die Wolle bei den Schafen, in Ansehung ihrer Grobheit oder Feinigkeit, kein wesentliches Stück, sondern nur blos etwas zufälliges sey.

Die Beschaffenheit der Weide und ihre Pflege und Wartung bestimmet bei den Schafen blos die Eigenschaft der Wolle.

Wie nun nur wesentliche, nicht aber zufällige Eigenschaften durch die Generation fortgepflanzet werden können, so ergiebet sich auch daraus ganz offenbar, daß diese bei der Veredelung des Schafviehes zum Augenmerk genommene Absicht sehr unzuverläßig sey, und darauf keine Rechnung gemachet werden könne.

Dieses bestärket sich auch durch die Erfahrung, wovon ich selbst ein Zeugniß ablegen kann.

Ich

Ich lebe in einer Gegend, wo die Schafe ziemlich feine Wolle tragen. Inzwischen bin ich verschiedene mahl aus den benachbarten Gegenden, wo die Wolle weit gröber fällt, Schafe anzukaufen genöthiget gewesen.

In den beiden ersten Jahren fiel zwar meine Wolle im Durchschnitt etwas gröber als vorhin. Nachdem aber die angekauften Schafe auch der hiesigen Weide gewohnet waren, so brachten sie eine eben so feine Wolle, als die einheimisch erzeugeten, und mir ist solche von den vorigen Käufern weiter nicht getadelt worden.

Natürlicher weise muß es auch eine gleiche Beschaffenheit haben, wenn an einen Ort, wo die Wolle gröber fällt, Schafe mit feinerer Wolle gebracht werden.

Schon der philosophische Grund des umgekehrten Satzes erweiset solches, und ein jeder der deshalb Versuche anzustellen Gelegenheit gehabt hat, wird es aus der Erfahrung bezeugen müssen.

Mit einem Worte, die mehrere oder wenigere Feinheit der Wolle rühret blos von der Weide, der Himmels-Gegend und der Wartung her, und ist folglich etwas zufälliges, welches durch keine Generation erzwungen werden kann.

Man schlage hiebei die §. 74. von den spanischen Schafen angeführte historische Nachricht nach, so wird man finden, daß blos die Art der Pflege und Wartung die Ursache von der Vorzüglichkeit der dortigen Wolle sey, und auch selbst in Spanien diejenige Schafe, die auf dem Stalle stehen, eine weit gröbere tragen.

Beru-

Beruhete die mehrere oder wenigere Feinheit der Wolle auf die Art der Schafe, so müßten auch in Spanien die auf dem Stalle stehenden, eine eben so feine Wolle bringen, als von denjenigen geschoren wird, die das ganze Jahr hindurch unter freyen Himmel zubringen.

Dieses wird hoffentlich hinreichend seyn, einen jeden, daß die Feinheit der Wolle nichts wesentliches, sondern nur blos zufälliges sey, zu überzeugen.

§. 138.

Aus dem vorstehenden wird der Schluß gemacht, daß die Veredelung des Schafviehes durch ausländische Böcke, in Ansehung der Großartigkeit und Wollreichhaltigkeit, zwar möglich und nützlich, in Absicht der feinern Wolle aber ohne Wirkung sey.

Aus den bisher vorgetragenen Gründen ergiebet sich von selbst der Schluß, daß die Veredelung des Schafviehes durch ausländische Böcke, zwar in Ansehung der Größe und Wollreichhaltigkeit vernünftig und möglich, in Rücksicht der dadurch zu erlangenden feinern Wolle aber eine leere Hoffnung sey.

In der ersten, auch wohl zweyten Generation, kann vielleicht, weil man gemeiniglich den fremden Böcken und ihren zugesellten Mutterschafen, eine bessere Pflege und Nahrung zu geben pfleget, auch in Ansehung der Wolle ein Unterscheid verspühret werden. Dieser aber wird in den nachherigen Geschlechtsfolgen, wo man vor die Böcke und Mutterschafe nicht mehr die vorige Aufmerksamkeit tragen kann, gar bald verschwinden.

§. 139.

§. 139.

Daß dieser Veredelung, so nützlich sie auch an und vor sich selbst ist, hauptsächlich deßhalb, weil die ausländischen, besonders spanischen und englischen Böcke, in nur sehr geringer Menge, und nicht anders, als mit großen Kosten zu bekommen sind, viele Schwierigkeiten entgegen stehen.

Dem allen ohnerachtet, bleibet es doch immer der Mühe werth, daß ein Landwirth auf eine dergleichen Veredelung und Verbesserung seines Schafstandes bedacht sey. Denn großartiges und wollreichhaltendes Schafvieh bringet, auch schon ohne Rücksicht auf die mehrere Feinheit der Wolle, wichtige Vortheile.

Schade ist es nur, daß man in unsern Deutschlande die auswärtigen Böcke und Schafe, von welchen eine solche Veredelung zu erwarten ist, nicht in solcher Menge haben kann, daß, dadurch das Ganze der Schäfereyen im Lande in Aufnahme zu bringen, gehoffet werden mag.

England und Spanien sind in Europa diejenigen beiden Länder, welche in der Schafzucht nachgeahmet zu werden am meisten verdienen.

Der allgemeine Verbesserungsgeist in Deutschland siehet dieses wohl ein, und er hat daher viele unserer heutigen Wirthe mit einer löblichen Nachahmungsbegierde belebet.

Allein die Eifersucht dieser beiden Nationen hat den Auswärtigen gewisse Riegel vorgeschoben, wodurch diese Nachahmungsbegierde gar sehr vereitelt und eingeschränket wird.

Von England ist bekannt, daß bei Lebensstrafe, dorsige Schafböcke auszuführen, verbothen ist a).

Ob in Spanien ebenfalls ein dergleichen Verboth ergangen, ist mir zwar nicht bekannt. Inzwischen bleibet doch gewiß, daß die Herbeischaffung sowohl der spanischen als englischen Böcke, ohne auf dieses Verboth Rücksicht zu nehmen, in unsern deutschen nordischen Gegenden mit solchen wichtigen Kosten verknüpfet ist, die wohl wenige Güterbesitzer aufzubringen im Stande seyn möchten.

a) Ich habe bereits §. 75. *Nota a* bemerket, daß der Herr Geheime Finanzrath von Brenckenhoff, auf seinen Neumärkischen Gütern einen original englischen Schaf-Bock habe.

Die Geschichte dieses Bockes wird mit mehrern beweisen, wie schwer und fast unmöglich es zu jetzigen Zeiten fallen würde, eine allgemeine Verbesserung des Schafviehstandes, durch Einführung der englischen Schafzucht. in einem Lande zu erzwingen.

Gedachter Herr Geheimerath, welcher in allen Verbesserungen der Landwirthschaft einen unnachahmlichen Eifer beweiset, fand nach vielem Nachforschen endlich eine Person, die sich mit der Gefahr ihres Lebens sechs original englische Böcke vor eine Summe von 1300 Thaler zu liefern übernahm.

Ob gleich diese Böcke glücklich über das Meer gebracht worden, so ereignete sich doch das Unglück, daß fünfe von denselben unterwegens crepirten, und nur einer davon, welches eben derjenige Bock ist, von dem ich rede, übrig blieb.

Der Lieferante verlangte zwar anfänglich auch für diesen einzigen Bock die ganze vor die sechs Böcke versspro-

sprochene Summe, weil er dem Uebernehmer die Gefahr dieses Handels zuschieben wollte.

Inzwischen wurde die Sache dahin abgethan, daß der Herr Geheime Finanzrath von Brenckenhoff, um seiner Begierde mit der englischen Schafzucht einen Versuch zu machen, und selbige in der ganzen hiesigen Gegend einzuführen, ein Gnüge zu thun, wirklich vor diesen einzigen Bock 200 Ducaten oder 600 Rthlr. bezahlte.

Nur allein ein so eifriger, wohlhabender, und vor das allgemeine Beste besorgter Wirth, konnte dergleichen, ohne sich wehe zu thun, unternehmen.

Ob er aber hierunter viele Nachahmer, die ein gleiches wagen möchten, finden werde, daran zweifele nicht ohne Ursache.

§. 140.

Warum eine allgemeine Veredelung des Schafstandes nicht anders, als durch den Landesherren und den Staat selber bewirket werden könne, daß aber auch hiebei sich zu jetzigen Zeiten viele Schwierigkeiten ereignen würden.

Nach dem Zeugniß des berühmten Herren Hastfers, soll zwar in Schweden seit 50 Jahren eine augemeine Verbesserung der Schafzucht durch Einführung englischer Böcke erhalten worden seyn.

Allein, zu der damahligen Zeit, als diese Verbesserung in Schweden unternommen worden, muß das oben erwähnte Verboth, keine Schafböcke aus England verabfolgen zu lassen, noch nicht vorhanden gewesen seyn, weil sonst, selbige in gehöriger Menge zu erhalten, ohnmöglich gewesen wäre, und vielleicht hat eben dieser in Schweden so glücklich ausgeschlagene Versuch solches Verboth veranlasset.

Demnächst ersiehet man aus dem Tractat des gedachten Herren Hastfer ganz deutlich, daß bei der in Schweden vorgenommenen Verbesserung der Schafzucht, der Staat selber Hand mit eingeschlagen, und dieses Werk aus allen Kräften befördert habe.

So lange die Sache nur blos auf die schwachen Bemühungen einiger Privat-Eigenthümer beruhet, wird von dergleichen Unternehmungen im Allgemeinen wenig zu hoffen seyn.

Wird auch gleich hie und da eine Schäferey durch viele Kosten in einen bessern Zustand gesetzet, so kann solches doch im Ganzen keinen merklichen Einfluß haben, und auch den wirklich verbessert gewesenen Schäfereyen wird man, weil die beständige Fortsetzung dieser Veredelung einem Privatgutsbesitzer dennoch zuletzt zu schwer fallen muß, nach einigen Jahren wenig mehr ansehen können.

Dieses Werk ist wegen seiner Wichtigkeit und beständigen Fortsetzung blos ein Geschäfte, so von dem Landesherren oder dem Staate selber unternommen, oder doch wenigstens unterstützet werden muß.

Und auch alsdenn werden sich noch immer viele Schwierigkeiten, die nicht so leicht zu überwinden sind, verspüren lassen.

Dem König Eduard *IV.* konnte es nicht schwer fallen, die spanische Schafzucht in Engeland einzuführen, weil demselben, wie wir §. 75. mit mehrern bemerket haben, aus dem Staate von Castilien mit einmahl 3000 Stück überlassen wurden.

So gefällig aber sind die Staaten und ihre Regenten zu jetzigen Zeiten nicht mehr gegen einander.

Das

Das Besondere und Vortheilhafte eines Landes suchet vielmehr ein jeder Staat vor sich alleine zu behalten, und es würde ein großer Fehler in der Staatswirthschaft seyn, wenn man nicht auf alle mögliche Weise, daß die Nachbaren nicht Theil daran nehmen mögen, zu verhindern suchen wollte.

Blos auf diesem Grunde beruhet das in Engeland ergangene Verboth wegen Ausführung der englischen Böcke.

§. 141.

Fortsetzung des Vorigen.

Hieraus ergiebet sich von selbst, daß diejenige Schafböcke, die man zur Verbesserung der allgemeinen Schafzucht in einem Lande nöthig hat, gleichsam verstohlner Weise, oder doch wenigstens nur in kleinen Posten, zu erhalten sind.

Dergleichen Bröckelwerk aber, daß ich es so nennen darf, kann wohl im Ganzen wenig anschlagen, und es läßt sich fast die Zeit nicht erdenken, die, um auf solche Art die englische oder spanische Schafzucht in einem ganzen Lande möglich zu machen, erforderlich seyn würde.

Ueberdem kann man dergleichen ausländische Böcke nicht wohl anders, als durch Entrepreneurs oder Lieferanten, erhalten.

Wie sehr aber würde man nicht Gefahr laufen, dabei in eigennütziger Leute Hände zu fallen, und, an statt wirklicher original Böcke, halbschlechtige, die wegen ihrer äussern Aehnlichkeit von den wahren nicht allemahl genungsam unterschieden werden können, zu bekommen.

Daß aber dieses das ganze Spiel verderben und alle Hofnung zu einer wirklich englischen oder spanischen Schafzucht zu gelangen, vereiteln würde, fällt von selbst in die Augen.

§. 142.

Von einigen bei dieser Veredelung vorzunehmenden Regeln, wovon die erste darinn bestehet, daß einem solchen ausländischen Schafbock nicht zu viel Schafe zum Besprin-gen zugeeignet werden müssen.

Die vielfältige Schwierigkeiten, denen die Verbesserung der Schafzucht durch auswärtige Böcke unterworfen ist, werden sich noch deutlicher hervor thun, wenn wir dabei die bei dieser Veredelung zu beobachtende Regeln, so wie sie uns besonders von dem erwehnten berühmten Herren Hastfer an die Hand gegeben werden, näher in Betracht nehmen.

Gegenwärtig will ich nur drey solcher Regeln, die hierinn einen Einfluß haben, Erwehnung thun.

Die erste Regel ist, daß man einem ausländischen Schafbock, durch welchen man seine Schäferey veredlen will, nicht zu viel Mutterschafe zueignen müsse, und ich habe schon oben, wo ich von dem Bespringen der Schafe überhaupt geredet, deren Anzahl auf 15 bis 16 Stück eingeschränket.

Daß diese Regel auf sehr vernünftigen physikalischen Gründen beruhe, habe ich bereits §. 115. aus solchen Gründen dargethan, welche mir an dem Beifall meiner geneigten Leser keinen Zweifel übrig lassen, zumahl sie mit der Bestimmung des Herrn Hastfer ganz eigentlich übereinkommt.

Das-

Dasjenige aber, was in Ansehung der Nationalböcke rathsam und vernünftig ist, muß es noch um so mehr bei den ausländischen Böcken, durch welche man die ganze Schäferey veredlen will, seyn.

Daß die ausländische Böcke eine stärkere Zeugungskraft, als die einheimischen, wenn sie gleich gut gefüttert werden, besitzen sollten, stehet nicht zu behaupten.

Alle die übeln Folgen, die wir, wenn ein Schafbock eine unverhältnißmäßige Anzahl von Mutterschafen zu bestreiten hat, zu befürchten stehen, äußern sich solchemnach auch bei den ausländischen Schafböcken, und der daraus erwachsende Schaden ist um so wichtiger, als man bei der mit so vielen Kosten unternommenen Veredelung doppelte Ursache hat, auf eine tüchtige Lämmerzucht bedacht zu seyn.

Denn diese von den ausländischen Böcken zuerst erzeugete Lämmer müssen den Grund von der ganzen zu verbessernden Schäferey legen. Wo aber ein schwacher Grund geleget worden, da kann man auch von dem darauf ruhenden Gebäude nicht viel gutes erwarten.

§. 143.

Fortsetzung des Vorigen.

Ich glaube daher mit Recht, daß diejenige, welche einem einzigen ausländischen Schafbock hundert und mehrere Mutterschafe zugesellen, nicht wohl daran thun, sondern vielmehr ihren ganzen Endzweck dabei verfehlen.

Nur blos die Seltenheit, dergleichen ausländische Schafböcke bekommen zu können, ist auch selbst bei Vernünftigen von diesem Verfahren die Ursache.

Man will den so theuer bezahlten Schafbock doch auch gerne nach seinem Preise nutzen, und weil dieses nicht über drey oder vier Jahre dauern kann, so suchet man sich seiner so viel möglich zu bedienen. Man vergisset aber dabei, daß es bei einer zu verbessernden Schafzucht mehr auf die Tüchtigkeit, als auf die Menge der zu erzeugenden Lämmer ankomme.

§. 144.

Daß, um diese Regel zu beobachten, mit einigen wenigen auswärtigen Schafböcken nicht viel auszurichten sey, sondern solche in mehrerer Anzahl nöthig sind.

Man nehme eine Schäferey von 300 Mutterschafen an, welche noch immer zu den mittelmäßigen gehören wird, so werden doch in der ersten Generation, die nur blos durch ausländische Original-Böcke bestritten werden kann, an die zwanzig Stücke solcher ausländischen Böcke nöthig seyn.

Ja, ich will, um der Sache näher zu treten, und den dagegen entstehenden Schwierigkeiten desto weniger einzuräumen, noch ferner zugeben, daß es genung sey, wenn der erste Grund zur Veredelung einer Schäferey nur in drey Jahren geleget wird.

Auch in diesem Fall werden doch wenigstens 5 bis 7 ausländische Böcke schon bei der ersten Anlage der vorhabenden Veredelung erfordert, und der mehr bemeldete Herr Hastfer setzet in seiner bekannten Goldgrube des Landes, Cap. 11, §. 6 und 7. ausdrücklich, daß die Schafe aus der ersten Zeugung nicht von den alten ausländi-

ländischen Böcken, sondern von neuen ausländischen Böcken, die aber völlig so gut als die alten seyn müssen, besprungen werden sollen, indem erst die Lämmer aus dieser Zeugung, so die Dritte genannt wird, eine völlige gute Art ist, welche zur fernern Fortpflanzung gebrauchet werden kann.

Das in dem §. 139. Nota a) bemerkte Beispiel wird nun schon vorhin einen jeden überzeuget haben, wie schwer und kostbar auch nur die Anschaffung eines einzigen ausländischen Schafbocks falle.

Von selbst wird man daraus schliessen müssen, daß die Anschaffung derselben in einer größern Anzahl in unsern jetzigen Tagen zu den moralischen Unmöglichkeiten gehöre.

Will man hiebei auf die in einem ganzen Lande, in einer großen Anzahl sich befindende Schäfereyen Rücksicht nehmen, so wird gar bald offenbar werden, daß auch dem Staate selber eine dergleichen allgemeine Unternehmung, wo nicht unmöglich, doch wenigstens sehr schwer fallen müsse.

§. 145.

Zweyte Regel, vermöge welcher ein zur Veredelung der Schäferey ausersehener Schafbock nicht länger als drey Jahre in der Heerde geduldet werden muß.

Die zweyte Regel, die nach dem Hastferschen Verbesserungsvorschlage zu beobachten ist, bestehet darinn, daß kein zur Verbesserung des Schafstandes ausersehener Schafbock länger, als drey Jahre, in der

Heerde geduldet, und zum Bespringen gebrauchet werden müsse.

Es liegen dabei physikalische Ursachen zum Grunde, welche von vernünftigen Wirthen nicht verworfen, sondern als richtig angenommen werden müssen, und auf allgemeine in dem ganzen Thierreiche durch Vernunft und Erfahrung bestätigte Sätze beruhen.

Das taugliche und brauchbare Alter eines jeden Schafes bestehet überhaupt in 8 bis 9 Jahren, wenn man es auch auf das Höchste rechnen will.

In den drey ersten Jahren ist der Schafbock zu dem Zeugungswerke noch zu schwach, und in den drey letztern zu unkräftig.

Von selbst folget hieraus, daß nur die drey mittlern Jahre die beste und bequemste Zeit sey, in welcher man ihn zur Befruchtung der Schafe weiblichen Geschlechts gebrauchen kann.

Auch hieraus wird offenbar, daß zu der Veredelung der Schäfereyen ein ausländischer Bock nicht hinlänglich sey, sondern deren, wenigstens in der, im vorigen §. bestimmten Anzahl, erfordert werden.

§. 146.

Dritte Regel, daß man sich bei dem zweyten und dritten Bespringen keines schlechtern Bocks, als das erstemahl gebrauchet worden, bedienen müsse.

Die dritte Regel bei der Veredelung der einländischen Schafzucht durch ausländische Böcke beruhet endlich darauf, daß man sich bei dem zweyten und dritten Bespringen keines, an Größe und Art, schlechtern Bockes

ckes oder Widders bediene, als man das erstemahl gehabt hat.

Von selbst folget hieraus, daß die Lämmer, so von einem Orginal-ausländischen Bock erzeuget worden, auch bei ihrer Belegung ebenfalls eines ausländischen Bockes nöthig haben, und dieses verstehet sich auch von der dritten Generation.

Hieraus ergiebet sich augenscheinlich, daß man nicht blos bei der ersten Zeugung ausländische Böcke bedürfe, sondern solche durch alle drey Generationen, wodurch die veredelte Schafe erst die wirkliche Natur und Eigenschaften desjenigen Schafviehes, durch welches sie veredelt worden, erhalten sollen, erforderlich sind. Denn auf ein Schaf, welches einen Original-ausländischen Bock zum Vater gehabt hat, einen halbschlechtigen Bock zu setzen, würde dieser Regel ganz und gar zuwider seyn, und niemahl, daß die zweyte und dritte Generation nicht von schlechtern Böcken herrührte, behauptet werden können.

Ich weiß zwar wohl, daß der Herr Hastfer bei Annehmung dieser Regel vorausgesetzet hat, daß, wie in Schweden, zu diesem Behuf schon nach dem neuern Fuß gänzlich verbesserte Schäfereyen vorhanden seyn müssen, und also eine Schäferey der andern die Böcke nach der verschiedenen Generation mitzutheilen und zu überlassen im Stande ist.

So lange dergleichen allgemeine Einrichtungen im Lande noch nicht vorhanden sind, und folglich auch eine Schäferey der andern die Böcke nach den verschiedenen Generationen nicht mittheilen noch überlassen kann, werden

den noch allemahl auch zu der zweyten und dritten Generation Original- ausländische Böcke zur Erfüllung dieser Regel nöthig seyn.

Wie sehr aber die Sache dadurch bei ihrer ersten Einführung erschweret werde, wird sich aus den schon angeführten Umständen von selbst ergeben.

Denn auf solche Art werden nicht allein bei der ersten, sondern auch bei der zweyten und dritten Generation wirkliche Original- ausländische Böcke erfordert, und dieses kann nicht eher abgeändert werden, bis die Verbesserung der Schafzucht in dem ganzen Lande dergestalt ausgebreitet ist, daß eine Schäferey der andern darunter mit ihren selbst angezogenen Böcken von der dritten Generation hülfreiche Hand zu leisten im Stande ist.

Bei so bewandten Umständen wird eine dergleichen Veredelung in den neun ersten Jahren noch immer der Original- ausländischen Böcke nöthig haben.

§. 147.

Die vielen Schwierigkeiten, so aus der nothwendigen Befolgung dieser Regeln, bei einer vorzunehmenden Veredelung des Schafstandes entstehen, werden näher ausgeführet.

Bei so gestalten Sachen wird die allgemeine Veredelung unserer deutschen Schäfereyen durch Einführung ausländischer Schafböcke wohl mehr ein leerer Wunsch, als gegründete Hofnung bleiben.

Inzwischen überlasse man den Liebhabern dieses Wirthschaftstheils das Vergnügen, deshalb einige Versuche

suche anzustellen. Es wird zwar nicht gänzlich umsonst, dennoch aber auch nicht von allgemeinen Nutzen seyn.

Eine Heerde von zwey bis drey tausend Schafen durch ein paar ausländische Schafböcke veredlen, und sie zu lauter englischen und spanischen Schafen machen zu wollen, ist ein Gedanke, der zwar sehr schmeichelhaft, in der Folge aber von sehr weniger Wirkung seyn kann.

Eine so geringe Anzahl von ausländischen Böcken ist nicht einmahl hinreichend die erste Generation zu veredlen. Und da nach der dritten Regel die zweyte und dritte Generation wo nicht bessere, doch wenigstens gleichartige Böcke, als in der ersten Generation gebrauchet worden sind, erfordert, so kann man, indem es hieran fehlet, eine Ausartung der anfangs dem Anschein nach glücklich ausgeschlagenen Schafzucht, nach weniger Zeit ganz sicher vermuthen.

Bei einer so geringen Anzahl von ausländischen Böcken wird nur immer ein Theil der Schäferey an dieser vorhabenden Verbesserung Theil nehmen können.

Man wird vielleicht unter einer Heerde von zwey bis drey tausend Stücken ein paar hundert Lämmer, die von englischen oder spanischen Schafen einige Aehnlichkeit haben, antreffen. Diese Aehnlichkeit dauert etwas bis in die zweyte, auch wohl dritte Generation. Nachher aber wird man weiter nichts davon verspühren, sondern die ganze Heerde wiederum auf den vorigen Nationalfuß verwandelt werden.

Wäre etwa noch eine Eigenschaft, so von dieser Veredelung übrig bleiben könnte, so würde sie hauptsächlich in einer wahrzunehmenden Großartigkeit der Schafe beste-

bestehen, weil solche durch diese Art von Veredelung am allerersten erzwungen werden kann. Und auch dieses wäre schon ein Erfolg, der die angewandte Mühe und Kosten hinlänglich bezahlte, weil ich bereits oben bei einer andern Gelegenheit zur Gnüge ausgeführet habe, wie vorzüglich und vortheilhaft die Großartigkeit der Schafe, sowohl in Ansehung des Verkaufs, als auch der davon zu gewinnenden mehrern Wolle, sey.

§. 148.

Anmerkung, daß die Veredelung der Schafzucht blos durch ausländische Böcke nicht zu der Vollkommenheit gebracht werden kann, als wenn dabei auch zugleich ausländische Mutterschafe gebrauchet werden, welches durch den ersten Anfang der verbesserten englischen und spanischen Schafzucht erwiesen wird.

Ueberhaupt kann ich nicht unerinnert lassen, wie die Verbesserung der Schafzucht blos durch ausländische Böcke sehr unvollständig sey, oder doch wenigstens weit mehrere Zeit dazu erfordert werde, als wenn man solche beides durch ausländische Böcke und Schafe zu bewirken im Stande ist.

Wahr ist es zwar, daß, wie bei allen Thieren, so auch bei den Schafen, die erzeugeten Jungen vornehmlich die Eigenschaften des männlichen Thieres, von welchem es erzeuget worden, an sich nehmen.

Die Mütter aber können dabei nicht gänzlich ausgeschlossen werden, indem auch sie von ihren Eigenschaften ihren zur Welt gebrachten Jungen das ihrige mittheilen.

Man nimmt dieses bei allen Zwittern wahr, und die von Eseln und Pferden erzeugten Maulthiere können davon

davon ein unwidersprechliches Zeugniß ablegen, indem man bei denselben schon selbst in der äussern Bildung, sowohl mütterliche als väterliche Eigenschaften antrifft.

Bei Thieren von einer und eben derselben Art mag man dieses noch mehr behaupten.

Könnte daher die Veredelung der Schäfereyen nicht durch ausländische Böcke, sondern auch durch dergleichen Schafe geschehen, so würde nicht nöthig seyn, erst die dritte Generation zur Vollständigkeit der ausländischen Art abzuwarten, sondern sie würden solche schon in der ersten Generation an sich haben, und, mit einem Worte, gleich vom Anfange an lauter original englische oder spanische Schafe und Böcke erzeuget werden.

Daß die vorhabende Veredelung der Schäfereyen dadurch weit schneller vor sich gehen könne, und wenigern Schwierigkeiten ausgesetzet wäre, fällt von selbst in die Augen.

Der König Eduard der *IV.* würde vielleich mit Einführung der spanischen Schafzucht in England nicht so glücklich gewesen seyn, wenn er nicht eine ganze Heerde von 3000 Stück, wovon sonder Zweifel der größeste Theil in Schafen weiblichen Geschlechtes bestanden hat, überkommen hätte.

Er durfte nur die hievon gefallene Lämmer, ohne weitere Generationen abzuwarten, und deßhalb unter den Böcken eine Wahl anzustellen, in dem Lande austheilen.

Auch die von dieser ersten Stammheerde erzeugeten Lämmer, waren insgesammt spanische Schafe und Böcke, und sie konnten in dieser Art, ohne dabei weitere Vorsichten

sichten zu gebrauchen, zur Fortpflanzung angewendet werden.

Eben so haben sich auch die Spanier nicht blos auf die arabischen Böcke eingeschränket, sondern die zur Verbesserung der dortigen Schafzucht herüber geholte Heerden, haben aus Schafen, sowohl weiblichen als männlichen Geschlechtes bestanden.

§. 149.

Erörterung der Frage: ob die Veredelung der Schäfereyen durch spanische oder englische Böcke rathsamer sey.

Wollte man zum Beschluß noch die Frage aufwerfen: ob die deutsche Schafzucht durch englische oder spanische Böcke zu veredlen rathsamer sey? so würde ich kein Bedenken tragen, mich vor die letztere zu erklären.

Die spanischen Schafe übertreffen zwar die englischen, sowohl in der Wollreichhaltigkeit, als auch der Feinigkeit der Wolle selber.

Sie sind aber weit kleiner als die englischen, und unsere Nationalschafe werden denselben in der Größe wenig nachgeben.

Da nun die Großartigkeit der Schafe diejenige Eigenschaft ist, die sich bei der Veredelung noch am längsten erhält, und durch die Fortpflanzung am leichtesten bewirket werden kann, so ist dieses der Grund des Vorzuges, den ich den englischen Schafen vor den spanischen, in Ansehung der dadurch zu verbessernden Schafzucht, gebe.

Auf

Auf die Feinigkeit der Wolle kann, aus den oben §. 137. angeführten Ursachen, bei beiden keine Rücksicht genommen werden, weil solche etwas zufälliges ist, so sich durch keine Veredelung erzwingen lässet.

Die Großartigkeit hingegen ist eine wesentliche Eigenschaft, so von einer Generation auf die andere fortgepflanzet wird, und auch deßhalb in die mehr davon zu gewinnende Wolle einen Einfluß hat, weil es ganz natürlich ist, daß ein großes Schaf mehrere Wolle als ein kleines bringen kann, zumahl die englischen Schafe ebenfalls Wollreichhaltend sind, und von den spanischen nur in einem gewissen Grade, der aber durch die Größe der englischen vollkommen ersetzet wird, sich unterscheiden.

§. 150.

Warum in unsern deutschen nordischen Gegenden diese Veredelung am sichersten und bequemsten durch eiderstädtische Böcke und Schafe geschehen könnte.

Wäre in unsern hiesigen nordischen deutschen Gegenden eine Veredelung des Schafstandes mit wenigerer Mühe und Schwierigkeiten zu bewirken, so würde es, meines Erachtens, durch die eiderstädtischen Schafe, deren ich bereits §. 77. gedacht habe, am ersten geschehen können.

Von diesen Schafen kann man, wie ich c. l. Nota a ein Beispiel davon angeführet habe, nicht allein Schaf-Böcke, sondern auch Original-Mutterschafe bekommen.

Es wäre also, nach Maaßgebung des §. 148., hier eine weit vollkommenere und auch schleunigere Veredelung zu erwarten. Sie sind überdem von den hiesigen

Gegenden nicht so weit, als die spanischen und englischen, entfernet, und können, ohne das Meer paßiren zu dürfen, zu uns gebracht werden.

Ob ein so kleiner District zur Veredelung eines ganzen Landes, genungsame Böcke und Schafe abzulassen, im Stande seyn möchte, will ich zwar nicht behaupten, wiewohl gewiß ist, daß der hieraus entstehende stärkere Absatz der dortigen Schafe, die Einwohner dieses Districts zur Verstärkung und Vermehrung ihrer Schäfereyen von selbst aufmuntern würde.

Wenigstens könnten sich Privat-Güterbesitzer dieser Schafart mit gutem Nutzen bedienen.

Ein solches Schaf kommt, so viel ich davon in Erfahrung bringen können, mit den Transportkosten, von dem Ort seiner Heimath bis in die Neumark, ohngefahr 12 bis 13 Thaler.

Diese Auslage würde den wenigsten Eigenthümern ohnmöglich fallen, und sich in der Folge sehr reichlich verzinsen.

Im übrigen erhellet schon aus der Beschreibung, die ich in dem angezogenen §. 77. gegeben habe, daß sie unsere hiesigen Landschafe sowohl an Größe als Wollreichhaltigkeit weit übertreffen, und fast jederzeit zwey bis drey Lämmer bringen.

Dieses aber sind Eigenschaften, von welchen man sich allerdings eine sehr ansehnliche Verbesserung seines Schafstandes versprechen kann.

§. 151.

§. 151.

Von der Nothwendigkeit, die Schafe, wenn man einen wahren Nutzen davon haben will, sowohl mit reichlichen Futter als auch guter Pflege und Wartung zu versehen.

Wer von seinen Schafen, sie mögen seyn von welcher Art sie wollen, den bestmöglichsten Nutzen erwarten will, der muß es weder an reichlicher Futterung, noch gehörigen Pflege und Wartung derselben ermangeln lassen.

Fehlet es an einem von diesen beiden Stücken, so giebet es schon die Vernunft, und die Erfahrung bestätiget es noch mehr, daß alle daran gewandte Kosten umsonst und vergebens sind.

Es sind aber die Schafe nicht allein in dem ihnen vorgelegten Futter sehr hackel oder zärtlich, indem ihnen nicht alle Nahrungsmittel, wenn sie auch sonst unter die besten gezählet werden, diensam und zuträglich sind, sondern sie verlangen auch in ihrer Wartung eine ganz genaue Sorgfalt, die man sonst bei andern Vieharten nicht nöthig hat.

Nöthig wird es daher seyn, hierunter gewisse allgemeine Regeln festzusetzen, an welchen diejenigen, die in der Schafzucht noch keine eigene genungsame Erfahrung haben, eine Richtschnur nehmen können.

§. 152.

Von dem Unterscheide unter Sommer- und Winterfutterung, daß die erstere in der bekannten Weide bestehe, und diese in drey Hauptclassen: die Ackerweide, Waldhütung und Bruchweide, eingetheilet werde.

Die Nahrung, womit ein Schaf unterhalten wird, bestehet, wie ich bereits §. 52. bei einer andern Gelegenheit bemerket habe, theils in Sommer-, und theils in Winterfutter.

Beides muß der Natur der Schafe, wenn die Schäfereyen erhalten werden, und wohl bestehen sollen, anpassend, und mit keinen dieser Viehart schädlichen Dingen vermischet seyn.

Daß die Weide das gewöhnliche Sommerfutter der Schafe sey, ist schon vorhin jedermann bekannt, und wir werden gegenwärtig nur blos zu bestimmen haben, welche Gattungen von Weide dem Schaafvieh am zuträglichsten zu achten.

Bei der gemeinen Eintheilung der verschiedenen Weidearten stellen sich drey Hauptclassen dar, nehmlich die Ackerweide, Waldhütung und Bruchweide.

Ehe wir aber, welche unter diesen drey Weidearten vor die Schafe die beste sey, mit Ueberzeugung festsetzen können, müssen wir zuförderst einen richtigen allgemeinen Grundsatz, nach welchen, was einem Schaf zur Nahrung am dienlichsten sey, auszumitteln suchen; und dieser Grundsatz muß auf die Natur der Schafe beruhen.

§. 153.

§. 153.

Grundsatz, um, welche von diesen drey verschiedenen Weidearten die beste vor die Schafe sey, zu beurtheilen.

Unstreitig ist es, daß ein Schaf in seinen Säften sehr viele öhlichte Theile bei sich führet, und solche noch mehr zu erzeugen geneigt ist.

Unter allen vierfüßigen Thieren ist keines, das so geschwinde fett wird, als ein Schaf. Daß aber alles Fett aus öhlichten Theilen bestehe, ist jedermann bekannt, und folglich dieses schon ein zureichender Beweiß von den vielen öhlichten Theilen, die in den Säften des Schafviehes vorhanden sind.

Auch aus der großen Begierde des Schafviehes nach Salz, und daß selbiges ohne solches nicht gesund erhalten werden könne, ist die Menge der öhlichten Theile, so die Schafe bei sich führen, offenbar abzunehmen.

Diese öhlichte Theile erschlaffen, wenn sie in allzu großer Menge erzeuget werden, die innern Gefäße der Schafe, und verursachen, wie es die tägliche Erfahrung lehret, Lungen- und Wassersucht in denselben, woraus denn nichts anders, als ein ohnfehlbarer Tod, entstehen kann.

Ein Schaf also, welches man nicht ausdrücklich binnen wenigen Wochen zur Schlachtbank bestimmet hat, sondern auf die folgende Zeit gesund erhalten will, muß keine fette, sondern vielmehr trockene und härtliche Weide genieſſen.

Das fette Gras führet ebenfalls öhlichte Theile bey sich, und da es in den Verdauungsgefäßen der Schafe

eine besondere Neigung zur Zeugung öhlichter Theile antrifft, so ist ganz natürlich, daß daraus ein schädlicher Ueberfluß entstehen muß.

Es verstehet sich von selbst, daß dieser Grundsatz nur blos von den Zuchtschäfereyen, nicht aber von den Hammelschäfereyen, deren wir oben mit mehrern gedacht haben, anzunehmen sey.

Bei den letztern wird ihrem Entzwecke nach ein fettes Gras erfordert, weil deren Anmästung zweckmäßig ist.

§. 154.

Einschränkung dieses Grundsatzes.

Der vorhin angenommene Satz, daß den Zuchtschäfereyen ein härteres Gras dienlicher, als ein fettes sey, leidet inzwischen noch gewisse Einschränkungen, die wir bei der uns vorgenommenen Festsetzung eines allgemeinen Grundsatzes nicht gänzlich übergehen können.

Das Schafvieh überhaupt hat, wenn ihm auch gleich das fette Gras nicht dienlich ist, dennoch einer gewissen kräftigen Nahrung, um sich zu erhalten, nöthig.

Dieser kräftigern Nahrung sind nicht allein die Mutterschafe, wenn sie tragend sind, oder Lämmer haben, sondern auch die Lämmer und Jährlinge, wie wir schon oben bemerket haben, vorzüglich bedürftig.

Die Weide also, welche den Zuchtschäfereyen zugetheilet, und als vorzüglich dienlich vor sie erachtet wird, muß nicht blos in einem dürren unkräftigen Futtergrase bestehen, sondern es wird erfordert, daß auf der vor sie bestimmten Weide auch mehr nahrhaftere Hütungsplätze vorhanden seyn müssen.

Bei

Bei dieser Einschränkung wird denn der von uns auszumitteln versprochene Grundsatz dahin ausfallen, daß eine gute Schafweide vor die Zuchtschäfereyen zwar überhaupt in trockenen und keine übrige öhlichte Theile bei sich führenden Grase bestehen, dabei aber doch solche Plätze, die den Mutterschafen und Jährlingen eine zweckmäßige Nahrung geben können, vorhanden seyn müssen.

§. 155.

Ursachen, warum die Bruchweide den Zuchtschäfereyen höchst schädlich und gefährlich ist.

Vermöge dieses Grundsatzes folget von selbst, daß keine Bruchhütung vor die Zuchtschäfereyen zuträglich, sondern vielmehr höchst gefährlich sey.

Wenn es auch nicht schon die vielfältige Erfahrung lehrete, daß alle Zuchtschäfereyen, die auf eine dergleichen Bruchweide angestellet sind, nicht bestehen, sondern in kurzer Zeit gänzlich verlohren und zu Grunde gehen, so würde uns doch die bloße Vernunft aus den vorhin angeführten Ursachen davon überzeugen müssen.

Alle Bruchweide, wenn sie auch trocken ist, zeuget schon von Natur eine solche fette Grasart, welche den zur Zucht und künftigen Erhaltung bestimmten Schafen unmöglich dienlich seyn kann, sondern nothwendig alle diejenigen üblen Folgen, deren wir vorhin Erwehnung gethan haben, hervor bringen muß.

Tritt nun noch hinzu, daß die Bruchweide sumpfigt und tief liegend ist, so ist eine doppelte Ursache vorhan-

den, warum solche den Zuchtschäfereyen nach allen darinn befindlichen Sorten schädlich wird.

Der in tiefliegenden Brüchern bei entstehenden Ueberschwemmungen zurück bleibende Schlamm ist nicht selten eine Ursache von dem Tode und Sterben des darauf weidenden Rindviehes.

Das Schafvieh, dessen innere Gefässe weit zarter und anfälliger sind, ist solchemnach diesem Unfall noch weit mehr ausgesetzet.

§. 156.

Warum, auch im Herbst, und sogar im Winter, dergleichen Bruchweiden vor die Zuchtschäfereyen höchstgefährlich bleiben.

Bei unsern jetzigen vernünftig denkenden Wirthschafszeiten wird wohl so leicht niemand, der nichts als eine dergleichen tiefe Bruchweide hat, auf die thörigte Gedanken, daselbst eine Zuchtschäferey zu halten und anzulegen, verfallen.

Sehr oft aber ereignet es sich, daß ein Eigenthümer beides hohe zu Erhaltung der Schafe sich ganz wohl schickende, theils aber auch niedrig liegende Bruchweiden von vorbeschriebener Art hat.

Bei Ermangelung genungsamen Grases auf der Höhe wird ein solcher Wirth, oder vielmehr dessen unvernünftiger Schäfer, sehr oft einen Theil seiner Schäferey, in der wohlmeinenden Absicht, ihr dadurch gegen den Winter desto mehrere Kräfte zu geben, im Herbst auf dergleichen Bruchweiden zu treiben verleitet.

Wie

Wie gefährlich dieses sey, und was vor üble Folgen gemeiniglich daraus zu entstehen pflegen, wird durch die Erfahrung genungsam bestätiget.

Es ist zwar wahr, daß das Gras auf einer solchen Bruchweide in der Herbstzeit, wo es schon dem größesten Theil nach erstorben ist, nicht mehr eine solche schädliche Fettigkeit, deren wir oben gedacht haben, an sich hat.

Inzwischen ist doch auch gewiß, daß die Schafe bei der Herbstzeit sich nicht blos an dem etwa stehen gebliebenen alten Grase begnügen, sondern vorzüglich nach dem auch noch zu Herbstzeiten immer frisch ausgeschlagenen Grase trachten.

Wären auch gleich diese späte nachkommende Grashalme mit wenigern öhlichten Theilen, als die im Frühjahr und Sommer hervorsprossende, begabet, so würden sie doch noch immer, die oben bemerkte üble Folgen zu bewirken, im Stande seyn.

Nicht zu gedenken, daß die Schafe im Herbst auf dergleichen Bruchweide vielen garstigen Jucks in sich fressen, der eben so schädliche, und vielleicht noch schädlichere Wirkungen nach sich ziehet.

Viele Eigenthümer, die neben der gewöhnlichen Schafweide auch Bruchhütungen besitzen, glauben zur Winterszeit bei offenen Frostwetter von aller Gefahr befreyet zu seyn, wenn sie alsdenn ihre Schäferey, wenigstens die Hammel und Geltevieh, auf die letztern bringen.

Nur sehr selten aber gelinget es ihnen, sondern die meisten Beispiele erweisen es, daß auch dieses gefährlich sey.

§. 157.

Von der Ackerweide, deren verschiedenen Beschaffenheit und Vorzug vor der Waldhütung.

Wenn es solchemnach unstreitig ist, daß die Bruchweide den Zuchtschäfereyen zu allen Zeiten schädlich, oder doch wenigstens höchst gefährlich und der Natur der Schafe nicht anpaßend sey, so werden noch ferner die Acker- und Waldhütungen, und welche von denselben am zuträglichsten zu halten, zu untersuchen übrig bleiben.

Sowohl die Acker- als auch Waldweide ist nicht von einerley Art, und daher dabei ebenfalls deren Unterscheid zu bemerken, wenn man eine richtige Anwendung von den vorhin angenommenen Grundsätzen machen will. Der Acker ist entweder, seiner innern Beschaffenheit nach, stark oder geringe, oder auch fett oder mager.

Nach dieser verschiedenen Beschaffenheit der innern Güte und seines Düngungszustandes ist auch die auf demselben befindliche Weide verschieden.

Daß auf einen von Natur stärkern oder durch die Düngung fett gemachten Felde nahrhafteres Gras, als auf einem von Natur schlechtern und magern, wächset, giebet die Vernunft selber an die Hand.

Inzwischen kann und muß man es vor eine allgemeine Wahrheit annehmen, daß alle Ackerhütung einen großen Vorzug habe, welches sich unten, wenn wir von der letztern reden werden, mit mehrern ergeben wird.

Mit

Mit Gewißheit mag man behaupten, daß eine Menge Ackerweide besser, als drey Morgen Waldhütungen sind.

§. 158.

Von der richtigen Anwendung der verschiedenen Ackerweidearten, nach dem Unterscheide der Schafsorten.

Gewöhnlich ist es, daß die Weide von starken und gemisteten Aeckern, den Mutterschafen und Lämmern zugetheilet, das auf geringern und magern Aeckern wachsende Gras aber, den Hammeln und übrigen Geltevieh überlassen wird.

Diese Gewohnheit ist auch in der Vernunft und Natur der Sache selber gegründet. Denn die Mutterschafe und Lämmer brauchen stärkere und bessere Nahrungsmittel. Die ersten, um die Frucht in Mutterleibe zu ernähren, und derselben, wenn sie zur Welt gebracht worden, reichliche Milch geben zu können; die letztern aber, damit ihr Wachsthum desto mehr befördert werde.

Das fettere und nahrhaftere Gras ist auch diesen beiden Schafsorten weniger schädlich als den übrigen. Bei den ersten schlagen die allzu vielen öhlichten Theile, die das auf starken und fetten Aeckern wachsende Gras etwa bei sich führen möchte, mehr zur Milch, als daß es in ihren innern Theilen eine schädliche und übermäßige Fettigkeit verursachen sollte.

Bei den letztern, nämlich den Lämmern und Jährlingen, wendet die Natur die öhlichten Theile des mehr fetten und nahrhaften Grases zu ihrem Wachsthum an, und

und dadurch wird verhindert, daß sie in ihren innern Theilen und Gefäßen nicht so leicht davon angegriffen werden, und eine nachtheilige Fettigkeit daraus entstehen kann.

Jedoch muß diese Einschränkung nicht dahin ausgeleget werden, daß man aus diesem Grunde auch die fette Bruchweide vor die Mutterschafe und Jährlinge unschädlich halten wollte.

Dieses würde eine große Unwissenheit in der Kenntniß der verschiedenen Grasarten verrathen.

Das Ackergras führet niemahls so viel öhlichte Theile bei sich, daß selbige nicht von der Natur, entweder zur Milch oder zum Wachsthum des jungen Schafviehes, daß ich mich so ausdrucken darf, verbrauchet werden könnten.

Das Bruchgras hingegen ist mit einer solchen überflüßigen Menge von öhlichten Theilen angefüllet, die zu diesen beiden Endzwecken nicht alle verwendet werden können, sondern es bleibet immer ein großer Theil übrig, welcher in die übrigen Theile des Körpers bei dem Schafvieh wirket, und die oben erwähnten schädlichen Folgen hervor bringet.

An den meisten Orten, wo nicht vor das Zugvieh besondere Hütungsplätze vorhanden sind, pflegen auch die Mutterschafe und Lämmer von dem Grase der fetten Aecker wenig zu genießen kriegen, weil solche, sowohl in der Bracke als auch in den Stoppelfeldern, vor das Zugvieh einzuhegen, die Gewohnheit mit sich bringet.

Inzwischen werden doch diese Hegeplätze, nachdem das Zugvieh das vor dasselbe sich schickende Gras ausgefressen,

fressen, der Schäferey eingeräumet, und auch alsdenn müssen sie billig hauptsächlich den Mutterschafen und Jährlingen zu Theil werden.

§. 159.

Von der Schädlichkeit der in den Feldmarken öfters liegenden Feldbrücher vor die Schafe.

So vorzüglich auch die Ackerweide vor allen anderen Hütungsarten in Ansehung der Schafe ist, so sind doch diejenigen Feldmarken, welche mit vielen sumpfigten Brüchern vermenget, vor dieselben höchst gefährlich.

Die Schädlichkeit dieser Feldbrücher habe ich bereits §. 158. bei der Gelegenheit, da ich von der verhältnißmäßigen Anzahl einer jeden Schäferey, und wie selbige nach der Größe und Beschaffenheit der vorhandenen Weide zu bestimmen sey, gehandelt, bemerket, und dabei zugleich festgesetzet, daß selbige bei der Berechnung des möglich zu haltenden Schafstandes gänzlich übergangen, und als gar nicht vorhanden, angesehen werden müßten.

Alles, was ich daselbst hievon gesaget habe, wiederhole ich gegenwärtig um so mehr, als hier eigentlich der Ort davon zu reden ist.

Die Ursachen, warum dergleichen sumpfigte Brücher den Schafen so höchst nachtheilig sind, liegen jedermann vor Augen, und dürfen daher nicht erst weiter erwiesen werden.

Der heßliche und stinkende Schlamm, der auf solchen keinen Abfluß habenden Brüchern, durch das beständig darinn stehende Wasser erzeuget wird, muß einen jeden

von

von selbst überzeugen, daß das an solchen Orten wachsende Gras, einem so zarten Thier als ein Schaf ist, nothwendig nachtheilig seyn, und in demselben ungesunde Säfte erzeugen müsse, zumahl es nicht ausbleiben kann, daß sich nicht die Schafe, wenn sie an solche Brücher gelassen werden, von dem daselbst hin und wieder stehenden faulen und stinkenden Wasser den Leib voll saufen, und dadurch ihr Verderben noch mehr befördern sollten.

Ueberhaupt lehret es schon die Erfahrung, daß alle tiefe und nasse Weiden der Natur der Schafe zuwider sind, und dieser allgemeine Satz bestätiget sich bei dergleichen Feldbrüchern aus doppelten Gründen.

Die Schäfer sehen dieses sehr wohl ein, sind aber doch nur selten im Stande, ihre Knechte von diesen schädlichen Hütungsplätzen zurück zu halten.

Unter dem Vorwande, nur das Gras an den Ränden solcher Brücher weghüten zu wollen, treiben sie das Vieh auch auf das Bruch selber, und wenn sie es gleich nicht mit Vorsatz thun, so sind sie doch viel zu nachläßig, die von selbst überlaufenden Schafe davon zu kehren a).

a) Ein berühmter Wirthschaftsfreund hat mir erzählet, einen Schäfer gehabt zu haben, den er sehr oft auf dem Dach des Schafstalles sitzen sehen. Als er ihn darüber befraget, hat er zur Antwort erhalten: daß er solches deshalb thäte, damit er seine Knechte, ob sie auch an unrechten und den Schafen schädlichen Oertern hüteten, übersehen könne.

Ein solcher Schäfer ist, möchte ich sagen, Goldes werth, und in der Schäferey, die er unter seiner Aufsicht hat, wird sich nur selten ein Unglücksfall ereignen.

Berliner Beiträge
zur
Landwirthschaftswissenschaft.

Vierten Bandes
Zwölftes Stück.

Landesbibliothek Mecklenburg-Vorpommern Günther Uecker
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1759087653/phys_0625
DFG

Landesbibliothek
Mecklenburg-Vorpommern
Günther Uecker
https://purl.uni-rostock.de
/rosdok/ppn1759087653/phys_0626
DFG

Fortsetzung
der
Vier und Dreyßigsten Abhandlung.

Von der Nutzbarkeit, verhältnißmäßigen Anzahl, verschiedenen Arten, auch richtigen Pflege und Wartung des in einer jeden Landwirthschaft zu haltenden Schafviehes.

§. 160.

Von der Waldhütung, und deren verschiedenen Eintheilung.

Endlich gehöret zu der gewöhnlichen vor die Schäfereyen bestimmten Weide auch die Waldhütung.

Diese ist ebenfalls nicht von einerley Art, und man wird nicht unrecht thun, solche gleichmäßig in drey Hauptclassen zu setzen.

Zu der ersten ist zu rechnen, die Weide auf einem Fichten- oder Tannenwalde, zu der zweyten die Hütung in den Eichwäldern, und zu der dritten das Gras so in den Buchwäldern und dem Elsenholze auch unter den Birken wächset.

Man kann nicht von allen sagen, daß sie der Natur der Schafe anpassend, und ihnen ganz unschädlich wären.

Einem Gutsbesitzer, der nur eine von diesen drey Waldarten hat, ist freylich die Wahl darunter benommen, und es bleibet demselben weiter nichts übrig, als daß er diejenigen, die den Schafen gefährlich fallen können, mit möglichster Vorsicht und Behutsamkeit gebrauche.

Bey Landgütern hingegen, welche mit verschiedenen Waldgattungen bereichert sind, ist eine vernünftige Bestimmung einer jeden besondern Waldhütung vor diejenige Schafart, der sie am zuträglichsten ist, nothwendig.

Eine nähere Prüfung dieser verschiedenen Waldhütungen wird daher unsern Absichten gemäß seyn.

§. 161.

Von der Weide in den Ficht- und Tannenwäldern, und in wie weit solche vor die Schafe die zuträglichste sey.

Die unschädlichste Weide vor die Schafe ist wohl sonder Zweifel dasjenige Gras, welches in den Ficht- und Tannenwäldern wächset.

Von diesem kann man ganz sicher überzeuget seyn, daß es nicht zu viele öhlichte Theile bey sich führe, welche die oben erwähnte schädliche Wirkung in den Eingeweiden der Schafe zu verursachen vermögend wären.

Gewiß aber ist es auch, daß eine dergleichen Weide unter allen die unkräftigste, und nur, um den Schafen das Leben zu erhalten, hinreichend ist.

Man trifft daher auch an solchen Orten, wo die Hauptnahrung der Schafe auf eine dergleichen magere Hütung ankommt, zwar ein gesundes, aber nur kleines und geringes Vieh an.

Inzwi-

Inzwischen sind diese Ficht- und Tannenhütungen nicht von einerley Art, sondern eine vor der andern vorzüglich.

Diese Vorzüglichkeit kann man gar bald an dem Wachsthum der darauf stehenden Bäume wahrnehmen, indem der gute und schnelle Wuchs derselben, eine sichere Anzeige eines bessern Bodens ist.

Daß aber ein besserer Boden auch kräftigeres Gras hervor bringe, ist ein Satz, der weder nach der Vernunft noch Erfahrung geleugnet werden kann.

§. 162.

In welchen Stücken aber auch diese Weide getadelt zu werden verdienet.

Große Ficht- und Tannenwälder pflegen nur selten ohne viele sumpfigte Brücher zu seyn.

Fehlet es hier an einer klugen Vorsicht der Schäfer und ihrer Knechte, so kann dadurch eben derjenige Schaden, den wir oben bey den Feldbrüchern bemerket haben, entstehen.

Alles dasjenige also, was wir vorhin von den Feld-Brüchern bemerket haben, findet auch in Ansehung dieser Waldbrücher und Sümpfe seine Anwähre. Denn bei beiden ist, warum sie den Schafen schädlich werden können, eine gleiche Ursache vorhanden.

Diese Art von Waldhütung kann, wenn sie mit vielen jungen Aufschlag oder Strauchholz bewachsen sind, dem Schafvieh noch aus einem andern Grunde nachtheilig werden, indem dasselbe bei dem öftern Durchkriechen durch das enge Gebüsche die Wolle gar sehr abstreifet,

und dadurch ein merklicher Rückschlag in der Wollschur verursachet wird.

Es ist dieses keine theoretische Grübeley, sondern die Erfahrung bestätiget es, daß an allen Orten, wo sich die Schäfereyen mit dergleichen Wald- und Buschhütungen behelfen müssen, die Wollschuren weit geringer als auf solchen Landgütern ausfallen, wo eine reichliche Acker-Weide ihre vornehmste Nahrung ist.

§. 163.

Von der Weide auf den Heideländern, daß solche sowohl, als auch die Hütung in den Ficht- und Tannenwäldern, wenn sie nicht mit einer Ackerweide von Zeit zu Zeit abgewechselt werden kann, nur ein sehr mageres und unkräftiges Futter vor die Schafe sey.

Die sogenannten Heideländer sind hierunter der Fichten- und Tannen-Waldhütung gleich zu schätzen.

Auf beiden beruhet die Hauptsache der Weide in einem dürren Heidekraut.

Es ist zwar wahr, daß die Schafe solches gar gerne und willig fressen, auch sich davon sättigen, und es überhaupt vor kein ungesundes Futter geachtet werden kann.

Inzwischen bleibet doch auch gewiß, daß demselben nur sehr wenige Nahrungskräfte zugeschrieben werden können, zumahl wenn das Heidekraut so hoch gewachsen ist, daß man fast bis an die Knie darinn waden muß.

Dieses Futter führet allzu wenige öhlichte Theile bey sich, und hat fast gar keine Kraft, weder in der Wolle, noch auch Milch und Wachsthum, zu wirken.

Die

Die Hütung auf dergleichen Ficht- und Tannenwälder auch Heideländer ist vor die Schafe sehr zuträglich, wenn selbige mit einer guten Ackerweide von Zeit zu Zeit abgewechselt werden kann. Wo sie sich aber nur alleine damit behelfen sollen, da kann wohl nicht viel nutzbares von den Schäfereyen erwartet werden.

So schädlich dem Schafvieh der Ueberfluß von öhlichten Theilen ist, so nothwendig hat es doch einer gemäßigten Menge derselben in allen seinen nutzbaren Theilen nöthig.

Die Wolle ist, nach der von uns oben gegebenen physikalischen Beschreibung, ein aus öhlichten und irdischen Theilen bestehendes Wesen. Ganz natürlich folget daher, daß ein Schaf, so durch die Futterung fast gar keine öhlichte Theile zu genieſſen bekommt, auch nur wenige Wolle bringen könne.

Mit der Milch und Lämmerzucht siehet es bei einer dergleichen dürren Futterung ebenfalls nur schlecht aus.

Der einzige wahre Vortheil, denn man von dieser Hütungsart hat, bestehet in einer dauerhaften Gesundheit des daselbst angezogenen Viehes. Was hilft mir aber diese dauerhafte Gesundheit, wenn das Vieh selber wenigen Nutzen bringet?

Bey vernünftig gebrauchten Vorsichten können die Schäfereyen auch bey fettern Grase, wenn es nur auf keinen tiefliegenden Bruchgrund gewachsen, gesund erhalten werden.

Jedoch bleiben diese trockene Hütungsplätze an solchen Orten, wo die Hauptnahrung der Schafe in der Ackerweide bestehet, allemahl ein sehr vortheilhaftes

Nothmittel, und sind, insonderheit des Herbstes gegen das schlaggigte und stürmische Wetter, und auch öfters im Winter selber, bey sich ereignen wollenden Futtermangel, eine sichere Zuflucht und Rettung.

§. 164.

Von der Schafweide in den Eichwäldern, warum solche zwar an und vor sich selber gut und unschädlich sey, an den meisten Orten aber durch den Ueberfluß der abgefallenen Blätter verhindert werde, und daß solches abzustellen nicht unmöglich sey.

Die Weide in den Eichwäldern ist an und vor sich weit nahrhafter, und auch vor die Schafe, wenn nur der Eichwald etwas hoch lieget, und nicht gar zu dichte bewachsen ist, unschädlich.

In den meisten Eichwäldern aber, besonders denjenigen, wo die Eichen sehr dicke stehen, findet man eine solche ungeheuere Menge von abgefallenen Blättern, daß es einem jeden Fußgänger, der durch dieselben gehen muß, eben so beschwerlich als der tiefste Sand fällt.

Unter dieser Menge von Blättern, die niemahl weggeräumet werden, sondern alle Jahre sich immer mehr anhäufen, kann fast gar kein Gras, welches der Grund sonst in Menge und auch in vorzüglicher Güte zu bringen im Stande wäre, hervor kommen.

Dasjenige, was noch hin und her hervor sprosset, wird von den Blättern, so darauf liegen, bald wiederum ersticket.

Luft und Sonne können es nicht gehörig durchwirken, und es bleibet daher ein unkräftiges Wesen, welches

ches den Schafen wenige Nahrung zu geben vermag, wo es ihnen nicht gar, indem sie bei dessen hervor suchen vieles von den verfaulten Blättern mit einschlucken, schädlich wird.

Zu vortrefflichen Schaf- auch Rindvieh Weiden könnten dergleichen Eichwälder gemachet werden, wenn sich die Eigenthümer die Mühe geben wollten, die große Menge der abgefallenen Blätter von Zeit zu Zeit zusammen rechen, und in ihre Misthaufen fahren zu lassen.

Hiedurch würden zwey Fliegen mit einer Klappe, daß ich mich dieses gemeinen Sprichworts bedienen darf, geschlagen, und beides Mist und Weide vermehret werden.

Man hält dieses, besonders in großen Wirthschaften, vor unmöglich, und bey dieser eingebildeten Unmöglichkeit beraubet man immerhin sein Vieh des besten und schönsten Grases.

In großen Wirthschaften werden allemahl viele Dienste und Arbeitsleute vorausgesetzet, und bei einer wohl geordneten Wirthschaftseinrichtung zu dergleichen wichtigen Nebengeschäften noch immer, ohne Versäumung der übrigen nothwendigen Arbeiten, Tage und Stunden verbleiben.

Kann man gleich den ganzen Wald nicht in einem Jahr zwingen, und von den schädlichen Blättern reinigen, so wird es doch in mehrern Jahren möglich seyn. Und ist diese Arbeit einmahl geschehen, so wird es alsdenn in der Folge, wenn man die Menge der Blätter nicht mehr so anwachsen lässet, eine nur geringe Mühe erfordern.

Die Unterlassung dieser Vorsicht ist inzwischen Ursache, daß den meiste Eichwälder zur Weide wenig brauchbar sind.

Nur blos an den Ränden solcher Wälder, wo die Eichen dünne stehen, folglich der Wind durchstreichen, und die abgefallene Blätter tiefer in den Wald wehen kann, bleibet diese Hütung nutzbar, und man wird wahrnehmen, daß sich das daselbst weidende Vieh sehr wohl befindet.

§. 165.

Von der Weide in den Buchwäldern, Els- und Birkenbüschen, und daß besonders die leztere vor die Schafe die zuträglichste sey.

Die Buchwälder haben zwar gemeiniglich ein reichliches und nahrhaftes Gras. Es wächset aber diese Baumart am liebsten in tiefliegenden Gegenden, und alsdenn muß wohl untersuchet werden, ob nicht dergleichen Gründe etwas naßartiges an sich haben.

Befindet man dieses, so ist solche zur Schafweide zu bestimmen, nicht rathsam, sondern es selbige dem Rindvieh zu überlassen, weit sicherer.

Man trifft aber auch auf den Bergen Buchwälder an, wovon ich unter andern bei dem pommerschen Städtchen Zachan ein seltenes Beispiel bemerket habe.

Bei einer solchen Lage kann man eine dergleichen Weide denen Schafen mit Zuverläßigkeit einräumen, und man wird, sowohl in der Lämmerzucht, als auch in der Wolle, vielen Nutzen davon verspühren.

Wo Elsen wachsen, pfleget es gemeiniglich morastig, oder das Terrain mit Bächen durchströhmet, und der Boden Eisenartig zu seyn.

Dieses sind lauter Eigenschaften, welche der Gesundheit des Schafviehes nicht zuträglich.

Dergleichen Oerter können also zur Weide vor die Schafe nicht angerathen werden, sondern man thut weit besser, wenn man selbige vor das Rindvieh widmet.

Unter allen Waldweiden ist wohl keine vor das Schafvieh besser und zuträglicher, als das unter den Birken wachsende Gras. Eine solche Weide führet zwar keine übermäßige öhlichte Theile bey sich, sondern gehöret vielmehr zu den trockenen Weidearten. Inzwischen ist sie doch nicht ganz unkräftig, und es können sich die Schafe, wenn sie auch sonst keine andere Hütung hätten, ganz wohl dabei erhalten.

§. 166.

Von dem Vorurtheil vieler Schäfer, daß man die Schafe nur sparsam, und zu gewissen Zeiten gar nicht, tränken müsse, solches aber ungegründet, der Natur dieser Thiere zuwider, und von der häufigen Lungensucht, so man bei den Schafen antrifft, Ursache sey.

Bei allen Vieharten wird nicht allein zu ihrer Erhaltung Futter und Weide, sondern auch die gehörige Tränke erfordert.

Nur allein bei den Schafen ist es zu einer Art von Streitfrage geworden, ob das Tränken derselben nützlich sey oder nicht?

In

In der innern Struktur der Körper von den Schafen kann man keinen Grund entdecken, warum denselben das Tränken schädlich, und nicht vielmehr zur Erhaltung ihrer Gesundheit zu allen Zeiten eben so nothwendig, als bei andern Thieren, seyn sollte.

Ein Thier, welches viele öhlichte Theile bey sich führet, hat, um selbige gehörig diluiren zu können, des Tränkens und Saufens doppelt nöthig, wie man solches bey allen Mastvieh wahrnimmt.

Ueberdem bringet es schon der Bau aller thierischen Maschinen mit sich, daß, wenn die Speisen und der Fraß, den sie genieſſen, gehörig verdauet, und die daraus erzeugete Säfte nicht allzu dicke werden sollen, sie mit flüßigen Dingen vermischet werden müssen.

Schon bei den Menschen ist bekannt, daß aus dem Mangel genungsamen Trinkens viele inflammatorische Fieber und andere Zufälle entstehen. Mit den übrigen thierischen Körpern hat es eine gleiche Beschaffenheit, und man wird vielleicht nicht unrecht urtheilen, wenn man das häufige Sterben der Schafe an der Lungensucht dem von unverständigen Schäfern angenommenen Vorurtheil, daß die Schafe nur sparsam oder gar nicht getränkt werden müssen, zuschreibet.

Ganz natürlich ist es, daß das dicke Blut, so aus dem Mangel des Saufens nothwendig entstehen muß, weil es bei seiner Circulation mehrere Gewalt, durch die Blutgefäße zu dringen, gebrauchet, die zarten Gefäße der Lunge gar leicht zerreissen, und dadurch die erste Ursache zu der Lungensucht geben kann.

§. 167.

§. 167.

Von dem muthmaßlichen Ursprunge dieses Vorurtheils, und daß ein durch starkes Treiben und Jagen erhitztes Schaf, allerdings nicht unmittelbar zur Tränke gelassen werden müsse, wobei zugleich die Ursachen, warum solches diesen Thieren besonders schädlich sey, angeführet werden.

Vielleicht haben die Schäfer bemerket, daß das Saufen den Schafen im Sommer bei großer Hitze, oder wenn sie weit getrieben, und dadurch das Blut in Wallung gebracht worden, schädlich gewesen, und daraus den allgemeinen Schluß, daß das Tränken denselben überhaupt nicht zuträglich sey, gemacht.

Die falsche Schließart von einzeln Fällen auf das Allgemeine, (à particulari ad universale) ist der wahre Ursprung von den meisten Vorurtheilen, die in der Welt herrschen.

Einem jeden durch Treiben und Jagen erhitzten Thier, ist das unmittelbar darauf erfolgte Saufen sehr schädlich, wie man davon an den Pferden ein unstreitiges Beispiel hat.

Besonders aber mag man solches, in Ansehung der Schafe, doppelt gefährlich achten.

Das Fett oder die öhlichten Theile, so sie in vorzüglicher Menge bei sich führen, ist von Natur weichlich, und leicht zum Schmelzen geneigt. Wenn nun ein erhitztes Schaf unmittelbar nach der Erhitzung zum kalten Wasser gelassen wird, so muß nothwendig das in seinen Eingeweiden weich gewordene Fett durch die Kälte des Wassers zusammen rinnen, und dieses kann wohl

nichts

nichts anders als allerhand schädliche Zufälle, die sich öfters erst in der Folge äußern, verursachen.

Höchst vernünftig ist es daher, daß man ein erhitztes Schaf nicht zur Tränke lassen muß, hieraus aber folget keinesweges, daß dem Schafvieh überhaupt alles Tränken schädlich sey.

§. 168.

Von dem gewöhnlichen Verfahren der Schäfer, in Ansehung der Schaftränke, und in wie weit solche unrichtig sey.

Das Verfahren, so die Schäfer, und zwar diejenigen, die noch die vernünftigsten unter ihnen sind, in Ansehung des Schaftränkens beobachten, bestehet in folgendem:

Des Winters tragen sie kein Bedenken, sämmtliche Schafe ein oder auch zweymahl täglich zum Wasser zu führen.

Des Sommers hingegen verstatten sie nur blos den säugenden Mutterschafen die Tränke, den übrigen Theil der Heerde aber halten sie gänzlich davon ab.

Die Ursache, warum sie den säugenden Mutterschafen das Saufen auch im Sommer nicht vor schädlich erachten, ist an und vor sich nicht unvernünftig, indem sie solche darinn setzen, weil bei denselben die erzeugte Säfte mehr zur Milch schlügen, als daß sie ins Blut giengen.

Deshalb aber ist noch kein Grund vorhanden, warum die übrige Schafarten zur Sommerszeit von dem Genuß des Wassers völlig ausgeschlossen bleiben sollen.

Es

Es läuft, wie ich schon oben erwehnet habe, wider den natürlichen Körperbau aller Thiere, daß sie sich blos vom Fraß ernähren, und nicht auch zugleich dabei getränket werden sollten.

Die wenige Feuchtigkeiten, so die Schafe bey dem Genuß des Sommergrases theilhaftig werden, sind nicht hinreichend die erzeugten Säfte genungsam zu diluiren, und eine schädliche Verdickung des Blutes zu verhindern.

Allenfalls möchte man solches noch von denjenigen gelten lassen, welche den ganzen Sommer hindurch ein frisches und saftiges Acker- oder ander dergleichen Gras genieſſen. Denn hier könnte man vielleicht vermuthen, daß solches, wegen der bei sich führenden natürlichen Feuchtigkeiten, die wegen Mangel derselben zu befürchtende schädliche Folgen zu verhindern im Stande wäre.

Schafe aber, welche den ganzen Sommer hindurch sich mit einer trockenen Waldhütung oder Weide auf den Heideländern behelfen müssen, können unmöglich ohne getränket zu werden bestehen, noch das genossene trockene harte Futter, ohne Beitritt genungsamer Feuchtigkeiten, gehörig verdauen.

§. 169.

Warum es inzwischen die Schafe des Sommers in frischen Quellen und Bächen zu tränken nicht rathsam, sondern vielmehr, stehende Gewässer zu erwählen, besser gethan sey.

Vernünftig und der Natur der Schafe gemäß ist es solchemnach, daß dieselben ohne Unterscheid, sowohl im Sommer als Winter, ordentlich getränket werden müssen.

Nur

Nur der einzige Fall ist davon auszunehmen, wenn solche durch starkes Treiben und Jagen erhitzet sind, und das Blut in ihnen in eine übernatürliche Wallung gesetzet worden ist.

Diese Ausnahme ist, ob sie gleich aus oben angeführten Ursachen bei den Schafen besonders beobachtet werden muß, dennoch an und vor sich nichts neues, sondern findet bei allen Thieren, wenn sie dadurch nicht in Gefahr der Gesundheit und des Lebens gerathen sollen, statt.

Was kann es wohl vor ein Bedenken haben, daß die Schafe auch des Sommers in den Frühestunden, wenn sie aus dem Stall oder den Horten kommen, und von keiner Erhitzung etwas wissen, zum Wasser getrieben werden? Ein gleiches kann auch kurz vorher, ehe man sie in den Stall oder Horten des Abends wieder eintreiben will, geschehen.

Denn hätten sich auch die Schafe den Tag über erhitzet, so ist doch diese Erhitzung in den kühlen Abendstunden schon lange wieder verschwunden, zumahl vernünftige Schäfer und Knechte sich mit den Schafen gegen die Abendzeit dem Stall oder den Horten allmählich zu nähern, und dadurch den Schafen genungsame Gelegenheit, sich wiederum von aller Erhitzung abzukühlen, zu geben gewohnet sind.

Das allzu kalte Wasser, wie es aus der Quelle kommt, ist freylich keinem Thier, vielweniger den Schafen zuträglich, weil dadurch in ihren Gefäßen gar leicht eine schädliche Gerinnung der öhlichten Theile und daraus

aus entstehenden Stockung des Geblütes verursachet werden kann.

Ich halte es daher nicht vor gut, wenn die Schafe des Sommers ohne Unterscheid an frische Quellen und Bäche getrieben werden, indem das darinn befindliche Wasser besonders kalt und schreckend zu seyn pfleget.

Um dieses zu vermeiden, muß man das Schafvieh so viel möglich in stehenden Wassern, die im Sommer niemahls zu kühle sind, sondern durch die Sonnenhitze schon genungsam erwärmet worden, zu tränken suchen.

§. 170.

Vorschlag, wie auch an den Orten, wo keine stehende Gewässer befindlich sind, die Schafe beständig mit verschlagenen Wasser, so die erste schreckende Kälte verlohren, getränket werden könnten.

Sollte dieses nicht an allen Orten angehen wollen, so weiß ich nicht, ob es nicht möglich zu machen wäre, solche Veranstaltung zu treffen, daß die Schafe bei dem Austreiben aus dem Stalle oder Horten in eigenen dazu angefertigten kleinen Wasserkümmen, wie man sie verhältnißmäßig bei dem Rindvieh hat, mit verschlagenen und die erste Kälte verlohrnen Wasser getränket werden könnten.

Alsdenn würde die Wässerung der Schafe, zu allen Zeiten und bei allen Umständen, eine ohne Gefahr und Bedenken vorzunehmende Handlung seyn.

Bei den Schafen, die auch des Sommers ihre Nächte im Stall zubringen müssen, kann dieses keine Schwierigkeit finden.

Man nehme einen Ort an, wo keine stehende Gewässer in der Nähe befindlich sind, sondern die Schafe entweder aus frischen Quellen, oder mit Brunnenwasser getränket werden müssen, so bedarf es nur einiger großen Küven oder Bottige, um in dieselben das Wasser aus den frischen Quellen oder Brunnen tragen zu lassen, damit ihm die erste schreckende und nur allein schädliche Kälte, vor dem Tränken der Schafe dadurch vergehe.

Dieses verschlagene Wasser in die oben erwähnten kleinen nahe bei dem Stall gleich den Salzlecken angebrachten Wassertröge, Morgens und Abends hinzuschaffen, würde vor die Schäferknechte eine sehr leichte Mühe seyn.

Eben dergleichen Verfügungen auch bei den Horten zu treffen, möchte wohl allerdings mehreren Schwierigkeiten unterworfen seyn.

Inzwischen wird doch aufmerksamen Wirthen, denen die Erhaltung ihrer Schäferey am Herzen lieget, auch dieses vielleicht nicht unmöglich fallen. Denn überhaupt bin ich überzeuget, daß nichts so gefährlich und der Gesundheit der Schafe mehr zuwider sey, als die gänzliche Unterlassung der Tränke.

§. 171.

Die Nothwendigkeit, den Schafen öfters und reichlich Salz zu geben, wird aus physikalischen Gründen erwiesen.

Weder Futter noch Tränke wird den Schafen gehörig gedeihen, wenn nicht ein reichlicher Genuß von Salz damit verknüpfet ist.

Bei

Bei allen Thieren, und besonders auch bei dem Rindvieh, verspühret man schon von dem Salze mancherlei Vortheile. Bei den Schafen aber ist es schlechterdings nothwendig, und es kann, ohne daß die Schafe mit Salz versehen werden, weder ein vollkommener Gesundheitszustand, noch auch die bestmöglichste Nutzbarkeit, erwartet werden.

Der Grund hievon beruhet abermahls in dem Ueberfluß von öhlichten Theilen, so das Schafvieh bei sich führet.

Die Säfte aller Thiere, wenn sie gesund bleiben sollen, setzen eine verhältnißmäßige Verbindung von öhlichten und salzigen Theilen voraus. Ohne diese Verbindung, woraus, wie ich schon mehrmahl in meinen Schriften bemerket habe, ein seifenartiger Saft entstehet, kann ein jedes Thier weder gesund bleiben, noch auch den gehörigen Nutzen bringen.

Von diesem innern Zustande der Säfte hanget denn auch bei den Schafen, nebst ihrem Leben, Lämmerzucht und Wolle ab.

Da bei den Schafen verhältnißmäßig mehr öhlichte, als salzige Theile vorhanden sind, so wird allerdings, um den vorerwehnten seifenartigen Saft zuwege zu bringen, ein äußerer stärkerer Genuß von Salzen erfordert.

Schon der Trieb der Natur bestärket dieses, indem man bei den Schafen eine ganz besondere Begierde nach Salz wahrnimmt.

Alle Thiere aber verstehen, vermöge des ihnen beiwohnenden natürlichen Triebes, das, was zu ihrer Gesundheit erforderlich ist, besser, als es die menschliche

Vernunft einſiehet, und wir müſſen hierunter öfters von ihnen ſehr viel lernen.

§. 172.

Zu welcher Zeit, und unter welchen Umſtänden die Schafe des Salzes am meiſten benöthiget ſind.

Weil das Salz den Schafen hauptſächlich deshalb, damit die zur Zeugung eines ſeifenartigen Saftes nöthige Menge von öhlichten und ſalzigen Theilen ein gehöriges Verhältniß bekomme, erforderlich iſt, ſo folget auch von ſelbſt, daß dieſes Minerale hauptſächlich zu einer ſolchen Zeit nöthig ſey, wenn man bei den Schafen den mehreſten Ueberfluß von öhlichten Theilen vermuthen kann.

Im Winter können bei dem trockenen Futter die Schafe des Salzes aus dieſem Grunde weit eher entbehren, als im Sommer bey dem friſchen Graſe.

Beſonders iſt ihnen das fleißige Salzen im Anfange des Frühjahres nöthig, wo das hervorſproßende junge Gras die meiſte Fettigkeit und öhlichten Theile bei ſich führet.

Auch bei naſſen Wetter ſind die Schafe fleißiger und häufiger, als ſonſt, mit Salz zu verſehen.

Unter allen Gegenden die ich kenne, giebet ſonder Zweifel Schleſien das größeſte Beiſpiel vom fleißigen Salzen der Schafe.

Daſelbſt trifft man in allen Schafſtällen große an Stricken aufgehangene oder in ausgehöhlten Klötzen liegende Stücken Steinſalz an, welches die Schafe zu allen Zeiten nach dem Triebe der Natur lecken können.

Daß

Daß man sich auch in Spanien, dem ersten Nachahmungsmuster aller guten Schafzucht, des Salzes in großer Menge bediene, erhellet aus der von der spanischen Schafzucht §. 74. mitgetheilten historischen Nachricht ganz deutlich.

§. 173.

Warum, zum Salzen der Schafe das Steinsalz besser, als das weiße gesottene Küchensalz sey.

An den meisten Orten werden die Schafe mit dem gemeinen weißen gesottenen Küchensalz versorget.

Es ist aber das Steinsalz hierunter aus doppelten Ursachen vorzüglich.

Einmahl ist es schärfer, und kann folglich mehrere Wirkung thun. Demnächst aber hat man auch den Vortheil dabei, daß die Schafe zu allen Zeiten, wenn es, wie ich von Schlesien angeführet habe, in den Ställen aufgehangen oder aufgesetzet ist, sich dessen nach ihrem Triebe frey bedienen können.

Bei der gewöhnlichen Salzung in den Lecken wird oft denen Schafen das Salz, wenn sie es am wenigsten nöthig haben, verschwendet, und ihnen hingegen zu einer andern Zeit, wo sie es mehr bedürfen, entzogen.

Das Schaf weiß die Zeit, wo es des Salzes vorzüglich benöthiget ist, besser als der Schäfer, und es kann daher bei dem aufgesetzten Steinsalz solches allemahl zu rechter Zeit erhalten.

Auch drengen, bey dem Salzen in den Lecken, die große und starke Schafe gemeiniglich die kleinen und schwachen zurück, da doch diese eines solchen präserva-

tivischen Arzeneymittels, wohin man das Salz in Ansehung der Schafe mit Recht zählen kann, am meisten gebrauchen.

Bei dem aufgestellten Steinsalz hingegen kann solches niemahls geschehen. Wird gleich hie und da ein Schaf einmahl zurück gedrenget, so kann es doch zur andern Zeit wieder frey heran gehen, und seine Begierde darnach zur Gnüge stillen.

Das übelste ist nur, daß das Steinsalz nicht allenthalben zu bekommen ist, oder doch wegen des schweren Transports zu viele Kosten verursachet.

In den Königl. Preußischen Staaten ist zwar seit einiger Zeit die freye Einfuhre einer gewissen Quantität Steinsalz, um solches in den Kreisern zum Besten der Schäfereyen auszutheilen, nachgegeben worden. Die dazu bestimmte Quantität aber ist nicht hinreichend, daß jedermann damit hinlänglich versehen werden kann. Die Portionen, die auf eine jede Schäferey fallen, sind zu klein, als daß ein zweckmäßiger Gebrauch davon gemacht werden könnte.

Auch fallen die Transportkosten, so dieses Steinsalz, ehe es bis zu den entlegenen Provinzien kommen kann, erfordert, vielen Güterbesitzern zu beschwerlich. Ueberhaupt aber sind Vorurtheile und Unwissenheit Schuld daran, daß man sich dieses dargebothenen Vortheils nicht genungsam bedienen, sondern lieber bei dem alten Schlendrian verharren will.

§. 174.

Landesbibliothek Mecklenburg-Vorpommern Günther Uecker
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1759087653/phys_0646
DFG

§. 174.

Von dem Winterfutter der Schafe, und warum besonders das Strohfutter unter demselben das unentbehrlichste sey.

In Ansehung des Winterfutters vor die Schafe, habe ich bereits §. 59. seq. bei einer andern Gelegenheit, daß solches theils in Stroh und theils in Heu bestehe, das Stroh aber darunter das nothwendigste und unentbehrlichste sey, bemerket.

Auch ist §. §. 61 und 62. angezeiget worden, daß zwar unter dem Strohfutter das Roggenstroh vor diese Viehart das schicklichste und gemeinste sey, dennoch aber auch alle andere Stroharten, unter gewissen Vorsichten, mit Nutzen vor dieselben gebrauchet werden können.

Auf das daselbst gesagte und mit genungsamen Gründen bestätigte, beziehe ich mich hier, um alle unnöthige Wiederholungen zu vermeiden, nochmahls.

Warum ferner vorzüglich die Mutterschafe das beste und futterreichste Stroh erhalten, und die Hammel hingegen sich mit dem schlechtern begnügen müssen, ist ebenfalls §. 123. schon angeführet worden.

Diesem allen finde nur so viel beizufügen nöthig, daß ein Landwirth, der seine Schäferey nicht gerne in Futternoth gesetzet wissen will, mit dem Strohfutter eine vernünftige Sparsamkeit zu beobachten, die größeste Ursache habe.

Die Gierigkeit der Schäfer nach Futter, der sie gemeiniglich ohne Ueberlegung blindlings folgen, ist jedermann bekannt, und ein Gutsbesitzer, der seinem Schäfer hierunter freye Hand und Gewalt lässet, wird,

besonders bei späten Nachwintern, die zu unsern Zeiten nichts ungewöhnliches sind, sehr oft in die Gefahr, einen großen Theil seiner Schäferey, wegen Futtermangel zu verlieren, gerathen.

Den Mangel des Heues durch Ankauf desselben mit Gelde zu ersetzen, wird an den meisten Orten noch immer möglich bleiben.

Ein gänzlich erschöpfter Vorrath von Stroh aber, benimmt bei allgemeiner Futternoth dem Eigenthümer alle Hoffnung, die Abwendung des daraus zu entstehenden Schadens mit Gelde erzwingen zu können.

Der Winter vom Jahr 1771., dessen unglückliche Folgen in Ansehung der Schäfereyen noch einem jeden in frischen Andenken schweben müssen, bestätiget dieses zur Gnüge.

Zu solchen Zeiten lernet man erst recht kennen, wie nothwendig das Strohfutter vor die Schafe sey.

Wäre man auch gleich im Stande, seine ganze Schäferey mit lauter Heu reichlich zu futtern, so wird solches doch bei den Zuchtschäfereyen zu ihrer Erhaltung nicht hinreichend seyn. Sie werden sich zuletzt, wenn ihnen nicht wechselsweise Stroh gegeben werden kann, an dem Ueberfluß des Heues verstänken, fäulisch fressen, oder sonst durch andere Zufälle ein Raub des Todes werden.

Ich schreibe dieses aus eigener Erfahrung. In dem unglücklichen Winter vom Jahr 1771 hatte ich einen solchen reichen Ueberfluß von Heu, daß meine Schafe keine Noth an Futter leiden durften, sondern ich noch überdem an Fremde und Nachbaren davon ablassen konnte. Demohnerachtet gieng doch der größte

Theil

Theil meiner Schäferey blos deßhalb, weil ich kein Stroh mehr einbänden konnte, verlohren, und ich zweifele nicht, daß mehrere Wirthe in diesem Jahre eine solche traurige Erfahrung werden gemacht haben.

Die Mittel, wodurch die Schäfer in ihrer Futtergierigkeit in gehörigen Schranken erhalten werden können, habe ich in diesen Blättern schon bei einer andern Gelegenheit umständlich angeführet, worauf denn den geneigten Leser verwiesen haben will.

Unter allen diesen Mitteln wird immer das sicherste bleiben, daß man, nach dem Verhältniß seiner Schäferey, ein oder ein paar Bansen Roggen so lange unausgedroschen lasse, bis man von allen Nachwintern völlig gesichert ist.

Beobachtet man diese Vorsicht, so wird so leicht kein Mangel an Strohfutter sich ereignen können.

§. 175.

Von dem Heu, als dem zweyten vor die Schäferey nöthigen Winter-Nahrungsmittel.

Die zweyte Art des Winterfutters vor die Schafe ist bekanntermaßen das Heu.

Ob gleich dasselbe, wie ich §. 59. bemerket habe, weit weniger nothwendig als das Strohfutter ist, so bleibet es doch allemahl ein sehr nützliches Nahrungsmittel vor diese Viehart, welches an den Orten, wo es nicht der natürlichen Lage wegen unmöglich fällt, demselben niemahls entzogen, sondern es vielmehr reichlich damit versorget werden muß.

Daß die tragenden Mutterschafe von dem vor die Schäferey bestimmten Heu, das beste und nahrhafteste erhalten müssen, habe ich bereits §. 123. aus Gründen, die wohl keinen Widerspruch finden werden, behauptet, mir aber dabei ausdrücklich vorbehalten, bei gegenwärtiger Gelegenheit, welches Heu, wenn man darunter die freye Wahl hat, vor das Schafvieh überhaupt das beste sey, näher anzuzeigen.

Daß die Güte des Heues sehr verschieden sey, ist jedermann bekannt.

Einem Landwirth, der zwar eigenes genungsames Heu, doch aber nur von schlechter und geringer Gattung hat, daß er vor die Schäferey besseres kaufen, und das seinige verschwenden solle, zuzumuthen, würde eine Anforderung seyn, so leicht mehrere Kosten, als der ganze Schafstand Nutzen brächte, verursachen könnte.

Eine jede Landwirthschaft muß sich in sich selber erhalten, und folglich die Schäferey eines jeden Ortes mit demjenigen Heu, so daselbst zuwächset, es mag zu dem schlechten oder guten gehören, zufrieden seyn.

Auf Landgütern aber, wo ein untermischter Heuschlag ist, und sowohl schlechte als gute Heuarten gewonnen werden, hat der Eigenthümer, welche Heuarten er vor die Schäfereyen bestimmen will, eine freye Wahl, und es ist seine Pflicht, solche gehörig zu beobachten.

Vor diejenigen also, die hierunter eine freye Wahl haben, wird eine nähere Anweisung, welche Heuarten sich vor das Schafvieh am besten schicken, nöthig seyn.

§. 176.

§. 176.

Warum das fette Bruchheu den Zuchtschäfereyen ebenfalls nicht dienlich, und solches allenfalls nur den säugenden Mutterschafen ohne Gefahr gegeben werden könne.

Eben derjenige Grundsatz, den wir §. §. 153 und 154. bei Bestimmung der besten Schafweide angenommen haben, muß bei dem Schafheu gleichmäßig zur Richtschnur dienen.

Auch die Winterfutterung der Schafe, und besonders das dahin zu rechnende Heu, muß zwar keine überflüßige öhlichte Theile bei sich führen, dennoch aber von der Beschaffenheit seyn, daß es dem Schafvieh eine zweckmäßige Nahrung geben kann.

Hieraus folget von selbst, daß ein fettes Bruchheu, welches auf sehr fetten und tiefen auch wohl gar gemisteten Plätzen gewachsen, vor die Zuchtschäfereyen nicht dienlich sey.

So viele Gefahr als sonst die Zuchtschäfereyen bei dem allzu fetten Bruchgrase laufen, ist zwar von dem davon gemachten Heu nicht zu befürchten. Denn ein großer Theil der darinn befindlichen überflüßigen und dem Schafvieh schädlichen öhlichten Theile, gehet durch die Abtrocknung verlohren.

Inzwischen lehret doch die Erfahrung, daß auch das in solchen fetten Gegenden gewonnene und abgebrachte Heu den Schafen, die man auf die folgende Zeit erhalten will, nicht zuträglich ist, sondern sie gemeiniglich den Durchlauf darnach zu bekommen pflegen, welcher aber nicht selten ihren Tod nach sich ziehet.

Die

Die vernünftigen unter den Schäfern sehen solches sehr wohl ein, und bedienen sich daher des fetten Heues nicht wohl anders, als bei den Mutterschafen, nachdem sie ihre Frucht zur Welt gebracht haben, und melke geworden sind.

Alsdenn urtheilen sie nicht ohne Grund, daß ein solches fettes Heu den Mutterschafen nicht weiter schädlich seyn könne, weil die übermäßige Fettigkeit desselben hauptsächlich zur Milch schläget, und folglich in dem Blute dieser Thiere keine nachtheilige Wirkung thun kann.

§. 177.

In wie weit das mit vielem Schilf und Rohr vermengte Heu sich vor die Schafe schicke.

Das grobe schilfigte und mit Rohr vermengte Heu, ist, wie es schon die Natur der Sache von selbst giebet, kein vor die Schafe sich schickendes Futter.

Sie fressen es zwar, besonders wenn das Schilf und Rohr vor der Heuernte nicht gar zu alt geworden ist, ganz gerne. Inzwischen kann es denen Schafarten, vor welche die Heufutterung gemeiniglich bestimmet zu seyn pfleget, das ist, die Mutterschafe und Jährlinge, nur wenig Nahrung geben.

Auch wird ein solches Heu, wenn man es vor die Schafe bestimmet, ohne Noth verschwendet, und mehr als die Hälfte davon kommt in den Mist. Denn dasjenige, was die Schafe von dieser Heuart genießen können, bestehet nur blos in den daran befindlichen Blättern. Die Strünke und dicken Halme, die den größesten Theil einer

solchen

solchen Heuart ausmachen, können von diesen Thieren nicht genossen werden.

Ein dergleichen Heu ist vor das Rindvieh, um es gegen Strohhexel schneiden zu lassen, weit brauchbarer.

Allenfalls werden an den Orten, wo man auch die Hammel an der Heufutterung Theil nehmen lässet, diese an einem solchen schilfigten und rohrichten Heu ein vor ihre Umstände und Natur sich anpassendes Nahrungsmittel haben.

§. 178.

Von dem in Feldbrüchern und Feldwiesen gewonnenen Heu, von welchen die erste Art sich vor das Schafvieh nicht schicket, die zweyte aber vor dasselbe sehr dienlich ist.

Das in trocken gemachten Feld- und Waldbrüchern gewonnene Heu, welches gemeiniglich in einem langen Bültengrase, so man nach der hiesigen Mundart Segge zu nennen pfleget, bestehet, ist ebenfalls ein vor das Schafvieh sehr unkräftiges Futter.

Ein gutes Roggenstroh führet gewissermaßen mehrere Narungssäfte, als ein dergleichen trockenes und mageres Heu, bei sich.

Oefters fressen es die Schafe nicht einmahl gerne, und wenn sie auch solches aus Hunger thun müssen, so kann es ihnen doch keine solche Kräfte, als man sonst gemeiniglich von dem Heufutter erwartet, geben. Es füllet ihnen blos den Leib, und weiter kann es nichts wirken.

Das

Das Heu von guten und trockenen Feldwiesen, besonders denjenigen, die mit fetten und oft Düngung bekommenen Aeckern umgeben sind, schicket sich vor das Schafvieh weit besser, und fast möchte ich sagen, am allerbesten. Denn ein solches Heu führet weder zu viele, noch zu wenige öhlichte Theile bey sich, und ist allemahl hinreichend, den Schafen, ohne ihren Gesundheitszustand zu zerrütten, die erforderliche Kräfte mitzutheilen.

Diesem von dergleichen Feldwiesen gewonnenen Heu setze ich billig dasjenige, was auf hochliegenden Angern zugewachsen ist, zur Seite, und ich würde solches allemahl vorzüglich vor die Mutterschafe und Lämmer bestimmen.

Ueberhaupt ist das auf den Feldmarken mit Ausschliessung sumpfigter Brücher gewonnene Heu vor die Zuchtschäfereyen eben so dienlich, als wir oben von der Ackerweide, daß solche die beste zur Schafzucht wäre, aus zureichenden Gründen behauptet haben.

Alles Heu behält die Natur desjenigen Grases, von welchen es zubereitet worden.

§. 179.

Wie ein Landwirth, der nichts als Bruchwiesenwachs hat, sich bei der Wahl des Schafheues zu verhalten habe.

Hat ein Landgut eine dergleichen Lage, daß dabei kein anderes, als ein Bruchwiesewachs, ist, so müssen vor die Schafe, wie schon oben bemerket worden, nicht die fettesten, sondern diejenige Heuarten, welche, ohne

aller

aller Narungskräfte beraubet zu seyn, etwas härtliches an sich haben, vorzüglich erwählet werden.

Ein drelles Heu, wie man es zu nennen pfleget, ist den Schafen weit zuträglicher, als das so genannte kurze und feine Pludergras, welches gemeiniglich nur auf einem sehr fetten Grunde wächset.

Wer dasjenige, was ich oben von der Natur der Schafe und ihren innern Körperbau angeführet habe, in nähere Ueberlegung nimmt, der wird von selbst, daß diese meine Anweisung auf Wahrheit beruhe, überzeuget seyn.

§. 180.

Warum auch bei der Wahl des Heues vor die Schafe darauf zu sehen, daß keine der Natur dieser Thiere zuwiderlaufenden Kräuter, wovon unter andern der bekannte Heermuß angeführet wird, mit untermenget seyn mögen.

Auch das gute und vor die Schafe sich sonst am besten schickende Heu ist doch öfters mit gewissen Kräutern und Dingen untermischet, die ihrer Natur zuwider sind, und deshalb verwerflich.

Es würde zu weitläuftig fallen, hier eine umständliche Erzählung derjenigen Grasarten, die auf den Wiesen wachsen, und dem Schafvieh schädlich sind, beizufügen.

Vernünftige und erfahrne Schäfer müssen solche schon von selbst kennen.

Man thut daher sehr wohl, wenn man die Wahl derjenigen Wiesen, von welchen man das Heu vor die

Schäfe-

Schäferey bestimmen will, den Schäfern selber überlässet, und hieraus mag auch wohl die fast allgemeine Gewohnheit und Schuldigkeit, daß die Schäfer bey dem Heumachen mit gegenwärtig seyn müssen, entstanden seyn.

Zum Beispiel will ich nur eines öfters unter dem besten Grase sich befindenden Erdgewächses, welches der Natur der Schafe offenbar zuwider ist, und daher ein damit vermengtes Heu sorgfältig vermieden werden muß, Erwehnung thun.

Viele Wiesen sind mit dem sogenannten Heermuß angefüllet. Ein Gewächse, welches mit dem auf den Feldern häufig wachsenden Kattstart oder Katzensterz eine große Aehnlichkeit hat, darinn aber sehr unterschieden ist, daß die Schafe dieses sowohl frisch als trocken sehr gerne, jenes aber gar nicht fressen.

Nach einem Heu, so mit Heermuß vermischet ist, werden den Schafen, wie man es nach der gemeinen Redensart zu nennen pfleget, die Zähne dergestalt stumpf und lang, daß sie fast gar kein Futter weiter genieſſen können.

Nach meiner Einsicht muß eine allzu scharfe Säure, so dieses Gewächs bei sich führet, Schuld daran seyn.

Denn aber sey wie ihm wolle, so ist gewiß, und die Erfahrung lehret es, daß die Schafe, wenn man sie zu einer solchen Heuart zwingen wollte, eher verhungern, als selbiges genieſſen würden. a)

Eben so, wie die Heuarten mit verschiedenen dem Schafvieh schädlichen Gewächsen vermischet sind, trifft man

man auch hingegen unter denselben solche an, die dieser Viehart vorzüglich angenehm und zuträglich fallen.

Vernünftigen und erfahrnen Schäfern müssen diese gleichmäßig nicht unbekannt seyn, und daher von ihnen bei Bestimmung des Schafheues ebenfalls Rücksicht darauf genommen werden.

Zum Beispiel will ich nur den so genannten Hahnenfuß, ein Kraut, welches sich besonders auf den etwas tiefliegenden Wiesen sehr häufig zeiget, anführen.

Bekannt ist es, daß derselbe den Pferden gänzlich zuwider ist, auch das damit vermischte Heu von diesen Thieren sehr ungerne gefressen wird.

Vor die Schafe hingegen ist es ein sehr angenehmes und gedeihliches Futter, weshalb auch vernünftige Schäfer ein dergleichen Heu am liebsten nehmen.

a) Beiläufig kann ich hiebei nicht unerinnet lassen, daß ein Landwirth diejenigen Wiesen, worauf der schädliche Heermuß wächset, nicht anders verbessern könne, als wenn er solche zur bequemen Zeit mit dem Pfluge umstürzen lässet.

Dieses Unkraut ist ein perrenirendes Gewächs, welches sich hauptsächlich vermittelst der Wurzel fortpflanzet.

Verstöhret man nun durch das Umpflügen einer solchen Wiese seine Wurzel, so kann man auch dessen gänzliche Vertilgung erwarten.

§. 181.

Von der zweckmäßigen Pflege und Wartung des Schafviehes, und daß bei derselben hauptsächlich eine genaue und richtige Ordnung zum Grunde liege.

Was wir bisher angeführet haben, betrifft hauptsächlich die reichliche und der Natur des Schafviehes anpassende Futterung.

Bei allen Vieharten ist es nicht blos mit guten und überflüßigen Futter abgethan, sondern es wird, wie wir verschiedentlich angemerket haben, auch eine zweckmäßige Pflege und Wartung erfordert.

Diese zweckmäßige Pflege beruhet hauptsächlich auf eine vernünftige und genaue Ordnung, welche sowohl bei der Futterung der Schafe, als auch deren übrigen Behandlung erfordert wird.

Der Ueberfluß an Futter, und wenn es auch das beste unter allen wäre, träget zum Wohlstande der Schäfereyen wenig bei, wo es an dieser Ordnung fehlet.

§. 182.

Von der Nothwendigkeit warmer Schafställe, und einigen dagegen entstehen könnenden Zweifeln, welche gehoben werden.

Nach dem Geschrey aller unserer Schäfer werden dieselben, wenn das Schafvieh in einem blühenden Zustande erhalten werden, und Nutzen bringen soll, hauptsächlich auf warme Schafställe dringen.

Wenn man dasjenige, was wir §. 74. von der besten spanischen Schafzucht gemeldet haben, in Erwegung ziehet, so wird es zweifelhaft zu seyn scheinen, ob die

die warmen Ställe den Schafen zuträglich wären, zumahl ich §. 76. Nota a auch vom hiesigen Schafvieh ein Beispiel, daß sich dasselbe den ganzen Winter hindurch, ohne in einen Stall zu kommen, erhalten könne, angeführet habe.

Allein die Aufrichtigkeit, die sich ein jeder Schriftsteller anempfohlen seyn lassen muß, erfordert es, daß ich bei den spanischen Schafen, die dortige von der unsrigen ganz verschiedene Himmelsgegend, und in Ansehung des aus hiesigen Gegenden angeführten Beispiels, daß die den ganzen Winter hindurch ohne Stall gesund erhaltene Schafe aus bloßen starken Hammeln bestanden, anmerke.

Das in Spanien weit wärmere Clima verstattet nicht, davon auf unsere nordischen Gegenden eine Anwehre zu machen.

Eben so ist auch eine Zuchtschäferey, die aus verschiedenen zarten und schwachen Schafsorten bestehet, nicht so viel Frost und Kälte, als ein vollständiger zu seinem völligen Wachsthum gediehener Hammel, auszustehen vermögend.

§. 183.

Fortsetzung des Vorigen.

Was würde wohl aus unserer Lämmerzucht werden, wenn wir vor keine warme, gegen den Wind und Wetter genungsam bewahrte Schafställe sorgen wollten?

Wie nöthig dieses vor die jungen Lämmer sey, habe ich schon oben mit mehrern bemerket.

Die Lämmer von dem vorigen Jahre, welche nach der gemeinen Schäfersprache Jährlinge genannt zu wer-

den pflegen, bedürfen ebenfalls den Winter hindurch, wenigstens zu Nachtzeiten, eines warmen Stalles.

Und was soll man von den tragenden Mutterschafen anders behaupten, als daß dieselben bei der Geburt ihres Lammes weit besser daran sind, wenn solches in einem warmen Stall, als unter freyen Himmel und in der Kälte geschiehet.

§. 184.

Weitere Fortsetzung.

Wahr ist es zwar, daß dem Schafvieh, es sey von welcher Art es wolle, das lange Stehen auf dem Stalle, auch zur Winterszeit, nicht dienlich ist, sondern selbiges sehr viel darunter leidet.

Die Winter, wo die Schafe ganze Monathe lang, ohne abgetrieben zu werden und der frischen Luft genießen zu können, auf dem Stalle stehen bleiben müssen, sind bekanntermaßen nur schlechte Schafwinter, und man verspühret bei selbigen gemeiniglich den stärksten Abgang in den Schäfereyen.

Inzwischen schließet doch dieses die Nothwendigkeit, den größesten Theil der Schafe zu Nachtzeiten in einem warmen Stall halten zu können, nicht aus.

Die in den Winternächten einfallende Kälte ist öfters sehr scharf und empfindlich, daß sie dem Vieh, so solche ohne gehörige Bedeckung ausstehen muß, nach der gemeinen Redensart, das Marks aus den Knochen nimmt.

Das §. 76. Nota a auch von unserer hiesigen Gegend angeführte Beispiel kann, aus dieser Ursache, deßhalb auf die gewöhnlichen Zuchtschäfereyen nicht füglich ange-

angewendet werden, weil diese Heerde, die sich auf solche Art den ganzen Winter hindurch unter freyen Himmel erhalten hat, aus lauter schon im Herbst angemästeten Hammeln bestand, und sie folglich weit mehreres, als von einer gemeinen Zuchtschäferey gesaget werden kann, zuzusetzen hatten.

§. 185.

Von den Vorsichten, deren man sich zur Warmhaltung der Schafställe zu bedienen hat.

Es ist daher keine ungeschickte Vorsicht, wenn sich die Schäfer, die Wände der Schafställe, in so ferne solche nicht massiv, sondern nur mit Fachwerk versehen sind, mit der aufgebundenen Oerte zu besetzen, und dadurch alle eindringende Kälte abzuhalten, beflissen sind.

Ja, ein aufmerksamer Landwirth thut sehr wohl, wenn er die Wände seiner Schafställe auch inwendig mit Leim gehörig überschlagen lässet, und sie dadurch gegen alle eindringende Kälte zu verwahren suchet. Denn das Besetzen der Wände mit Oerte ist ein sehr unsicheres Nothmittel, indem solches theils von dem nach Streue suchenden übrigen Hofgesinde, theils aber auch von den Schafen selber, welche in dieser Oerte nach dem darinn übrig gebliebenen Futter herum wühlen, verstöhret wird.

Im übrigen beziehe ich mich auf alles dasjenige, was ich in dem ersten Hauptstück des ersten Bandes der Oeconomia forensis von der Anlegung und Beschaffenheit tüchtiger Schafställe bemerket, und auch oben in diesen Blättern wiederholet habe, nochmahls.

§. 186.

Von den nöthigen Regeln, so hierunter bei dem zeitigen und späten Horten zu beobachten sind.

Die Schafe haben nicht blos des Winters in kalten Ställen eine ihnen nicht allerdings zuträgliche Kälte auszustehen, sondern sie sind derselben auch im Frühjahr und Herbst an den Orten, wo ein zeitiger und später Hortenschlag eingeführet ist, ausgesetzet.

Ich habe bereits oben bemerket, daß an vielen Orten, besonders in Pommern, und auch zum Theil in der Altmark, wo man den Hauptnutzen der Schäfereyen in den Genuß des Hortenschlages setzet, die Schäfer, von Marien Verkündigung bis Martini ununterbrochen in die Horten zu treiben, verpflichtet sind.

Einem jeden, der die Himmelsgegend unserer hiesigen nordischen Länder kennet, ist nicht unbekannt, daß zu diesen Jahreszeiten noch öfters eine Witterung einfällt, bei welcher man das Zubringen der Schafe zur Nachtzeit unter freyen Himmel nicht schlechterdings vor dienlich halten kann, und es werden daher, auch hierunter gewisse Regeln, die man, um das Verderben der Schäfereyen abzuwenden, zu beobachten hat, festzusetzen nöthig seyn.

Das Treiben in den Horten, und das Widerabschlagen derselben blos der Schäfer Willkühr zu überlassen, würde nicht rathsam seyn. Denn diese scheuen diese Nachtquartiere, weil sie ihnen selbst höchst beschwerlich und unbequem fallen, so viel als möglich, und der Vorwand, daß die Schäferey bey dem zeitigen und späten

Horten

Horten ins Verderben geriethe, muß ihnen sehr oft zu einem Behelf, um solches abzuwenden, dienen.

Auf der andern Seite aber, ist es von einem Eigenthümer ebenfalls sehr unrecht gedacht, wenn er, damit er nur einige Morgen mehreres fettes Land bekomme, deshalb die ganze Schäferey aufs Spiel setzen will.

Die daraus entstehende Schwächungen der Schäfereyen ziehen auch in dem Pferch und Düngung eine ganz natürliche Verringerung nach sich.

§. 187.

Warum die Lämmer, besonders die späten zur Welt gekommenen, nicht allein nicht vor Johannis in die Horten kommen, sondern auch nicht länger als bis Michaelis darinn gelassen werden müssen.

Die Ursachen, warum die Lämmer nicht vor Johannis in die Horten zu treiben sind, habe ich bereits oben bemerket.

Die davon angeführten Gründe werden einen jeden von selbst überzeugen, daß es, solche mit dem übrigen Schafvieh bis Martini in den Horten zu lassen, nicht rathsam sey. Denn da diese junge Thiere noch nicht so, wie die alten Schafe, mit Wolle bedecket, und dadurch gegen das Andringen der äussern Kälte verwahret sind, so ist es auch ganz natürlich, daß man selbige mit den ältern Sorten des Schafviehes nicht einer gleichen Kälte, ohne Gefahr, aussetzen könne.

Müssen daher gleich die übrige Schafsorten die vor sie bestimmte Hortenzeit bis Martini aushalten, so wird doch solches den Lämmern füglich nicht länger, als bis

Michaelis, wo sich in unsern hiesigen nordischen Gegenden schon ziemlich kalte Nächte einzustellen pflegen, anzumuthen seyn.

Besonders ist solches an den Orten zu beobachten, wo nach der eingeführten allgemeinen Gewohnheit die Zulaßzeit der Böcke auf alt Michaelis bestimmet ist, folglich die Lammzeit nicht eher, als in der Mitte des März-Monaths, einfällt.

Die Vernunft giebet es, daß dergleichen spät gebohrne Lämmer zu allen Zeiten weit wenigere Kälte und wiedrige Witterung, als diejenigen, so früher zur Welt gekommen, anszustehen vermögend sind.

§. 188.

Daß wegen der übrigen Schafsorten ein Unterscheid, ob sie ein- oder zweyschürig sind, zu machen sey.

In Ansehung der übrigen schon zu mehrerer Vollständigkeit gediehenen Schafsorten muß, meines Erachtens, hiebei ein Unterscheid, ob sie ein- oder zweyschürig sind, gemachet werden.

Auch die zweyschürige Schafe sind gegen das Frühjahr durch die Wolle wider alle anfallende Kälte genungsam gedecket, und sie können daher eben so zeitig, als die einschürigen, ganz sicher in die Horten getrieben werden.

In Ansehung des späten Herbst-Hortenschlages aber hat es mit den zweyschürigen Schafen eine ganz andere Bewandniß, als mit den einschürigen.

Die

Die zweyte Schur geschiehet, wie jedermann bekannt ist, erst mit Anfange oder in der Mitte des September-Monaths.

Sollen nun diese zweymahl von ihrer natürlichen Deckung entblößte Schafe eben so lange, als die einschürigen, in den Horten aushalten, so giebet es die Vernunft, daß solche von der um Martini öfters schon einfallenden Kälte gar sehr leiden müssen, und ihnen solches nicht zuträglich seyn kann.

Ich glaube daher, daß ein Landwirth, dem die Erhaltung seines Schafstandes nicht gleichgültig ist, auf diesen Unterscheid, ob er von einer zweyschürigen oder einschürigen Heerde Herr sey, Rücksicht zu nehmen, gegründete Ursache habe.

An vielen Orten, wo wegen des vorhandenen Schmeerviehes, besonders in der Altmark, dem Magdeburgischen, und andern herum liegenden Gegenden, die Schafe fast durchgehends zweyschürig sind, achtet man dieses Unterscheides zwar wenig, weil daselbst die Schafe nicht den Güterbesitzern, sondern den Schäfern, so die Schäfereyen in einer jährlichen Pacht haben, zugehören, sondern die Schafe müssen den einmahl gesetzten Termin in den Horten, es mag ihnen zuträglich seyn oder nicht, ohne Barmherzigkeit aushalten.

Inzwischen ist auch dabey in Erwegung zu ziehen, daß die Pacht, so die Schäfer an diesen Orten vor den Genuß der Schäferey-Gerechtigkeit geben, so geringe ist, daß sie dagegen einen mehrern Abgang der Schafe, wenn solcher auch aus dem späten Hortenschlage entstehen sollte, ganz wohl übertragen können.

Die dortige Schäferpacht ist dergestalt niedrig, daß sie kaum das Deputat und an die Schafe verwendete Futter bezahlet.

Der Hortenschlag ist der einzige wahre Nutzen, dessen sich die dasige Eigenthümer von ihren Schäfereyen zu erfreuen haben.

Nicht zu verdenken stehet ihnen daher, wenn sie sich desselben auf alle nur mögliche Art, und ohne darunter einige Einschränkungen zu verstatten, bedienen.

§. 189.

Von der guten Pflege und Wartung der Schafe, und daß selbige hauptsächlich in einer richtigen Futter-Ordnung bestehe.

Zur guten Pflege und Wartung des Schafviehes gehöret ferner die Beobachtung einer richtigen und genauen Ordnung bei dessen Futterung.

Schon mehrmahl habe ich erinnert, daß bey allen Thierarten nicht der Ueberfluß des Futters, sondern die Art und Weise, wie es ihnen gegeben und vorgeleget wird, ihren Wohlstand befördere.

Diese Ordnung setzet denn auch, besonders bei den Schafen, zuförderst eine zweckmäßige Vertheilung des vor die ganze Schäferey bestimmten Futters voraus.

Eine solche Vertheilung muß theils nach der verschiedenen Güte des Futters, und theils auch nach Verschiedenheit der Schafsorten eingerichtet werden.

Daß die tragenden und säugenden Mutterschafe, imgleichen die Lämmer und Jährlinge, an dem vorzüglich guten Futter ein Vorrecht haben, ist schon oben, wo wir

wir von der Lämmerzucht besonders gehandelt haben, bemerket worden, und ich kann mir daher die Mühe, hievon gegenwärtig ein mehreres zu erwähnen, ersparen.

Ausser dieser zweckmäßigen Vertheilung des in seiner Güte verschiedenen Futters, ist demnächst auch nöthig, daß einer jeden Schafsorte dasjenige, was vor ihr bestimmet ist, in gehöriger Ordnung zum Genuß gegeben werde.

Die Beobachtung dieser Ordnung wird nicht allein den Wohlstand der Schäfereyen überhaupt weit mehr, als ein unvernünftig verschwendeter Ueberfluß, befördern, sondern auch den Eigenthümern die ihnen schon vorhin sehr schwer fallende Schäfereykosten erleichtern, und sie besonders gegen allen gefährlichen Futtermangel, der gemeiniglich aus der Unterlassung einer richtigen Futterordnung zu entstehen pfleget, in Sicherheit setzen.

§. 190.

Was hierunter in Ansehung der Weide zu beobachten, besonders an den Orten, wo gute und schlechte Schaf-Weide mit einander vermenget ist.

Schon bei der Weide, wo die vor die Schafe bestimmten Hütungsplätze nicht von einerley Art und Güte sind, ist diese Ordnung heilsam und nothwendig.

Sind die Hütungsplätze dergestalt untermenget, daß sie theils aus guten und theils aus schlechten bestehen, so ist es eine Unvernunft der Schäfer, wenn sie sich blos der erstern zu bedienen suchen, die letztern aber gänzlich verabsäumen.

Eine

Eine natürliche Folge davon ist, daß die Schafe, wenn sie die guten Hütungsplätze ausgefressen haben, sich zuletzt dennoch mit den schlechtern behelfen müssen.

Bei keiner Viehart aber thut es gut, wenn man das schlechte Futter auf das gute setzen muß. Umgekehrt zu verfahren, ist weit heilsamer und vernünftiger.

Bei dergleichen vermengten guten und schlechten Hütungsplätzen erfordert es die Ordnung, daß auch diejenigen Schafsorten, die der guten Weide am meisten bedürfen, dennoch zuförderst täglich einige Stunden auf den schlechtern geweidet, und ihnen nachher des Mittages und Abends der Zugang zu den bessern und fettern Weideörtern verstattet werde.

Bei Wahrnehmung dieser Ordnung werden die Schafe das gute Gras, weil sie dasselbe von dem schlechtern sehr wohl zu unterscheiden wissen, nicht allein mit desto größerer Begierde fressen, sondern auch, da sie nicht in die Verlegenheit, bald lauter gutes und bald wiederum lauter schlechtes Gras zu genießen, gesetzet sind, beständig in einem gleichen Zustande erhalten werden können.

Ein Schaf, welches einen Theil des Jahres lauter gutes und nahrhaftes Gras zu fressen bekommt, sich aber in dem andern Theil desselben mit einer dürren und magern Nahrung behelfen muß, kann niemahls zu einem rechten Wohlstande gelangen. Denn was es bei dem Genuß des guten Grases zugenommen hat, nimmt es bei der blos magern und dürren Nahrung wieder ab. Bei einer zu allen Zeiten gleichen Weide aber bestehet es weit besser.

Ueber-

Ueberdem ist man auch, wenn man sich der untermengten guten und schlechten Hütung auf die vorgeschlagene Art bedienet, vor das so gefährliche Verhüten der Schafe weit sicherer.

Selbst bei den Ackerweiden kann doch den Schafen, wenn sie ohne Abwechselung beständig auf dem fetten Grase geweidet werden, dadurch leicht ein Unfall zustossen.

Wird ihnen aber die Hütung auf den fetten Acker-Weideplätzen nur täglich auf einige wenige Stunden eingeräumet, so kann man ganz sicher seyn, daß sie sich dabei nicht überfressen.

Ein offenbares Beispiel hat man hievon an dem schon oben erwähnten mit jungen Hederig überzogenen Brachweiden.

Die Schafe darauf den ganzen Tag zu hüten, würde höchst gefährlich seyn. Sie aber nur täglich ein oder zwey Stunden unter den oben bemeldeten Vorsichten darauf weiden zu lassen, kann ohne Nachtheil geschehen.

§. 191.

Von der Beobachtung einer guten Futterordnung im Winter, besonders in Ansehung des Strohfutters.

Bei der Winterfutterung ist die Beobachtung einer richtigen Ordnung doppelt nothwendig, weil solches weit mehr in der Gewalt und den Händen des gierigen Schäfervolkes, als die Weide, stehet.

Die Vernunft giebet es, daß den Schafen nur so viel Stroh auf einmahl eingebändet und in die Raufen geleget werden muß, daß sie die davon befindlichen Aehren bequem hervor suchen und genießen können, und bil-

lig

lig sollte das eingebändete Stroh nicht eher wieder aus den Raufen genommen und mit frischen umgewechselt werden, bis sich nach geschehener Untersuchung befunden hat, daß die Schafe alles rein abgefressen haben.

Allein die nach Futter unersättlichen Schäfer kehren sich hieran nicht, sondern bänden, wenn ihre gewöhnlichen Futterstunden gekommen sind, immer wieder von frischen ein, ohne sich darum zu bekümmern, ob das alte abgefressen worden oder nicht.

Man untersuche nur die aufgebundene Oerte oder Lirsche, so wird man an den meisten Orten wahrnehmen, daß das, was ich hier schreibe, Wahrheit sey.

Besonders versehen es die Schäfer hierunter im Anfange des Winters, wo ihnen immer bange ist, daß den Schafen das vorhandene Stroh nicht alles zum Genuß kommen möchte.

Wenn sie zuletzt sehen, daß aus dieser ihrer unvernünftigen Futterungsart ein schädlicher Mangel entstehen möchte, wollen sie es alsdenn zwar gerne ändern, und fangen auch wohl sparsamer zu futtern an. Allein es ist gemeiniglich zu spät, und auch dieses einer richtigen Futterordnung zuwider, daß man den Schafen im Anfange das Strohfutter im Ueberfluß giebet, und es ihnen nachher wider abkürzen will.

Viel vernünftiger ist es, wenn man die Sache umkehret, und im Anfange sparsamer futtert, nachher aber den Schafen das vorhandene Stroh desto reichlicher giebet.

§. 192.

§. 192.

Regeln, zu deren Beobachtung ein jeder Landwirth seinen Schäfer hierunter anzuhalten hat.

Um die Schäfer hierunter in Ordnung zu halten, ist zweyerley zu beobachten nöthig.

Einmahl muß niemahls mehr eingebändet werden, als von den Schafen bequem abgefressen werden kann.

Demnächst ist auch, wie oft des Tages einzubänden sey, festzusetzen.

In Ansehung des erstern ist es ganz natürlich, daß die Schafe, wenn die Raufen ganz dick und voll von Stroh eingepfropfet sind, die daran befindliche Aehren nicht einmahl alle hervor langen, vielweniger genieſſen können.

Das Stroh muß bei dem Einbänden nicht Bundweise in die Raufen eingeschmissen, sondern in denselben gehörig aufgeschüttelt werden, damit die Schafe zu den daran sitzenden Aehren bequem kommen und solche abfressen können.

Wird dieses beobachtet, so wird bei einem jeden Einbänden die Hälfte des Strohes ersparet, und die Schafe dennoch eben so satt davon werden.

Das Schäfervolk ist nicht allein Futtergierig, sondern auch faul, und dieses verursachet, daß sie das Aufschütteln des Strohes bei dem Einbänden, weil ihnen solches mehrere Mühe verursachet, nur selten beobachten.

Das zweyte, nehmlich die Einschränkung des allzu oft wiederhohlten Einbändens, ist ebenfalls bei Beobachtung einer richtigen Futterordnung ein nothwendiges Stück.

Eine

Eines Theils können die Schafe, wenn das Einbänden zu oft geschiehet, das Stroh unmöglich rein abfressen, und andern Theils haben dieselben, weil sie zur Classe der wiederkäuenden Thiere gehören, zu dieser Natur-Beschäftigung eine gewisse Zwischenzeit, in welcher sie keines Futters bedürfen, nöthig.

Wird ihnen diese Zeit nicht gelassen, sondern sie durch neu vorgelegtes Futter immer wieder zu einem neuen Fraß gereitzet, so muß solches nothwendig die Verdauung verhindern, und folglich ein solcher Ueberfluß von Futter eher Schaden, als Vortheil, stiften.

Wenn den Schafen im Winter, wo sie gar nicht abgetrieben werden, und aus dem Stalle kommen können, binnen 24 Stunden dreymahl Stroh und zweymahl Heu eingebändet wird, so werden sie dabei ganz wohl zurechte kommen, und keine Noth leiden dürfen.

Von selbst verstehet es sich, daß an den Orten, wo die Hammel des Winters kein Heu bekommen, denselben statt dessen so viel öfters Stroh vorgeleget werden müsse.

§. 193.

Von der auch bei der Heufutterung zu beobachtenden nöthigen Ordnung, und daß es besonders nicht zweckmäßig gehandelt sey, wenn man die Hammelheerde von dem Genuß alles Heues, wie an vielen Orten geschiehet, gänzlich ausschließet.

In Ansehung des Heues ist eben die Regel, daß den Schafen davon nicht auf einmahl zu viel gegeben werden müsse, zum Grunde zu legen.

Bekom-

Bekommen sie davon mehr, als sie in einer Futterung mit Appetit auffressen können, so wird das Heu durch den Wrasen der Schafe warm, und ihnen eckelhaft gemacht, und es muß oft ein großer Theil davon in den Mist geworfen werden, welches nicht geschehen dürfte, wenn es diesen Thieren mäßig, und dagegen desto öfter zu genießen gegeben würde.

Sonst ist hiebei dasjenige, was ich schon oben von einer allemahl gleichen Heufutterung in Ansehung der Mutterschafe beiläufig erinnert habe, nochmahls in Ansehung der ganzen Schäferey zu wiederholen.

Es ist bei allen Schafsorten unrecht gehandelt, wenn man sie im Anfange des Winters durch Zurückhaltung des nahrhaften Futters von Kräften kommen lässet, und solches zuletzt durch einen Ueberfluß desselben nachholen will.

Sind die Schafe einmahl von Kräften gekommen, so wird es sehr schwer halten, sie nachher wieder auf die Beine zu bringen, und es gehet bei dieser unrichtigen Behandlung derselben manches Stück, so sonst bei einer allemahl gleichen Futterung füglich erhalten werden können, verlohren.

An den Orten, wo das Heu nicht im Ueberfluß zuwächset, pfleget die Hammelheerde gänzlich von dem Heu ausgeschlossen zu seyn. Denn ob gleich bei der Bestimmung des Heues vor die ganze Schäferey, auf jedes Hundert gewisse Fuder gerechnet werden, so bringet es doch die Gewohnheit schon mit sich, daß die Hammel die

auf sie gefallene Portionen den Mutterschafen und Jährlingen mit überlassen, und das leere Nachsehen dabei haben müssen.

Ueberdem fällt auch bei dem Strohfutter, wie solches oben bereits erinnert worden, ihr Looß nur auf das schlechteste und magerste.

Daß diese Creaturen bei harten Wintern, wo sie wenig abgetrieben werden können, sondern fast beständig auf dem Stalle stehen müssen, sehr schlecht daran sind, erhellet hieraus von selbst, und die Erfahrung lehret auch, daß sie auf dergleichen Landgütern, wo sie des Winters von allem Heugenuß ausgeschlossen bleiben, gegen das Frühjahr so dünne wie ein Brett sind, und viele Zeit nöthig haben, sich auf der Weide wieder zu erholen.

Diese Wirthschafts-Behandlung der Hammel, ist meines Erachtens nicht zweckmäßig.

Die Hammel bringen zwar keine Lämmer, sie sind aber in Ansehung der Wolle und des Verkaufs desto nutzbarer.

Daß dieser Nutzen durch eine gar zu schlechte Winterfutterung vermindert werde, wird wohl niemand zu leugnen begehren.

Offenbar ist es solchemnach, daß diejenigen, die ihre Hammel im Winter Futternoth leiden lassen, sich ihre Schäferey-Einnahme in den wichtigsten Artikeln muthwillig selber schwächen.

Es bleibet zwar allemahl eine unumstößliche Regel, daß die tragenden Mutterschafe und Lämmer die besten

Futter-

Futterarten vorzüglich haben müssen. Hieraus aber folget nicht, daß die andern Schafforten, und besonders die Hammel, gar keiner nahrhaften Winterfutterung bedürftig seyn sollten.

Sehr wohl werden daher alle Eigenthümer thun, wenn sie davor Sorge tragen, daß auch die Hammel bei der Heuvertheilung nicht gänzlich vergessen werden.

Ich habe schon oben erwähnet, daß das schilfreiche und rohrichte Heu, so sonst vor die Mutterschafe und Lämmer zu widmen nicht rathsam ist, dennoch vor die Hammel ein sich ganz wohl schickendes Winterfutter sey.

Sollte es einem Gutsbesitzer an eigenen genungsamen Heuzuwachs, um die Schäferey damit reichlich versorgen zu können, ermangeln, so wird es keine überflüßige noch unnöthige Ausgabe seyn, wenn er vor die Hammel einige Fuder von dieser Heuart, in so ferne kein anderes zu bekommen wäre, ankaufen lässet.

Wo aber genungsames selbst eigen gewonnenes Heu vorhanden, da ist es eine unverantwortliche Wirthschaft, wenn man die Hammelheerde davon gänzlich ausschliessen will.

§. 194.

Von dem fleißigen und öftern Einstreuen der Schafställe, und warum solches ebenfalls zu einer richtigen Pflege und Wartung dieser Viehart erforderlich sey.

Endlich mag zur richtigen Pflege und Wartung des Schafviehes, auch das fleißige und öftere Einstreuen der Schafställe, gezählet werden.

Ich habe dieses schon bei allen andern Thierarten zur Regel angenommen, und bei einer jeden Gelegenheit, wie viel die Reinlichkeit zur Erhaltung derselben beitrage, gezeiget.

Auch bey dem Schafvieh findet dieses aus einer doppelten Ursache statt.

Einmahl ist bekannt, daß an den meisten Orten die ganze Menge des Mistes, so den Winter über gemacht wird, unausgefahren in den Schafställen liegen bleibet.

Es ist ferner bekannt, daß der Schafmist unter allen Mistarten, den einzigen Pferdemist ausgenommen, die meiste natürliche Hitze und Wärme bei sich führet.

Wenn nun ein Schaf schon vorhin wegen des dicken Pelzes, so es auf dem Leibe träget, bei dem liegen in den Ställen viele Hitze auszustehen hat, so muß solche demselben zuletzt unerträglich, und wohl gar, wie es auch die Erfahrung lehret, schädlich werden, wenn sie ganze Tage und Nächte in solchen durch die Menge des Mistes erhitzten Ställen in ihrem eigenen Koth und Unflath, ohne dabei mit einer stets frischen reinlichen Einstreue versehen zu seyn, zubringen müssen.

Das fleißige und öftere Einstreuen der Ställe vermindert zwar die schon in den Ställen befindliche Hitze selber nicht. Die Schafe werden aber doch dadurch erfrischet, und ihnen diese übermäßige Wärme erleichtert.

Demnächst stiftet auch der Mangel der Einstreue in den Schafställen in Ansehung der Wolle vielen Schaden.

Diese

Diese wird, wie es der Augenschein giebet, bei solchen Schafen, welche nicht reinlich gehalten werden, sondern in ihren eigenem Koth und Unflath liegen müssen, mit so vielen Unreinigkeiten durchzogen, daß sie bei der vor der Wollschure vorhergehenden Wäsche niemahls recht rein zu schaffen ist, und daher den Verkäufern zu manchen Tadel Gelegenheit giebet.

Besonders entstehen daraus die sich an die Wolle unter dem Bauch anhangende Dreckklumpen, so nach der gemeinen Schäfersprache Kluntern genannt zu werden pflegen.

Wie viel Mühe es kostet, diese Kluntern von der reinen Wolle abzusondern, und wie viel Wolle dabei verlohren gehe, wird einem jeden, der jemahls einer Wollschure mit einer wirthschaftlichen Aufmerksamkeit beigewohnet hat, schon von selbst bekannt seyn.

Dieses alles kann durch fleißiges und öfteres Einstreuen der Schafställe vermieden werden. Und welch ein wichtiger Bewegungsgrund, die Schäfer hiezu mit Nachdruck anzuhalten, ist nicht vor einen jeden Landwirth die daraus zugleich entstehende Vermehrung des vor dem Ackerbau so nöthigen und nützlichen Schaf-Düngers!

Man irret sich, wenn man glaubet, daß man hierauf so genau acht zu geben nicht Ursache habe, sondern die Schäfer solches schon vor sich alleine thun würden.

So lange die Schafe auf dem Stalle stehen und mit Stroh gefuttert werden, geschiehet solches wohl noth-

dürftig, zumahl bei dem Aufbinden der abgefressenen Oerte genungsame Halmen, die von selbst die Einstreue machen, verstreuen.

So bald aber das Stallfuttern aufhöret, und die Schafe ausgetrieben werden, denket auch der Schäfer und seine Knechte an das ordentliche Einstreuen nur wenig, da solches doch zu der Zeit, wenn die Schafe des grünen Futters geniessen, am nöthigsten ist.

Ich habe schon oben bemerket, daß zu den Untugenden des Schäfergeschlechts auch unter andern die Faulheit gehöre. Sie scheuen die geringe Mühe, täglich einige Bund Oerte von dem Stalle zu holen, und das Vieh damit einzustreuen, und es wird daher keine überflüßige Aufmerksamkeit eines Landwirths seyn, wenn er seine Schafställe, sollte es auch nur blos aus dieser Ursache geschehen, alle Tage besuchet, und allenfalls das Einstreuen in seiner Gegenwart verrichten lässet.

Freylich wird hiezu viele Einstreue erfordert. Ich setze aber voraus, daß in einer ordentlich eingerichteten Wirthschaft alle Theile derselben mit einander übereinstimmen, und in einem richtigen Verhältniß stehen müssen.

Wo dieses nicht ist, da bleibet zwar der Schäfer entschuldiget, der Fehler aber fällt auf den Gutsherren selber zurück.

§. 195.

§. 195.

Warum den Schäfern, um sie aus ihren gewöhnlichen Vorurtheilen zu reissen, einen nähern Unterricht von den in die Schäferkunst einschlagenden Wissenschaften zu geben nöthig sey.

Wir haben §. 2. auch unter andern der besondern Kenntnisse, die ein geschickter Schäfer billig besitzen muß, Erwehnung zu thun versprochen.

Daß das gemeine Schäfervolk, so sich um weiter nichts, als was ihnen durch die tägliche Erfahrung in ihre grobe Sinne fällt, bekümmert haben, und dabei nicht wenigstens auf die Erforschung der Ursachen von den ihnen durch die Erfahrung vorgekommenen verschiedenen Begebenheiten beflissen gewesen sind, in den gröbsten Vorurtheilen stecket, und dadurch in der besten Meinung unzählige Fehler begehet, ist jedermann mehr als zu viel bekannt.

Da nun diese Vorurtheile die größeste Hinderniſſe bei allen vorzunehmenden nützlichen Verbesserungen in den Weg legen, und überhaupt auch bei der gewöhnlichen Schafwirthschaft nach dem alten Schlendrian mancherlei Schaden anrichten, so ist allerdings nöthig, daß man die Unwissenheit, diese fruchtbare Mutter aller schädlichen Vorurtheile, besonders bei derjenigen Art von Leuten, denen man die Aufsicht über seine Schäferey anzuvertrauen gedrungen ist, durch eine mehrere Aufklärung ihres Verstandes, zu vertilgen suche.

§. 196.

Von der in dem Königreich Schweden angelegten Schäferschule.

In allen Ländern, wo man, auch so gar von Seiten des Staats selber, ein besonderes Augenmerk auf die Schafzucht hat, ist dieses vor nöthig befunden worden.

In unsern gegenwärtigen Jahrhundert giebet besonders das Königreich Schweden ein vorzügliches Beispiel davon.

Nach dem Zeugniß des oft erwehnten Herren Hasselfer in seiner mehrbemeldeten Goldgrube eines Landes, *Cap. III.* §. 10. ist daselbst zu Höhentorp eine eigene Schäferschule angeleget, welche wegen ihrer besondern Einrichtung als merkwürdig angemerket zu werden verdienet.

In dieser Schäferschule werden die Lehrlinge in der Schäferkunst nicht blos in der Wartung der Schafe unterrichtet, sondern auch in der Naturgeschichte unterwiesen, und zugleich in allen Sachen, so die Oekonomie des Landes betreffen, Vorlesungen gehalten.

Es ist daher auch diese Schule mit einer auserlesenen Bibliothek von den durch die Akademien der Wissenschaften ans Licht getretenen Abhandlungen, von Büchern und Schriften in der Naturgeschichte, wie auch von den Werken solcher Schriftsteller, die von der Oekonomie geschrieben haben, versehen.

Und damit diese Lehrlinge in ihrem Studiren recht gegründet und festgesetzet werden, und solchergestalt dem Vater-

Vaterlande mit desto größern Nachdruck dienen können, so müssen sie schon vorher Studenten seyn, bevor sie zu Lehrlingen in der Schäferschule angenommen werden, damit sie durch die bereits zum Grunde gelegte akademische Studia die auf dieser Schule vorzutragende Lehren gehörig zu fassen, desto bequemer und geschickter seyn mögen.

Diese Lehrlinge können, wenn sie nicht vor Pfuscher angesehen werden, und sich deshalb allerley Ungelegenheiten zuziehen wollen, nicht eher in das Amt zunftmäßiger Schäfer angestellet und gebrauchet werden, bis sie in dem Königl. Commerzien-Collegio zu Stockholm das angeordnete Examen, bei welchem sie auf das schärfste und genaueste geprüfet werden, ausgestanden haben.

In bemeldeten Commerzien-Collegio ist ein Ober-Director über alle Schäfereyen, zu dessen Besoldung die Reichsstände eine gewisse Einnahme ausgesetzet haben.

Dieser Director nimmt die Berichte der Schäfer an, träget sie dem Collegio vor, und fertiget die Resolutionen desselben den sämmtlichen Schäfern aus.

§. 197.

Warum aber hiebei vieles übertriebenes befindlich, welches in andern Staaten und Ländern nicht wohl anzuwenden seyn würde.

So besonders und prangend auch diese Einrichtung an und vor sich selber zu seyn scheinet, so wird doch ein jeder von selbst einsehen, daß viel übertriebenes darinn

befindlich, und sie in andern Ländern und Staaten in einer gleichen Art nicht wohl brauchbar seyn möchte.

Zur Erziehung tüchtiger Landwirthe überhaupt wäre dieses eine nachahmungswürdige Anstalt, und es ist auch in den besten Staaten noch immer ein wichtiger Fehler, daß man auf deren Anziehung und gründliche Unterweisung so wenig denket.

Eine an sich so nützliche Anstalt aber nur blos auf die Schäferkunst, da doch die Landwirthschaft weit mehrere eben so nützliche Zweige hat, einzuschränken, ist der Sache zu viel gethan.

Herr Hastfer scheinet auch dieses c. l. §. 11. selber einzusehen, und suchet dagegen das darinn befindliche übertriebene dadurch zu entschuldigen, weil die schwedische Schäfer nebst dem Aufbringen der Schafe auch zugleich die Absicht, die Oekonomie des Landes zu verbessern, hätten, weshalb die Provinzial-Schäfer jährlich in ihren Provinzien herum reisen, das Volk in der Düngung der Aecker und Wiesen, imgleichen in Anlegung der Plantagen, und andern dergleichen ökonomischen Sachen mehr, unterrichten müßten.

Nimmt man die Sache auf diesem Fuß, so sind die schwedische Schäfer mehr vor allgemeine Land-Oekonomen, als blos vor Schäfer zu halten, und alsdenn verdienet diese Anstalt den größesten Beifall.

§. 198.

§. 198.

Daß, um einen gelehrten Schäfer zu bilden, ein seiner Fähigkeit gemäßer Unterricht in der Anatomie und Botanik hinreichend seyn würde.

Weil man aber in andern Ländern die Schäfer nicht als allgemeine Landökonomen ansiehet, sondern ihr Amt auf die Schafzucht und deren Erhaltung eingeschränket ist, so brauchet daselbst auch ihr Verstand nur blos in solchen Dingen, welche hierinn einen mittelbaren Einfluß haben, aufgekläret zu werden.

Zur Bildung eines gelehrten Schäfers in unsern Gegenden würde vollkommen hinreichend seyn, wenn er theils in der Anatomie, und theils auch in der Botanik einen Unterricht erhielte.

Durch die Anatomie oder Zergliederungskunst würde er von der innern Struktur der thierischen Körper, und besonders der unter seiner Pflege und Wartung stehenden Schafe hinlängliche Begriffe, um die ihnen zustoßende schädliche Zufälle beurtheilen, und dagegen diensame Mittel anwenden zu können, erlangen.

Durch die Botanik oder Kräuterkunde aber lernte er dasjenige, was seinen Schafen bei der Futterung dienlich oder schädlich seyn kann, gründlich kennen.

Würden ihm die in diesen beiden Wissenschaften zum Grunde liegende Hauptsätze auf eine vor seine Fähigkeit sich schickende Art beigebracht, so könnte man sichere Hofnung haben, daß die alten Vorurtheile keinen Stich dagegen halten, und er in allen seinen Amtshandlungen weit richtiger, vernünftiger und zweckmäßiger verfahren würde.

§. 199.

§. 199.

Von den verschiedenen Schäferey-Einrichtungen.

Von den verschiedenen Bedingungen, unter welchen die Schäfereyen an die Schäfer ausgethan, und denselben anvertrauet zu werden pflegen, habe ich das nöthige zu erwehnen §. 2. mich ebenfalls anheischig gemacht.

Ich werde mich aber darunter ganz kurz fassen können, und nur blos auf das, was ich bereits in dem ersten Hauptstück des ersten Bandes der *Oeconomia forensis* §. 131. *seq.* davon gesaget habe, beziehen dürfen.

Daselbst sind vier Hauptarten der gewöhnlichen Schäferey-Einrichtungen, nehmlich die Mengeschäfer, Hälftschäfer, Pachtschäfer und Kostknechte bemerket worden.

Was eine jede dieser vier Arten gutes und böses, bequemes und unbequemes an sich hat, habe ich c. l. nach der Verschiedenheit der Umstände anzuführen nicht vergessen.

Meine damahls hierunter geäußerte Meinung bleibet noch immer dieselbe, und ich finde keine Ursache, davon abzugehen.

Nichts ist daher übrig, als daß ich den geneigten Leser, der hievon näher unterrichtet seyn will, die angeführte Stelle nachzuschlagen, ersuchen muß.

§. 200.

§. 200.

Von den gewöhnlichen Betrügereyen der Schäfer und wie man sich dagegen zu verhalten habe.

Eine gleiche Bewandniß hat es mit den gewöhnlichen Betrügereyen der Schäfer, wodurch sie die Herrschaften auf so vielfache Art zu bevortheilen suchen.

Auch hievon sind in der Oeconomia forensis. c. l. §. 141. die Hauptartikel, in welchen sich die betrügliche Kunstgriffe der Schäfer am meisten zu äussern pflegen, benannt worden.

Eine umständliche Erzählung davon zu unternehmen, würde eine vergebene Mühe seyn, indem es an genungsamen Mitteln, diese Mißbräuche theils zu entdecken, und theils zu verhindern, ermangelt.

Einer Sache, die man nicht abzuändern im Stande ist, vergesse man lieber, als daß man sich damit unnöthiger Weise quäle, und zu einem Mißtrauen, so öfters ungegründet ist, verleiten lasse.

Mag es gleich wahr seyn, daß viele, und auch wohl die meisten unter ihnen, von dergleichen heimlichen Praktiken ein Handwerk machen, so ist es doch unrecht gehandelt, wenn man der ganzen Schäferzunft diese Untugenden beimessen, und daraus den Schluß, daß es gar keine ehrliche Schäfer mehr gebe, machen will.

In allen Ständen, und auch selbst denen vom ersten Range, giebet es Mißbräuche. Deshalb aber alle Mitglieder darinn zu verwickeln, und sie vor verwerflich zu halten, würde eine Verwegenheit seyn.

Unser Mißtrauen, so wir aus vorgefaßten Vorurtheilen gegen alle Schäfer haben, giebet ihnen vielleicht

zu

zu den Ränken, so sie gegen die Herrschaften ausüben, den meisten Anlaß, und was hilft wohl einem Schäfer seine Ehrlichkeit, wenn er auch gleich solche besitzet, da er, er mag ehrlich seyn oder nicht, aus diesem eingerissenen Vorurtheil dennoch allemahl vor einen Betrüger gehalten wird.

Man untersuche nur fleißig seine Schäfereyen, und gebe auf alle Handlungen, die der Schäfer vornimmt, genau acht, so wird dieses der sicherste Riegel seyn, den man seiner List und Betruge, wenn er auch dazu geneigt und gewöhnt seyn sollte, vorschieben kann.

Die meisten Güterbesitzer sind, weil sie sich um ihre Schäfereyen wenig bekümmern, sondern den Schäfer darinn frey schalten und walten lassen, selber Schuld daran, daß darinn allerley Unordnungen, welche durch ein wachsames Auge des Eigenthümers gar leicht vermieden werden könnten, vorgehen.

Ende des vierten Bandes.

Register.

Register

der in dem

Vierten Bande

der

Berliner Beyträge

zur

Landwirthschaftswissenschaft

vorkommenden

vornehmsten Materien.

Landesbibliothek Mecklenburg-Vorpommern Günther Uecker
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1759087653/phys_0687
DFG

A.

Abbau der überflüßigen Aecker, S. 78.

Ablaubung der Bäume, siehe Laub.

Abledern des an der Seuche verreckten Viehes, in wie weit solches zur Verbreitung dieses Uebels etwas beitragen könne. S. 263.

Abseiten, an Wirthschaftsgebäuden. S. 33. 49.

Acker, thoniger, siehe Thon.

Acker-Düngen, siehe Düngen.

Acker-Pflügen, siehe Pflügen.

Acker-Walze. S. 108.

Acker-Weide, deren verschiedene Beschaffenheit und Vorzug vor der Waldhütung in Ansehung der Schafe. S. 612. Richtige Anwendung der verschiedenen Ackerweidearten nach dem Unterschiede der Schafsorten. S. 613. Dieselbe muß mit der Weide auf den Heideländern und in den Fichten- und Tannenwäldern von Zeit zu Zeit abgewechselt werden. S. 624.

Aderlassen des Rindviehes, ein Präservativmittel gegen die Seuchen. S 237.

Aecker, überflüßige, deren Abbau. S. 78.

Anspachische Schafe. S. 502.

Arabische Schafe. S. 497.

Ausdünstung, siehe Schweiß.

Ausländer, verlassen durch verschiedene Bewegungsgründe ihr Vaterland. S. 7.

B.

Bauer, kommt bei wenigen Acker besser, als bei vielen, zurecht. S. 78.

Baumlaub, siehe Laub.

Birkenbüsche, die Weide in denselben ist vor die Schafe sehr zuträglich. S. 628.

Birkengrund, dessen Urbarmachung. S. 111.

Bock, Schafbock, siehe Schafe.

Bolle oder Zwiebel, ein Heilungsmittel in Viehseuchen. S. 339.

Brackfahre, wie lange dieselbe, ehe sie wieder umgepflüget wird, liegen müsse. S. 105.

Bracknutzung. S. 13.

Brackvieh. S. 380. 382.

Branntweinbrennerey, siehe Brauerey.

Brau- und Branntweinbrennerey, Muster einer vortheilhaften Anlegung derselben auf dem Lande. S. 32. 49.

Brechmittel, ihr Gebrauch bei dem an der Seuche kranken Vieh. S. 343.

Bremische Schafe. S. 503.

Bruchheu vor die Schafe, siehe Heu.

Bruchweide, ist den Zuchtschäfereyen höchst schädlich und gefährlich, S. 609.

Brücher, die mit vielen sumpfigen Brüchern vermengten Feldmarken sind vor die Schafe höchst gefährlich. S. 615.

Brücken auf dem Lande, von Feldsteinen. S. 39. 55.

Brühfutter, Einrichtung bei Ställen, zu dessen bequemern Bereitung. S. 35. 52.

Buchwälder, von der Schafweide in denselben. S. 628.

Buchweitzen, in wie weit es, sich auf dessen Anbau zu legen, rathsam sey, und zu welcher Zeit er gesäet werden müsse. S. 103.

Butter von Schafmilch, siehe Schaf-Butter.

C.

Caruze, eine lebendige in Theer gewerckt, ein Präservativ-Mittel des Rindviehes gegen die Seuche. S. 240.

Chinapulver, dessen Gebrauch bei den Viehseuchen. S. 356.

Christwurzel, deren Gebrauch beim Rindvieh, als ein Präservativmittel gegen die Seuche. S. 239. Als ein Heil-Mittel. S. 323.

Colonisten, auf was vor Art sie mit Nutzen anzusetzen. S. 7. 10. 11. Von welcher Nation dieselben zu wählen seyn. S. 10.

D.

Deutsche Schafe. S. 501. fgg.

Dienste, scheinen öfters bei einem Gute überflüßig zu seyn, weil solches nicht gehörig genutzet wird. S. 63.

Dörrhäuser, ihr Gebrauch zur Zeit graßirender Viehseuchen. S. 335.

Dorfseinwohner, wie deren Vermehrung zu vermitteln. S. 9.

Düngen des Ackers, wie oft dasselbe geschehen müsse. S. 72.

— — mit Mergel, siehe Mergel.

— — mit Rüben und Turnips, siehe Rübe.

Dunströhren in Viehställen und Scheunen. S. 26.

Durchfall, ein stinkender und öfters blutstriemiger, ist ein sicheres Kennzeichen einer ansteckenden Rindviehseuche. S. 202.

E.

Eggen, siehe Quecken.

Eichen, ob sie allemahl ein sicheres Kennzeichen von einem guten Getreideboden sind. S. 115.

Eichwälder, von der Schafweide in denselben. S. 626.

Elderstädtische Schafe. S. 493. 603.

Einländer, in wie fern dieselben einen Vorzug vor Fremde verdienen. S. 7.

Einstreuen der Schafställe, siehe Schaf-Ställe.

Einwohner, fleißige, auf deren Menge beruhet der Wohlstand eines Ortes. S. 6.

Elsbüsche, von der Schafweide in denselben. S. 628.

Englische Schafe. S. 485.

Erbsen, ob dieselben in einem Acker, der diese Frucht vorhin noch nie getragen hat, das erstemahl nur schlecht gerathen. S. 155.

Erdreich, Befahren des nicht richtig vermischten, mit andern Erdarten. S. 85.

Erlenlaub, in die Tässe gestreuet, verhindert den Mäusefraß. S. 71.

Eßig, siehe Weineßig.

F.

Feldbrücher, siehe Brücher.

Feldsteine, von ihrem verschiedenen Gebrauche, und einer besonders bequemen Art, sie in Stücke zu zertheilen. S. 80.

Fichtenwälder, in wie weit die Weide in denselben vor die Schafe die zuträglichste sey. S. 622. In welchen Stücken sie aber auch getadelt zu werden verdient. S. 623.

Fieber, inflammatorisches und faulendes, bei den Rindvieh-Seuchen. S. 197.

Fisch-Eingeweide, verfaulte, das Beschmieren des Rindviehes damit, als ein Präservativmittel gegen die Seuchen. S. 238. Als ein Heilmittel. S. 323.

Flachs, ob dessen Erzeugung den Acker fruchtbarer mache. S. 14.

Fränkische Schafe. S. 503.

Französische Schafe. S. 488.

Frosch, ein lebendiger, in Theer geweicht, ein Präservativ-Mittel des Rindviehes gegen die Seuche. S. 240.

Futter, gesundes, für das Rindvieh. S. 217. Für die Schafe, siehe Lämmerzucht, Schäferey und Schafe. Siehe auch Stall-Futterung.

G.

Galle, eine übernatürlich große, ist das wahre innere Kennzeichen bei Viehseuchen. S. 198. Ursachen davon. S. 199.

Gebäude, siehe Wirthschafts-Gebäude.

Genuesische Schafe. S. 496.

Getreide, ob dasselbe in Mieten zu setzen rathsam sey. S. 16. 20. Einlassung des Saatgetreides über die Viehställe. S. 17. Dessen Aufbehaltung über Wohngebäuden ist nachtheilig. S. 46. Auch sind die über die Ställe angebrachte Schüttboden verwerflich. S. 47. Von Abwartung der rechten Verkaufszeit des Getreides, was dabei vor Bedenklichkeiten vorfallen, und wie sie zu heben sind. S. 66. Ob und in wie weit der Satz, daß die Aecker in unsern Tagen weniger Getreide, als zu vorigen Zeiten, bringen, gegründet sey. S. 121. In wie weit es gegründet sey, daß das von Waldung eingeschlossene Getreide im Ausdrusch weniger ergiebig ist. S. 132. Siehe auch Kornhaus.

— — (Winter-) Gedanken von der besten und richtigen Säezeit desselben. S. 159.

Getreide-Boden, guter, Kennzeichen desselben. S. 115.

Getreide-Saat, siehe Säen.

Grasartiger Boden, siehe Quecken.

Grastragende Wiesen, siehe Wiesen.

H.

Haarseilziehen, ein Heilungsmittel bei Viehseuchen. S. 324.

Hälftgen, ein Buttergefäß. S. 408.

Hämmelung, siehe Lämmer.

Hahnenfuß, das mit diesem Kraute vermischte Heu ist den Pferden zuwider, vor die Schafe hingegen sehr angenehm und gedeylich. S. 651.

Haken, besonders der schlesische Ruhrhaken, dessen Verbindung mit dem Pfluge. S. 90.

Halsbürste, zur Abführung des überflüßiges Schleimes bei dem an der Seuche kranken Rindvieh. S. 320. 350.

Hammel, (Schlacht-) S. 380. 384.

Hammel-Schäfereyen, siehe Schäfereyen.

Handwerker, die sich anmeldenden fremden, sind von neuen Colonien nicht auszuschließen. S. 10.

Hanfkörnerkaff, vor und in den Schafställen gestreuet, verhindert das Pocken der Schafe. S. 526.

Hanfstengel, grüne, werden räudigen Schafen durch das Maul gesteckt. S. 526.

Hannöverische Schafe. S. 503.

Haselwurzel, ihr Gebrauch bei krankem Rindvieh. S. 346. 348.

Hausmittel in Viehseuchen. S. 291.

Hederig, die damit überzogene fette Brachweiden sind allem Schafvieh, besonders aber den tragenden Mutterschafen höchst schädlich. S. 560.

Heermuß, ein den Schafen schädliches Gewächs. S. 650.

Heidekraut, in wie fern das damit bewachsene Land, wenn es urbar gemacht wird, in den ersten Jahren, auch ohne Düngung, gutes Getreide bringe. S. 109. Dessen Nahrung vor die Schafe. S. 624.

Heideländer, deren gewöhnliche Unfruchtbarkeit, ob solche allenthalben anzunehmen sey. S. 117. Ob und in wie weit dieselben mit Nutzen zur Verstärkung der Schäfereyen angewendet werden können. S. 119. Von der Weide in denselben vor die Schafe. S. 624.

Heideschmucken, eine Art Schafe mit Hörnern. S. 503.

Herbstnebel, siehe Nebel.

Hering, in frischen Theer geweicht, ein Präservativmittel des Rindviehes gegen die Seuche. S. 240.

Heu, dumpfiges und naß eingebrachtes, ist dem Rindvieh schädlich. S. 221. Feines, nicht aber allzu fettes, ist das beste Nahrungsmittel vor junge Lämmer. S. 575. Heu ist ein vor die Schäferey unentbehrliches Winter-Nahrungsmittel. S. 643. Das fette Bruchheu ist den Zucht-Schäfereyen nicht dienlich, und kann allenfalls nur den säugenden Mutterschafen ohne Gefahr gegeben werden. S. 645. In wie weit das mit vielem Schilf und Rohr vermengte Heu sich vor die Schafe schicke. S. 646. Von dem in Feldbrüchern und Feldwiesen gewonnenen Heu, von welchen die erste Art sich vor das Schafvieh nicht schicket, die zweyte aber vor dasselbe sehr dienlich ist. S. 647. Wie ein Landwirth, der nichts als Bruchwiesenwachs hat, sich bei der Wahl des Schafheues zu verhalten habe. S. 648. Warum auch bei der Wahl des Heues vor die Schafe darauf zu sehen, daß keine der Natur dieser Thiere zuwider laufenden Kräuter mit untermenget seyn mögen. S. 649. Von der bei der Heufutterung zu beobachtenden nöthigen Ordnung. S. 666.

Herelmühle. S. 53.

Holländische Schafe. S. 496.

Hornvieh, siehe Rindvieh.

Hortenschlag mit den Schafen. S. 136. Mit dem Rindvieh. S. 140. Siehe auch Schafhorten und Schafmist.

Hütungsplätze, siehe Wiesen.

Hunde, deren Anbinden und Todtschießen, ist eine nöthige Vorsicht bei einer in der Nachbarschaft graßirenden Vieh-Seuche. S. 271.

J.

Jährlinge, siehe Schafe.

Irländische Schafe. S. 495.

Italienische Schafe. S. 496.

K.

Käse von Schafmilch, siehe Schaf-Käse.

Kalk, ist ein sicheres Mittel gegen die sauerbeitzigen Wiesen und Hütungsplätze. S. 146.

Kampfer, ein Präservativmittel in Viehseuchen. S. 292. 298. Ein Heilungsmittel darinn. S. 357.

Kleebau. S. 73. 76. 126.

Kornhaus, die Anlegung eines maßiven, auf Landgütern, wird empfohlen. S. 48.

Krankheiten des Rindviehes, siehe Rindvieh.

Kraut- und Kohlblätter, ein Winterfutter des Rindviehes. S. 224.

Kretische Schafe. S. 498.

Kriege, die seit 40 Jahren in Deutschland gewütheten, sind die Hauptursache des erhöheten Wollpreises. S. 374.

L.

Lämmerzucht, eine gute beruhet auf die Unterlassung des Schafmelkens. S. 531. Auf eine richtige Wahl der zur Zucht erforderlichen Böcke und Mutterschafe. S. 533. Auf eine frühzeitige Zulassung der Böcke zu den Mutterschafen. S. 534. Auf eine bessere Futterung der Böcke einige Wochen vor der Zulaßzeit. S. 548. Und daß den Böcken auch nicht zu viel Mutterschafe zum Bespringen zugeeignet werden. S. 550. Die Böcke müssen nach vollbrachter Springezeit wiederum von der Heerde der Mutterschafe abgesondert werden. S. 552. Besonderes Mittel der alten Römer, die Böcke von dem wiederholten Bespringen der bereits trächtigen Schafe abzuhalten. S. 553. Seltsame Meynung des Aristoteles, daß man eine stärkere und schwächere Anzahl der Zibbe- oder Bocks-lämmer erhalten könne, wenn man die Böcke entweder gegen den Nord- oder Südwind springen läßt. S. 554. Die tragend gewordene Schafe müssen wohl gepfleget, und vor alle die Frucht verletzen könnende Zufälle sorgfältig in Acht genommen

men werden. S. 557. Dieses ist besonders bei dem an vielen Orten gewöhnlichen Saathüten nöthig. S. 558. Warum fette, mit jungen Hederig überzogene Brachweiden allem Schafvieh, besonders aber den tragenden Mutterschafen, höchst schädlich werden können, und durch welche Vorsichten diese Schädlichkeit zu vermeiden sey. S. 560. Warum die trächtigen Mutterschafe auch bei den giftigen Herbst-Nebeln nicht zu früh ausgetrieben werden müssen, indem daraus eine Ursache zu einer häufigen Verlammung entsteht. S. 563. Beschaffenheit des vor die tragende Mutterschafe zu bestimmenden Winterfutters, und warum dabei die Beobachtung einer gleichen Futterung nothwendig sey. S. 564. Daß den tragenden Mutterschafen keine weite Triften gegeben, sie auch vor das gewöhnliche Zusammenhetzen mit den Hunden sorgfältig in Acht genommen werden müssen. S. 566. Warum die tragenden Mutterschafe auch genugsamen Raum im Stalle, imgleichen weder allzu kurze noch allzu hohe Raufen oder Bände haben müssen. S. 569. Raufenkriecher sind unter den tragenden Mutterschafen nicht zu dulden. S. 570. Der Schäfer und seine Knechte müssen, um bei der Geburt die nöthige Hülfe zu leisten, zur Lammzeit sich Tag und Nacht bei der Mutter-Heerde gegenwärtig befinden. S. 571. Dem Schafe muß, ehe das Lamm zum Saugen gelassen wird, die erste Milch abgemolken werden. S. 572. Die jungen Lämmer müssen, so bald als möglich, bei der Muttermilch zum Fressen mit angewöhnet werden. S. 574. Hierzu sind feines nicht aber allzu fettes Heu, imgleichen das abgetrocknete Laub von den Bäumen, die besten Nahrungsmittel. S. 575. Noch einige andere, vor die jungen Lämmer, wenn die Milch der Mütter mangeln will, diensame Nahrungsmittel. S. 576. Wie alt die Lämmer bei der Hämmelung oder Leuchtung seyn müssen. S. 578. Vor Johannis sind die Lämmer nicht mit in die Horten zu treiben. S. 579.

Land-Wirthschaft, siehe Wirthschaft.

Laub von den Bäumen, abgetrocknetes, ist das beste Nahrungsmittel vor junge Lämmer. S. 575. Anweisung, wie mit der Ablaubung der Bäume zu verfahren sey. Eb. das.

Lehm, dessen Nutzen zum Ueberfahren anderer Erdarten. S. 89.

Lein, siehe Flachs.

Leuchten, die Entmannung der Lämmer männlichen Geschlechts. S. 578.

Lindenbäume, die daran wachsenden Schwämme in die Trankkröge gelegt, ein Präservativmittel des Rindviehes gegen die Seuche. S. 241.

Lüneburgische Schafe. S. 503.

Lungensucht der Schafe, daran ist das sparsame oder gar unterlassene Tränken der Schafe Schuld. S. 629.

M.

Mäusefraß, wird verhindert, wenn der Wacholderstrauch oder das Erlenlaub in die Tässe gestreuet wird. S. 70.

Maulsucht bei dem Rindvieh. S. 320.

Meklenburger, sind gute Colonisten. S. 11.

Meklenburgische Schafe. S. 504.

Melken der Schafe, siehe Schafe.

Mergel-Düngung. S. 73. 76. 147.

Mieten, siehe Getreide.

Mist, siehe Pferde-Mist. Rindvieh-Mist. Schaf-Mist.

Mist-Stätte, Anlegung einer guten und bequemen. S. 144.

Molkenpacht, siehe Schafe.

Mutterschaf, siehe Lämmerzucht. Schafe.

N.

Nebel, bei den giftigen Herbstnebeln müssen die trächtigen Mutterschafe nicht zu früh ausgetrieben werden. S. 563.

Niederlausitzische Schafe. S. 504.

O.

O.

Ochsen, ob es an statt der Zugochsen, Pferde zu halten rathsam sey. S. 92. Siehe auch Rindvieh.

Ochsenzunge, Buglossum, ihr Gebrauch bei krankem Rindvieh. S. 348.

Oerte, ihr Gebrauch zum Besetzen der Wände der Schafställe. S. 655.

P.

Pächter, müssen die Reparatur der Wirthschaftsgebäude übernehmen. S. 39. 56.

Pfälzer, sind in unsern Gegenden die schlechtesten Colonisten. S. 11.

Pferde, ob es dieselben, an statt der Zugochsen, zu halten rathsam sey. S. 92. Die Ausdünstungen derselben und ihres Mistes, sind ein gegen die Viehseuche dienliches Mittel. S. 275.

Pferde-Futter, sollte billig geschrotet werden. S. 144.

Pferde-Mist, warum das Rindvieh eine besondere Begierde nach demselben bezeiget. S. 53. Vermehrt das Unkraut in dem Acker. S. 141.

Pferde-Stall. S. 36. 53.

Pflug, dessen Verbindung mit dem Haken. S. 90.

Pflügen, wie tief der Acker gepflüget werden müsse. S. 99. Ob man dem Acker gleich zum ersten mahl, oder erst nach und nach, seine gehörige Tiefe geben müsse. S. 102. Wie lange die Brackfahre, ehe sie wieder umgepflüget wird, liegen müsse. S. 105.

Pocken der Schafe, siehe Schaf-Pocken.

Podolisches Vieh, der mit demselben anjetzt getriebene stärkere Handel ist eine Ursache, warum jetzt in unsern nordischen Gegenden Deutschlands, weit öfter als ehedem, heftige Viehseuchen ausbrechen. S. 172. 181.

Pohlen, sind gute Colonisten. S. 11.

Pohlnische Schafe. S. 494.

Prämien, ihr Nutzen zur Beförderung der Landwirthschaft. S. 88.

Purgiermittel, besonders Rhabarber, ihr Gebrauch bei dem an der Seuche kranken Vieh. S. 351.

Q.

Quarantaine, zur Abwendung der in der Nachbarschaft grassirenden Viehseuche. S. 174.

Quecken, von den in einem queckigten und grasartigen Boden erforderlichen Eggen, und wie man überhaupt, um die schädlichen Quecken aus dem Lande zu bringen, zu verfahren habe. S. 106.

R.

Räuchern in den Rindviehställen, zur Zeit grassirender Vieh-Seuchen. S. 278.

Räude der Schafe, siehe Schaf-Räude.

Rauffe, siehe Pferdeställe und Schafställe.

Reinhalten des Rindviehes, um es gegen ansteckende Seuchen zu bewahren. S. 231.

Reparatur der Wirthschaftsgebäude. S. 39. 56.

Rhabarber siehe Purgiermittel.

Rindvieh, warum dasselbe eine besondere Begierde nach dem Pferdemist bezeiget. S. 53. Hortenschlag mit dem Rindvieh. S. 140. Dessen Nützlichkeit und unentbehrliche Nothwendigkeit in der Landwirthschaft. S. 163. Warum dessen Verlust einem Landwirth höchst nachtheilig ist. S. 164. Dessen unrichtige Pflege und Wartung ist die eigentliche Entstehungsursache der Seuchen desselben. S. 182. 184. Dessen innere Structur. S. 309. Ist zum Erbrechen zu bringen. S. 344.

Rindvieh-Krankheiten, siehe Rindvieh-Seuche.

Rindvieh-Mist. S. 28.

Rindvieh-Seuche und Sterben, ist eins der größten Uebel, so einem Landwirth wiederfahren kann, und daß solches sich seit 40 Jahren weit häufiger, als sonst zu vorigen Zeiten gewöhnlich war, geäußert. S. 170. Ursachen des in unsern Tagen sich häufiger äußernden Viehsterbens. S. 171. Warum eine hinlängliche Kenntniß der Rindviehkrankheiten einem Landwirth höchst nothwendig sey. S. 177. Unter den verschiedenen Arten der Rindviehkrankheiten sind die allgemeine ansteckende Seuchen die gefährlichsten. S. 179. Ursachen, warum in allen Ländern, besonders aber in den hiesigen Gegenden Deutschlands, die Rindviehseuchen in unsern Tagen häufiger, als zu vorigen Zeiten sind. S. 181. Worin die eigentliche Entstehungsursache derselben besteht. S. 182. Warum die Krankheiten des Rindviehes so leicht ansteckend werden. S. 183. An einigen Oertern bleibt das Rindvieh auch ohne genommene Vorsicht, mitten unter der heftigsten Staupe, von der Seuche frey. S. 192. Verschiedene Kennzeichen der Seuchen. S. 196. Zweyerley Gattungen von Seuchen, und worin solche unterschieden sind. S. 196. Die gegen die Viehseuchen dienlamen Mittel. S. 211. Die Präservativmittel sind theils entfernte, theils nahe. S. 215. Innere Präservativmittel. S. 289. Aeußere Heilungsmittel. S. 315. Nach was vor Grundsätzen die Wirksamkeit und Vernunftmäßigkeit der innern Heilungsmittel zu beurtheilen. S. 342.

Rindvieh-Ställe, Räuchern in denselben zur Zeit grassirender Viehseuchen. S. 278. Wie dieselben, zur Zeit der Viehseuche, in eine Art von Badestuben zu verwandeln, um das kranke Vieh darin zum Schweiß zu bringen. S. 328.

Rohr, damit vermengtes Heu, siehe Heu.

Rüben und Turnips, Düngung mit denselben. S. 152.

Ruhrhaken, siehe Haken.

Russische Schafe. S. 494.

S.

Sachsen, sind durchgehends als tüchtige Colonisten anzusehen. S. 10.

Säen, ob das dünne oder dicke zuträglicher sey. S. 156.

Salpeter, ein Präservativmittel des Rindviehes gegen die Seuche. S. 241. 292. 297. Ein Heilungsmittel darinn. S. 357.

Salz, ein bewährtes Präservativmittel wider die Rindviehseuchen. S. 233. Muß den Schafen öfters und reichlich gegeben werden. S. 636. Zu welcher Zeit und unter welchen Umständen die Schafe des Salzes am meisten benöthigt sind. S. 638. Warum zum Salzen der Schafe das Steinsalz besser, als das weisse gesottene Küchensalz sey. S. 639.

Schäfer, warum ihnen, um sie aus ihren gewöhnlichen Vorurtheilen zu reissen, einen nähern Unterricht von den in die Schäferkunst einschlagenden Wissenschaften zu geben, nöthig sey. S. 673. Von der in dem Königreich Schweden angelegten Schäferschule. S. 674. Warum aber hiebey viel übertriebenes befindlich, welches in andern Staaten und Ländern nicht wohl anzuwenden seyn würde. S. 675. Daß, um einen gelehrten Schäfer zu bilden, ein seiner Fähigkeit gemäßer Unterricht in der Anatomie und Botanik hinreichend seyn würde. S. 677. Von den gewöhnlichen Betrügereyen der Schäfer, und wie man sich dagegen zu verhalten habe. S. 679.

Schäfereyen, ob und in wie weit zu deren Verstärkung die Heideländer mit Nutzen angewendet werden können. S. 119. Die Erhaltung und Vermehrung derselben hat selbst in das Beste des gemeinen Wesens einen starken Einfluß, und ist vor die Wohlfahrt des ganzen Landes eben so nothwendig, als nützlich. S. 365. Warum dieselben heut zu Tage ihre Herren nicht mehr so bereichern, als ehedem. S. 391. Ursachen, warum viele Landwirthe zur Haltung einer übermäßigen Schäferey veranlasset werden, und was selbige vor schädliche Folgen habe. S. 445. Warum es daher, das Verhältniß, wornach die Schäferey-Anzahl eines jeden Ortes bestimmet werden muß, zu wissen nöthig sey. S. 446. Ein jeder Schafviehstand muß nach dem Ver-

Verhältniß des eigen gewonnenen Futters beurtheilet werden. S. 447. Unterschied des Sommer- und Winterfutters. S. 447. Warum es bey der Weide nöthig sey, unter der bloßen Feldhütung, und den dabey zugleich befindlichen Waldhütungen einen Unterschied zu machen. S. 448. Grundsätze, welche bey der Bestimmung der Schäfereyen nach der Sommerfutterung angenommen werden müssen. S. 449. Warum besonders an den Orten, wo viele sumpfichte Brücher, auf der Feldmark befindlich sind, der Schafstand niedriger gesetzt, da aber, wo viele trockne Feldwiesen vorhanden, derselbe erhöhet werden müsse. S. 456. Warum bey der Bestimmung der Schäfereyen auch auf das eigene zugewachsene Winterfutter Rücksicht zu nehmen sey, daß aber hierbey nur blos das Strohfutter, nicht aber das Heu, zum Grunde geleget werden müsse. S. 457. Wie die Bestimmung der Schäfereyen nach dem Winterfutter einzurichten sey. S. 460. Unterschied der Zucht- und Hammel-Schäfereyen. S. 466. Verschiedene Einrichtungen der Hammelschäfereyen. S. 468. Grundsatz, nach welchem die Anzahl einer Hammelschäferey zu bestimmen. S. 477. Warum ein Landwirth bey seinen Schäfereyen auch in Ansehung der Wolle auf die erforderlichen Eigenschaften sowohl der Schafböcke, als der Mutterschafe, Rücksicht zu nehmen Ursache habe. S. 514. Von den verschiedenen Schäferey-Einrichtungen. S. 678.

Schafe, können füglich im Winter auf dem Hofe unter freyen Himmel liegen. S. 25. 29. Hortenschlag mit den Schafen. S. 136. Nutzbarkeit des Schafviehes überhaupt. S. 364. In Ansehung der Wolle. S. 365. In Ansehung des Verkaufs des Brackviehes, der Schlachthammel und des Wehrviehes. S. 380. In Ansehung der Milch. S. 393. Ob das Melken oder nicht Melken der Schafe rathsam sey. S. 393. Das Melken der Schafe verhindert das Wachsthum und die Menge der Wolle. S. 394. Es verursachet nicht allein das viele Geltebleiben des Mutterviehes, sondern auch überhaupt eine schwache und geringe Lämmerzucht, worauf der Wohlstand der ganzen Schäferey beruhet. S. 397. Verschiedene Folgen, welche das Melken, und nicht Melken besonders in Ansehung der Jährlinge hat. S. 399. Auch in Ansehung der Wolle, wenn man nicht blos die Mutterschafe, sondern die ganze Heerde und alle darinn befindliche Sorten in Betracht nimmt, ist der

Verlust, welcher durch das Melken verursachet wird, ansehnlich. S. 400. Das Melken stiftet auch in dem Verkauf der Hammel und des Brackviehes Schaden S 402. Auch in denen Provinzien, wo, weil ein starkes Bauerdeputat und häufige Verspeisung der Butter vor das Hofgesinde gebrauchet wird, das Melken der Schafe nothwendig zu seyn scheinet, kann daraus kein gegründeter Vorwand gegen die angerathene Abstellung desselben genommen werden. S. 406. Warum durch das Abstellen des Schafmelkens, und dadurch wegfallende Schafbutter, dem ganzen Staate ein Nutzen gestiftet werden könne. S. 409. Verschiedene Abnutzungsarten des Molkenwesens bey den Schäfereyen. S. 412. Ob es vor eine Herrschaft vortheilhafter sey, die Milch von den Schafen selber zu nehmen, oder solche dem Schäfer pachtweise zu überlassen, und wie viel auf ein Schaf die ganze Milchzeit über an Milch zu rechnen sey. S. 413. Auf Milchpreise ist nur an solchen Orten, die großen und volkreichen Städten nahe liegen, Rechnung zu machen. S. 416. Verschiedene Art und Weise, die Milch der Schafe zu verpachten, und was dabey überhaupt, um die Anzahl der zu verpachtenden Schafe gehörig auszumitteln, zu beobachten sey. S. 419. Was besonders bey der Molkenpacht, die in Gelde entrichtet wird, zu beobachten ist. S. 422. Was bey der Natural-Molkenpacht nach den eingeführten Gewohnheiten zu beobachten ist, und warum es besonders wegen der Käse, sehr diensam wäre, wenn solche nach einem gewissen zu bestimmenden Gewichte, abgeliefert werden müßten. S. 423. Ob es vor einen Gutsherrn, die Molkenpacht in Gelde oder in natura zu nehmen, rathsamer sey. S. 425. Nutzbarkeit des Schafviehes in Ansehung des Düngers; siehe Schafmist. Nothwendigkeit den Schafviehstand an einem jeden Orte verhältnißmäßig zu bestimmen. S. 444. Verschiedene Gattungen des Schafviehes. S. 479. Spanische Schafe. S. 481. Englische. S. 485. Französische. S. 488. Schwedische und eiderstädtische. S. 493. Russische, pohlnische, tartarische, isländische, techselsche, holländische und italienische. S. 494. Genuesische, arabische, kretische und syrische. S. 496. Ungarische. S. 498. Deutsche, besonders anspachische, bremische und fränkische. S. 501. Hanöverische, lüneburgische, meklenburgische, niederlausitzische und sächsische. S. 503. Schwäbische. S. 505. Eigenschaften eines tüchti-

tüchtigen Schafes, sowohl männlichen als weiblichen Geschlechts. S. 506. Warum vornehmlich kleinartige Schafe in großartige zu verwandeln, und wie solches theils durch den Ankauf einer größern Schafart, theils aber durch eigene Zucht möglich zu machen, warum aber das letzte das rathsamste sey. S. 507. Die zur Erhaltung einer größern Schafart nöthigen Eigenschaften eines tüchtigen Schafbockes. S. 509. Eigenschaften eines guten Mutterschafes, um durch die Zucht eine größere Schafart zu erhalten. S. 512. Eigenschaften eines guten Schafbockes und Mutterschafes, um eine wollreiche Schäferey und weiße Wolle zu erhalten. S. 516. Unterschied des reinen und Schmiervieh es. S. 517. Eigentliche Beschaffenheit des Schmierviehes. S. 518. Durch eine richtige Wahl der Böcke und Schafmütter kann eine Schmierschäferey muthmaßlich in eine reine verwandelt werden. S. 529. Veredelung des Schafviehes durch ausländische Böcke. S. 580. Dreyfache Absicht, die man bey dieser Veredelung haben kann, und daß man dabey zwischen den wesentlichen und zufälligen Eigenschaften des Schafviehes einen Unterschied machen müsse. S. 582. Durch die Veredelung ist die Größe und Wollreichhaltigkeit der Schafe zu erhalten möglich, eb. das. die Feinigkeit der Wolle hingegen kann dadurch nicht erzwungen werden. S. 584. Dieser Veredelung, so nützlich sie auch an und vor sich selbst ist, stehen hauptsächlich deshalb viele Schwierigkeiten entgegen, weil die ausländischen, besonders spanischen und englischen Böcke, in nur sehr geringer Menge, und nicht anders, als mit großen Kosten zu bekommen sind. S. 587. Eine allgemeine Veredelung des Schafstandes kann nicht anders, als durch den Landesherrn und den Staat selber bewirket werden, doch würden sich auch hiebey zu jetzigen Zeiten viele Schwierigkeiten ereignen. S. 589. Einem solchen ausländischen Schafbock müssen nicht zu viel Schafe zum Bespringen zugeeignet werden. S. 592. Daher ist mit einigen wenigen auswärtigen Schafböcken nicht viel auszurichten, sondern es sind solche in mehrerer Anzahl nöthig. S. 594. Ein zu Veredelung der Schäferey auserseh ener Bock muß nicht länger als drey Jahre in der Heerde geduldet werden. S. 595. Bey dem zweyten und dritten Bespringen muß man sich keines schlechtern Bockes, als das erstemahl gebraucht worden, bedienen. S. 596. Nähere Ausführung der vielen

Schwierigkeiten, so aus der nothwendigen Befolgung dieser Regel bey einer vorzunehmenden Veredelung des Schafstandes entstehen. S. 598. Die Veredelung der Schafzucht kann blos durch ausländische Böcke nicht zu der Vollkommenheit gebracht werden, als wenn dabey auch zugleich ausländische Mutterschafe gebraucht werden. S. 600. Erörterung der Frage, ob die Veredelung der Schäfereyen durch spanische oder englische Böcke rathsamer sey. S. 602. In unsern deutschen nordischen Gegenden kann diese Veredelung am sichersten und bequemsten durch eiderstädtische Böcke und Schafe geschehen. S. 603. Die Schafe, wenn man einen wahren Nutzen davon haben will, sind sowohl mit reichlichen Futter, als auch guter Pflege und Wartung zu versehen. S. 605. Unterschied zwischen Sommer- und Winterfutterung. S. 606. Die Bruchweide ist den Zuchtschäfereyen höchst schädlich und gefährlich. S. 609. Ackerweide, deren verschiedene Beschaffenheit und Vorzug vor der Waldhütung. S. 612. Richtige Anwendung verschiedener Ackerweidearten nach dem Unterschiede der Schafsorten. S. 613. Schädlichkeit der in den Feldmarken öfters liegenden Feldbrücher vor die Schafe. S. 615. Waldhütung und deren verschiedene Eintheilung. S. 621. Von der Weide in den Ficht- und Tannenwäldern, und in wie weit solche vor die Schafe die zuträglichste sey. S. 622. In welchen Stücken aber auch diese Weide getadelt zu werden verdient. S. 623. Von der Weide auf den Heideländern, daß solche sowohl, als auch die Hütung in den Ficht- und Tannenwäldern, wenn sie nicht mit einer Ackerweide von Zeit zu Zeit abgewechselt werden kann, nur ein sehr mageres und unkräftiges Futter vor die Schafe sey. S. 624. Von der Schafweide in den Eichwäldern, warum solche zwar an und vor sich selbst gut und unschädlich sey, an den meisten Orten aber durch den Ueberfluß der abgefallenen Blätter verhindert werde, und daß solches abzustellen nicht unmöglich sey. S. 626. Von der Weide in den Buchwäldern, Els- und Birkenbüschen, und daß besonders die letztere vor die Schafe die zuträglichste sey. S. 628. Von dem Vorurtheil vieler Schäfer, daß man die Schafe nur sparsam, und zu gewissen Zeiten gar nicht, tränken müsse, solches aber ungegründet, der Natur dieser Thiere zuwider, und von der häufigen Lungensucht, so man bey den Schafen antrifft, Ursache sey. S. 629. Von dem muth-

muthmaßlichen Ursprunge dieses Vorurtheils, und daß ein durch starkes Treiben und Jagen erhitztes Schaf allerdings nicht unmittelbar zur Tränke gelassen werden müsse. S. 631. Von dem gewöhnlichen Verfahren der Schäfer in Ansehung der Schaftränke, und in wie weit solche unrichtig sey. S. 632. Warum es inzwischen die Schafe des Sommers in frischen Quellen und Bächen zu tränken nicht rathsam, sondern vielmehr, stehende Gewässer zu erwählen, besser gethan sey. S. 633. Vorschlag, wie auch an den Orten, wo keine stehende Gewässer befindlich sind, die Schafe beständig mit verschlagenem Wasser, so die erste schreckende Kälte verloren, getränket werden könnten. S. 635. Die Schafe müssen öfters und reichlich Salz bekommen; siehe Salz. Von dem Winterfutter der Schafe, und warum besonders das Strohfutter unter demselben das unentbehrlichste sey. S. 641. Von dem Heu vor dieselben; siehe Heu. Von der zweckmäßigen Pflege und Wartung des Schafviehes, und daß bey derselben hauptsächlich eine genaue und richtige Ordnung zum Grunde liege. S. 652. Von der guten Pflege und Wartung der Schafe, und daß selbige hauptsächlich in einer richtigen Futterordnung bestehe. S. 660. Was hierunter in Ansehung der Weide zu beobachten, besonders an den Orten, wo gute und schlechte Schafweide mit einander vermenget ist. S. 661. Von der Beobachtung einer guten Futterordnung im Winter, besonders in Ansehung des Strohfutters. S. 663. Regeln, zu deren Beobachtung ein jeder Landwirth seinen Schäfer hierunter anzuhalten hat. S. 665. Von der auch bey der Heufutterung zu beobachtenden nöthigen Ordnung, und daß es besonders nicht zweckmäßig gehandelt sey, wenn man die Hammelheerde von dem Genuß alles Heues gänzlich ausschliesset. S. 666. Siehe auch Hammel und Lämmerzucht.

Schaf-Bock, siehe Schafe.

Schaf-Butter. S. 407.

Schaf-Dünger, siehe Schaf-Mist.

Schaf-Futter, siehe Schäfereyen und Schafe.

Schaf-Heu, siehe Heu.

Schaf-Horten, nöthige Regeln, welche bey dem zeitigen und späten Horten zu beobachten sind. S. 656. Warum die Lämmer, besonders die späten zur Welt gekommenen, nicht allein vor Johannis in die Horten kommen, sondern auch nicht länger als bis Michaelis, darinn gelassen werden müssen. S. 657. Daß wegen der übrigen Schafsorten ein Unterschied, ob sie ein- oder zweyschürig sind, zu machen sey. S. 658.

Schaf-Käse. S. 409. 423.

Schaf-Krankheiten, siehe Lungensucht, Schafpocken, Schafräude.

Schaf-Melken, siehe Schafe.

Schaf-Mist. S. 27. Dessen Geruch und Ausdünstung ist andern Viehharten heilsam. S. 282. Auf den Dünger der Schafe, ist unter allen Arten ihrer Nutzbarkeit, die meiste Rücksicht zu nehmen. S. 429. Unterschied des Hortenschlages und Sommerstallmistes. S. 431. Ursachen eines auswärtigen Wirthes, warum jener diesem vorzuziehen sey. S. 432. Anmerkungen über diese Gründe, und Beweiß, daß der Hortenschlag gegen den Stallmist nur ein bloßes Palliativ der Aecker sey. S. 434. 442.

Schaf-Pocken, werden durch das Streuen des Hanfkörnerkaffes in und vor den Schafställen verhindert. S. 526.

Schaf-Räude, Unterschied und Kennzeichen der nassen und trockenen. S. 521. Diensame Mittel darwider. S. 523.

Schaf-Ställe, von den verschiedenen Unterlagen in denselben, damit die kräftige Viehgauche nicht verloren gehe. S. 134. Die Raufen in denselben müssen weder allzu kurz, noch allzu hoch seyn. S. 569. Nothwendigkeit warmer Schafställe. S. 652. Vorsichten, deren man sich zur Warmhaltung der Schafställe zu bedienen hat. S. 655. Von dem fleißigen und öftern Einstreuen der Schafställe, und warum solches zu einer richtigen Pflege und Wartung dieser Viehart erforderlich sey. S. 669.

Schaf-Tränken, siehe Schafe.

Schaf-Weide, siehe Schafe.

Schaf-Wolle, siehe Wolle.

Scheunen, wie dieselben auf eine vortheilhafte Art anzulegen. S. 33. 50.

Schierlingssaft, ein Mittel wider die Schafräude. S. 527.

Schießpulver, mit Weinessig eingegeben, ist ein sehr vernünftiges Hausmittel gegen das ansteckende Viehsterben. S. 298.

Schilfigtes Heu, siehe Heu.

Schindelbedachung, bei Wirthschaftsgebäuden. S. 38. 55.

Schlabberseuche, bei dem Rindvieh. S. 320.

Schlachthammel, siehe Hammel.

Schmiervieh, siehe Schafe. Schafräude.

Schornsteine, die Abputzung und Abweißung der durch den Boden gehenden, wird empfohlen. S. 48.

Schüttboden, siehe Getreide.

Schwäbische Schafe. S. 505.

Schwedische Schafe. S. 493.

— — — Schäferschule, siehe Schäfer.

Schweiß und Ausdünstung; alles, wodurch diese bei dem an der Seuche kranken Rindvieh befördert werden, sind als ein vernünftiges Heilungsmittel anzusehen. S. 325.

Schwellen, bei Wirthschaftsgebäuden. S. 37. 54.

Seife, gemeine weiße, auch venetianische, deren Gebrauch in der Viehseuche. S. 355.

Spanische Schafe. S. 481.

Sperrung der inficirten Oerter, ist ein heilsames Präservativmittel gegen die weitere Ausbreitung der Viehseuchen. S. 242.

Ställe, warme, was vor Mittel zur Mäßigung der übermäßigen, besonders feuchten Wärme in denselben zu gebrauchen. S. 22. Muster einer vortheilhaften Anlegung derselben. S. 34. 51. Siehe auch Pferdeställe. Rindviehställe. Schafställe.

Stallfütterung des Rindviehes. S. 235. Zur Zeit eines in der Nachbarschaft sich äussernden Viehsterbens. S. 268.

Steine, siehe Feldsteine.

Steinsalz, siehe Salz.

Stroh, naß eingebrachtes und dadurch dumpficht gewordenes, ist ein dem Rindvieh schädliches Futter. S. 223.

Stroh-Bürste, siehe Halsbürste.

Stroh-Futter vor die Schafe. S. 641. 663.

Syrische Schafe. S. 498.

T.

Taback, gekaueter Rauchtaback wird räudigen Schafen eingerieben. S. 525.

Tannenwälder, in wie weit die Weide in denselben vor die Schafe die zuträglichste sey. S. 622. In welchen Stücken sie aber auch getadelt zu werden verdient. S. 623.

Tartarische Schafe. S. 494.

Techselsche Schafe. S. 496.

Tenne, siehe Scheune.

Theer, frischer, dem Rindvieh in den Dünnungen und zwischen den Kinnbacken gestrichen, als ein Präservativmittel in Seuchen. S. 239. Als ein Heilmittel. S. 323.

Thoniger Acker, von einer besondern Art desselben, welche zwar sehr guten Weitzen trägt, aber keine kleine Gerste bringt. S. 154.

Tränkung des Rindviehes. S. 225. Der Schafe. S. 632.

Turnips, siehe Rüben.

U.

Unkraut, in wie weit dasselbe durch den gewöhnlichen Viehmist in dem Acker vermehret wird, und daß solches hauptsächlich nur durch den Pferdemist geschieht. S. 141.

Ungarische Schafe. S. 498.

Urin, alter Menschenurin, in welchen glüende Steine gesteckt worden, ein Mittel wider die Schafräude. S. 528.

V.

V.

Verkauf des Getreides, siehe Getreide.

Verlammung, siehe Lämmerzucht.

Verstopfung, ist zuweilen ein Kennzeichen der Viehseuche. S. 203.

Viehseuche, Viehsterben, siehe Rindvieh-Seuche.

Viehställe, siehe Ställe.

Vorwerker, neue, Bedenklichkeiten wegen deren Anlegung. S. 128.

W.

Wachholderstrauch, in die Tässe gestreuet, verhindert den Mäusefraß. S. 70.

Waldhütung vor die Schafe. S. 621.

Waldung, die damit umgebenen Felder sind in Körnern weniger ergiebig, als frey liegende. S. 133.

Walze. S. 108.

Wasser, zur Tränkung des Rindviehes, wie dasselbe beschaffen seyn müsse. S. 229.

Wehrvieh. S. 380. 386.

Weide, siehe Ackerweide, Bruchweide, Waldhütung.

Weinessig, ein Präservativmittel in Viehseuchen. S. 292. 294. Ein Heilungsmittel darinn. S. 357.

Weitzen, dessen Säen auf Weitzenstoppeln. S. 154.

Wiederkäuen, hört bey dem an der Seuche kranken Vieh gänzlich auf, weshalb keine innere Arzeneymittel etwas fruchten können. S. 313.

Wiesen, Gras tragende, in wie weit dieselben umzureissen, und Acker daraus zu machen, wirthschaftlich gehandelt sey. S. 126. Sauerbeitzige, gegen dieselben ist der Kalk ein sicheres Mittel. S. 146.

Winterfutter der Schafe, siehe Schafe.

Wintergetreide, siehe Getreide.

Wirthschaft, auch das Kleine in derselben ist nicht zu versäumen. S. 59.

Wirthschafts-Gebäude, in wie fern bey denselben eine Sparsamkeit Statt finde. S. 15. Klagen über die heutige schlechte Baukunst in Ansehung derselben. S. 30. Muster einer vortheilhaften Einrichtung derselben. S. 32.

Wolle, ist ein sehr wichtiges und einträgliches Wirthschafts-Produkt. S. 367. Warum die Wollpreise in unsern Tagen gegen die vorigen Zeiten so ansehnlich erhöhet sind. S. 373. Deren Wachsthum und Menge wird durch das Melken der Schafe verhindert. S. 394. Auch in Ansehung der Wolle hat ein Landwirth bey seinen Schäfereyen auf die erforderlichen Eigenschaften sowohl der Schafböcke, als der Mutterschafe, Rücksicht zu nehmen, Ursache. S. 514. Die Wollreichhaltigkeit der Schafe ist durch die Veredelung der Schafzucht durch ausländische Böcke zu erhalten möglich. S. 582. Die Feinigkeit der Wolle aber kann dadurch nicht erzwungen werden. S. 584.

Wucherblume, wird durch den Mist fortgebracht. S. 142.

Z.

Zucht-Schäfereyen, siehe Schäfereyen.

Zug-Ochsen, siehe Ochsen.

Zwiebel, siehe Bolle.

Nachricht.

In dem Paulischen Bücherverlage kommt zur künftigen Leipziger Ostermesse neu heraus:

1. Ilbons, H. G. politisch historisch und kritische Betrachtungen über die Regierungsformen verschiedener Reiche und Staaten in Europa, 1ster B. gr. 8. 2. Beschreibung, ausführliche, des am 21. Jan. 1780. erfolgten Leichenbegängnisses der verwittweten Prinzeßin von Preussen. gr. 4. 3 Gr. 3. Beyträge, Berliner, zur Landwirthschaftswissenschaft, 4ter B. 8—12tes St. gr. 8. 20 Gr. 4. Briefwechsel eines jungen Officiers, oder Denkwürdigkeiten des Marquis von Lusigni und der Hortensia von St. Just, 2ter und letzter B. 8. 1 Rthlr. 5. Büffons Naturgeschichte der vierfüßigen Thiere, 6ter Bd. gr. 8. 6. Geist der Reformation, erster Bd. 8. 7. Justi, Abhandlungen von Manufacturen und Fabriken, erster und 2ter B. mit vielen Vermehrungen vom Hrn. Prof. Bekmann in Göttingen. gr. 8. 8. Krünitz, D. J. G. ökonomische Encyklopädie, 18ter B. gr. 8. 4 Rthlr. 8 Gr. 9. Desselben ökon. Encykl. 19ter B. gr. 8. 10. Leben der Maria von Medicis, Königin von Frankreich und Navarra, und Prinzeßin von Toscana, erster B. 8. 11. Oeconomia forensis, oder Inbegriff derjenigen Landwirthschaftlichen Wahrheiten, welche allen Gerichtspersonen zu wissen nöthig, 6ter und letzter B. gr. 4. 12. Reichardts, J. F. Oden und Lieder von Göthe, Bürger, Sprikmann, Voß und Thomson, mit Melodien beym Klavier zum Singen, 2te Sammlung. 4to. 13. Die Schwachheiten einer artigen Frau, oder Denkwürdigkeiten der Madame von Vilfranc, 2 Theile, 8. 14. Sophie, oder Briefe zweyer Freundinnen, 2 Theile, 8. 15. Ulrichs, J. F. H. moralische Encyklopädie, dritter und letzter Band. gr. 8. 17. Voltairs Kommentar über Montesquieus Geist der Gesetze und Bekkaria's Werk von Verbrechen und Strafen, aus dem Französischen übersetzt, mit Zusätzen von C. L. Paalzow. 8. 18. Zeitungen, Berl. gelehrte, ersten Jahrgangs 4tes Quar-

Quartal, 2ten Jahrgangs erstes Quartal. 8. Diejenigen, wobey die Preise stehen, sind jetzt schon fertig.

Ich hatte einem der neuesten Theile von der ökonomischen Encyklopädie eine Nachricht vorgesetzt, und darinn die Berliner Sammlungen zur Beförderung der Arzeneywissenschaft, der Naturgeschichte, der Haushaltungskunst, Cameralwissenschaft und der dahin einschlagenden Litteratur, herausgegeben von D. F. H. W. Martini, dem Publiko eine Zeitlang für einen wohlfeilen Preis angeboten. Da aber diese Nachricht, wie ich aus den verschiedentlich gethanen Anfragen schliessen muß, erst jetzt bekannt zu werden anfängt, so erbiete ich mich, ein vollständiges Exemplar dieses aus zehn Bänden bestehenden nützlichen Werks bis zum Ende des Maymonaths 1780, für 8 Thlr. Conventionsmünze zu verkaufen; nachher aber kostet es, wie vorhin, 12 Thlr. 12 Gr.

Tabelle zum Horten auf Feldern die zweimahl tragen, die Horte zu 9 Fuß gerechnet.

250.						300.						350.						400.						450.						500.						550.						600.					
	L.	B.	M	R.	F.		L.	B.	M	R.	F.		L.	B.	M	R.	F.		L.	B.	M	R.	F.		L.	B.	M	R.	F.		L.	B.	M	R.	F.		L.	B.	M	R.	F.		L.	B.	M	R.	F.
Aprill	9	4	3	67	72	Aprill	11	4	4	22	72	Aprill	10	5	4	10	108	Aprill	112	5	5	61	126	Aprill	9	8	6	123	—	Aprill	9	8	6	135	—	Aprill	11	7	7	39	54	Aprill	11	8	8	45	—
May	8	4	3	18	—	May	13	3	3	140	9	May	9	5	4	64	99	May	13	4	5	6	188	May	8	7	5	76	72	May	9	7	6	18	81	May	11	7	7	82	99	May	11	7	7	82	99
Junii	9	3	2	95	90	Junii	11	3	3	27	42	Junii	13	3	3	116	6	Junii	11	4	4	22	72	Junii	10	5	4	123	128	Junii	11	5	5	28	18	Junii	10	6	5	112	72	Junii	11	6	6	33	108
Julii	8	4	3	18	—	Julii	13	3	3	140	9	Julii	9	5	4	64	99	Julii	13	4	5	6	188	Juli	8	7	5	76	72	Julii	9	7	6	18	81	Julii	11	7	6	140	90	Julii	11	7	7	82	99
August	10	4	3	157	72	August	12	4	4	117	—	August	8	7	5	76	72	August	8	8	6	36	—	August	9	8	6	175	72	August	10	8	7	135	—	August	11	8	8	94	72	August	12	8	9	154	—
Sept.	7	6	3	168	108	Sept.	8½	6	4	140	90	Sept.	10	6	5	112	72	Sept.	8½	8	6	67	72	Sept.	11	7	7	39	54	Sept.	14	6	7	151	72	Sept.	13	7	8	95	90	Sept.	13	8	9	135	—
Octobr.	12	4	4	4	117	Octobr.	8	7	5	76	72	Octobr.	11	6	6	70	126	Octobr.	11	7	7	82	99	Octobr.	9	9	7	152	53	Octobr.	11	9	9	106	45	Octobr.	13	8	10	13	72	Octobr.	11½	10	4	25	45
			24	102	54				29	124	6				34	—	150				39	104	9				44	58	—				49	59	9				54	38	127				59	98	63

650.						700.						750.						800.						850.						900.						950.						1000.					
	L.	B.	M	R.	F.		L.	B.	M	R.	F.		L.	B.	M	R.	F.		L.	B.	M	R.	F.		L.	B.	M	R.	F.		L.	B.	M	R.	F.		L.	B.	M	R.	F.		L.	B.	M	R.	F.
Aprill	12	8	9	—	—	Aprill	11	10	10	56	36	Aprill	12	9	10	22	72	Aprill	12	10	11	45	—	Aprill	12	10	11	45	—	Aprill.	13	10	12	33	108	Aprill	13½	10	12	118	18	Aprill	12	12	13	90	—
May	12	7	8	24	108	May	10	9	8	129	54	May	12	8	9	54	—	May	13	8	10	13	72	May	11	10	10	118	18	May	13	9	11	60	27	May	13½	9	11	138	94	May	13	10	12	106	126
Junii	12	6	6	135	—	Junii	11	7	7	39	54	Junii	14	6	7	151	72	Junii	11	9	9	50	90	Junii	10½	9	9	151	126	Junii	10	10	9	67	72	Junii	13	8	9	14	—	Junii	11	10	10	56	36
Julii	12	7	8	24	108	Julii	10	9	8	129	54	Julii	12	8	9	54	—	Julii	13	8	10	13	72	Julii	11	10	10	118	18	Julii	13	9	11	60	27	Julii	13½	10	13	165	9	Julii	13	10	12	160	126
August	13	8	10	13	72	August	14	8	10	135	—	August	12	10	11	112	72	August	14	9	12	37	18	August	13½	10	13	141	9	August	12	12	13	171	—	August	14	11	14	135	54	August	14½	11	15	81	140
Sept.	14	8	10	90	—	Sept.	12	10	11	45	—	Sept.	13	10	12	33	108	Sept.	13½	10	12	118	18	Sept.	13½	11	13	135	125	Sept.	13	12	14	112	72	Sept.	13½	12	15	33	108	Sept.	14½	12	16	116	59½
Octobr.	11	11	11	129	135	Octobr.	12	11	12	141	108	Octobr.	13	11	13	153	81	Octobr.	13	11	13	153	81	Octobr.	14½	11	15	81	40	Octobr.	14	12	16	49	22	Octobr.	14	13	17	113	90	Octobr.	14½	13	18	46	124½
			60	57	135				69	154	18				74	47	117				79	71	53				84	124	48				89	14	90				94	178	85				99	61	87

Tabelle zum Horten auf Feldern die dreimahl tragen, die Horte zu 9 Fuß gerechnet.

250.						300.						350.						400.						450.						500.						550.						600.					
	L.	B.	M	R.	F.		L.	B.	M	R.	F.		L.	B.	M	R.	F.		L.	B.	M	R.	F.		L.	B.	M	R.	F.		L.	B.	M	R.	F.		L.	B.	M	R.	F.		L.	B.	M	R.	F.
Aprill	5	5	2	61	126	Aprill	6	5	2	146	36	Aprill	7	5	3	50	90	Aprill	8	5	3	135	—	Aprill	9	5	4	39	54	Aprill	10	5	4	123	108	Aprill	11	5	5	28	18	Aprill	12	5	5	112	72
May	5½	4	2	63	80	May	9	3	2	110	117	May	8	4	3	18	—	May	9	4	3	87	108	May	10	4	3	157	72	May	9	5	4	64	99	May	10	5	4	151	126	May	9	6	5	41	90
Junii	5½	4	1	151	72	Junii	6	4	2	54	—	Junii	7	4	2	112	72	Junii	8	4	3	—	—	Junii	9	4	3	67	72	Junii	10	4	3	135	—	Junii	11	4	4	22	72	Junii	12	4	4	90	—
Julii	5½	4	2	23	80	Julii	9	3	2	110	117	Julii	8	4	3	18	—	Julii	9	4	3	87	108	Julii	10	4	3	157	72	Julii	9	5	4	64	99	Julii	10	5	4	151	126	Julii	9	6	5	41	90
August	6½	4	2	93	54	August	8	4	3	18	—	August	9	4	3	87	108	August	7	6	4	12	45	August	9½	5	4	108	40½	August	13	4	4	6	108	August	9½	6	5	93	135	August	9	7	6	18	81
Sept.	6	5	2	146	36	Sept.	9	4	3	67	72	Sept.	7	6	3	168	108	Sept.	8	6	4	90	—	Sept.	9	6	5	11	30	Sept.	10	6	5	112	72	Sept.	11	6	6	33	108	Sept.	12	6	6	125	—
Octobr.	8	4	3	18	—	Octobr.	13	3	3	140	9	Octobr.	9	5	4	64	99	Octobr.	13	4	5	6	108	Octobr.	11½	5	5	102	94	Octobr	13	5	6	51	41	Octobr.	9	8	6	175	72	Octobr.	13	6	7	100	18
			16	164	10				20	98	63				23	157	45				27	59	96				30	104	9				34	18	95				37	77	81				40	179	63

650.						700.						750.						800.						850.						900.						950.						1000.					
	L.	B.	M	R.	F.		L.	B.	M	R.	F.		L.	B.	M	R.	F.		L.	B.	M	R.	F.		L.	B.	M	R.	F.		L.	B.	M	R.	F.		L.	B.	M	R.	F.		L.	B.	M	R.	F.
Aprill	13	5	6	16	126	Aprill	14	5	6	101	36	Aprill	12½	6	7	5	90	Aprill	10	8	7	90	—	Aprill	9½	9	8	2	117	Aprill	10	9	8	78	108	Aprill	10½	9	8	154	99	Aprill	10	10	9	67	72
May	11½	5	5	102	79½	May	9	7	6	18	81	May	9½	7	6	70	126½	May	9	8	6	175	72	May	9	9	7	152	53	May	9	9	7	152	53	May	10	9	8	129	45	May	10½	9	9	27	54
Junii	13	4	4	151	72	Junii	14	4	5	45	—	Junii	12	5	5	112	72	Junii	8	8	6	—	—	Junii	8½	8	6	67	72	Junii	9	8	6	135	—	Junii	9½	8	7	22	72	Junii	10	8	7	90	—
Julii	11½	5	5	102	79½	Julii	9	7	6	18	81	Julii	9½	7	6	70	126½	Julii	9	8	6	175	72	Julii	9	9	7	152	53	Julii	9	9	7	152	53	Julii	9	10	8	129	54	Julii	10½	9	9	27	121
August	8½	8	6	108	108	August	10½	7	7	21	79½	August	13	6	7	100	18	August	14	6	8	24	108	August	10	9	8	129	54	August	10½	9	9	27	121½	August	10	10	8	14	84	August	10½	10	10	30	135
Sept.	13	6	5	56	36	Sept.	14	6	7	157	72	Sept.	10	9	8	78	8	Sept.	12	8	9	—	—	Sept.	13½	7	8	154	99	Sept.	12	9	10	22	72	Sept.	14	8	10	90	—	Sept.	13	9	10	54	74
Octobr.	14	6	8	24	108	Octobr.	13	7	8	146	117	Octobr.	14	7	9	88	126	Octobr.	13	8	10	13	72	Octobr.	11	10	10	118	18	Octobr.	13	9	11	60	27	Octobr.	13	9	11	65	27	Octobr.	13	10	12	106	126
			44	26	33				47	149	—				50	166	135				54	118	80				58	57	34				61	89	2½				64	112	59				68	45	74

Landesbibliothek Mecklenburg-Vorpommern Günther Uecker
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1759087653/phys_0715
DFG

Tabelle zum Oertgen auf Seldorp die stuckweis tragen, die Oerte zu 9 Tuß gerechnet.

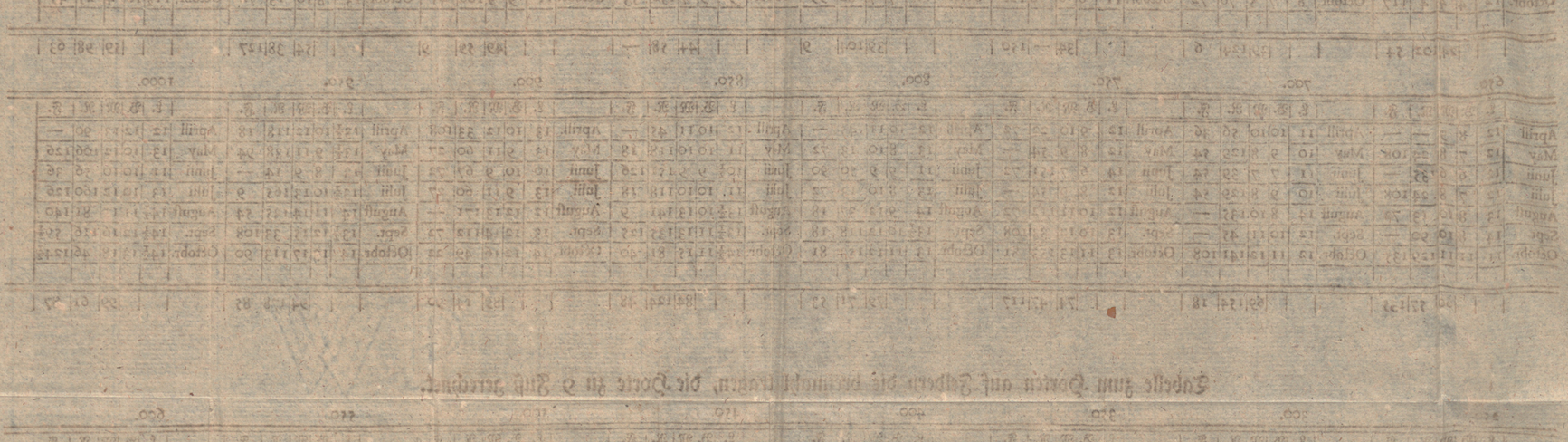

Tabelle zum Oertgen auf Seldorp die beimuhl tragen, die Oerte zu 9 Tuß gerechnet.



Landesbibliothek Mecklenburg-Vorpommern Günther Uecker
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1759087653/phys_0716
DFG

Horten-Tabelle auf Feldern die zweimahl tragen, die Horte zu 12 Fuß gerechnet.

250.	L.	B.	M	R.	F.	300.	L.	B.	M	R.	F.	350.	L.	B.	M	R.	F.	400.	L.	B.	M	R.	F.	450.	L.	B.	M	R.	F.	500.	L.	B.	M	R.	F.	550.	L.	B.	M	R.	F.	600.	L.	B.	M	R.	F.
Aprill	5	4	3	67	72	Aprill	6	4	4	22	72	Aprill	7	4	4	123	108	Aprill	6½	5	5	61	126	Aprill	8	5	6	123	—	Aprill	8	5	6	135	—	Aprill	8½	5	7	39	54	Aprill	7	7	8	45	—
May	6	3	3	18	—	May	11	2	3	140	9	May	5	5	4	64	99	May	6	5	5	6	108	May	8	4	5	76	72	May	7	5	6	18	81	May	8½	5	7	82	99	May	8½	5	7	82	99
Junii	5	3	2	95	90	Junii	6	3	3	27	42	Junii	7	3	3	116	6	Junii	5	5	4	22	72	Junii	7	4	4	123	128	Junii	10½	3	5	28	18	Junii	8½	4	5	112	72	Junii	6½	5	6	33	108
Julii	6	3	3	18	—	Julii	11	2	3	140	9	Julii	5	5	4	64	99	Julii	6	5	5	6	108	Julii	8	4	5	76	72	Julii	7	5	6	18	81	Julii	6½	6	6	140	90	Julii	8½	5	7	82	99
August	7½	3	3	157	72	August	9	3	4	117	—	August	10½	3	5	76	72	August	6	6	6	36	—	August	8	5	6	175	72	August	9	5	7	135	—	August	7	7	8	94	72	August	9	6	8	54	—
Sept.	11½	2	3	168	108	Sept.	7	4	4	140	90	Sept.	6½	5	5	112	72	Sept.	9½	4	6	67	72	Sept.	8½	5	7	39	54	Sept.	9½	5	7	181	—	Sept.	8½	6	8	95	90	Sept.	14½	4	8	135	—
Octobr.	9	3	4	117	—	Octobr.	10½	3	5	76	72	Octobr.	6	6	6	70	126	Octobr.	8½	5	7	82	99	Octobr.	9	5	7	152	53	Octobr.	8	7	9	106	—	Octobr.	14½	4	10	13	72	Octobr.	13	5	10	25	45
			24	102	54				29	124	6				34	—	150				39	104	9				44	58	—				49	59	9				54	38	127				59	98	63

650.	L.	B.	M	R.	F.	700.	L.	B.	M	R.	F.	750.	L.	B.	M	R.	F.	800.	L.	B.	M	R.	F.	850.	L.	B.	M	R.	F.	900.	L.	B.	M	R.	F.	950.	L.	B.	M	R.	F.	1000.	L.	B.	M	R.	F.
Aprill	9	6	9	—	—	Aprill	9	7	10	56	36	Aprill	10	6	10	22	72	Aprill	8½	8	11	45	—	Aprill	8½	8	11	45	—	Aprill.	10½	7	12	33	108	Aprill	9½	8	12	118	18	Aprill	9	9	13	90	—
May	10	5	8	24	108	May	8½	6	8	129	54	May	9	6	9	54	—	May	8½	7	10	13	72	May	9	7	10	118	18	May	9	7	11	60	27	May	8½	8	11	138	94	May	10½	7	12	106	126
Junii	9½	5	6	135	—	Junii	8½	5	7	39	54	Junii	8	6	7	151	72	Junii	8	7	9	50	90	Junii	10½	5	9	151	126	Junii	8	7	9	67	72	Junii	8½	7	9	14	—	Junii	9	7	10	56	36
Julii	10	5	8	24	108	Julii	8½	6	8	129	54	Julii	9	6	9	54	—	Julii	8½	7	10	13	72	Julii	9	7	10	118	18	Julii	9	7	11	60	27	Julii	9½	8	13	165	9	Julii	10½	7	12	106	126
August	14½	4	10	13	72	August	9	7	10	135	—	August	8½	8	11	112	72	August	10	7	12	37	18	August	9½	8	13	141	9	August	9	9	13	171	—	August	10	9	14	134	54	August	10	9	15	81	140
Sept.	9	7	10	90	—	Sept.	8½	8	11	45	—	Sept.	10½	7	12	33	108	Sept.	9½	8	12	118	18	Sept.	10½	8	13	135	125	Sept.	11	8	14	112	72	Sept.	10	9	15	33	108	Sept.	14	7	16	116	59½
Octobr.	8½	8	11	129	135	Octobr.	10½	7	12	141	108	Octobr.	10	8	13	153	81	Octobr.	10	8	13	153	81	Octobr.	10	9	15	81	40	Octobr.	10½	9	16	49	72	Octobr.	14½	7	17	113	90	Octobr.	10½	10	18	46	124½
			64	57	135				69	154	18				74	47	117				79	71	53				84	124	48				89	14	90				94	178	85				99	61	87

Horten-Tabelle auf Feldern die dreimahl tragen.

250.	L.	B.	M	R.	F.	300.	L.	B.	M	R.	F.	350.	L.	B.	M	R.	F.	400.	L.	B.	M	R.	F.	450.	L.	B.	M	R.	F.	500.	L.	B.	M	R.	F.	550.	L.	B.	M	R.	F.	600.	L.	B.	M	R.	F.
Aprill	7	2	2	61	126	Aprill	5½	3	2	146	36	Aprill	5	4	3	50	90	Aprill	7½	3	3	135	—	Aprill	5	5	4	39	54	Aprill	7	4	4	123	108	Aprill	10½	3	5	28	18	Aprill	8½	4	5	112	72
May	4	3	2	63	80	May	5	3	2	110	117	May	6	3	3	18	—	May	5	4	3	87	108	May	7½	3	3	157	72	May	3	5	4	64	99	May	7	4	4	151	126	May	6	5	5	41	90
Junii	4	3	1	151	72	Junii	4½	3	2	45	—	Junii	4	4	2	112	72	Junii	6	3	3	—	—	Junii	5	4	3	67	72	Junii	7½	3	3	135	—	Junii	5	5	4	22	72	Junii	9	3	4	90	—
Julii	4	3	2	23	80	Julii	5	3	2	110	117	Julii	6	3	3	18	—	Julii	5	4	3	87	108	Julii	7½	3	3	157	72	Julii	5	5	4	64	99	Julii	7	4	4	151	126	Julii	6	5	5	41	90
August	5	3	2	93	54	August	6	3	3	18	—	August	5	4	3	87	108	August	6	4	4	12	45	August	9	3	4	108	40½	August	9½	3	4	6	108	August	8	4	5	93	135	August	7	5	6	18	81
Sept.	5½	3	2	146	36	Sept.	5	4	3	67	72	Sept.	6	4	3	168	108	Sept.	9	3	4	90	—	Sept.	6	5	5	11	36	Sept.	8½	4	5	112	72	Sept.	7½	5	6	33	108	Sept.	8	5	6	135	—
Octobr.	6	3	3	18	—	Octobr.	5½	3	3	140	9	Octobr.	5	5	4	64	99	Octobr.	9½	3	5	6	108	Octobr.	8	4	5	102	94	Octobr.	7½	5	6	51	41	Octobr.	8	5	6	175	72	Octobr.	11	4	7	100	18
			16	164	10				20	98	63				23	157	45				27	59	90				30	104	9				34	18	95				37	77	81				40	179	63

650.	L.	B.	M	R.	F.	700.	L.	B.	M	R.	F.	750.	L.	B.	M	R.	F.	800.	L.	B.	M	R.	F.	850.	L.	B.	M	R.	F.	900.	L.	B.	M	R.	F.	950.	L.	B.	M	R.	F.	1000.	L.	B.	M	R.	F.
Aprill	6	6	6	16	126	Aprill	6½	6	6	101	36	Aprill	7	6	7	5	90	Aprill	9	5	7	9	—	Aprill	8	6	8	2	117	Aprill	8½	6	8	78	108	Aprill	7½	7	8	154	99	Aprill	8	7	9	67	72
May	8	4	5	102	79½	May	7	5	6	18	81	May	7½	5	6	70	126½	May	8	5	6	175	72	May	9	5	7	152	53	May	9	5	7	152	53	May	8½	6	8	129	45	May	7½	7	9	22	54
Junii	9½	3	4	151	72	Junii	8	4	5	45	—	Junii	8½	4	5	112	72	Junii	6	6	6	—	—	Junii	9½	4	6	67	72	Junii	8	5	6	135	—	Junii	8½	5	7	22	72	Junii	9	5	7	90	—
Julii	8	4	5	102	79½	Julii	7	5	6	18	81	Julii	7½	5	6	70	126½	Julii	8	5	6	175	72	Julii	9	5	7	152	53	Julii	9	5	7	152	53	Julii	8½	6	8	129	54	Julii	7½	7	9	27	121
August	9½	4	6	108	108	August	8	5	7	21	79½	August	11	4	7	100	18	August	9½	5	8	24	108	August	8½	6	8	129	54	August	7½	7	9	21	121½	August	8	7	8	14	84	August	8½	7	10	30	135
Sept.	11	4	7	56	36	Sept.	9½	5	7	151	72	Sept.	8½	6	8	78	8	Sept.	9	6	9	—	—	Sept.	7½	7	8	154	99	Sept.	10	6	10	22	72	Sept.	9	7	10	90	—	Sept.	11	6	10	54	74
Octobr.	9½	5	8	24	108	Octobr.	8½	6	8	146	117	Octobr.	8½	6	9	88	126	Octobr.	8½	7	10	13	72	Octobr.	9	7	10	118	18	Octobr.	11	6	11	60	27	Octobr.	11	6	11	65	27	Octobr.	10½	7	12	106	126
			44	26	33				47	149	—				50	166	135				54	118	80				58	57	34				61	89	2½				64	112	59				68	45	74

Landesbibliothek Mecklenburg-Vorpommern Günther Uecker
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1759087653/phys_0717
DFG

Landesbibliothek
Mecklenburg-Vorpommern
Günther Uecker

https://purl.uni-rostock.de
/rosdok/ppn1759087653/phys_0718

DFG

Verzeichniß

Der differenten Getreide-Arten, welche in verschiedener Quantität und Dünger jedes auf einen Fleck von 3 Morgen 30 Ruthen Rheinländisch ausgesäet und Anno 1777. eingeerndtet worden.

N.	Dato.	Aussaat. Schfl.	Mz.	Dünger	Hfige	Arten des Getreides und Art der Saat.			Gedrosch. Schfl.	Mz.	Zu Gelde thl.	gr.	pf.
	1776												
1	26. Aug.	7	—	Mist	31	Stauden-Roggen in WW.	—	—	41	8	—	—	—
							Schfl.	Mz.					
						Hiervon ab zur Saat	—	7 —					
						Zum Verkauf a 20 Gr.	—	34 8					
								41 8					
2	5. Sept.	2	—	Merg.	32	Archangelscher Roggen.	—	—	30	—			
						Hiervon ab zur Saat	—	2 —					
						Zum Verkauf a 20 Gr.	—	28 —	—	—	23	8	—
								30 —					
3	12. Sept.	5	—	Merg	31	Stauden-Roggen in WW.	—	—	34	—			
						Hiervon ab zur Saat	—	5 —					
						Zum Verkauf a 20 Gr.	—	28 8	—	—	25	—	—
								33 8					
4	3. Octbr.	5	—	Mist	31	Stauden-Roggen in WW.	—	—	33	8			
						Hiervon ab zur Saat	—	5 —					
						Zum Verkauf a 20 Gr.	—	28 8	—	—	23	18	—
								33 8					
5	30. Sept.	4	12	Merg.	33	Weizen in WW.	—	—	26	4	—	—	—
						Hiervon ab zur Saat	—	4 12					
						Zum Verkauf a 1 Thlr. 4 Gr.		21 8					
								26 4					
6	9. Sept.	—	$9\frac{1}{9}$	Mist	33	Archangelscher Roggen in P.	—	—	33	10			
						Hiervon zur Saat	—	— $13\frac{1}{9}$					
						Zum Verkauf a 20 Gr.	—	32 $12\frac{8}{9}$	—	—	27	8	1
								33 10					
7	9. Sept.	1	$9\frac{3}{4}$	Mist	—	Archangelscher Roggen in S.	—	—	23	$10\frac{2}{4}$			
						Hiervon zur Saat	—	1 $9\frac{3}{4}$					
						Zum Verkauf a 20 Gr.	—	22 1	—	—	18	9	3
								23 $10\frac{3}{4}$					
8	9. Sept.	6	4	Mist	36	Weizen in P.	—	—	27	—	—	—	—
	5. Octbr.					Hiervon ab zur Saat	—	6 4					
						Zum Verkauf a 30 Gr.	—	20 12	—	—	25	22	6

NB. In Puddiger und Schmarsow sind bei jeden nur 2 Morgen gesäet, und zwar bei ersteren auf 87 Ruthen, wovon 5 Schfl. 2 Mz. gewonnen, bey letztern aber auf $46\frac{2}{3}$ Ruthen die 1 Schfl. 15 Mz. wieder gebracht. Ich habe aber die Aussaat und den Einschnitt auf einen Fleck von 3 Morgl. 30 R. berechnet. Bei Wusterwitz sind die differenten 5 Proben auf einerley Acker gemacht worden.

Landesbibliothek Mecklenburg-Vorpommern Günther Uecker
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1759087653/phys_0719
DFG

Verzeichniß

der [illegible] Getreide-Arten, welche in verschiedener Quantität und Güte jedes auf einen Bled von 3 Morgen zu säen erforderlich worden.

No.	Datum	Art des Getreides	Morgen	Ruthen	Fuß	Scheffel	Metzen	Viertel	Metzen
1	1 Aug.	Roggen	3	—	—	4	2	—	—
2	1 Sept.	Gerste	3	—	—	3	—	—	—
3	1 Oct.	Hafer	3	—	—	3	8	—	—
4	1 Sept.	Roggen	3	—	—	3	—	—	—
5	1 Oct.	Roggen	3	—	—	3	8	—	—
6	1 Sept.	Gerste	—	27	8	3	10	—	—
7	1 Sept.	Hafer	3	—	—	3	8	—	—
8	1 Sept.	Gerste	6	4	8	3	10½	—	—
9	1 Oct.	Roggen	1	93	108	—	—	—	—

NB. In jedem Jahre sind Versuche mit drei jeden mit 3 Morgen gemacht, und zwar der erstere auf 87 Quadrat-Ruthen, wovon 5 Scheffel 3 Metzen gesäet worden, der letztere aber auf 48 Quadrat-Ruthen 1 Scheffel 1 Metze weniger gestreuet. Ich habe über die Aussaat und den Ertrag dieser Versuche auf einem Bled von 3 Morgen 80 Q. Ruthen der Korpertreis und die Differenzen 5 Prozent auf einerley Weise genau berechnet.

Landesbibliothek Mecklenburg-Vorpommern Günther Uecker
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1759087653/phys_0720
DFG

LBMV Schwerin
003 104 575
33

Landesbibliothek
Mecklenburg-Vorpommern
Günther Uecker

https://purl.uni-rostock.de
/rosdok/ppn1759087653/phys_0725

DFG



Landesbibliothek Mecklenburg-Vorpommern Günther Uecker
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1759087653/phys_0726
DFG

chricht.

erverlage kommt zur künftigen
ermesse neu heraus:

historisch und kritische Betrach=
rungsformen verschiedener Reiche
, 1ster B. gr. 8. 2. Beschrei=
am 21. Jan. 1780. erfolgten Lei=
ittweten Prinzeßin von Preussen.
Berliner, zur Landwirthschafts=
12tes St. gr. 8. 20 Gr. 4. Brief=
iers, oder Denkwürdigkeiten des
nd der Hortensia von St. Just,
thlr. 5. Büffons Naturgeschichte
6ter Bd. gr. 8. 6. Geist der
8. 7. Justi, Abhandlungen von
ken, erster und 2ter B. mit vie=
Hrn. Prof. Bekmann in Göttin=
D. J. G. ökonomische Encyklopä=
thlr. 8 Gr. 9. Desselben ökon.
o. Leben der Maria von Medicis,
nd Navarra, und Prinzeßin von
. Oeconomia forensis, oder Inbe=
schaftlichen Wahrheiten, welche
wissen nöthig, 6ter und letzter
s, J. F. Oden und Lieder von
nann, Voß und Thomson, mit
zum Singen, 2te Sammlung.
eiten einer artigen Frau, oder
adame von Vilfranc, 2 Theile,
Briefe zweyer Freundinnen,
, J. F. H. moralische Encyklo=
r Band. gr. 8. 17. Voltairs
squieus Geist der Gesetze und
brechen und Strafen, aus dem
t Zusätzen von C L Paalzow. 8.
lehrte, ersten Jahrgangs 4tes
Quar=

Landesbibliothek Mecklenburg-Vorpommern Günther Uecker
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1759087653/phys_0727
DFG